This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46. i. 11

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erster Theil: Das Geisterreich.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 APR. 1932
OF OXFORD

Inhaltsverzeichniß.

I. Götterſagen.

		Seite
1.	Gott Schwabus	5
2.	Die Iſis in der Lauſitz	6
3.	Die Venus in Budiſſin	6
4.	Tſchernebog und Bielbog	7
5.	Der Flins	7
6.	Morzana	10
7.	Smertnitza	10
8.	Mara	10
9.	Dziwica, die wendiſche Jagdgöttin	12
10.	Die Kriegsgöttinnen der Wenden	13
11.	Honidlo	13
12.	Drjemotka, Herman, Pripagala (Prepilega)	13

Von heidniſchen Opferſtätten in der Lauſitz.

A. Opferſteine, Steinaltäre.

13.	Die Druiſteine bei Weigsdorf	14
14.	Der Bensſtein bei Neudörfel	15
15.	Der Sibyllenſtein bei Elſtra	16
16.	Das Jüddenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain	17
17.	Tſchernebog und Bielbog	17
18.	Der Todtenſtein bei Steina	18
19.	Der Todtenſtein bei Königshain	19
20.	Der große Stein bei Klein-Dehſa	20

B. Steinwälle.

Seite

21. Der Steinwall auf dem Löbauer Berge und das weiße Pferd . . . 21
Die übrigen in der Anmerkung.

C. Rund- oder Ringwälle.

22. Der Schmorz bei Budissin 22
Die übrigen in der Anmerkung.

23. Die Urnen 25

II. Dämonensagen.

A. Zwerge.

24. Die Querze 29
25. Querze auf einer Bauernhochzeit 30
26. Die Hochzeit der Querze 31
27. Das Zwerggeschenk der Ahnfrau 31
28. Der Allerheiligenabend auf dem Oybin 34
29. Die kegelschiebenden Zwerge auf dem Löbauer Berge 35
30. Das Zwergbegräbniß 35
31. Der Abschied der Querze 36
32. Hübel und Habel 36
33. Die Bergmännlein auf dem Stromberge 37
34. Der Bergmännlein Rache 38
35. Die Bensmännel 38
36. Die Buschmännchen in Königshain 40
37. Die Holzweiblein von Königshain 40
38. Holzweibleins Kuchen 41
39. Buschweiblein läßt sich kämmen 41
40. Holzweibleins Knaul 42
41. Holzweibleins Freunde und Feinde 43
42. Die Heinchen 43
43. Die Ludki 45

B. Nixen.

44. Die Wassernixen, der Wassermann und seine Frau 46
45. Das Wasserrecht der Nixen 47
46. Der schöne Georg und das Wasserfräulein 48
47. Der Wassermann als Freier 49
48. Der Wassernix als Kater in der Buschmühle bei Lübbenau 51
49. Der Wassernix und der Bär in der Oelmühle bei Frauendorf . . . 52
50. Der gefangene Wassermann bei Warthe 53
51. Die Wassermannsfrau und die Wehmutter 54
52. Wasserfrau als Kindbetterin 55
53. Die Wasserfrau rächt sich an einem Fleischerburschen zu Zittau . . . 55
54. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Rothenburg 56

C. Kobolde.

55. Der Kobold 56
56. Der grüne Peter und die Däumlinge 57

		Seite
57.	Der Irrwisch	58
58.	Der große Leuchter	59
59.	Die lustigen Geister auf dem Knappberge	60
60.	Der Feuermann	60
61.	Der Feuerputz in Lauban	61
62a.	Die Gottesklage	62
62b.	Die Wehklage	62
63.	Das Aschenweibchen zu Zittau	63
64.	Das Pfarrmännel in Kleslingswalde	64
65.	Der Spiritus Familiaris des Peter Hanspach von Rosenhain	64
66.	Das Alraunmännchen	64
67.	Die Elben	65
68.	Der Alp, Murawa	66
69.	Der Vampyr	67
70.	Die Pilweisen zu Lauban	68
71.	Der Wechselbalg (Přemenk)	69
72.	Das Mittagsmännchen	69
73.	Das böse Weib (Slaczona)	69
74.	Die Mittagsfrau (Připolniza)	70
75.	Das Mittagsgespenst in Diehsa	71
76.	Die Mittagsfrau bei Kosel	71
77.	Der Bubbock	72
78.	Windes Burschen (Wyetrec holcy)	72

D. Thierdämonen.

79.	Der Drache	73
80.	Der Lindwurm (waka, palowaka)	74
81.	Der Haselwurm	75
82.	Der Schlangenkönig von Lübbenau	75
83.	Die Schlangenkönigin von Klingewalde	77
84.	Der Natternkönig von Königshain	78
85.	Der Otternstein bei Neuhaus	79
86.	Der Basilisk in Budissin	79
87.	Der unheimliche Krebs bei Quitzdorf	80
88.	Das spukende Kalb bei Quitzdorf	80
89.	Das Zauberkalb auf dem Bobliker Damme	81

E. Riesen.

90.	Das Riesengeschlecht	81
91.	Der Riesenkegelschub auf dem Oberoderwitzer Berge	81
92.	Die Riesenkeule bei Heidersdorf	82
93.	Der Ameisenberg bei Oybin	82

III. Teufelssagen.

94.	Die Teufelsmauer zu Gojaz	87
95.	Der Steinberg bei Hennersdorf	88
96.	Der Teufelsstein bei Kamenz	89

		Seite
97.	Der Teufelsstein bei Kleinbautzen	90
98.	Das Teufelswehr bei Wehrau	90
99.	Der Wettstein bei Markliſſa	91
100.	Der Teufelsstein bei Triebel	91
101.	Der Teufelsstein bei Klein-Biesnitz	92
102.	Die in den Stein gedrückte Karte	92
103.	Teufelsspiel	93
104.	Die Teufelsfußtapfen bei Prietzen	93
105.	Der rothe Görge zu Gerlachsheim	94
106.	Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf a./Sp.	95
107.	Der Nachtschmied zu Görlitz	96
108.	Der Andreasstein bei Rauscha	98
109.	Der Teufelsgang an der großen Mühle bei Budiſſin	99
110.	Der Blutfleck am Waldauer Schloſſe	99
111.	Die Teufelsstube zu Teufelswehrau	100
112.	Der Teufel verliert bei Haidegersdorf seine Steine	100
113.	Des Teufels Ausgedinge	101
114.	Der Teufel fä't Junker	101
115.	Der Teufelsstein bei Königshain	101
116.	Der Teufelskeller in der Scale am Löbauer Waſſer	102
117.	Der Teufelsstein bei Stenker	102
118	Noch einige Teufelssteine. I.—VI.	102
119.	Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen	104
120.	Der Teufel stört ein Paſſionsspiel	104
121.	Der Teufel holt zu Budiſſin einen Küchenjungen	105
122.	Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten	105
123.	Die Teufelsreiter zu Sorau. I. und II.	106
124.	Der Teufel will Beeren kaufen	106
125.	Der Teufel wirft einen Brautwagen um	107
126.	Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um	107
127.	Der Teufel will einen Schuster holen	107
128.	Der Teufel holt einen Flucher	107
129.	Wie George Schönrich vom Teufel entführt wird	108
130.	Teufelsspuk in Budiſſin	108
131.	Der Teufel will eine Jungfer verführen	108
132.	Teufel heulen im Feuer	109
133.	Eines Advokaten Weib wird vom Teufel übel geplagt	110
134a.	Rauch und Dampf in der Görlitzer Peterskirche	113
134b.	Die Geistlichkeit von Muskau rettet einen Manichäer von seinem Pakt mit dem Teufel	114

IV. Spukgeister- und Gespensterſagen.

135.	Bern Dietrich	121
136.	Blauhütel	122
137.	Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge	123
138.	Pan Dietrich	123
139.	Der Nachtjäger in Zilmsdorf	124

		Seite
140.	Heidut	125
141a.	Der wilde Jäger bei Hahnewalde	127
141b.	Der wilde Jäger bei Löbau	127
142.	Der Nachtjäger in Torga	128
143.	Der tolle Junker	128
144a.	Der Nachtjäger zu Tormersdorf	129
144b.	Der Nachtjäger bei Schwerta	129
145.	Der Teufelsjäger auf der Luchsenburg	130
146.	Der Zaubervogel auf der Lausche	131
147.	Das Grab des bösen Jägers zu Horka	132
148.	Der Eberzahn	132
149.	Der dreibeinige Hase zu Mückenhain	133
150.	Der verbannte Geist zu Wiesa	134
151.	Das Banngehölz zu Diehsa	135
152.	Der böse Herr von Spree	137
153.	Ritter Wigand in Meffersdorf	137
154.	Der gespenstische Rathsherr in Zittau	138
155.	Gobius und der Leichenwagen in Görlitz	138
156.	Die Dorfbach zu Rengersdorf	139
157.	Der Mann mit dem Kopf unter'm Arm	140
158.	Hans-Christel in Maltitz	140
159.	Der Holzmann bei Kittlitz	141
160.	Der schwarze Hans und der Geigenfriedel zu Wehrau	141
161.	Das Kirchhofgespenst	142
162a.	Der Mönch auf dem Kirchthurm	142
162b.	Der gespenstische Lautemann zu Zittau	142
163.	Der gespenstische Mönch in Kamenz	143
164.	Der gespenstige Mönch in Lauban	144
165.	Von andern Mönchsgespenstern. I.—III.	144
166.	Die weiße Frau im Schloß zu Sohra	145
167.	Die weiße Frau auf dem Auersberge	146
168.	Das Fräulein vom Zangenberge. I.—III.	146
169.	Die weiße Frau bei Schönbrunn	148
170a.	Das Schloßfräulein von Meffersdorf	148
170b.	Die Jungfernberge bei Mochholz	149
171.	Die weiße Frau auf den Teichwiesen bei Görlitz	149
172.	Die weiße Frau und der Mönch ohne Kopf im Sorauer Schlosse. I.—II.	150
173.	Der ewige Durst	150
174.	Der schwarze Hund in Budissin	150
175.	Der feurige Pudel auf dem Löbauer Berge	151
176.	Der schwarze Hund in Kamenz	152
177.	Der schwarze Hund in Görlitz	152
178.	Der feurige Pudel in Görlitz	153
179.	Der schwarze Hund am Hopfenberge zu Rothwasser	153
180.	Das weiße Pferd auf dem Frauenkirchhofe in Görlitz	154
181.	Der Alex zu Horka	154
182.	Eine Teufelsdohle besucht die Oberlausitzischen Stände	156
183.	Der verwünschte Hecht in Melaune	156

Seite

184. Der gebannte und befreite Geist 157
185. Der unruhige Geist 157
186. Die Saufgespenster 158
187. Der blutende Geist 160
188. Die nächtlichen Säemänner 160
189. Der gespenstische Ochse bei Horka 161
190. Das Galgengespenst bei Löbau 161
191. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten 162
192. Der todte Junge bei Droskau 162
193. Die tanzenden Steinmänner in Königshain 163
194. Der Reiter ohne Kopf bei Görlitz 163
195. Der spukende Böttchergeselle bei Görlitz 163
196. Der ruhelose Geist in Görlitz 164
197. Das Militärgespenst in Budissin 164
198. Das Abenteuer des Fähndrichs Sinclaire auf dem Beitscher Berge . . 164
199. Die Erscheinung des verstorbenen Eheherrn 166
200. Wiederkehr eines todten Pfarrers 167
201. Das versunkene Schloß bei Wittichenau 169
202. Das versunkene Schloß bei Kosel 169
203. Die versunkenen Menschen 170
204. Die spukenden Kugeln 170
205. Spuk in Nieda 171
206. Der Futterschneider und die unheimlichen Gäste 171
207. Die zur Buße vermahnenden Geister 172
208. Ein Mädchen wird durch die Luft geführt 172
209. Einem Bauerjungen werden die Kleider vom Leibe gerissen 173

V. Zaubersagen.

210. Die beiden Zauberer bei Reschwitz 177
211. Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge 177
212. Der Krystallsarg im Cottmarsberge 178
213. Der in einen Frosch verwandelte Heide bei Milkwitz 179
214. Die verbannten Bauernburschen bei Gölenau 180
215. Viehsterben durch Zauberei bewirkt 180
216. Die Pestgrube zu Tormersdorf 182
217. Elbils Zauberpferd 182
218. General Sybilsky 183
219. Von einem bösen Herrn in Groß-Särchen 184
220. Martin Pumphut 185
221. Der Pelzmann zu Schmölln 188
222. Der kluge Mönch von Kamenz 188
223. Pastor Pech, der Hexenmeister 189
224. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde 191
225a. Kaspar Dulichius 192
225b. Von einem Schwarzkünstler in Sorau 193
226. Die Hexen 193
227. Die Hexenkur 194

		Seite
228.	Verunglückte Bierschankhexerei	195
229.	Große Dürre durch Hexerei	195
230.	Helena Gottschalk, die bezauberte Jungfrau	196
230.	Hexenprozeß in der Niederlausitz vom Jahre 1621	196
232.	Zauberspiegel	198
233.	Zauberlichter	199
234.	Zauberei in Sorau	199
235.	Liebeszauber rächt sich	200
236.	Zauberprozeß in der Oberlausitz	201
237.	Der verliebte Hengst	201
238.	Das herumirrende Stiefelpaar	202
239.	Ein Bauer macht, daß die Diebe stehen bleiben müssen	202
240.	Hieb- und Stichfest	203
241.	Die Mordsuppe	204
242.	Valentin Dominus und der Görlitzer Henker	204
243.	Von einem andern zauberischen Henker	204
244.	Die Kerbemühle bei Markliffa	204
245.	Der Feuersegen zu Budissin	205
246a.	Das Dorf ohne Sperlinge	206
246b.	Das Zauberschloß auf dem Stromberge	207

VI. Schatzsagen.

247.	Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge. 1. Sage	213
248.	Desgl. 2. Sage	213
249.	Desgl. 3. Sage	215
250.	Desgl. 4. Sage	216
251.	Der feurige Hund auf dem Löbauer Berge	216
252.	Der Schatz auf dem Stromberge. 1. Sage	217
253.	Desgl. 2. Sage	218
254.	Desgl. 3. Sage	218
255.	Desgl. 4. Sage. Der Schatz verläßt den Stromberg	219
256.	Der Schatz auf der Landeskrone. 1. Sage	219
257.	Desgl. 2. Sage	220
258.	Desgl. 3. Sage	221
259.	Der Schatz auf dem Protschenberge. 1. Sage	221
260.	Desgl. 2. Sage	222
261.	Desgl. 3. Sage	222
262.	Desgl. 4. Sage	223
263.	Desgl. 5. Sage	223
264.	Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse. 1. Sage	224
265.	Desgl. 2. Sage	225
266.	Der Schatz auf dem Zangenberge. 1. Sage	226
267.	Desgl. 2. Sage	227
268.	Das Teufelsfenster am Czernebog	227
269.	Der Goldkeller am Frageberge	228
270.	Der Schatz im Venusberge bei Ostritz	229
271.	Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge	229

Seite

272. Der Schatz auf dem Schwosdorfer Berge 229
273. Die Weihnachtsbescheerung im Krischaer Wäldchen 230
274. Der Schatz in der Blösaer Schanze 231
275. Der Schatz auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz 231
276. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau 232
277. Der Schatz auf dem Junkerberge bei Lauban 232
278. Der Schatz auf dem Kückelsberge bei Kamenz 233
279. Der Schatz auf der alten Burg bei Triebel 233
280. Der Schatz beim Quitzdorfer Raubhause 234
281. Der Schatz auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha 234
282. Der Schatz im Dittersberge auf dem Eigen 235
283. Der Schatz auf dem Schafberge bei Baruth 235
284. Der Schatz in der Budissiner Mönchskirche 235
285. Schätze bei Muskau 236

Wo sonst noch Schätze liegen:

286. 1. Sage. Der Pfarrkeller zu Schönau auf dem Eigen 236
287. 2. Sage. Der Schatz im Keulenberge bei Reichenbach 236
288. 3. Sage. Der Schatz im Borchelt bei Stargardt 236
289. 4. Sage. Der Schatz im Weinberge bei Lauban 237
290. 5. Sage. Der Schatz auf dem Ohbin 237
291. Der unterirdische Gang in Spremberg 238
292. Der unterirdische Gang in Sorau 239
293. Die drei goldenen Kronen im Neschwitzer Wallgraben 239

VII. Wundersagen.

294. Von dem Kräutlein Sonnenthau 243
295. Das Veilchen vom Tschernebog 243
296. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge. 1. Sage 244
297. Desgl. 2. Sage 245
298. Die Wunderblume auf dem Schalkfteine 246
299. Der Goldvogel in der Muskauer Haide 246
300. Der Walstein 246
301. Der Krötenstein und der Herzstein 247
302. Von den Geschlechtskarpfen 247
303. Der Jugendbrunnen 248
304. Der güldene Brunnen bei Werchau 249
305. Der Hankabrunnen in Collm 249
306. Der Brautbrunnen bei Lichtenberg 249
307. Der Gotschdorfer Heilbrunnen. 1. Sage 250
308. Desgl. 2. Sage 250
309. Der Zehrbrunnen bei Giehren 251
310. Der Schönberger Gesundbrunnen 252
311. Das heilende Wasser bei Wittichenau 252
312. Der Hungerbrunnen bei Uhyst am Taucher 252
313. Der Engelsbrunnen bei Oberwitz 253
314. Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf 253

		Seite
315.	Von blutenden Kornhalmen	254
316.	Von einem blutenden Todtenknochen	255
317.	Das Baarrecht	255
318.	Blutende Leiche verräth einen Mörder	256
319.	Von blutenden Dielen	256
320.	Von blutigem Brei	257
321.	Blutiges Wasser	257
322.	Blutregen	257
323.	Manna fällt vom Himmel	258
324.	Fischregen	258
325.	Schwefelregen	258
326.	Getreideregen	258
327.	Steinregen	259
328.	Das verlorene Wasser bei Penzig	259
329.	Die Herrenwiese bei Jauernick	260
330.	Der bestrafte Meineid	260
331.	Der falsche Schwur	261
332.	Die verfluchte Hand	261
333.	Der Burgsberg zu Schönberg. 1. Sage	261
334.	Desgl. 2. Sage	262
335.	Der bestrafte Gotteslästerer	263
336.	Hans Hicke, der bestrafte Sabbathschänder	263
337.	Pfarrer Nicolai zu Cunnewalde bei Bautzen	263
338.	Bestrafte Lästerung	264
339.	Flucher wird auf der Stelle bestraft	264
340.	Von einer Besessenen in Sorau	265
341.	Wie aus dem Görlitzer Schuster Jacob Böhme ein berühmter Prophet geworden. I.—III.	265
342.	Todespropheten. I. und II.	266
343.	Barthel Kneschke's Weissagung	267
344.	Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte	267
345.	Seltsame Ereignisse bei einer Hochzeit	269
346.	Das zersprungene Arzneiglas	269
347.	Zersprungenes Glas	269
348.	Ein ahnungsvoller Traum	270
349.	Die Ermordung des Heinrich Gottlob von Döbschütz	270
350.	Das Glöcklein im Nonnenkloster zu Budissin	271
351.	Vorzeichen des Todes der Görlitzer Burgemeister und Geistlichen	271
352.	Vorzeichen des Todes der Budissiner Rathsherren	271
353.	Das schwarze Kreuz auf dem Bette	272
354.	Vorboten der Pest. I.—III.	272
355.	Vorboten großer Theuerung	273
356.	Die bedeutungsvollen Trommelschläge	273
357.	Von einigen Wunderzeichen am Himmel	274
358.	Krähenkrieg	275
359.	Vorboten der Belagerung von Budissin	275
360.	Der feurige Besen	276
361.	Das blutige Kreuz	276

		Seite
362.	Vorzeichen des Budissiner Brandes	276
363.	Vorzeichen einer Sorauer Feuersbrunst	276
364.	Vorzeichen vom Brande des Postwitzer Pfarrhauses	277
365.	Brandwunder	277
366.	Die Oelquelle	277
367.	Der wunderbare Brodvorrath	278
368.	Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf	278

Einleitung.

Bei der Abfassung eines lausitzischen Sagenbuches handelt es sich nicht um die gelegentliche Ausfüllung einer Lücke, sondern um die Errichtung eines Hauptpfeilers am Bau der vergleichenden Sagenwissenschaft. Es gilt nicht nur eine unverhältnißmäßig große Menge von Sagen zu sichten und zu ordnen; es gilt vorzüglich, den Werth einzelner kostbarer Funde an's Licht zu stellen. Dieser Werth ist ein mythologischer. Er besteht in dem alten ächten Golde der heidnischen Urüberlieferung. In vielen Sagen unseres ersten Theiles ist es aufbewahrt. Da schimmert's durch den Rost von Jahrhunderten hindurch. Wie kommt aber die Lausitz zu diesem Schatze? Die Antwort ist nicht schwer. Dieses Land ist uraltheiliger Boden. Hier häufen sich die sichtbaren Ueberreste des alten Götterdienstes in der augenfälligsten Weise.

Dieses Land war durchweg ein Tempel, und ein priesterliches Volk, die Semnonen, der Stamm Levi unter den Germanen, wallte durch die Säulenhallen seiner heiligen Haine und kniete an den granitnen Altären seiner Berge.

Von den Göttern dieser deutschen Urbevölkerung weiß freilich selbst die Sage nicht mehr viel zu erzählen. Es liegt dies in der geistigeren Art des altgermanischen Götterglaubens. Bei uns kommt aber dazu die frühzeitige Verschmelzung mit slavischer Nation und Religion. Diese Verschmelzung wurde erleichtert durch eine gegenwärtig fast evident bewiesene, ursprüngliche Verwandtschaft beider Stämme. Es ist daher in den meisten Fällen schwer zu sagen: dies ist germanisch und jenes ist slavisch. Nur in der unvermischt gebliebenen Wendei, dieser slavischen Volks- und Sprachinsel, finden wir einige rein national gebliebene Idole mit dem alten Götternamen und es ist eine sehr interessante Wahrnehmung, daß dieselben ihr gespenstiges Dasein bis auf den heutigen Tag fristen.

Von dem deutschen Götterhaushalt ist vorzüglich das Gesinde übrig geblieben — die Zwerge, und sie haben ihre humoristische, bald derbe, bald wehmüthige Natur vortrefflich bewahrt.

Solch ein ausgesprochen deutsches Gepräge haben besonders die südlicheren Gebirgsgegenden, das Königshainer und das Zittauer Bergland.

In den meisten Fällen ist es jedoch schwer zu sagen, ob der alte Götterbaum mehr der deutschen Eiche oder der wendischen Weide geglichen habe, als die Streitaxt der christlichen Eroberer seinen Stamm fällte, ihr Feuer sein vielverzweigtes und vielnamiges Geäst verbrannte und auf der altheiligen Erde das christliche Kreuz in den Boden gepflanzt wurde.

Der unförmliche Baumstumpf, schwarz angeräuchert, ist stehen geblieben und zum häßlichen Teufelszerrbilde geworden. Aber die Zweiglein und Blätter des Baumes, welche die Bekehrer aus Geringschätzung liegen ließen, hob das Volk auf und bewahrte und pflegte sie in seinen Hütten, schmückte sich damit bei seinen Festen, und legte sie wohl gar zwischen die Gesangbuchsblätter, sie harmlos mitzunehmen beim Kirchgang. Diese einzelnen Blätter vom großen Baume des alten Götterglaubens sind unsere mythologischen Sagen. Zuweilen noch mit der alten grünen Farbe ihres Ursprungs, oft aber vergilbt und zerfressen von den Einflüssen der modernen Kultur, so magst du sie noch heute finden, wenn du zu suchen verstehst, sei es in den staubigen Chroniken einer städtischen Büchersammlung, wo sie oft wie in ein gelehrtes Herbarium eingeklebt erscheinen, sei es in den Stammbüchern alter Geschlechter, im Ahnensaale der Schlösser, wunderlich eingeschnörkelt in die Verzierungen des Wappens, am schönsten und frischesten aber in der niederen Dorfhütte, dort im Wandschränklein, wo des Volkes Hausgötter wohnen, zwischen Bibel und Gesangbuch, bei Heiligenbildern und altehrwürdigen Schaustücken.

Eine besondere Beachtung verdienen die Festgebräuche des Landvolks. Hier gehen die Wurzeln des Volkslebens fast überall tief hinein in den dunkeln Urwaldsgrund des Heidenthums und wenn eine geordnete Sammlung derselben vorläge, wie sie eigentlich eine nothwendige Ergänzung des vorliegenden Werkes ist, so würde man erstaunen über die Fülle bedeutsamer Sitten und Ceremonien, und über die Zähigkeit, mit der so mancher Gebrauch, dessen ursprünglicher Sinn dem Volke abhanden gekommen, sich um die kirchlichen und Familienfeste der Gegenwart klammert.*)

Manche äußeren Umstände haben dazu beigetragen, die alten Sagen und die alten Gebräuche zu konserviren. Die historische Unselbstständigkeit dieses von der Geschichte fast vergessenen Winkelgaues hat dem stillen Traumleben der Sage Vorschub geleistet. Ein schönes, vielbegehrtes Land, herumgeworfen zwischen Sachsen und Schlesien, der Mark und dem Königreich Böhmen, hat die Lausitz immer eine abhängige Rolle gespielt, dabei aber immer ihre alten Privilegien und ihre eigenthümliche Verfassung desto sorgfältiger zu bewahren, desto selbstständiger auszubilden vermocht. Fern von dem Glanze, aber auch von der Verderbniß eines eigenen Fürstenhofes, konnte sich, beson-

*) Ich hatte ursprünglich die Absicht, diese Sitten und Gebräuche als Anhang diesem Werke hinzuzufügen; aber der Stoff häufte sich so gewaltig, daß ich davon abstehen mußte.

ders in der Zeit des Sechsstädtebundes, ein freies Bürgerthum in eigenthümlicher Kraft und Gesundheit ausbilden. Die Lausitz hat keine persönlich eingreifende Theilnahme an der Entwickelung des großen Vaterlandes aufzuweisen, keine eingeborenen Heldennamen auf die Gedenktafeln ihrer Geschichte zu schreiben, aber dafür ist sie auch frei geblieben von der Erbschuld deutscher Staatsverhältnisse, von politischem Partikularismus. Diese politische Parteilosigkeit hat manches Gute gehabt. Sie ist die Quelle der wissenschaftlichen Unparteilichkeit unserer Geschichtsschreiber. Wo aber hervorragende Geister unter uns auftauchten, da durften sie sich frei von den Spalieren der Höfe und Akademien, die sonst wohl den originalen Wuchs des Genies zu verkümmern und nach Regeln und Tendenzen zu zwängen pflegen, in ihrer eigenen angeborenen Kraft entwickeln, um unmittelbar hinauf zu wachsen in die ideale Höhe einer großen und freien Auffassung des vaterländischen Lebens. Jakob Böhme, Lessing, Fichte — giebt es deutschere Namen unter den Denkern und Dichtern?

Die Liebe zur Heimath war den Verhältnissen gemäß ohne Selbstsucht und Ehrgeiz. Die Arena der Lausitzer war die Wissenschaft. Der lausitzer Gelehrte ist der echte Repräsentant dieses Landes und die Provinzialgeschichte sein bevorzugtes Feld. Das Gelehrtenleben in der Lausitz hat einen geselligen, konservativen, historischen Anstrich. Dies erklärt zum Theil den alten Ruf unsrer zahlreichen Gelehrtenschulen, die unverhältnißmäßige Menge lausitzischer Studentenverbindungen auf deutschen Universitäten, besonders aber die Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und den in den großen Literaturgeschichten noch lange nicht hinreichend beleuchteten Umstand, daß auch die berühmte deutsche Gesellschaft zu Leipzig von Lausitzern gegründet ist.

Ich nannte vorhin drei berühmte Namen. Jene drei Männer haben Ein Gemeinsames, einen ruhelosen, mit Zweifeln ringenden, Alles auf's Spiel setzenden Trieb nach Wahrheit. Der eine suchte sie in den geheimnißvollen Abgründen des religiösen Gemüths, der andere auf den Gletscherhöhen des reinen Denkens, der dritte und größte, Lessing, in den realen Erscheinungen des Lebens. Der Sinn für die Realitäten in den Dingen ist dem Lausitzer eigenthümlich. Er ist deshalb wenig poetisch. Die Lausitz verhält sich zu Schlesien, wie Prosa zur Poesie. Aber der anhängliche und freie, gläubige und forschende Geist der Geschichte ist sein Eigenthum. Er ist der treibende Geist in der merkwürdig großen Menge von Urkundensammlungen, Genealogien und Lokalchroniken, er gab so manchem unberühmten Landpastor die Schaufel in die Hand, um nach Kelts und Urnen zu graben und drückte ihm die Feder in die Rechte, um im Namen Gottes die Chronik seines Dörfleins treu und gewissenhaft niederzuschreiben.

Es liegt auf der Hand, wie dies Alles dazu beitragen mußte, die

Sagen des Volks zu konserviren und ungeschminkt ohne die zusammenfabulirten Schnörkel eines poetisirenden Literaten auf die Nachwelt zu bringen.

Daß diese Chronisten häufig Landgeistliche waren, konnte der Sage ebenfalls nur günstig sein. Der unmittelbare, herzliche und beziehungsreiche Verkehr mit dem Landmann, die Verwandtschaft zwischen Glauben und Aberglauben, den Geheimnissen der Religion und denen der Natur vermittelten die Mittheilung. Die handschriftliche Historia naturalis Lusatiae superioris des Pastors Abraham Frenzel zu Schönau auf dem Eigen, die in mancher Beziehung der berühmten Weltbeschreibung des Prätorius, welcher Jakob Grimm so hohen Werth beilegt, an die Seite zu stellen ist, zeigt uns den lutherischen Pastor in einem fast intimen Verhältnisse zu den traulichen und schreckhaften Geistern der Sage. Es gehört eben zu der konservativen und volksthümlichen Richtung der lutherischen Kirche, daß sie sich gegen den theils mit dem katholischen mittelalterlichen Kirchenthum verschmolzenen, theils ächt heidnisch gebliebenen Volksglauben toleranter verhielt, als die reformirte. Ist es nicht von Bedeutung, daß Luther mit so naiver Gläubigkeit an den Ammenmärchen von Wechselbälgen, Nixen, Schrötlein u. s. w. hing? Ist er nicht auch dadurch der Mann des Volkes geworden? Ja, hat nicht durch die lutherische Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts die humoristisch schreckhafte Gestalt des deutschen Volksteufels eine eigenthümliche Färbung bekommen als lutherischer Kirchenteufel? Es darf uns daher auch von dieser Seite nicht wundern, wenn bis in die neueste Zeit hinein fast alle Kirchenfeste gleichsam arabeskenartig umgeben sind von hundert heidnischen Gebräuchen, es darf uns nicht wundern, wenn der lutherische Pastor die Ranken des heidnischen Gewächses unbesorgt hinaufklettern ließ an der Kirche und zum gothischen Fenster hinein und bis hin an seinen Predigtstuhl.

Als aber in späterer Zeit der theologische Horizont sich aufzuhellen begann, da gehörte es wieder zur Pastoralweisheit, das als Unkraut erkannte Gewächs lieber zu schonen, als mit ihm zugleich die zarten und gar empfindlichen Wurzelfasern des wahren Glaubens zu verletzen.*) Soviel vom theolo-

*) Hier gilt das Wort: Verderbe es nicht, es ist ein Segen darin! Auch scheint es fast, als ob der Aberglaube seine Dosis Anerkennung fordere; sonst schlägt er den aufklärungsstolzen Verächter in den Nacken und straft ihn, der den poetischen Volksglauben verspottet, mit dem noch viel lächerlicheren Unsinne der Geisterklopferei und Tischrückerei, dieser salonfähigen Abgeschmacktheit, diesem Aberglauben im Frack. Und vor Allem: Es bleibt doch dabei, daß der Aberglaube immer noch Religion ist, wenn auch falsche, verzerrte, Sinnliches und Uebersinnliches vermischende, während der moderne Unglaube, den Staub des Materialismus in sich fressend, jede überirdische Geisteswelt leugnet. Freilich ist der Aberglaube dem christlichen Glauben vielfach diametral entgegengesetzt, denn ihm ist das Leben ein kosmisches Gebiet und kein sittliches, er beschränkt die göttliche Allmacht durch ein übergöttliches Schicksal und durch die frevelhafte Kraft menschlicher Zauberei. Aber wir sollten doch nicht vergessen, daß mancher Aberglaube auch eine ächt religiöse Seite hat, ferner daß viele abergläubische

gischen Standpunkte. Hat aber die Sage bei den Theologen Duldung gefunden, so hat sie von dem Historiker mehr als Duldung, sie hat Pflege zu beanspruchen. Es ist nicht zu fürchten, daß die Dämmerung der Sage das helle Licht der wirklichen Geschichte trübe. Auch ist die Sage nicht nur eine überflüssige, wenn auch unschuldige romantische Arabeske der Geschichte: sie ist mehr. Sie ist wie alle wahre Dichtung keine bloße Erdichtung, sondern höhere Wahrheit. Sie ist die Poesie, wie sie sich mit der innern Nothwendigkeit eines Naturprozesses in dem hellseherischen Geiste des Volkes von selbst erzeugt. Dies hat die Sage mit dem Volksliede gemein. Kein Einzelner hat sie erfunden oder erdichtet und es ist der poetische Geist eines ganzen Volkes, der zu uns spricht in jeder einzelnen Sage. Wie das Volkslied, von dem man nicht sagen kann von wannen es kommt und wohin es geht, so fliegt auch die Sage über die Lande und macht Wohnung am Herde, im Walde, auf dem einsamen Berge, als hätten Vögel sie im Schnabel über die Berge getragen, als führten Käfer sie wie Blüthenstaub von Baum zu Baum. Darum führt uns die Poesie der Sage tiefer in das Verständniß des Geistes einer Zeit, eines Volkes ein, als prosaische Berichte von Thatsachen, Namen und Zahlen. Kein Geschichtsbuch vermag uns so deutlich über den deutschen Volksgeist zur Zeit der Völkerwanderung aufzuklären, wie die Nibelungensage, und nicht aus dem Thucydides, sondern aus dem Homer lernen wir den griechischen Volkscharakter verstehen. Ob Markgraf Gero wirklich dreißig Wendenfürsten hinterlistig getödtet habe, steht dahin. Daß aber diese Sage das blutige Werk der Heidenbekehrung in der Lausitz und den harten Charakter Gero's richtig kennzeichnet, ist gewiß. Deshalb ist auch der sagenkundige Aventinus neuerdings mit Fug und Recht wieder zu Ehren gekommen.

Eine bevorzugte Stellung hat unter den älteren Geschichtsschreibern der

---

Meinungen auf der Wissenschaft unzugänglichen, aber trotzdem vorhandenen und wirksamen Naturgesetzen beruht und schließlich daß die psychologischen Wunder, wie prophetische Träume, Ahnungen, Anzeichen, Visionen, sich wirklich ereignen und durch Nichts hinweg zu disputiren sind. —

Ja, das ist ein Hauptreiz der Mythenforschung, daß sie uns in eine Zeit zurückversetzt, wo der Mensch noch gleichsam mit der Nabelschnur festhing an der Mutter Erde und, statt der harten Kost des Denkens die süße Milch tellurischer Gefühle schlürfend, an ihrem Mutterbusen lag, wo er im innigsten Zusammenleben mit der Natur eine Feinheit der Beobachtung und eine Sicherheit des Naturgefühls besaß, die wir nur durch die Wahrnehmungen des sogenannten animalischen Magnetismus und der Hellseherei unserm Verständniß einigermaßen näher führen, aber mit unseren abgestumpften Sinnen und unserem vom mütterlichen Boden losgelösten Gefühl nicht mehr vollständig begreifen können. Auch ist kein ächter Aberglaube ganz sinnlos. Man versetze sich nur in die symbolische Ausdrucksweise dieser Geheimwissenschaft und man wird erstaunen über das ästhetische und logische Feingefühl, welches der Mensch schon auf der Kindheitsstufe seiner Geistesbildung zu entwickeln im Stande war.

Lausitz nur der oben erwähnte Abraham Frenzel der Sage eingeräumt. Meistens muß sich der Sagenforscher durch ganze Berge von historischen Berichten und Abhandlungen hindurch graben, bis er die wenigen Zeilen findet, in denen für ihn der kostbare Fund einer sagenhaften Erzählung enthalten ist. Erst auf Anregung Büsching's und später der Gebrüder Grimm haben einzelne Lausitzer begonnen, Sagen aus dem Volksmunde zu sammeln, und bruchstückweise in Büsching's „Wöchentlichen Nachrichten" und im „Lausitzischen Magazine" mitgetheilt. Vorzüglich verdienen genannt zu werden: Theodor Pescheck, Gräve, Liebusch, Gustav Köhler und Leopold Haupt.

Das einzige bereits vorliegende Bruchstück einer gedruckten Sammlung lausitzischer Sagen von Gräve ist nun freilich das Ideal eines Sagenbuches, wie es nicht sein soll. Der armen, armuthseligen Sage ist arge Gewalt angethan worden durch eine wahrhaft rococoartige Ueberladung mit langathmigen Redensarten, burlesken Randbemerkungen, gelehrtem Wortkram, schwülstigem Periodenbau, willkürlichen Ausmalungen und selbsterfundenen Namen, Daten, ja Thatsachen. Es war eine schwere Arbeit, diesen Augiasstall zu säubern, und sie ist stellenweise noch nicht gelungen, weil auch ein noch so sicheres Taktgefühl den frischen Strom der ursprünglichen Quelle niemals zu ersetzen im Stande sein würde; seine Quelle aber hat der Verfasser konsequent verschwiegen und uns so in den meisten Fällen eines jeden Korrektivs für seine Arbeit beraubt. Immerhin bleibt dem Büchlein das Verdienst eines ersten Versuches, redlichen Willens und großen Fleißes. Zwei verdienstvolle handschriftliche Sammlungen, die eine vom Lehrer Schön in Nieder-Neundorf, die andere vom Lausitzischen Studentenverein in Breslau angelegt, tragen dagegen das Gepräge der Einfachheit und Treue, wie es der Natur der Volkssage angemessen ist.

In Bezug auf mythologische Forschung und Deutung ist bisher in der Lausitz wenig geschehen. v. Anton in seinem Versuche über die Slaven, Worbs in seinem neuen Archiv und Hortzschansky in den Provinzialblättern haben sich vorzüglich mit den heidnischen Volksfesten beschäftigt. Liebusch in Senftenberg hat in seiner Scythika (mit einer Vorrede von Jacob Grimm) ein kühnes und phantastisches Paradoxon durchgeführt. Sein Buch ist wenig brauchbar, obgleich in verständnißvollem Sinne und Geist verfaßt. Gustav Köhler hat im N.-L. Magazin einzelne dankenswerthe und durch geistvolle Kombinationen gewürzte Sagenforschungen angestellt. Dr. theol. Anton, mein nun auch dahingeschiedener hochverehrter Lehrer, hat das Verständniß des mythischen Volksthums nach linguistischer und etymologischer Seite sein ganzes langes Leben hindurch gefördert durch die Sammlung der lausitzischen Provinzialismen. (Diesen Arbeiten schließt sich mein Versuch über die Schlangensagen im N.-L. Magazin Bd. 36, S. 156. an.) Die größten Verdienste aber um die Kunde des lausitzischen Volksthum der Vorzeit auch nach mythologischer

Seite hin hat sich Th. Preusker in Großenhain durch seine rastlosen Sammlungen und Forschungen auf dem Gebiete der heidnischen Archäologie erworben. Auch gegenwärtige Arbeit erfreute sich seiner Theilnahme und Unterstützung. Ihm, sowie den Herren Diaconus Liebusch in Muskau und Lehrer Schön in Rothwasser hiermit meinen herzlichen Dank.

Die Form, in der ich die Sagen gebe, ist eine möglichst einfache. Aller angehängte Redeschmuck kann der ursprünglichen Schönheit der Sage nur schädlich sein. Die Poesie der Sage wirkt durch sich allein. Wer sie künstlich herausputzen will, thut ihr Gewalt an und benimmt ihr allen ursprünglichen Zauber. Sagen sind Blumen, die mit keuscher Hand angefaßt sein wollen. (Doch habe ich einzelnen Sagen, bei denen sich der Chronikenstyl des 16. oder 17. Jahrhunderts als etwas nicht fremd Hinzugekommenes, sondern so zu sagen Angeborenes auswies, ihr altes Gewand, soweit thunlich, gelassen. Es sind besonders die für die nachreformatorische Periode wichtigen kulturhistorischen Dokumente.)

Was die Anordnung der einzelnen Sagen betrifft, so bietet gegenwärtige Sammlung den Versuch einer systematischen Eintheilung. Die meisten Sammler reihen die einzelnen Numern nach dem äußerlichen Gesichtspunkte des Fundortes an einander, können aber diese Ordnung nirgend konsequent durchführen, müssen bald dem historischen Unterschiede Rechnung tragen, bald ohne Rücksicht auf Zeit und Ort innerlich verwandte Sagen zusammenstellen. Kurz, die meisten folgen ohne alles System bald diesem, bald jenem Wege, und wo der Weg nicht weiter geht, machen sie einen willkürlichen Sprung, oder bauen eine künstliche Brücke.

Es ist wahr, die Natur der Sage scheint dazu aufzufordern. Das Sagengebiet ist ein wilder Wald, dessen einzelne Pfade schließlich immer in ein undurchdringliches Dickicht sich verlieren; es ist ein Zauberhain, wo nichts feste Gestalt hat, wo Zwerge zu Riesen emporwachsen, ehrwürdige Götter sich in grinsende Teufel verwandeln, Götter und Menschen, Thiere und Pflanzen und alle Elemente sich gegenseitig ihre Attribute leihen, wo das Grauenhafte vertraut und das Alltägliche geheimnißvoll erscheint.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Sage auch ein Gegenstand der Wissenschaft ist und daß die Wissenschaft nun einmal so pedantisch ist, ein System zu fordern. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der deutschen Sage wird es am besten verdeutlichen, wie die Sagenkunde eine Wissenschaft geworden ist.

Die Sage steht mitten inne zwischen dem Märchen und der Geschichte, zwischen Traum und Wachen, zwischen phantastischem Bilderspiel und klarem Bewußtsein und Erkennen. Sie ist ein Morgendämmerungsfalter und bezeichnet im Leben der Völker den Punkt, wo kindliches Traumleben und männliches Selbstbewußtsein sich berühren. Das schönste Geistesprodukt

dieser Uebergangsperiode ist unter besonders günstigen Umständen das Volks-epos. Was wir zum Unterschiede davon Sage im Allgemeinen nennen, ist bald als das verschleppte Bruchstück eines solchen, bald als der unentwickelt gebliebene Keim zu einem solchen zu betrachten. Der Volksglaube bildet inmitten der prosaischen Aufklärung unsrer Zeit ein besonderes Reich der Poesie. Die Sage ist ihre epische, der Volksgebrauch ihre dramatische, die abergläubische Meinung ihre didaktische Seite.

Im Epos steigert sich die gemeinsame poetische Produktionskraft eines Volkes bis zur künstlerischen Bewältigung der Form. Kunst und Natur erscheinen dann identisch. So vor Allem bei Homer, so in weniger vollständiger Durchdringung in den Nibelungen, der Edda, Ossian. Der im Dichter verkörperte Genius des Volks sucht sich mitten in dem wilden Sagenwalde die schönsten Gruppen aus und gestaltet sie wie zu einem sogenannten englischen Park um — kunstvoll und doch natürlich.

Wohl mochte die deutsche Sagenwildniß — um das Bild beizubehalten — noch gar viele solcher schönen Punkte bieten, die keine künstlerische Hand gefunden haben. Wir dürfen das schließen aus ihren Ueberresten. Aber zerstörende Stürme brausten darüber hin, die dürren Jahrgänge der letzten Jahrhunderte trockneten den Urwald aus; mancher stattliche Baum ward gefällt, manche schöne Blume unter den Füßen roher Utilitarier zertreten, die sich in ihrer Superklugheit Wunder was einbildeten auf die Ausrottung der abergläubischen Fabeln, wie sie es nannten. Und endlich kam das Jahrhundert des Dampfes und der eisernen Wege. Da war's geschehen auch um die letzten einsamen Blümchen. Wir erleben's jetzt. Wir sehen sie welken. Es wiederholt sich, was die Sage erzählt von den Hainchen, daß sie flohen vor dem harten Schall der Kirchenglocken. Jetzt flieht auch die Sage von ihnen vor dem Geräusch der Dampfmaschine.

Aber dasselbe Jahrhundert, das uns den Dampfwagen und den Materialismus gebracht hat, hat auch die Theilnahme an der vaterländischen Vorzeit, die Liebe zur vaterländischen Sitte, das Verständniß für die Sinnes- und Denkungsweise des Volks, die Würdigung seiner Poesie unter uns erweckt. Wann man ein Gut verliert, dann erst erkennt man seinen wahren Werth. Der allgemeine Sinn für Aufbewahrung der Volkssagen ist das sicherste Zeichen ihres Verschwindens. Nur eine Zeit und eine Bildungsstufe, die sich auf's entschiedenste losgesagt hatte von dem Volksglauben, konnte ihm gegenüber die zur wissenschaftlichen Behandlung erforderliche Objektivität gewinnen, und nur eine Geistesrichtung, die mitten im Lichte der Aufklärung eine heimliche Sehnsucht fühlte nach dem längst verlorenen Traumleben der Sage, des Mysticismus, der Magie, konnte solchen Arbeiten ein warmes Interesse schenken.

Aber dieselben zu einem wissenschaftlichen Studium zu erheben, dazu gehörten allerdings Männer, die auf der Höhe der Bildung stehend, doch nicht verloren hatten das Gefühl ihres wurzelhaften Zusammenhanges mit der Sinnes- und Denkungsart des Volkes, Männer mit einem klaren Kopfe für die Wissenschaft und einem warmen Herzen für das Volk und seinen Glauben, dazu gehörte die ganze geistige Spannkraft, deren der Deutsche fähig ist: — kurz, dazu gehörten Grimm's.

Während der alternde Goethe mit griechisch bewimpeltem Schiffe auf den schäumenden Gewässern der deutschen Sprache lächelnd dahin glitt, mit sicherer Hand das Steuer lenkend und die Wellen brechend, die noch vor Kurzem den gewaltigen Ruderschlägen Klopstock's so störrischen Widerstand geleistet hatten, tauchte Jakob Grimm, ein kühner Taucher, in den Abgrund der Gewässer, wo die Nixen der Sage die uralten wunderlichen Korallenwurzeln unsrer herrlichen Sprache bewachen, und förderte Perlen zu Tage, die einst den schönsten Schmuck der wiedererwachten Germania bilden werden.

Wie Leopold von Buch die erdigen, so durchwühlte Grimm die sprachlichen Schachten unsres Vaterlandes, förderte das edle Metall zu Tage, säuberte es von allen Schlacken der Fremdländerei und schmiedete, ein zweiter Schmied Wieland, das Erz zu den untadeligen Waffen, mit denen die Asen der deutschen Zukunft ihre Geistesschlachten schlagen sollen.

Während Alexander von Humboldt, ein wissenschaftlicher Wandervogel, ferne Zonen durchstreifte, mit deutschem Forscherſinn und deutscher Feinfühligkeit der großen Mutter Natur ihre geheimnißvolle Urgeschichte abzulauschen, und heimgekehrt als ein Aristokrat des Geistes die Huldigungen aller Völker entgegenzunehmen, durchwanderten Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm die deutschen Gauen, gesellten sich zu dem einsam weidenden Hirten, dem pflügenden Landmann, dem spinnenden Mütterlein, um dem deutschen Volke die nicht weniger geheimnißvolle Urgeschichte seines Geistes, wie sie in der stammelnden Sprache seiner Märchen und Sagen schlummerte, abzulauschen, und aufzubewahren für alle Zeiten, als ein Zeugniß der Gemüthstiefe, rührenden Treue und poetischen Urbegabung des deutschen Volkes.

Während Humboldt seine Wissenschaft zur Weltwissenschaft erweiterte und allen Nationen und Ständen zugänglich machte, vertiefte Grimm einen Anfangs nur das poetische und vaterländische Gefühl ansprechenden Gegenstand zu einer exakten Wissenschaft. Eifrige Jünger, Kuhn und Mone, Rochholz, Müllenhoff, Wolff und Mannhardt u. v. A., halfen das Werk fördern, sich an den Wurzeln unseres Volkes hinabgrabend in die geheimnißvolle Tiefe uranfänglicher Mythen und Ueberlieferungen und dann weiter unter die Wurzeln der Nachbarstämme und bis zu den Mythen der entlegensten Völker. Wohin uns noch diese unterirdischen Wanderungen führen werden, wer kann es wissen? Mythologie und Geschichte, Psychologie und etymologische Sprachwissenschaft

müssen sich die Hände reichen, diese verloren gegangene, allen Nationen gemeinschaftliche, unterirdische Weltliteratur wieder auszugraben. Vorliegende Sammlung ist ein kleiner, aber Dank dem vorgefundenen Material und den Eingangs erwähnten Umständen, werthvoller Beitrag zu dieser Arbeit.

Die eben gegebene Darstellung wird es erklärlich finden lassen, daß der Verfasser den mythologischen Sagen eine bevorzugte Stellung angewiesen hat.

Die jenen Sagen beigefügten Anmerkungen dienen meist zum Nachweis mythologischer Beziehungen. Ich bitte, dieselben nicht als Endresultate gründlicher Forschung, was sie nicht im entferntesten sind, sondern als Muthmaßungen, Fingerzeige, Kombinationen anzusehen, deren Werth durch eine einzige, mir nicht zugänglich gewesene Nachricht gänzlich aufgehoben, auf der andern Seite aber durch daran geknüpfte weitere Forschungen erhöht werden kann.

Jede eigentliche Sage hat eine Doppelnatur, sie hat eine helle und eine dunkle, eine greifbare und eine in's Geheimniß sich verlierende, so zu sagen eine körperliche und eine geistige Seite. „Sie will zur Hälfte begriffen und zur Hälfte geglaubt sein", im Gegensatze zum Märchen, welches auf begriffliche Erfassung keinen und auf Glaubwürdigkeit nur bei Kindern Anspruch macht. Die Entstehung dieser Doppelnatur ist ebenfalls eine zwiefache. Entweder wächst die Sage von oben nach unten: Ueberirdisches, Wunderbares senkt sich herab in's gewöhnliche Leben, oder von unten nach oben: Ein historisches Ereigniß, oder eine Begebenheit, die doch wenigstens wirklich so geschehen sein könnte, wird ausgeschmückt mit Wundergeschichten, Geistererscheinungen u. s. w., oder auch nur durch die Länge der Zeit nach und nach mit einem unheimlichen Schauer umwoben, so zu sagen in Modergeruch getaucht. So ergeben sich von selbst zwei Theile, deren Ausgangspunkte oben das Geisterreich und unten die Geschichte bilden.

Der erste Theil enthält die Sagen von Göttern und Dämonen, dem Teufel und bösen Geistern, Spuck- und Gespenstergeschichten, Zauberern und Hexen, Schätzen, Naturwundern, Zeichen, Weissagungen und Ahnungen. Er enthält so eine vollständige Darstellung des Geisterreiches, das von der Göttersage ausgehend einen Strom bildet, der sich in verschiedene Arme theilt und in den alltäglichen Erscheinungen bekannter psychischer Zustände verläuft.

Der zweite Theil enthält die Völker- und Landes-, Helden- und Schildsagen und endlich die große Menge eigentlicher Ortssagen, welche in alphabetischer Ordnung mitgetheilt werden.

Der erste Theil geht von bestimmten göttlichen Personen aus und verliert sich nach und nach in's Unpersönliche der Wundererscheinungen. Die Menschenwelt spielt anfangs keine, dann eine größtentheils passive Rolle.

Der zweite Theil spielt von Anfang an ausschließlich in der Menschen-

welt, geht von den Völkern zu ihren Führern, von diesen zu einzelnen Ortsverhältnissen über und verliert sich hie und da in bloße archäologische Notizen und sagenhafte Erklärungen von Ortsnamen.

Die Gebundenheit an einen Ort ist beim zweiten Theile wesentlich, beim ersten unwesentlich.

Der erste ist für die Mythologie, der zweite für die Geschichte von größerer Bedeutung.

Der erste Theil hat 7 Abtheilungen.

I. Götterſagen.

Bekanntlich ist die deutsche sowohl als die slavische Götterlehre arm an dem, was man im engeren Sinne Mythen nennt. Den deutschen Götterbildern fehlt es an scharfer Personenbegränzung, an plastischer Formenfestigkeit. Sie haben immer eine Tendenz, sich wie in Nebel und Wolken aufzulösen. Von dem, was den griechischen Olymp zu einem poetischen Götterstaate macht und auch die eisengrauen Gestalten der skandinavischen Mythologie in eine Art geregelte Bewegung setzt, vom Leben der Götter unter einander, ihren Kämpfen und Abenteuern, von all diesem bunten Mythenstoff hat die heimische Götterkunde keine Spur. Nur ihr unsichtbares und heimliches Walten, ihr furchtbares und segensreiches Wirken in der Natur, ihr bald in Schrecken gehüllter, bald liebevoller und zutraulicher Verkehr mit den Menschen ist im Gedächtnisse des Volks geblieben und tönt als Geisterſage und Ammenmärchen von Mund zu Mund. Sagen und Märchen, Lieder und Sprüche, altheilige Volksgebräuche, das sind die Quellen unserer Mythologie, welche der Volksmund in naiver Unbewußtheit hinüberleitet in das künstlich gefaßte Bassin der Wissenschaft, welche nun ihrerseits die zum großen Theil der Zukunft aufbehaltene Aufgabe hat, aus diesem bunten Gemisch den echten und einfachen Mythenstoff zu extrahiren.

Zum Unterschied von dieser aus Sagen aller Art zu schöpfenden Kunde finden wir indessen fast in allen Gauen Deutschlands Nachrichten darüber, daß an diesem oder jenem Orte diese oder jene Gottheit, die dann mit einem wirklichen Götternamen benannt wird, zu Heidenzeiten verehrt worden sei. Zuweilen erweitert sich diese Notiz zu einer Beschreibung des Götterbildes oder einem Bericht über den Götzendienst. Das ist dann eine Götterſage im engeren Sinne des Wortes. Die wenigen deutsch-lausitzischen Sagen dieser Art von Schwabus, Isis und Venus sind von sehr zweifelhaftem Werthe.

Bei den slavischen Gottheiten mußte eine enge Grenze gezogen werden. Die alten Chronisten und Mythologen (Frenzel sen. und jun.) haben der Lausitz alle möglichen Gottheiten vindicirt. Sie folgen dabei dem Helmoldus

und Saxo Grammaticus in ziemlich kritikloser Nachahmung. Nun ist allerdings wohl kaum anzunehmen, daß die großen Götter Schwantewit, Perkun, Radegast, Siva, die einen sehr verbreiteten Kultus hatten, von den lausitzer Serben nicht sollten verehrt worden sein; ja wir finden sogar in Namen und Sitten deutliche Spuren ihres Kultus; aber wenn schon die hergebrachten Mythen von all diesen slavischen Göttern oder vielmehr die wunderlichen Beschreibungen ihrer Götzenbilder und ihres Kultus von der neueren Kritik zum großen Theil als willkürliches Gelehrtenmachwerk gekennzeichnet worden sind, so war es um so mehr ein Gebot der Gewissenhaftigkeit, Alles fern zu halten, was nicht in ausführlicher und wohlverbürgter heimischer Tradition wurzelte. Und trotz dieser Enthaltsamkeit war die Ausbeute reich und werthvoll genug, denn wahrlich wunderbar und nur durch die festgeschlossene und isolirte Natur unserer Wendei zu erklären ist die Frische und Unverletztheit, mit der diese wendischen Göttinnen, diese Mara und Morzana, in der Phantasie eines seit neun Jahrhunderten christlichen Volkes fortleben.

Die verhältnißmäßig überwiegende Menge und der so ächt heidnisch gebliebene Charakter der weiblichen slavischen Gottheiten erheischt eine Erklärung. Wir wollen dieselbe zu geben versuchen.

Die hauptsächlichste Ursache liegt im Wesen des weiblichen Prinzips. Die meisten Mythologieen führen zurück auf ein ältestes Götterpaar, den männlichen Himmel und die weibliche Erde, denn es drängte sich sehr bald die Beobachtung auf, daß aus einer immerwährenden Umarmung von Himmel und Erde alles Leben entstehe, indem der Himmel mit seinem Regen und seinem Sonnenschein den Mutterschooß der Erde befruchtete, daß jener aktiv und zeugend, diese passiv und gebährend sei. Dem entsprach wohl auch noch ein aller Beobachtung vorangehendes natürliches Gefühl des Weibes von seiner viel größeren Abhängigkeit von tellurischen Einflüssen. So war das weibliche Prinzip von Anfang an das niedrigere, kleinere und in Folge dessen durch einen natürlichen Denkprozeß das mannichfaltigere, zerlegbarere, gerade so wie die Erde als ein aus Berg, Fluß, Flur, Baum u. s. w. zusammengesetzter, der Himmel aber als ein einheitlicher Körper erschien.*)

*) Sobald ferner der Mensch anfing, die Gestirne göttlich zu verehren, so lag es auf der Hand, die Sonne für eine männliche und den Mond für eine weibliche Gottheit zu halten. Mann und Weib verhalten sich wie die einfache, sich gleichbleibende Gestalt der Sonne zu der wechselvollen des Mondes. Der starke, helle und heiße Sonnenstrahl gleicht dem männlichen, energischen, klaren und zündenden Verstande, der sanfte und ungewisse Dämmerschein des Mondes dem Gefühlsleben des Weibes. Sonnengott und Mondesgöttin, Sonnenpriester und Mondpriesterin sind daher natürliche Gegensätze.

Die Sonne ist dem Feuer verwandt wie der Mond dem Wasser, was hier eines weiteren Beweises nicht bedarf, aber deshalb von Gewicht ist, weil die Wassergottheiten, auch wenn sie männlich benannt werden, einen weiblichen, die im Erdfeuer arbeitenden Zwerge dagegen auch in ihren weiblichen Repräsentanten einen männlichen Charakter zeigen.

Eine zweite Ursache dieser Erscheinung, die mit der ersten zusammenhängt, ist wohl der schon von Jacob Grimm geltend gemachte Umstand, daß die weiblichen Gottheiten als niedere Geister den christlichen Bekehrern weniger gefährlich schienen, so daß dieselben von der Polemik der Priester nicht so viel zu leiden hatten als die großen männlichen Gottheiten.

Ferner ist bekannt, daß die christlichen Bekehrer die Praxis verfolgten, die alten Götter zu Dämonen zu erniedrigen und sie allesammt, gute wie böse, in die Gestalt des Teufels einzuschmelzen. Für die weiblichen Gottheiten aber gab es keinen entsprechenden christlichen Dämon. Die heilige Maria bot nur ein untergeordnetes Surrogat (darüber vergleiche die Legenden). Darum blieben sie in ihrer Götternatur wenig alterirt und irren noch heute vereinsamt umher.

Viertens muß bei dieser Frage berücksichtigt werden, daß sowohl Deutsche wie Slaven mit Vorliebe das Priesterthum weiblichen Händen anvertrauten, wie denn die ersteren nach Tacitus' Bericht im Weibe an sich etwas Heiliges und Prophetisches erkannten. Diese weiblichen Priesterinnen konnten sich der Verfolgung christlicher Bekehrer länger entziehen und wußten wohl mit der dem Weibe eigenthümlichen Treue am Ueberlieferten, die wir jetzt „konservative Natur" nennen würden, ihr Priesterthum noch lange heimlich zu verwalten.

An Geist und Körper ist der Mann verwandt mit der geradlinig nach oben steigenden zündenden Flamme; an Geist und Körper das Weib mit dem fruchtbaren, beweglichen, jeder Gestalt sich fügenden, in anmuthig gerundeter Schlangenlinie herabfließenden Wasserwelle.

Den Sommer beherrscht eine männliche, den Winter eine weibliche Gottheit, entsprechend der Herrschaft der Sonne und des Mondes. Die auffallende Erscheinung, daß wir Deutschen in der Sprache der Sonne weibliches, dem Monde männliches Geschlecht beilegen, erklärt sich aus dem Mißverhältniß, in welchem bei uns diese Gestirne zu den Jahreszeiten stehen, denn im langen nordischen Winter wird allerdings der Mond das herrschende Gestirn, wogegen die Sommerherrschaft der Sonne sehr zu kurz kommt.

Bei der Zusammenstellung des lausitzischen Fest-Kalenders machte ich die auffallende Bemerkung, daß von Michaeli bis Fasten die Frauengebräuche in so hohem Grade vorherrschen, daß es fast aussieht, als hielten die Männer in unserer Wendei einen siebenmonatlichen Winterschlaf. Und beinahe ist's ja auch so. Des Landmanns Wirkungskreis sind Wald und Feld. Im Winter liegt er wie die alten Germanen auf der Bärenhaut hinter dem Ofen, „in der Hölle", resp. auf der Bierbank in der Schänke. Der Wirkungskreis der Frau ist das Haus. Das tritt jetzt in den Vordergrund und die Hausfrau in die ihr gebührenden Rechte, „um des Heerd's gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner".

Halbe Nächte werden am Spinnrocken zugebracht, aber der Mann schläft halbe Tage lang. Der Scepter der Herrschaft ist nicht mehr der Pflug, sondern die Spindel. Die Geselligkeit gewinnt an Werth und ihre Vermittlerinnen sind ja überall die Frauen. — Der Winter ist die Schlafenszeit der Erde, die Nacht des Jahres. Schlaf, Traum, Ahnungen, kurz passive Nerventhätigkeit, das Gangliensystem, wie die Mediziner, das Nachtbewußtsein, wie die Psychologen sagen, herrschen in der Nacht vor und daher auch im Winter. Alle diese Eigenschaften der menschlichen Seele, die Gabe unmittelbarer Eingebungen, Anzeichen, Sympathieen sind ja aber erwiesenermaßen der weiblichen Natur in höherem Grade eigen, als der männlichen.

Ueberreste dieses Priesterthums, welches später vielfach zum Hexenwesen erniedrigt wurde, finden sich noch zahlreich in den Sitten und Gebräuchen unseres Landvolks, vorzüglich bei Hochzeiten, Geburten, Taufen. Ja; in einer gewissen zunftmäßigen Form existirt dieses weibliche Priesterthum noch heute in den Spinngesellschaften der wendischen Dörfer. Die Spinnstuben sind der Tempel und der Parnaß des alten Heidenthums, da werden die Märchen erzählt, die alten Volkslieder gesungen, die mein Vater gesammelt hat; da gehen uralte Sprüche und Redensarten von Mund zu Mund, Volksspiele, Schwänke, scherzhafte und ernsthafte Gebräuche, Orakel und Liebeszauber, Spukgeschichten und weibliche Mysterien aller Art haben dort ihre Heimath. Die Schlummergöttin Drjemotka (I. 12.) ist eine Spinnstuben-Gottheit. Die weiße Umwickelung mit dem Rockenstock oben darauf symbolisirt die weiß umhüllte winterliche Erde, die Herrschaft des Weibes, die Traumesthätigkeit der Menschenseele. Es liegt auf der Hand, wie alle diese Umstände dazu beitragen müssen, die oben gestellte Frage zu beantworten.

Der Umstand schließlich, daß überhaupt die slavischen Gottheiten des Volksglaubens ihre göttliche Natur treuer festgehalten und weniger wie unser Wodan und Holla in's Gespenstische verwandelt haben, erklärt sich aus der Geschichte der Slavenbekehrung, die ganz andere Gesichtspunkte bietet, als die Bekehrung der Deutschen, denn die Franken nahmen die Lehre Christi freiwillig an und die Sachsen verloren bei ihrer gewalsamen Bekehrung wohl ein gut Stück Freiheit, aber nicht ihr Volksthum. Bei den Slavenkriegen der Ottonen dagegen war Bekehrung zu Christo gleichbedeutend mit Verlust der Sprache, Sitte und nationalen Selbstständigkeit. Daher eine fortgesetzte Opposition gegen das Christenthum, daher noch aus der neueren Zeit Beispiele von baarem Götzendienst (I. 13., II. 16.), daher bei dem kleinen Reste national gebliebener Slaven ein zäheres Festhalten an alter Sprache, Dichtung, Sitte, Glauben.

Die sporadischen Spuren anderer in dieser Abtheilung nicht aufgenommener Götter finden sich nachgewiesen in den Anmerkungen zu verschiedenen Sagen des ersten sowohl als des zweiten Theiles. Einzelne dieser Anmerkungen sind combinatorisch erweitert und gipfeln sich zu Hypothesen, von denen vielleicht für die Kunde der Gottheiten im engeren Sinne die zu Theil I. 181., 212., Theil II. 92., 289. dem kritischen Leser zur näheren Prüfung empfohlen zu werden verdienen.

Den Schluß dieser Abtheilung macht eine Uebersicht über die mythologisch-archäologische Topographie der Lausitz. Trotz ihrer skizzenhaften Kürze mag sie doch den unter den Alterthumsforschern längst feststehenden Satz nochmals zur Anschauung bringen, daß kaum ein anderer Gau des deutscher Vaterlandes eine solche Fülle von Götterbergen, Opferaltären, Rundwällen, Todtenfeldern und anderen sichtbaren Spuren des heidnischen Cultus aufzuweisen

vermag, wie dieses Land. Es muß wirklich eine Art Aethiopien der Alten gewesen sein, „wo die frömmsten der Menschen wohnen" — und unter den Germanen waren dies denn auch, der Ueberlieferung zufolge, die Semnonen, dieses Landes Ureinwohner.

Wer sich über diese Götterberge des Näheren unterrichten will, dem sei auf's Wärmste das ebenso gründliche wie anziehend geschriebene Buch: „Blicke in die vaterländische Vorzeit von Preusker" empfohlen, wo mit großer Evidenz die religiöse Bestimmung derselben nachgewiesen wird.

Die heiligen Berge sind das Ausgedinge der alten Götter, in ihren Eingeweiden liegen die verbrannten Gebeine ihrer Priester und aus ihrer Asche blüht das Wunderblümchen der Sage. Darum wallfahrtet noch heute an heiligen Tagen das Volk nach ihren Gipfeln und entzündet das segenbringende Freudenfeuer, darum sind so viele unserer ältesten Kirchen auf oder an diesen Bergen errichtet, denn die christlichen Priester sorgten für die Continuität der religiösen Gewohnheit, und wenn durch Weihrauch und Kreuzeszeichen die alten Götter vertrieben waren, setzten sie die Heiligen der Kirche feierlich ein in das altheidnische Erbe (vgl. Theil I. 1., 2., 3., 13.; Theil II. 14., 109., 115., 116., 150., 202., 212., 220., 285.).

Ueberall war die älteste Form der Gottesverehrung Höhendienst. Selbst die älteren Juden machen keine Ausnahme, und noch heutzutage wird auch die christliche Gemeinde es vorziehen, ihr Gotteshaus auf hochgelegenen Orten zu erbauen. Es ist ja auch so natürlich. Alle Religion ist Erhebung, Gefühl des Gezogenseins nach Oben, Gefühl des Gebundenseins an die Höhe, Gefühl des Strebens hinauf. Da oben sind die heiligen Mächte — diese Erkenntniß ist dem Menschen angeboren mit seiner geradlinigen, zum Himmel emporgestreckten Gestalt.*)

Darum wendet der Mensch im religiösen Affekt Blicke und Hände nach oben, darum wallte er feierlichen Schrittes den Berg hinan, mit jedem Schritte sich der Gottheit näher fühlend, darum baute er mit seinen Händen auf den Gipfel des natürlichen Gottesaltars einen zweiten künstlichen, als wollte er das Werk der Natur fortsetzen, die Höhe noch erhöhen durch künstliches Zu-

*) Die gerade Linie, die centrifugale Bewegung ist das einfachste Symbol alles Lebens. Wir finden sie nicht im Mineralreich, denn wenn die vulkanische Eruption erst vorüber ist, so ist im Gegentheil das Bestreben nach breiter Lagerung vorherrschend. Erst in dem geradlinig strebenden, lichtsuchenden Pflanzenkeime offenbart sich das individuelle Leben in der Natur, um dann wieder in der gebogenen Linie der Thiermuskel und der zu Boden gekrümmten Thiergestalt gleichsam spiralisch zurückgewunden zu werden und energisch ausholend aufzuschnellen zu der elastisch aufgerichteten Gestalt des Menschen (und zwar zuvörderst des Mannes, denn in der Rundung der weiblichen Figur ist trotz aller ästhetischen Vollendung ein Verlust des geistigen Ausdrucks, ein zweiter spiralischer Rückweg zur sinnlichen Krümmung der Thierwelt nicht zu verkennen).

thun.*) Darum entzündete er auf diesem Altar die heilige Flamme, auf daß dieses wunderbare, nach Oben wallende Element ein Sinnbild sei seines eigenen, zur Himmelshöhe emporfliegenden Geistes.**)

Neben den Götterbergen sind die vielen heiligen Haine der Lausitz bemerkenswerth. Die Wahl heiliger Haine zum Göttertempel erklärt sich wohl aus demselben Gefühl der Erhebung, das aller Religion Wurzel und Fundament ist. Die andächtige Empfindung, die am einzeln stehenden Baume sich emporrankt, wird natürlich verstärkt, wo hohe, alte Bäume in besonders großer Anzahl beisammen stehen, und wenn der einzelne Baum schon als das schönste Symbol des Menschenlebens dem Einzelnen heilig war, so war der Hain geeignet, dieses individuelle Gefühl zu einem Gemeindebewußtsein zu erweitern, während zugleich die von den geheimnißvollen Götterstimmen des Sturmes durchbrauste Wölbung der Wipfel dem einfachen Gefühle der Erhebung die Empfindung eines geheimnißvollen Nahens, eines heiligen Schauers beifügte. — Die heiligen Berge, auf denen auch die Patriarchen des Alten Bundes opferten, sind die Altäre eines kindlichen, freien und erhabenen Gottesdienstes; die heiligen Haine mit ihrem gebrochenen grünlichen Lichte und ihrem orakelhaften Blattgeflüster sind Tempelstätten eines schon zur Reflexion neigenden, dem Geheimniß lauschenden, Priestertrug und blutige Mysterien pflegenden Götterdienstes (vergl. I. 1., 13., 22. [n. 6., 3., 8., 13.] 42.; II. 106., 114., 142., 165., 168., 205., 207.; desgl. I. 22. [n. 20.] 42.).

Die bekannte, an eine Stelle des Tacitus angeknüpfte Hypothese von der persönlichen göttlichen Verehrung eines heiligen Haines findet vielleicht in der Anmerkung zu I. 181. eine nicht unerhebliche Bestätigung. An dieser Stelle ist auch der religiöse Urbegriff der Erhebung in dem ältesten Gottesnamen nachgewiesen. — Eine Spur von Personifikation von Bergen findet sich Theil II. 246.

II. Dämonensagen.

Dämonen sind Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen. Wie jene, waren sie vor den Menschen da und führen ein von der Menschenwelt unabhängiges Leben. Doch sind sie den Menschen nicht über-, sondern nebengeordnet; sie bilden ein Geisterreich auf Erden neben der Menschenwelt. Sie werden nicht abgöttisch verehrt, aber doch mit heiliger Scheu behandelt.

*) Vielleicht sind die ägyptischen Pyramiden ohne allen speziellen Zweck einfach Resultate des ameisenhaft geschäftigen, religiösen Bautriebes jenes seltsamen Volkes.

**) Die das Opfer verzehrende Flamme ist ein später zu setzender, weil nicht mehr auf einfacher Symbolik, sondern auf Ueberlegung beruhender religiöser Aktus.

Es sind nicht die Herren der Menschen, sondern oft sogar ihre Diener, aber selbst dann ist es gut, sie zu Freunden zu haben. Alles dies tritt am stärksten hervor bei den Zwergen. Diese bilden ein besonderes Volk unter einem eigenen Könige mit eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Das Interessanteste an ihnen ist die Vereinigung eines landschaftlichen Charakters (sie sind Berg- und Waldgeister wie die Nixen Wassergeister sind) mit einer Art Racenphysiognomie. Sie sind die Repräsentanten des untergegangenen Volkes, das früher im Lande herrschte. Die Vertriebenen nehmen das Mitleid der Eroberer in Anspruch. Sie sind fortgezogen und sind doch noch da. Sie sind immerwährend im Abschiednehmen begriffen. Zugleich vertreten sie auch die untergegangene Religion. Sie wohnen in den alten Götterbergen, bewachen die Priesterschätze und Opferkessel. Sie hausen besonders gern in den Grabhügeln, an denen die Lausitz so reich ist. Kein Wunder! Es ist ja ihre eigene Asche, die in den Hügeln ruht, und wenn sie, der Sage zufolge, die vergrabenen Urnen als Küchengeschirr benutzen, so kochen sie ihre Speisen — horribile dictu — in ihren eigenen Särgen.

Die Zwerge erscheinen als Volk, die Nixen als Familie, die Kobolde als vereinzelte Individuen. Da der Kobold das Familienleben entbehrt, so knüpft er sein einsames Junggesellendasein gern an die menschlichen Wohnungen an und hat immer eine Neigung, sich wohlthuend oder störend mit den Menschen zu schaffen zu machen. Da sich sein Dasein mehr in's Elementare verliert als Erscheinung einer Naturkraft, Flamme, Licht u. s. w., so fühlt er sich zu seinem Extrem, den Stätten der Kultur, den Menschenhäusern hingezogen.

Obgleich diese Wesen an Berg, Fluß, Haus gebunden sind, so giebt es doch Beispiele von Ortsveränderungen. Die Zwerge veranstalten eine ganze Völkerwanderung, die Kobolde ziehen wie Aftermiether von Haus zu Haus. Nur der Nix scheint sich blos zeitweise zu absentiren, wegzubleiben, nie auszuwandern. Zwerg und Nix stehen im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Elementen. Der unbewegliche Berg bleibt und der Zwerg zieht fort; das bewegliche Wasser aber fließt ohne Aufhören über des Nixen Haupt hinweg, er dagegen beharrt auf dem Grunde.

Die Nixen sind ganz menschenähnliche Persönlichkeiten, welche Liebe und Haß empfinden und unter einander, so wie mit Menschen Ehen schließen, Kinder zeugen u. s. f. Die Zwerge haben nicht nur Persönlichkeit, sondern auch Charakter, denn sie besitzen Humor. Die Kobolde verlieren sich in's unpersönliche, elementare Dasein. Sie erweisen den Menschen Gutes ohne Liebe und Böses ohne Haß.

Aesthetisch betrachtet hat der Nix den Vorrang, und die Liebesverhältnisse zwischen Menschen und Wassergeistern geben den Nixensagen einen romantischen Reiz. Die Nixen zeichnen sich aus durch ihre große Leidenschaft-

lichkeit. Die Zwerge sind männlicher, die Nixen weiblicher, die Kobolde geschlechtslos, kindlich und kindisch.

Die Kobolde zeigen die größte Mannichfaltigkeit des Wesens. Es gehört das zu ihrer buntscheckigen Charakterlosigkeit; daher die vielen Verwandtschaften mit allen möglichen anderen Wesen. Der Däumling ist der Gestalt nach mit den Zwergen verwandt, die Pripolnitza hat beinahe den Charakter einer Göttin, auch Winde's Burschen könnten einen Platz unter den Göttern beanspruchen. Die Wehklage könnte zu den Anzeichen und Ahnungen, der große Leuchter zu den sagenhaften Naturerscheinungen gerechnet werden. Die Elben als Hexenkinder, der Vampyr als Nachtgespenst bilden ebenfalls Uebergänge zu anderen Gruppen. Der Drache endlich bildet die natürliche Brücke zu den Thier-Dämonen.

Die Thier-Dämonen unterscheiden sich durch ihren koboldartigen Charakter von allen anderen Sagenthieren, die bald als Teufels- oder Menschenmaske, bald als Götterattribut oder Thieropferreliquie, bald als Nachtjägergefolge, Schatzwächter u. s. w. aufzufassen sind.

Von Riesen weiß die Lausitz wenig zu erzählen. Sie bilden den Uebergang zu der Schreckgestalt des Teufels. Die Lausitzer Sage schreibt Manches dem Teufel zu, was in der norddeutschen Sage von den Riesen erzählt wird. Auf der anderen Seite sind sie verwandt mit ihrem Extrem, den Zwergen. Hünen gehen über in Hainchen. Die historische Seite tritt hier so stark hervor, daß No. 90. als die erste Sage des historischen Theiles fungiren könnte. Es kommt wohl darauf an, ob die Geister des verdrängten Geschlechts mehr Mitleid oder mehr Furcht einflößen. Im ersteren Falle werden sie unter, im anderen über das Menschenmaaß hinausgehend vorgestellt.

III. Teufelssagen.

Von nun an erscheint die heidnische Geisterwelt nicht mehr in ihrer ursprünglichen Aechtheit und Schönheit, sondern theils karikirt, theils vermenschlicht. Das Kreuz hat gesiegt und die abgesetzten Götter, entkleidet ihrer Würde, sind in die Hölle gebannt. Der Teufel übernimmt ihre Erbschaft, setzt sich die Hörner von Thor's Böcken an die eigene Stirn und zieht den Huf von Wodan's Pferde wie einen Ueberschuh an seinen lahmen Fuß. — Doch ich enthalte mich hier einer längeren Betrachtung über diese humoristisch-schreckhafte Karikatur der alten Götter und will nur noch darauf aufmerksam machen, daß wohl nirgends im ganzen Deutschland der Teufel eine so bedeutende Rolle spielt wie in der Oberlausitz. Vielleicht hat das seinen Grund in dem Kultus des Tschernebog, nach dem noch heute der Wende den Teufel Czert, den Schwarzen, nennt.

Vom bauenden und wettenden Teufel erzählen No. 94., 95., 96., 99., 110., 111.; vom Teufel als Müller oder im Bündnisse mit Müllern 97., 98., 100., 109.; als Schmied tritt er auf in No. 106. u. 107.; als Spieler und Würfler No. 102. u. 103.; von Teufelspakten erzählen besonders 108. u. 134b.

No. 119. bis 134. sind besonders kulturhistorisch wichtig für die nachreformatorische Periode, wo bekanntlich Alles auf den Teufel geschoben wurde.

IV. Spuk- und Gespenstersagen.

Die Spukgeister bilden den Uebergang von über- und außermenschlichen Geistern zu der Menschenwelt. Dies geschieht auf eigenthümliche Weise bei dem wilden Jäger, der doch ursprünglich der oberste Gott Wodan selber ist, in der Sage aber fast durchgehends mit einer historischen oder historisch-gedachten menschlichen Persönlichkeit identificirt wird, deren Seele nach dem Tode „umzugehen" verdammt ist. Es ist daher falsch, den wilden Jäger unter die Dämonen zu rechnen und etwa als Waldgeist (oder richtiger wäre noch Luftgeist) neben die Wasser-, Berg- und Hausgeister zu stellen. Ebenso verhält es sich mit der weißen Frau, die unter der Maske eines verwünschten Burgfräuleins u. dergl. die Züge der Göttin Holla verbirgt. Dies sind die beiden Hauptfiguren in diesem Abschnitt.

An den wilden Jäger, über den die Lausitz ganz bedeutsame Sagen besitzt, schließen sich nun Erzählungen an von bösen Jägern und weiterhin allgemeiner von grausamen Herren und harten Beamten, die zur Strafe für ihren frevelhaften Uebermuth keine Ruhe im Grabe finden. Aber sie theilen nicht alle mit Berndietrich die Ehre, Wodan's ritterliches Roß besteigen zu dürfen, sondern müssen als schwarze Hunde, dreibeinige Hasen u. s. w. ihre nächtlichen Spaziergänge machen. In den Städten rattern sie zuweilen in der Höllenkutsche über das Steinpflaster, auf dem Lande werden sie oft in Vogelgestalt in ein Gebüsch verbannt. Bei manchen Thiergespenstern ist der Grund der Verwünschung, bei noch andern sogar alle Beziehung auf eine menschliche Seele der Sage verloren gegangen, so daß hier eine nahe Berührung mit Thier-Dämonen stattfindet. Einzelne von ihnen sind vielleicht Reminiscenzen an heidnische Thieropfer.

Uebrigens ist nicht gerade ein Verbrechen erforderlich, damit ein Mensch nach dem Tode zum „Umgehen" verdammt werde. Ein energischer Fluch, ein im Tode unerfüllt gebliebener Wunsch, ein plötzlicher unnatürlicher Tod, ja hervorragende Geistesgaben und besonders geheime Wissenschaften genügen dem Volksglauben.

Die weißen Frauen bewahren den rührenden Zug, daß sie nicht nur durchaus unschädliche, sondern gewöhnlich warnende, ja helfende und schützende,

gütige und mildthätige Wesen sind, so daß man stellenweise die gütige Erdenmutter Frigga oder Holla recht deutlich heraus erkennt. Uebrigens weiß man von weißen Frauen bei uns nur wenig zu erzählen. In der Wendei ist dies erklärlich, weil dort die weiße Frau noch gar nicht zum Spukgeist erniedrigt ist, sondern noch, angethan mit aller Götterwürde, am hellen Tage über die Haide schreitet.

No. 198. ist geschichtlich, No. 199. psychologisch interessant. Hier ist der Uebergang zur Vision. Besonders No. 200. hat eine Mittelstellung zwischen Spuk und Vision. No. 204. u. 205. erzählen von unsichtbaren Poltergeistern, 206. von Gehenkten.

V. Zaubersagen.

Hier haben wir es weder mit über- oder nebenmenschlichen Wesen, noch mit den Seelen Verstorbener zu thun, sondern mit wirklichen Menschen von Fleisch und Bein. Die höhere geistige Begabung macht ihre Wohnung im bewußten Menschengeiste selber und tritt auf als ein mit höheren Kräften ausgerüsteter Wille. Die Sage geht in dieser Abtheilung über von den Todten zu den Lebenden, von der passiven Menschenseele zu dem aktiven Menschenwillen, vom Jenseits zum Diesseits, von den Geistern zum menschlichen Geiste. Wir treten aus der grauenvollen Nacht voll unheimlicher Gespenster heraus in's helle Tageslicht, nur um den noch grauenhafteren Mittagsspuk des Menschenlebens zu empfinden und die noch unheimlichere Nachtseite des wirklichen irdischen Menschenlebens kennen zu lernen. Das mythologische Interesse macht dem psychologischen Platz.

Jede Zauberei ist eine übernatürliche That des menschlichen Willens. Diese That beruht auf einer Fähigkeit, die Grenzen des menschlichen Wissens oder Könnens zu überschreiten. Diese Fähigkeit erscheint bald als eine hervorragende Naturgabe, eine ausnahmsweise Auszeichnung einzelner bevorzugter Sterblichen, bald als ein, allen Menschen zugängliches, durch gewisse vorgeschriebene Mittel, deren hervorragendstes ein Bund mit dem Bösen ist, zu erlangendes Geheimniß. Es giebt wohlthätigen und unheilvollen Zauber, weiße und schwarze Magie. Manche Zaubereien sind in ihrem Effekte weder gut noch böse — Taschenspielerkunststückchen ähnlich, oder sie befriedigen das natürliche Gelüst, die Zukunft zu erfahren. — Einige Nummern dieses Abschnittes sind keine eigentlichen Sagen, sondern historische Berichte über vermeintlich vorgefallene Zaubereien, Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens. Unglaublich viel Zauberei wird bis auf den heutigen Tag in der Lausitz getrieben, wie unsere Sammlung der heimischen Sitten und Gebräuche seiner Zeit darthun soll.

VI. Schatzsagen.

Das Heben der Schätze ist zwar oft mit Zauberei verbunden, aber es wäre doch ein Fehler, die Schatzgeschichten als eine Abtheilung der Zaubersagen zu bezeichnen. Die augenscheinlich ältesten Schatzsagen halten vielmehr an dem tiefsinnigen und poetischen Glauben fest, daß die Schatzwächter als freundliche, wohlwollende Geister den Kindlichen und Einfältigen, der sich absichtslos der unterirdischen Schatzkammer nähert, mit ihren goldenen Gaben beglücken. Deshalb kommt auch bei den Schatzgräbereien habsüchtiger Menschen, die aus neuerer Zeit berichtet worden, fast immer nichts heraus.

Die Natur, die dem Zauberer eine gehorsame Sklavin war, ist hier bald eine gütige Geberin, bald eine treulose Verführerin, die mit ihrer edelsten Gabe, dem rothen Golde, den Menschen in Sünde und Elend lockt oder ihn wenigstens an der Nase herumführt. — Mythologisch bedeutsam sind hauptsächlich die Wächter der Schätze, Zwerge, weiße Frauen, Höllenhunde, Stiere u. s. w.

VII. Wundersagen.

Wenn in den Schatzsagen die Herrschaft des Menschen über die Natur schon problematisch wurde, so ist in der letzten Abtheilung das Verhältniß von Herr und Knecht gänzlich aufgehoben. Der Streit ist beigelegt. Mensch und Natur stehen sich nicht mehr gegenüber, sondern nebeneinander. Zwischen der Menschenwelt und der Natur knüpft sich ein sympathetisches Verhältniß, in welchem der Mensch sich meist leidend, die Natur aber handelnd verhält. In der Erscheinung von Wunderblumen und Heilquellen (deren die lausitzer Sage sehr viele kennt) ist sie noch die verschwenderische Geberin. Dann aber übernimmt sie gerichtliche Funktionen. Sie tritt an die Leiche des Gemordeten und verklagt in der hervorbrechenden Blutwelle den sich sicher dünkenden Missethäter. Dann steigt sie selber auf den Richterstuhl und schmettert den Meineidigen in die Tiefe der Erde. Mit Vorliebe tritt sie als Entlastungszeuge auf, um den unschuldig Angeklagten durch Wunderzeichen zu rechtfertigen, oder, wenn es schon zu spät, seinen Tod als einen Justizmord zu brandmarken. Und das Alles könnte sie nicht, wenn sie nicht eine sympathetisch gestimmte Verwandte wäre, die auch den Fluch und den Segen vernimmt und als unsichtbare Testamentsvollstreckerin dem scheinbar machtlosen Menschenworte Kraft und Wirkung ertheilt, die Rache vollzieht und den Segen erfüllt. Von dieser öffentlichen Wirksamkeit zurücktretend, übernimmt sie sodann das Amt des in's Unpersönliche aufgelösten Schutzgeistes eines Ortes, eines Hauses, einer Person. Bald warnt und bereitet sie vor durch den Ereignissen vorangehende, bald drückt sie ihre Theilnahme aus durch mitfolgende

Zeichen. Schließlich aber entfaltet sie ihre Wunderkraft in der Seele des Menschen selber. Der Mensch wird in gewissen Seelenzuständen Subjekt und Objekt des Wunders zugleich (Vision, Prophetie, Ahnung). Dies ist der Punkt, wo das Reich der Sage aufhört, um sich jenseits der uns gesteckten Grenzen fortzusetzen als abergläubischer Volksgebrauch oder überzugehen in das Gebiet psychologischer Krankengeschichten und vulgärer Wunderkuren.

Ueber den zweiten Theil ist nur wenig zu sagen; er enthält

I. Völker- und Heldensagen.

Außer den Sagen von ehemaligen und heutigen Wendenkönigen (No. 20. u. 22.) ist wenig von dem hier mitgetheilten Stoffe noch gegenwärtig im Gedächtnisse des Volkes. Merkwürdig ist es, wie die großen historischen Gestalten Karl's des Großen, Roland's, Wittekind's ihre Schatten bis in unsere Berge werfen, die sie niemals sahen. (Vergl. darüber auch No. 33., 35., 36., 44., 59., 72., 82., 90., 95., 166., 236., 287.)

Einen eingeborenen Helden, der in einer großen geschichtlichen That den Stammesgeist der Lausitz darstellte, kennt die Sage nicht. Einen kleinen epischen Ansatz dazu dürfte höchstens I., 217. enthalten.

II. Schildsagen.

Das Volk umgiebt die Schlösser des Adels, vorzüglich da, wo alte Geschlechter Jahrhunderte lang im Besitze des Gutes und mit dem Volke in Leid und Freud' verwachsen sind, mit manchem romantischen Schauer und weiß viel Wunderbares und Poetisches von ihnen zu erzählen. Diese Geschichten möge man sich an der Hand des Index aus den verschiedenen Abtheilungen des Buchs herauslesen. Desto unvolksthümlicher und abgeschmackter sind die Deutungen ihrer Wappen und Namen, denn sie rühren meist aus der Zeit her, wo die Gelehrten besonders unserer Gegend, an der Spitze der Schlesier Martin Opitz, dem Adel in bedientenhafter Weise huldigten und ihm zu Gefallen Schildsagen erfanden, welche den Stamm des perrückengekrönten Junkers womöglich auf Rom und Troja zurückführten.

III. Ortssagen.

Jede Sage ist mehr oder weniger lokal gebunden, während Mythus und Märchen heimathslos, wie das Volkslied, über die Lande vagabondiren.

Die Sage wandert wohl auch, und manchmal recht wunderbar weit, aber immer doch hat sie die Tendenz, ihre Existenz an einen Ort anzuknüpfen und Heimathsrecht zu erwerben. Sagen sind wie Vögel, die man nicht eher zu Schuß bekommt, als bis sie sich irgendwo niedergelassen haben. So ist der Glaube an Berg- und Wassergeister sicherlich schon mit den ersten Bewohnern der Lausitz hier eingewandert, aber zur Sage hat sich der Mythus erst dann gestaltet, wenn das mitgebrachte Geistergefolge sich in seinen ihm zusagenden Wohnungen einquartiert hatte. Und dann geht es den Geistern der Sage wie den Menschen: sie nehmen nach und nach die Natur des Landes an, in dem sie hausen, und wie der Neger im Norden bleicht, so verliert der Zwerg von seiner gebirgischen Natur, wenn er, in die Ebene verpflanzt, sich mit kümmerlichen Hügelwohnungen behelfen muß.

Abgesehen aber von dieser landschaftlichen und örtlichen Abhängigkeit der Sage im Allgemeinen, giebt es eine Menge Sagen, die an eine gegebene Oertlichkeit nicht nur angeknüpft, sondern aus ihr herausgewachsen und durchaus unverpflanzbar sind. Wer erinnerte sich nicht eines schwarzen Winkels im lieben Vaterhause, an dem er als Kind im Finstern ungern vorüberging? Wie in jedem Hause, so giebt es in jeder Stadt und in jedem Dorfe einen oder mehrere unheimliche Winkel. Eine gewisse Seite der Kirche, eine dunkle Ecke des Kirchhofs, ein altes Gemach im Schlosse, ein verfallenes Gewölbe im Pfarrhause, wo's nicht geheuer ist, giebt's fast überall. Unter einem alten Kloster muthmaßt man stets unterirdische Gänge. Wie der Engländer Boz in seinen Romanen leblose Geräthe gespenstisch belebt und lange Geschichten erzählen läßt, so macht's nun auch das Volk mit solchen unheimlichen Stellen, indem es Geschichten, die irgendwo und irgendwie sich ereignet haben mögen, nach solchen Orten verlegt und sie mit dem lokalen Schauer umkleidet. So sind die Felsschluchten um Marklissa und Meffersdorf von lauter schauerlichen Sagen belebt. So kann man aus den Ortssagen der Sechsstädte recht wohl die äußere Physiognomie derselben herauslesen. —

Näher schon dem engeren Begriff der Ortssage stehen jene Gespenstergeschichten, die sich an den Ort heften, wo wirklich in alter Zeit ein schreckliches Ereigniß stattgefunden hat. Denn die Seelen der Erschlagenen, ja auch der eines unnatürlichen oder auch nur eines plötzlichen Todes Gestorbenen, finden nach dem Glauben des Volkes keine Ruhe im Grabe, sondern sind an die Stelle gebannt, wo sie ohne Beichte und Abendmahl „in ihrer Sünden Blüthe" dahingerafft wurden.

Die eigentliche, ächte Ortssage endlich, die in diesem Abschnitte gemeint ist, entsteht dort, wo ein Ereigniß durch ein sichtbares Denkmal verewigt ist, welches nun den festen Stamm bildet, an dem sich die Erzählung durch Jahrhunderte hindurch mit größerer oder geringerer Treue fortrankt. Jede

Stadt hat eine Anzahl solcher Denkmäler und Erzählungen, die mitunter geschichtliche, fast immer wenigstens kulturgeschichtliche Bedeutung haben und ein geistiges Gemeingut und einen Anhaltepunkt für das historische Gemeindebewußtsein bilden.

Eine andere Gruppe von Ortssagen entsteht aus dem Bestreben des Volkes, etwas ihm Auffallendes und Fremdartiges zu erklären. An einem Hause, an einem Pfeiler der Kirche ist ein Steinbild, das seinen Ursprung vielleicht nur der Laune des Baumeisters verdankt. An diesem übt nun das Volk seine Phantasie und erfindet zu seiner Erklärung mitunter die wunderlichsten, oft auch recht hübsche humoristische Erzählungen. Auch diese haben oft einen beachtenswerthen kulturgeschichtlichen Kern, z. B. 120., 139. Aehnlich macht es das Volk mit auffallenden, ihm unverständlichen Ortsnamen, wobei oft die lächerlichsten Wortspielereien zum Vorschein kommen, z. B. 82., 204., 210., 238. Andere Ursprungssagen haben dagegen einen mythologischen Charakter und liefern zuweilen beachtenswerthe Nachträge zu den Göttersagen.

Eine besondere Art poetischer Lokaltradition bilden die Schwänke, wobei es herauskommt, daß das kleine Städtchen Weissenberg das Schilda oder Krähwinkel der Lausitz ist (203., 227., 271., 272.). Daran schließen sich Spottverse und Sprüche an, womit die Städte sich gegenseitig beehren (z. B. 97., 176., 253.), ferner die Wahrzeichen, welche im mittelalterlichen Handwerksgebrauch eine große Rolle spielten (z. B. 190.), endlich eigenthümliche Rechtsgebräuche, in denen sich der symbolisirende Geist des Mittelalters ausspricht (z. B. 89., 252.). Von den Volksfesten, welche zur Charakteristik des mittelalterlichen Städtelebens gehören, aber keine eigentlichen Sagen sind, habe ich nur zwei mythologisch bedeutsame (92. und 93.) und ein historisch wichtiges (141.) herausgegriffen, erstere zugleich als Proben meines noch unedirten „Festkalenders der Lausitz".

Viele Sagen bewegen sich um hervorragende, für die Geschichte eines Ortes bedeutsame Personen. Da ist denn gar interessant, wie manchmal mit wenigen, augenscheinlich sagenhaften Zügen das Volk eine historische Person oder doch sein Verhältniß zu derselben auf's Treffendste charakterisirt, so daß auch hier die poetische Wahrheit und Gerechtigkeit der Volkssage in's schönste Licht tritt (z. B. 125., 119.).

Der Natur der Ortssage nach war es nicht zu vermeiden, daß einzelne Sagen zu antiquarischen Notizen zusammenschrumpfen, andere dagegen in fast novellistischer Weise sich zu Stadt- oder Dorfgeschichten erweitern mußten.

Ein doppelter Anhang enthält

IV. Legenden.

Diese hätten meist auch unter den Wundersagen Platz gehabt, doch glaubte ich, dem einmal hergebrachten Unterschiede Rechnung tragen zu müssen. Der Schauplatz dieser Legenden sind vorzugsweise die beiden Nonnenklöster der Lausitz, Marienthal und Marienstern. No. 300. bis 305. sind wendischen Ursprungs und biblischen, zum Theil recht poetischen Inhalts.

V. Märchen.

Die drei deutschen Märchen sind bekannt. Weniger dürfte dies mit den wendischen der Fall sein, da sie meines Wissens nur im Anhange zu der von meinem Vater im Verein mit E. Schmaler herausgegebenen wendischen Volkslieder-Sammlung veröffentlicht sind, dieses umfangreiche Werk aber wegen seiner Kostspieligkeit leider wenig in Privathände gekommen ist.*) Schon deshalb empfahl sich diese Gelegenheit, um diese schönen Kinder der Volksdichtung dem größeren Publikum vorzuführen. Besonders sind die Thiermärchen ein seltener werthvoller Beitrag zur Kunde der Volkspoesie. No. 314. dagegen ist von hoher mythologischer Bedeutung, meiner Meinung nach das mythologisch wichtigste Stück dieser Sammlung.

Und somit übergebe ich diese öffentliche Ausgabe meiner ursprünglich der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gewidmeten von derselben preisgekrönten und im 40. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins abgedruckten Arbeit dem deutschen Publikum.

Möge das Buch in seiner schlichten und etwas alterthümlichen Gestalt bei den lieben Landsleuten in der Heimath einen Platz am Herde und in den weiten deutschen Gauen hier und da gastliche Aufnahme finden. Möge es vor Allem dazu beitragen, die Liebe zum Volke und seiner ureigenen Art in Lied und Spruch, in Sitte und That zu wecken und zu fördern. Wer dies Buch in diesem Sinne aufnimmt, der wird ihm auch den kleinen Pack gelehrten Ballast, den ich ihm mit auf den Weg gegeben, zugute halten und seine vielfachen Mängel nicht zu strenge rügen!

Altenburg, im März 1862.

Karl Haupt.

---

*) Auch vorliegendes Buch verdankt meinem Vater die erste Anlage, manche Einzelausführung und viele Quellennachweise.

Hauptsächlichste Quellen.

I. Handschriften.

Frenzel, Abraham, Pastor zu Kosel: Historia ecclesiae Schönaviensis, qua origo ejus dotes resque variae recensentur. 1694. Fol. Autograph.

Desselben Historia Lusatiae Superioris naturalis. Das ist Physikalische Nachrichten von des Markgrafthums Oberlausitz Luft, Feuer, Wasser und Erdboden wie solche beschaffen auch was dabei vorgekommen und geschehen. Drei Theile in 2 Bänden fol. 1692 Seiten. Autograph.

Desselben Lexicon Harmonico-Etymologicum Slavic. IV Bde. fol. Autograph.

Desselben. Von den Völkern in der Lausitz. 1 Bd. fol. Autograph.

Beschreibung des Dorfes Königshain vom J. 1752. 86 Seiten in kl. 8.

Sammlung von Sagen, die Ober- und Niederlausitz betreffend. 1. Heft in 4 mit 34 Nummern. Angelegt von der deutschen Sektion des lausitzischen akademischen Vereins in Breslau.

Schön, Friedrich, vorm. Schullehrer in Nieder-Neundorf. Sammlung preußischer ober- und niederlausitzer Volkssagen. 84 Numern auf 124 S. 8.

Akten der Alterthumssektion d. naturf. Gesellschaft in Görlitz. 107 Hefte fol.

Außerdem viele städtische Jahrbücher, besonders von Görlitz und Budissin.

II. Druckschriften.

Ditmari episc. Merseb. Chronicon ed. Wagner Norimb. 1807. 4.

Dresser, Matth., Sächsisch Chronicon. Wittemb. u. Magdeb. 1596. fol.

Albinus, Peter, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. fol.

Aventini Joh., annalium Bojorum L. VII. Lips. 1710. fol.

Bohemus, Martin. Predigten vom Manna. Wittenb. 1617. 4.

Crugeri Theod., origines Lusat. Lips. et Lubenae 1726. 4.

(Ex Hofmanni Script. rerum Lus. Lips. 1719. fol.)

Frenzelii, Mich., Tres dissertationes de idolis Slavorum.

Frenzelii, Abr., Lusatiae utriusque nomenclator.

Ejd. de diis Soraborum aliorumque Slavorum.

Manlii Commentariorum rerum Lusat. Deigma.

Meisteri, Mart., Annales Gorlicenses.
Pitschmanni, Christ. Gottl., de familia Gersdorff.

Roch, Heinr., Neue Lauſnitz-Bohm.- und Schleſiſche Chronik. Lpz. 1687. 8.
Peccenstein, Laurent., Theatrum Saxonicum. Jena 1608. fol.
Destinata literaria et fragmenta Lusatica. T. I. P. I—XII. T. IV. P. I—III. Lübben 1738—47. 8.
Groſſer, Sam., Lauſitziſche Merkwürdigkeiten. Lpz. u. Bud. 1714. fol.
Carpzov, Ehrentempel der Oberlauſitz. Bud. 1719.
Hosmanni, Abr., Pompa regii ingressus in super. Lusat. Lpz. 1612. 4.
Tollii, Jac., Epistolae itinerariae ed. Henninii. Amstel. 1710. 4.
Sintenis, M. J. G. Th., Die Oberlauſitz, ein belehrendes u. unterhaltendes Leſebuch. Zittau 1812. 2 Bde. 8.
Böhland, A., Die merkwürdigen Schickſale der Oberlauſitz. Bud. 1831. 8.
Gerber, Unerkannte Wohlthaten Gottes an dem Markgr. ꝛc. 1720. 8.
Budaeus, Joh. Chr. Gotth., Singularia historico-literaria Lusatica (27 Sammlungen in 5 Bänden). Leipz. u. Bud. 1735—1743. 8.
(Novi) Scriptores rerum Lusat. Herausgegeben von der Oberl. Geſellſchaft der Wiſſenſch. Bd. 1—3. Görlitz 1839—1852. 8.
Fata Lusatica in compendio oder kurzgefaßte Hiſtorie von dem Markgrafthum Oberlauſitz. Glogau 1804. 8.
Knauth, Chriſt., Derer Ober-Lauſitzer Sorbenwenden umſtändliche Kirchengeſchichte. Görlitz 1767. 8.

Gräve, H. G., Volksſagen u. volksthüml. Denkmale d. Lauſitz. 1839. 3 Hfte. 8.
Ziehnert, Widar, Sachſens Volksſagen, Balladen, Romanzen und Legenden. Annaberg 1838. 4.
Segnitz, Adolph, Sagen ꝛc. aus der Geſchichte des ſächſ. Volkes, Romanzen, Balladen u. ſ. w. Meißen 1839. IV Bde. 8.
Willkomm, E., Sagen und Märchen aus der Oberlauſitz. (Novellen). Hann. 1845. 2 Bde. 8.
Köhler, H., Bilder aus der Oberlauſitz. Bud. 1854. 8.
Klar, K., Die helle Sagenzelle. Löbau o. J. 8.
Gräſſe, Sagenſchatz des Königreichs Sachſen. Dresden 1855. 8.

Worbs, Joh. Gottlob, Neues Archiv für die Geſchichte Schleſiens und der Lauſitz. Glogau 1804. 8.
Preusker, Blicke in die vaterländiſche Vorzeit. 3 Thle. Lpz. 1845. 8.
Haupt, Leopold, und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der O.- und N.-L. 2 Thle. gr. 4. Grimma 1841.
Moraweck, Einige Nachrichten über Denkſteine u. ſ. w. 1827. 12.

Liebusch, Scythica.
Provinzialblätter, Lausitzische. Lpz. 1782. 8.
Monatsschrift, neue lausitzische. Herausgegeben von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1793—1806. 8.
Magazin, neues lausitzisches, herausg. v. Neumann, Peschеck, Haupt, Tillich, Jancke, Neumann, Köhler, Hirche. Görlitz 1822—1861.
Chronik, Ober- und Niederlausitzische, Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Görl. 1843. 4.
Büsching, J. A., Wöchentl. Nachrichten für die Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters. Breslau 1816—18. IV Theile. 8.
Ruhlandt, Eduard, Taschenb. f. d. Lausitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.
Desselben, Album f. Schlesien u. d. Lausitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.

Brotuff, Ernst, Chronika von den Salzbornen und Erbauung der Stadt Hall an der Sala 1554. ed. Olearius (J. G.) Halle 1697. 4.
Desselben Historia gantz lustig zu lesen von dem Tewren Kriegshelden hochberümpten Fürsten und Edlen Herrn Wiprecht, Markgrafen zu Laußnitz ꝛc. Lpz. 1556. 4.
Chronika von dem löblichen, thewren Helde Graf Wiprechten zu Groitsch. Eisleben 1584. 4.
Gauhen, J. F., Adelslexikon. 2 Theile. Lpz. 1740. 8.
Sinapius, Joh., Schlesischer Kuriositäten erste Vorstellung. Lpz. 1720. 4.

Ticini, Jac., Epitome historiae Rosenthalensis.
Schönfelder, Urkundl. Geschichte des Klosters Marienthal. Zittau 1834. 8.
Wilke, C., Chronik der Stadt Budissin. 1843. 4.
Peschеck, Handbuch der Geschichte von Zittau. 1834. 2 Bde. 8.
Desselben, Der Oybin bei Zittau. Zitt. u. Lpz. 1792. 8.
Magnus, Joh. Sam., Historische Beschreibung von Sorau. Lpz. 1710. 4.
Matthae, Lubena olim magna. 1727. 4.
Schmidt, Christ. Sam., Beschreibung von Königshain. Görl. 1797. 4.
Liebusch, Chronik von Senftenberg. 1827. 8.
Carpzow, Analecta fastorum Zittaviensium. Zitt. 1716. fol.
Worbs, J. G., Gesch. der Herrschaften Sorau u. Triebel. Sorau 1826. 4.
Liebusch, G., Sagen und Bilder von Muskau. 1860. 8.
Looke, Joh. Chr., Geschichte der Kreisstadt Guben. Görlitz 1803. 8.
Frietsche. Joh. Ehrenfr., Die Schicksale der Wigandsthal-Meffersdorfer Kirchfahrt. Lauban 1763. 4.
Brückner, Chr. D., Umgangszettel (verf. v. Sup. Jancke). Görl. 1766—1828.

Erster Theil.

Das Geisterreich.

Erste Abtheilung:

Götter-Sagen.

I.

Götterſagen.

1. Gott Schwabus.

Aventinus ann. Boj. I. f. 27. Manlius, in Script. I, 143. Stiſteri, hiſt. Schatz. S. 337. Segnitz, Löbauer Annal. Mscr. cf. Tacit. germ., c. 39.

Schwabus war der achte König der Deutſchen, ein Zeitgenoſſe Balak's, des Königs von Babylon, Sohn des Gambrivius, Enkel des Marſus, Urenkel des Hermann. Dieſen Schwabus haben ſeine Nachkommen zum Gott gemacht und ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz liegt, einen finſtern, erſchrecklichen Wald geweihet, ſind allda zu beſtimmter Zeit zuſammen gekommen und haben ihn mit Menſchenopfern geehrt. Mit einer Keule ſchlug man ſolche zu Boden, tödtete ſie vollends durch Abſchneiden der Gurgel, fing das Blut in einem Gefäße auf und ſetzte es dem Abgott vor. In den geheiligten Wald durfte Niemand anders als mit auf den Rücken gebundenen händen gehen. Wer dabei fiel, mußte ſich aus demſelben wieder herauswälzen oder elendiglich umkommen.

Anmerk. Der heilige Hain lag entweder auf dem ſteilen Bergabhange an der Neiße, wo jetzt die Peterskirche ſteht (noch bis auf dieſe Stunde heißt die auf den Kirchberg führende Straße der Hainwald), oder es iſt die Gegend um Königshain bei Görlitz gemeint.

Gleiche Berühmtheit hatte ein anderer heiliger Hain der Semnonen im Spreewalde. Das Dorf Haynewalde, der Hain bei Oybin, die Hainmauer bei Nieda, Königshain bei Görlitz, das Hähnel bei Weigsdorf und viele andere Orte, zum Theil mit deutlichen Spuren heidniſchen Götzendienſtes, als Opferſteinen, Heidengräbern, Ringwällen u. ſ. w. bezeugen, daß die alten Deutſchen und wahrſcheinlich auch die ſpäter eingewanderten Slaven weniger in Tempeln, als in heiligen Hainen ihre Götter anbeteten.

Die Tautologie in dem Namen „Hainwald" wiederholt ſich bei „Hainewalde." — Dies iſt nicht gleichgültig, denn vielleicht muß man überſetzen Götterwald, Hain = Götze (ſ. u. die Sage von den Hainchen).

Eine Reminiscenz an die Menſchenopfer liegt in dem wendiſchen Sprüchwort **Hohla dyrbi kojzde ljeto jeneho czloweka mjecz.** Jedes Jahr muß ein Menſch im Walde ſein Leben laſſen. (L. Mon.-Schrift 1797. S. 743).

2. Die Isis in der Lausitz.

Aventin. ann. Boj. L. I., p. 19. Tacit. germ. c. 39. Jodocus Willichius in Schradii. T. I., p. 34. Grosser, S. 5. N. L. Mag. 1827.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteste und edelste Volk. Sie hatten in der Lausitz, wo jetzt Görlitz liegt, einen großen heiligen Hain. Daselbst hielten sie gewisse Zusammenkünfte, wozu alle aus demselben Blut entsprungenen Stämme Abgesandte schickten, und brachten ein öffentliches Menschenopfer. Die Semnonen waren aber ein wildes, herumziehendes Volk, trieben nichts als Krieg und Jagd und lebten nur von Viehzucht, Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten. Da ist aber die Königin von Aegypten und Mutter des Herkules, Isis, welche nach der Ermordung ihres Gemahls Osiris landflüchtig geworden war, auch in diese Gegend zu dem Könige Suevus gekommen und hat das Volk den Getreide- und Feldbau und die Bereitung des Mehles und Brodes gelehrt und hat also bei den Semnonen eine solche Verehrung erhalten, daß sie dieselbe als eine Göttin in ihrem heiligen Haine angebetet haben. Als die Heidenbekehrer Cyrill und Method in die Oberlausitz kamen, fanden sie in einem Haine bei Görlitz den Götzendienst der Isis, zerstörten ihr Bild und gründeten mitten im Walde eine Kirche.

Anmerk. Im westlichen Deutschland erinnern manche Städtenamen an Isis. Ihr Kultus hält bei den Deutschen wohl mit dem der Fruchtbarkeitsspenderin Hertha, bei den Slaven vielleicht mit dem der Siwa zusammen. Möglich auch, daß die Zisa, Cisa, Cizais der Sueven gemeint ist, (Witech. Corbej. p. 683. Grimm, S. 188), die eine Erntegöttin war, deren Fest um Michaelis gefeiert wurde und als das Hauptfest des Jahres galt. Grimm weiß diese Göttin und ihren Namen nicht zu erklären. Auch er erinnert an die Isis. Was den Namen betrifft, so scheint derselbe von einem Stamme mit dem der slavischen Fruchtbarkeitsgöttin Ziza, was für die Lausitz die Konsequenz hat, daß man bei manchem auf Ziza zurückbezogenen Ortsnamen nun auch eine frühere Gründung durch die Deutschen und eine Benennung nach jener Cisa annehmen kann. Sollten die Zies- und Zeisigberge der Lausitz nicht nach einer solchen Gottheit genannt sein? (cf. Grimm, Mythol. S. 133, wo er diese Namen auf den hochdeutschen Ihs bezieht). Ob die Sage mit der Kirche die zu Jauernick oder Nieda oder Görlitz oder Königshain, oder vielleicht gar die zu Tachau in Böhmen meint, ist unentschieden.

3. Die Venus in Budissin.

Ziehnert III. S. 297. Gräffe S. 472.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg steht, befand sich früher ein Götzentempel und darin die Bildsäule eines schönen Weibes mit einem Myrtenkranze um den Leib, einer Rose im Munde und einer brennenden Fackel auf der Brust, stehend auf einem Wägelchen, welches von zwei schwarzen Schwänen gezogen wurde.

Anmerk. 1. Venus nannte das katholische gelehrte Mittelalter jede heidnische Liebesgöttin. Auch unter das ähnlich beschriebene Standbild der deutschen Freia (oder slavischen Siwa) in Magdeburg schrieb man den Vers:

Venus, die heidnisch' Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward.

2. Von Götzentempeln finden sich nur geringe Spuren in der Lausitz. Höchstens dürfte es ein hölzerner Ueberbau eines im Freien stehenden Opfersteins gewesen sein. Auch den Götterfelsen bei Wünschendorf nennt das Volk den Götzentempel.

4. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, de diis Sorab. cap. 31. Ejd. nomenclator in script. II. 31. Ejd. hist. natur. II. 691. 772. msc. Lauf. Mon.-Schrift 1797, I. 416. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder, II. 266. Preusker I. 196.

Tschernebog und Bielbog (d. h. der schwarze und der weiße Gott) waren zwei Hauptgötter der lausitzischen Sorbenwenden und jener war ein böser, dieser aber ein guter Geist. Darum haben sie auch dem Tschernebog grausame Menschenopfer gebracht. Auf einem Berge bei Budissin, der noch heute Tschernebog heißt, wurde er angebetet. Da wohnten auch seine Priester. Die weissagten dem Volke und wußten auf jede Frage die richtige Antwort. Darum heißt der Berg auch der Frageberg (Praschowa Hora). Noch zeigt man den Kessel, in dem die Priester sich wuschen, die Kanzel, von wo herab sie das Volk anredeten, und den Altar, wo die Opfer gebracht wurden. Wenn einer ein großes Verbrechen begangen hatte, so mußte er vom Flins bei Oehna aus bis auf diesen Götterberg auf seinen Knieen rutschen, um am Altare des Gottes entsühnt zu werden. Da der Berg aber doch so steil ist, so wurde einstmals einem Büßer das Heraufrutschen so schwer, daß man ihn den Berg hinaufschleifen mußte. Von jenem Waschkessel aber geht die Sage, daß er noch heutigen Tages durch des Götzen Kraft niemals trocken werde. In den Höhlen der Felsen hatten die Priester große Reichthümer aufgehäuft. Die liegen noch heute dort. Gegenüber liegt der Bielbog, der Opferberg des guten Gottes.

Anmerk. Die Namen dieser beiden, aller individuellen Merkmale entbehrenden Götter werden gewöhnlich für Kollektivnamen gehalten, unter denen das spätere vielleicht schon geistiger angewehte Heidenthum alle bösen und alle guten Götter zu zwei Principien zusammen faßte. Tschernebog wird später zum Tschert, dem Teufel. Von Bielbog wissen wir fast gar nichts, während die böhmische Mythogie den Tschernebog mehr vernachlässigt. Das Hinaufrutschen und Schleifen der Sünder ist wohl ein christlich übersetzter und gemilderter Ausdruck für ein hier gebrachtes Menschenopfer. Preusker (I. 196.) versteht es symbolisch vom Flüchten der Priester vom Flins zum Tschernebog zur Zeit der Bekehrung. Vom Kultus ist nichts übrig als regelmäßige Besuche der Umwohner am 3. Pfingstfeiertage. An den Berg knüpfen sich Kobold's-, Schatz- und Teufelssagen. Vergl. No. 268., 269., 295.

5. Der Flins.

Chron. Sax. Meißn. L. u. B. Chronik S. 149. Lindenborch, Gesch. Caroli M. f. 736. Schedius, de diis Germanorum. Syngr. III. c. 7. p. 486. Frenzelii, dissert. de idolis Slav. § 25. Manlius, in fine lib. II. Rer. Lus. Destinata lit. Lus. II. 90. Singul. Lus. XI. 714. L. Mon.-Schr. 1796, I. 19. N. Lauf. Mag. 1822, 572. 1823, 40. 1842, 344. Gräve S. 138. Preusker I. 186, II. 59. Ziehnert III. 284.

Eine halbe Stunde von Budissin spreeabwärts, wo sich das Thal verengt und graue Granitfelsen mit grünem Gebüsch anmuthig abwechseln, beim

Dorfe Oehna an einem steilen Felsabhange stand einst das Götzenbild des slavischen Todtengottes Flins, und noch heute nennt das Volk die Stelle „beim Abgott Flins". Einem Todtengerippe ähnlich, mit einer Fackel oder brennenden Schale in der Hand, auf seiner Schulter ein schrecklicher Löwe, so stand der Gott auf einem steinernen Altare und rings umher in den steinigen Höhlen der Ufer waren die Wohnungen seiner zahlreichen Priester. Wenn aber der Löwe brüllte oder die Feuergarbe brannte, dann strömten von allen Seiten die Götzendiener herbei und brachten blutige Menschenopfer dem Gotte des Todes. Wer große Vergehen abzubüßen hatte, der mußte von hier aus bis zum Tschernebog auf den Knieen rutschen. Als aber die Deutschen in das Land brachen und mit Feuer und Schwert Christum predigten, da fielen alle Götzenbilder und auch der Flins wurde von dem Felsen herab gestürzt in die Fluthen der Spree. Dort liegt er noch, und wenn das Wasser recht hell und ruhig ist kann man ihn sehen sammt seinem Löwen auf dem Grunde der Fluth. Das Wasser aber geht unter dem Felsen weg in große Höhlen und Schluchten, wo unermeßliche Schätze liegen, und schon Mancher hat danach zu tauchen versucht, doch allezeit ohne Erfolg.

Anmerk. Die Chronisten berichten, daß im Jahre 1126 Adelgott, Erzbischof von Magdeburg, mit dem Herzoge Lothar, nachmaligem Kaiser, den wieder aufgerichteten Flins bei Budissin gänzlich zerstört habe. Andere schreiben dessen Vernichtung dem Bischof Otto von Bamberg bei Gelegenheit seiner Reise durch die Lausitz im Jahre 1124 zu. Knauth in seiner serbischen Kirchengeschichte behauptet aber, im 12. Jahrhundert könne es gar kein Götzenbild dort mehr gegeben haben. Aeltere Schriftsteller leiten seinen Namen von dem Steine = Flint ab, auf dem er gestanden habe. Neuere Forscher haben das Ganze für eine Erdichtung der Gelehrten erklärt, die neuesten haben den ungeheuern Schwall gelehrter Notizen gesichtet und einen glaubwürdigen Kern heraus zu schälen gesucht. Die Beschreibungen rühren von notorisch unzuverlässigen Schriftstellern her. Die Deutung der Symbole ist verschieden. Der Löwe ist wohl eher der alles packende, gefräßige Tod, als der Wecker zum neuen Leben. Die Feuergarbe (barnen Blase) erinnert an die Fackeln beim Todaustreiben. Auch bei Kolkwitz und Madlow im Kottbuser Kreise soll in einem heiligen Haine ein Flinsbild gestanden haben. Man sagt, Madlow sei die älteste Kirche dieses Kreises (Lademann, Kirchengeschichte von Kottbus S. 7.). Der sogenannte Flins Gorlicensis ist eine lächerliche Erfindung, die lange Zeit in den Köpfen der Gelehrten spuckte. Nork (Mythologie der Sagen S. 589.) glaubt aber immer noch daran und deutet ihn sehr ausführlich. Das Unthier über der Hausthüre in der Unterlangengasse ist nichts mehr und nichts weniger als ein heraldischer Löwe, ein Schildhalter. Zum Ueberfluß trägt er die Jahreszahl 1795. Daß der Name von Flint, Stein, herkomme, erscheint nur dann glaublich, wenn man die Möglichkeit annimmt:

1. daß der slavische Name verloren gegangen und der deutsche an seine Stelle getreten sei;
2. daß dieser Name nach etwas so Zufälligem, wie dem Standorte, sich gebildet habe;
3. daß diesen wunderlich entstandenen Namen die ihren Traditionen doch sonst so anhänglichen Wenden angenommen hätten.

Aber das F, das überhaupt der slavischen Sprache fremd ist, kann ja korrumpirt sein aus P. Der Gott heißt Plins. Pilnitis, Pilniz, Pilwitz, als Drache Plon, heißt der

dämonische Schatzspender der slavischen Mythologien, und der Gott des Reichthums ist ja zugleich Gott des Todes, Plutus = Pluto.

Soviel steht fest: die Sage vom Abgott Flins lebt im Munde des Volks und die Umwohner wallfahrten an bestimmten Tagen noch heute „zum Abgott", wenn auch nur als Spaziergänger. Ein früherer Ortsbesitzer Dr. Brescius hat den schönen Punkt durch eine Spitzsäule verherrlicht, bezeichnet mit dem Buchstaben B. 1725. Auch fängt ein altes wendisches Volkslied an:

Flins, der Du stehst bei Bauzen,
Hoch über dem Spreegewässer.

Der Gott hieß also höchst wahrscheinlich Plins und war eine specielle, vielleicht blos provincielle Personifikation des mehr oder weniger unpersönlich gedachten Tschernebog. Er ist ein Todtengott und wenn ihm die sonst gewöhnlichen Attribute des männlichen Geschlechts abgehen, so daß er als eine androgynische Gottheit aufgefaßt werden kann, so ist das eben ganz bezeichnend für die slavische Religion, die das Princip der Finsterniß und des Todes mit überwiegend weiblichen Attributen ausstattete. Ursprünglich mag wohl der slavische Dualismus sich in 2 Principieen, dem männlichen Sonnen-Sommer-Gott und der weiblichen Mond- und Winter-Gottheit dargestellt haben. Doch haben wir bei den Slaven eine so bestimmte Auseinanderhaltung der Geschlechter, wie z. B. bei den Griechen, überhaupt nicht zu erwarten. Ein ausgesprochen männlicher Todesgott konnte sich aber nur im Norden ausbilden, wo ja die Mondgottheit das Geschlecht wechselt.

Der Drache war wahrscheinlich ebenso Attribut wie Substitut des Flins, obgleich die Sage ihn nicht erwähnt und das Flinsbild stets nur mit einem Löwen beschrieben wird. Wir haben dafür nicht blos einen sprachlichen Grund in der oben angegebenen Verwandtschaft von Plins und Plon, sondern es kommen hierzu noch folgende Beobachtungen.

1. Zirnitra, der schwarze Drache, das Kriegszeichen der Nordwenden, war Attribut und Substitut für Tschernebog. Flins aber ist eine Personifikation des allgemeinen Princips, das mit dem Namen Tschernebog bezeichnet wird.

2. Der Drache, ist überall Goldhüter. Der in die Spree versenkte Schatz ist eine Art wendischer Nibelungenhort, der einst in der Gewalt des Drachen, des Lindwurms war.

3. Löwe und Drache sind in der Mythologie zwei Hälften eines Wesens. Wolfdietrich, ein menschliches Drachensymbol (Grimm's Heldensage S. 320.), ist zugleich der Löwenritter, wie auch sein Schildzeichen anzeigt (Heldensage S. 234.). In einem alchymistischen Manuskript, Zoroaster betitelt, kämpfen Löwe und Drache ebenso zusammen wie im Iwain. Einmal verschlingt der Löwe den Drachen und wird nun selbst Drache. Das andre Mal wird auf dieselbe Weise der Drache zum Löwen.

4. Wie Flins und Lindwurm, Plon und Pluto, sprachlich verwandt sind durch die Silbe Lind, habe ich gezeigt im Neuen Lausitzischen Magazin Bd. 36. S. 175. Der Lindwurm ist aber auch mit dem Lindenbaume verwandt. Der Begriff des Feuchten und Dunklen macht den Lindenbaum zu einem lunarischen Symbol. In der Sigfriedssage, wie in der Leipziger St. Georgslegende wird der Lindwurm unterm Lindenbaum erschlagen, aber auch der Flins zu Leipzig stand unter einem Lindenbaum (Liebusch, Skythika S. 255.). Dies bestätigt ihn zugleich als eine Mond- und Wintergottheit. Eine Sage vom Limasberge erzählt, daß auf diesem Berge, sowie auf dem benachbarten Todtensteine ein Bild des Flins gestanden habe. Nicht unwahrscheinlich! Denn Limasberg, Limberg, heißt Lindberg (englisch lime-tree, die Linde) und das benachbarte Dorf Liebstein heißt Lindstein (wendisch lipa, die Linde).

6. Morzana.

M. Frenzel, de idolis Sorab. diss. II. § 8. Haupt u. Schmaler II. 268.

Die lausitzischen Sorbenwenden beteten eine Todesgöttin Morzana oder Marzana an und verehrten sie mit feierlichen Opfern und Umzügen, damit sie ihnen nicht einen plötzlichen und frühzeitigen Tod sende. Noch im vorigen Jahrhunderte pflegten sie eine Strohpuppe mit einem weißen Gewande, die in der einen Hand einen Strohbesen, in der andern eine Heusichel hielt, auf einer hohen Stange umher zu tragen und mit Klageliedern bis an die Dorfgrenze zu geleiten, wo man die Puppe in Stücken zerriß. Nach Hause zurückgekehrt, hielten sie gemeinschaftliche Schmausereien.

Anmerk. Diese Todesgöttin ist zugleich Erntegöttin wie Demeter. Die Sichel tritt an die Stelle des Todesspeers, den Odin, oder der Todespfeile, die Apollo führt. Auch die christliche Symbolik giebt dem Tode eine Sichel in die Hand. Tod und Ernte stehen in uralter mythischer Verwandtschaft.

Die hier erzählte Ceremonie heißt sonst das Todaustreiben.

7. Smertniza.

Laus. Monatsschrift 1797, II. 757. Haupt u. Schmaler II. 268.

Smertniza heißt bei den Wenden eine Todesgöttin, welche als eine wohlgebildete blasse weiße Frau umherwandelt und sich in demjenigen Hause zeigt oder durch Pochen bemerkbar macht, wo innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll.

Anmerk. Diese todverkündenden weißen Frauen finden sich in andern slavischen Mythologien als Vila, Jaga-Baba, Kuga. Sie haben den Charakter von Göttinnen in höherem Grade als die weißen Frauen der deutschen Sage, die als Gespenster betrachtet werden.

Morzana scheint mehr den Tod in der Natur, den Wintertod, Smertniza mehr den animalischen Tod zu repräsentiren.

8. Mara.

A. Frenzel, Von den Völkern in der Lausitz. Msc. Fol. S. 86. Haupt u. Schmaler II. 268. Liebusch, Sthika, S. 272. Ruhlandt, Taschenbuch II. S. 22. Magnus, Gesch. von Sorau p. 110.

Mara heißt bei den Wenden eine weiße Frau, welche die Pest oder andere Seuchen von Ort zu Ort trägt und nur dadurch von einem Orte ausgeschlossen werden kann, daß man die Ortsgrenze mit drei Pflugfurchen umzieht.

„Anno 1602 zur Pestzeit haben die wendischen Bauern um Sorau und Sommerfeld, wie die Pest gar sehr im Schwange ging, Folgendes gemacht: Sie lasen 9 Personen aus, nämlich 2 junge Knechte, alle beide reine Junggesellen, 1 Wittwe, so 7 Jahr im Wittwenstande gesessen und 6 Jungfrauen. Alle diese mußten am Ende des Dorfes um Mitternacht zusammen kommen.

Der eine Knecht brachte einen Pflug mit allem Zubehör, der andere eine abgestorbene Raite, damit machte er einen Kreis, in welchen sich die Wittwe mit den Jungfrauen begaben und daselbst ganz nackend ausziehen mußten; es durfte auch keinem ein einziges Wörtlein entfahren. Hierauf ging die Wittwe mit der Raite voran, die Jungfrau, so sich in den Pflug eingespannet, zogen denselben ihr nach und der eine Knecht ging neben dem Pfluge her, der andere aber blieb im Kreise sitzen und hütete unterdeß die Kleider, während die andern um's ganze Dorf eine Furche pflügeten, daß die Pest nicht in dasselbe ziehen sollte. Nach verrichteter Arbeit ging ein jedes mäuschenstill und ungemuckt nach Hause."

Anders erscheint die Mara in der Gegend des Kottmarberges. Dort wandelt sie zur Mittagszeit umher und wo sie hintritt sprießen die Gräser, blühen die Blumen und wachsen die Kräuter. Daher pflegten die Wenden ehedem Wallfahrten nach jenem Berge zu unternehmen und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze. Auf dem benachbarten Lehrberge wohnten ihre Priester, noch zeigt man den Platz, wo das Lehrhaus gestanden und nennt einen dort befindlichen Quell den Lehrbrunnen. Beide Berge waren durch einen unterirdischen Gang verbunden, dessen Spuren noch heute wahrzunehmen sein sollen.

Anmerk. Noch heutzutage finden regelmäßige Spaziergänge auf den Kottmarberg am Abende des Pfingstfestes Statt. Sehr merkwürdig ist die Doppelnatur dieser Göttin, die geradezu die polarischen Gegensätze des belebenden und zerstörenden Naturprincips in sich vereinigt. Als Pestfrau finden wir sie wieder in der Jezi-Baba der Böhmen, der Kuga der Serben, der Pestjungfrau in Tyrol, der Lichoretka der Russen, der Pestflicka der Schweden.

Pflügen ist in allen Mythologien das Symbol der Zeugung, welches hier sein Gegentheil, den Tod, abwenden soll. Bei Lucrez ist vomer = vir, sulcus = mulier. Ledige Mädchen wurden bei den alten Deutschen an den Pflug der Liebesgöttin gespannt. Noch im Mittelalter wurden die Mädchen, welche nicht Männer genommen, auf ähnliche Weise gestraft. Andere durften sich durch silberne Pflüge loskaufen, wie sie noch jetzt in manchen Kirchen hängen (Hans Sachs I. 5. 508a. Grimm S. 163. 243.). Noch im Jahre 1854, als in Oberschlesien die Cholera wüthete, haben die Bewohner eines Dorfes eine nackte Jungfer auf einen Pflug gesetzt und dreimal um die Grenze gefahren. Im wendischen Liede (I. n. 50.) zieht ein Jüngling in dem Lande, wo man Menschen einspannt, den Pflug, bis ihn seine Liebste befreit, und zwar durch Tanzen.

In einem wendischen Scherzliede (I. S. 204.) heißt es:

Die Pest kommt,
Der Kukuk hat Junge.
Das ist nicht wahr,
Wiedehopf legte ihm eins hin.

Der Sinn der letzten Zeilen ist dunkel. Die ersten scheinen auf einer mythischen Beziehung zwischen Pest und Kukuk zu beruhen, die sonst den Slaven unbekannt ist, da ihnen nach Grimm nicht, gleich den Deutschen, der Kukuk ein Teufelsvogel ist; ich vermuthe daher deutschen Einfluß. Vielleicht ist der Sinn dieses Verses folgender: Ungewöhnliche Ereignisse (Mißgeburten u. s. w.) sind Anzeichen der Pest. Ein solches

auffallendes Ereigniß ist es, wenn der Kukuk ein Nest baut, der ja sonst gewöhnlich als Junggeselle, cocu, lebt. Die Gegenrede will dies böse Omen wegdisputiren mit der Behauptung: Es ist ein Betrug des Wiedehopfs, seines Küsters (Grimm S. 394.). Zu welchem Zwecke der Wiedehopf das thut, ist dunkel. Grimm weiß von der Thierfabel vom Kukuk und Wiedehopf gar nichts, ich habe diesen kleinen Beitrag zugeben.

Mara scheint ein älteres Idol zu sein, als die beiden vorhergehenden. Nach Liebusch ist der Name Marzana nur eine Verlängerung von Mara. Als Lebensprincip ist sie wohl ein und dasselbe mit Siwa, von der wir eine eigentliche lausitzische Sage nicht haben, obwohl viele Namen u. s. w. an sie erinnern.

Nur von Zschiepkau bei Senftenberg geht die Sage, daß da, wo später in katholischen Zeiten ein Marienbild stand, früher ein Siwabild gestanden hätte. (Liebusch, Skythika S. 269.) Dies mochte vielfach stattfinden und besonders durch die Aehnlichkeit der Namen Maria und Mara erleichtert werden.

Daß sich übrigens auch die Doppelnatur dieser weiblichen Gottheit auf die katholische Maria übertragen hat, ist bekannt und erklärt den feindseligen, trauernden Charakter der sogenannten schwarzen Marien. Auch wurde die Linde, die zugleich Liebes- und Todtenbaum ist, ein Symbol der Maria.

Die nordische Todesgöttin Hel ist halb schwarz, halb menschenfarbig (Grimm, S. 195.). Demeter wurde auch als zürnende Göttin schwarz dargestellt (Pausan. 8. 42.), ja selbst Persephone, Proserpina furva (Censorin., de die nat. c. 17.). Auch gab es eine schwarze Aphrodite und bekannt ist die schwarze Diana zu Ephesus. Schwarze Madonnenbilder sind in Loretto, Neapel, Einsiedeln, Würzburg, Oettingen, Kiew, Czenstochau, was die Lausitz betrifft in Rosenthal beim Kloster Marienstern (siehe die Legenden).

Der Name des Kottmar wurde früher von Mars abgeleitet, hängt wohl aber näher und natürlicher mit der Mara zusammen. Einige erklären die erste Silbe für cot = cusch = Berg, also Berg der Mara, andere für Chod = Gang, Wallfahrt, also entweder Mara's Gang, in Bezug auf die wandelnde Göttin, oder Wallfahrt zur Mara, in Bezug auf den gottesdienstlichen Besuch des Berges. Wahrscheinlich ist auch die Murawa (siehe die Kobolds sagen) sprachlich und sachlich mit der Mara verwandt.

9. Dziwica, die wendische Jagdgöttin.

Haupt u. Schmaler. W. L. II., 269.

Die südlichen Wenden kennen auch eine Waldgöttin, ein schönes, junges, weibliches Wesen, welches, mit einem Geschosse versehen, in den Wäldern umherstreift und von ihnen Dziwica genannt wird. Die schönsten Jagdhunde bilden ihre Begleitung, und schrecken nicht nur das Wild, sondern auch die Menschen, die sich um die Mittagszeit im Walde befinden. Daher sagt man noch jetzt zu Einem, der den Mittag über sich im Walde aufhält: siehe zu, daß die Waldgöttin nicht zu dir kommt. Man glaubt jedoch, daß sie auch in mondhellen Nächten in den Wäldern das Geschäft der Jagd betreibe.

Anmerk. Schneider, Chron. Lips. IV. p. 443. erzählt von dieser Göttin Dziwica (polnisch Dziwona) dieselbe Strohpuppen-Verbrennung wie von der Todesgöttin Morzana. Nicht nur die mondhelle Nacht, sondern auch der Name erinnert an Diana.

10. Die Kriegsgöttinnen der Wenden.

Ditmar. Chron. VII. p. 223. Frenzel, de idolis slav. diss. III. § 10. Manlius, de Rebus Lus. I.

Wenn die lausitzischen Wenden zu Felde zogen, so trugen sie auf ihren Fahnen die Bilder von Göttinnen, kunstvoll eingewirkt, und hielten den Verlust derselben für das größte Unglück. Als sie schon unter Markgraf Hermann dem Kaiser Kriegsdienste leisteten und mit den Deutschen gemeinschaftlich gegen die Polen fochten, verletzte einst ein Deutscher aus des Markgrafen Gefolge durch einen Steinwurf das Götterbild. Sie beklagten sich beim Kaiser und erhielten eine große Geldsumme, um die Fahne wieder auszubessern. Als sie aber kurz darauf eine andere solche Fahne bei einem Flußübergange einbüßten, beschlossen sie, nach Hause zurückgekehrt, nicht wieder in des Kaisers Heere zu dienen, und es war schwer sie zu beruhigen.

Anmerk. Die Nordwenden führten den Drachen Zirnitra in ihren Fahnen. Diese Göttinnen, von denen Ditmar spricht, waren wohl auch nur weibliche Drachensymbole — kriegerische Schlangenköniginnen.

11. Honidlo.

Ditmar. Chron. VII. Fol. 103. Frenzel, de diis Sorab. c. 23. Haupt u. Schmaler II. S. 270. Preußker III. 227.

Honidlo oder Hennil (der Wächter, Führer) wurde von den lausitzischen Wenden als Schutzgott verehrt. Der Hirt des Ortes ging mit einem Stabe, an dessen oberem Ende eine Hand befestigt war, welche einen eisernen Ring umklammerte, von Haus zu Haus, und rief an jeder Thüre: Wache, Hennil, wache! Dieser Umzug wurde mit Schmausereien gefeiert. Noch jetzt heißt Honidlo bei den Wenden ein Hirtenstab. Vor Kurzem noch pflegten sie sich gegenseitig zuzurufen: ich werde dir den Honidlo in's Haus schicken, ohne sagen zu können, was sie damit meinten.

Anmerk. Der Feldschutzgott ward auch in Litthauen als Dorfwachstab verehrt. Dort hieß er Gonidlo.

12. Drjemotka. Herman. Pripagala (Prepilega).

Haupt und Schmaler II. 269. Preußker III. 227.

Drjemotka, die Schlummergöttin, wird in den Spinnstuben so dargestellt, daß eine Spinnerin einen Mannspelz, das Rauhe nach auswendig gekehrt, anzieht. Den Kopf hat sie sammt Brust und Armen in ein weißes Tuch gehüllt und einen weiß umhüllten Rockenstock oben drauf.

Herman. Wenn Jemand, während er sitzt, sich des Einschlafens nicht erwehren kann und hierbei die Geberde des stoßweisen Nickens und Hin- und Herwankens macht, so sagt man in der Gegend von Muskau: Hermann macht Angriffe auf ihn.

Prepilega oder Pripagela. Aus den Zeiten des Wiederabfalls der lausitzischen Wenden zum Heidenthume (um 1100) geht die Sage, sie hätten diesen Götzen als einen männlichen Liebesgott verehrt und mit unzüchtigen Gebräuchen angebetet.

Anmerk. Ein slavischer Priapus, auch im Namen mit ihm verwandt. Im Sanscrit bedeutet pri fruchtbar sein (dies die allgemeine Wurzel) und phul blühen.
Preusker l. c. hat eine andere unwahrscheinliche und bedeutungslose Ableitung.
Die slavischen Mythologien erwähnen eine Fruchtbarkeitsgöttin Prija.

Von heidnischen Opferstätten in der Lausitz.

A. Opfersteine. Steinaltäre.

13. Die Druisteine bei Weigsdorf.

O. u. N.-L. Chronik. S. 69. 83. Preusker. I. S. 10—23.

Nicht weit von der böhmischen Grenze ist eine waldige Gegend, die heißt der Hain oder schlechtweg das Hähnel. Da giebt es eine Hainstraße und einen Hainsteg und einen Hainbrunnen. Auf einem hochgelegenen Hügel aber stehen die Druisteine, vom Volke auch „der alte Götzentempel" genannt. Es sind fünf mächtige Felsblöcke neben einander; quer über zweien liegt ein sechster. Ein siebenter, der aber jetzt abgesprengt ist, bildete die Decke auf der anderen Seite. Der obere Block heißt der Opfertisch und zeigt sieben von Menschenhand gearbeitete kesselartige Löcher rings um eine größere natürliche Vertiefung. Die unteren Steine bilden einen Durchgang für zwei neben einander gehende Personen. Seit Menschengedenken wird an festlichen Tagen der Ort von den umwohnenden Sachsen und Böhmen besucht. „Ein Bischen auf die Druisteine gehen," sagte man sonst. Besonders am Johannis- sowie am Lätare- und Ostertage wird der Ort von jungen Leuten nicht leer, zumal am Johannistage, wo das herkömmliche Johannisfeuer darauf angezündet wird. Das Volk hält den Stein in so hoher Achtung, daß es sich früheren Gutsbesitzern wiederholt hartnäckig widersetzte, als diese den Felsen sprengen wollten. Noch vor zwei Jahrhunderten gab es alte Leute, die bei Sonnenauf- und Untergange dort zu beten pflegten.

Ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger aus Troppau (1614—1630), sah zu wiederholten Malen ein altes Mütterchen am Hügel ihre Andacht verrichten. Sie erzählte ihm auf Befragen, daß sie schon mit ihrer Großmutter bei Sonnenauf- und Untergang hierher zu beten gegangen sei.

Anmerk. Ob Druistein soviel bedeutet wie Druidenstein? Böhmen war ja entschieden von Celten bevölkert, die dem Druidenkultus ergeben waren. Noch heißt das nahe Gebirge der welsche (= gälische, keltische) Kamm. Ist es nicht mindestens interessant, daß

die letzte Verehrerin eine alte Frau war? eine Nachkömmlingin druidischer Priesterinnen. Einige sehr alte Bäume sind der Ueberrest des heiligen Hains, der zu christlichen Zeiten an die Kirche kam. Auch der Opferfelsen gehörte früher zur Pfarrwidemuth der nahen Weigsdorfer Kirche. Urnen und Kelts sind zahlreich dort gefunden worden. Die Bevölkerung hat in Mundart und Tracht viele alterthümliche Eigenheiten (Leske). Die an der Anhänglichkeit des Volks gescheiterten Zerstörungsversuche gingen von einem Herrn von Goldenberg (1764) und einem Grafen von Einsiedel (1785) aus.

14. Der Vensstein bei Neudörfel.

Preusker. I. 39. O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Oberhalb Weigsdorf an der Wittiche gewahrt man eine Menge wild durcheinander geworfener Steinblöcke. Ein mächtiger fünfeckiger, würfelförmiger Granitblock bedeckt mehre andere, wodurch eine Höhle gebildet wird. Vor 50 Jahren war noch Alles wohlerhalten. Damals war der obere Block 20 Ellen hoch. Die Höhle ging 17 Ellen weit in den Felsen, war 2 Ellen hoch und anderthalb Ellen breit. Durch das Sprengen der Felsen ist sie jetzt meist verschüttet und schwer zugänglich. Beim Baumroden fand man in der Nähe in ziemlicher Tiefe verschlackte Steine (vom Opferfeuer) und alte sehr verrostete Stäbe. Diese Höhle heißt im Munde des Volkes die Venshöhle. Achtzig Schritte von der Höhle auf einer Wiese an der Wittiche steht das Venshaus, dessen jedesmaliger Besitzer nachweislich seit länger als 300 Jahren der Vensmann geheißen hat. Dies war das Haus des Priesters. Auch von einem Wundermanne weiß die Sage, der vor vielen hundert Jahren als Einsiedler in der Venshöhle gelebt habe und zu dem die Menschen viele Meilen weit gekommen seien, um seinen Rath zu holen und sich von ihm wahrsagen zu lassen. Außerdem treiben auch noch jetzt zwergartige Geister ihr Wesen dort, die Vensmännel. (S. d. Zwergsagen.)

Anmerk. 1. Auch der Vensberg oder Vensmännelberg bei Ostritz steht mit Zwergsagen in Verbindung (siehe No. 35. Anmerk.).

2. Der eigenthümliche Namen findet sich vor in dem kleinen Distrikt an der böhmischen Grenze in der Nähe von Ostritz und dem Kloster Marienthal. Wenn der Name von Venus herrührt, so könnte man bei Ostritz an die Ostara (über Ostara vergleiche Grimm S. 180.), die germanische Lenz- und Liebesgöttin, denken, die als Frau Venus in den Berg wanderte, als die christliche Maria ihr Erbe übernahm. Auch die aus der Tannhäusersage bekannte Frau Venus im Hörselberge hat einen Hofstaat von Zwergen, die wohl ursprünglich die Priesterschaar der Göttin gewesen sind. Von den Vensmänneln wird weiter unten ein Zug der Weissagung mitgetheilt.

3. Indessen dürfte sich auch die Schreibart Feensstein, Feensmännel, dadurch einigermaßen rechtfertigen lassen, daß die Druiden der Kelten, die hier am welschen Kamm, bei Neudörfel wie bei dem Druisteine, gehaust haben mögen, sich überall im Mittelalter in Feen verwandeln. Die Bretagner nennen ihre druidischen Opfersteine: Feenkammern, Feenschlösser, Feengrotten u. s. w. Es wären dann diese beiden Steine vereinzelte Ueberbleibsel des keltischen Kultus. Daß die Druiden bei uns nicht zu weiblichen Feen, sondern zu männlichen Zwergen wurden, liegt in der deutschen Natur.

4. Aber die romantische Feensage, die so bald der galanten Ritterdichtung anheim fiel und in der sich keltische und mit den Kreuzzügen herüber gebrachte orientalische Traditionen verschmolzen, ist der deutschen Sage völlig fremd, und da selbst der Name Fée, italienisch fata, lateinisch fatua, gewöhnlich abgeleitet von fari (weis-) sagen, romanischen Ursprungs zu sein scheint, so wäre das Räthsel, wie der Name Fee nach der Oberlausitz versprengt sein könnte, schier unlösbar, wenn nicht
5. die Vermuthung nahe läge, daß das Wort auf eine gemeinschaftliche, auch keltische Wurzel zurück geführt und schließlich vielleicht noch gar Fee und Venus als nahe Verwandte dargestellt werden können.
6. Wenigstens bestätigt Tolland im 10. Abschnitte seiner Geschichte der Druden, die weißen Frauen der alten Deutschen hätten Faid, Veit geheißen, was noch in Island eine Prophetin bedeutet und ein altkeltisches Wort ist (Reinitzsch, Ueber Truthen 1808. S. 107.). Ein Venusberg im Erzgebirge wird auch Fengsberg geschrieben. Die Silbe Ven wird übrigens auch einfach dem Namen jenes Hausbesitzers vorgesetzt, z. B. Vens-Schäfer.
7. Ostritz, das wir oben auf Ostara deuteten, wird auch slavisch erklärt, wie denn die Endung entschieden slavisch ist. Daß dem Ursprung von Ostrow = Flußinsel die lokale Beschaffenheit nicht geradezu widerspricht, hat Preusker (I. 44.) nachgewiesen Auffallend bleibt es aber, daß die beiden oberlausitzischen Klöster Marienthal und Marienstern, das eine bei Ostritz, das andere bei Ostro, erbaut worden sind. Ueber die Feensmännel vergleiche die Zwergsagen.

Preusker (I. 39.) fügt noch die Vermuthung hinzu, daß der Berg vielleicht ursprünglich Woensberg = Wodansberg (vergl. Grimm's Mythologie 102.) geheißen habe.

15. Der Sibyllenstein bei Elstra.

N.-L. Monatsschrift 1796. I. 7. II. 218. N.-L. Magazin 1830. 63. O. u. N.-Lauf. Chronik. S. 87.

Der Hochstein, Sibyllenstein oder Sibinnenstein, liegt eine Stunde südlich von Elstra, auf einem 1405 Fuß über der Meeresfläche erhabenen, sehr bewaldeten Berggipfel und besteht aus einer 50 Fuß hohen und gegen 160 Fuß langen Schicht großer Granitblöcke, die zwei Hauptkuppen bilden. Die eine davon heißt der Tanzplatz, die andere ist der eigentliche Hochstein mit großer Felsenplatte, in welche drei ungleiche kesselartige Vertiefungen eingearbeitet sind, welche das Volk des Teufels Viertel, Metze und Mäßchen nennt. Darin, sagen sie, mißt der Teufel denen nach, welche falsches Maaß führen. Der Fels war einst viel höher, er ist aber wegen der zunehmenden Sündhaftigkeit der Menschen eingesunken. Zwischen dem Hochsteine und dem Tanzplatze ist eine Kluft, die Sibyllenhöhle genannt; dort führt eine geheimnißvolle Thüre in den Berg hinein. Ein Mann fand sie einst offen stehen und sah in einem weiten Gemache eine Frau, die sich die Haare kämmte. Gegen Morgen vom Hochsteine fließt eine schöne reine Quelle, deren Boden von den Glimmerblättchen des Granits freundlich glänzt. Dort wuschen und badeten nach uralter Sitte die Einwohner der Dörfer Kindisch und Rauschwitz am Ostermorgen sich und ihr

Vieh, weshalb sie dieselben oft Tages vorher abdämmten, so daß der Fußsteg zwischen beiden Orten nicht passirt werden konnte.

Anmerk. Der Name des Steins erinnert an die wendische Göttin der Liebe, des Glücks und der Fruchtbarkeit, Siba oder Siva, der Stein selbst, sowie der Tanzplatz und die heiligen Waschungen an ihren Dienst und das Weib mit den aufgelösten Haaren an das Bild der Göttin selbst, welches bei Helmold I. c. 52., Albinus, Meißn. Chron. XI. p. 304. und im Chron. Saxon. f. 754. beschrieben wird als ein schönes, nackendes Weib, die Hände auf dem Rücken, in der einen einen goldenen Apfel, in der anderen eine Weintraube mit einem großen Blatte, die Haare lang herabhangend bis auf die Waden. Die Waschungen sollten Fruchtbarkeit erzielen.

16. Das Jüddenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain.

O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Das Jüddenhaus oder Jürdenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain unweit Löbau ist eine Gruppe unregelmäßig geschichteter Granitblöcke mit weiter Aussicht. Oestlich geht eine Vertiefung in den Felsen und darüber hängt ein anderer Fels, so daß eine niedrige Grotte gebildet wird, wo man gebückt stehen kann, die Juttenhöhle genannt.

Anmerk. 1. Ottenhain und Sonnenberg erinnern unwillkürlich an Odin, den Sonnengott. Jüddenhaus kann soviel sein wie Jettenhaus = Riesenhaus (Et, Ez, Jette = Riese). Auch das Wort Heide kommt von dieser Wurzel (Grimm, Mythologie S. 486.). Ein abgesetzter Gott wird oft als Riese gedacht. Jetta aber heißt eine Wahrsagerin, was am besten zu der Grotte passen würde.

2. Die Schreibart Jürdenhaus kann slavisch auf Jutro, den Lenzgott, gedeutet werden. Die Umstellung der Konsonanten ist nichts seltenes. Auch die Juttenhöhle hat dann eine Parallele an der bekannten sagenhaften Deutung des Namens Jüterbog, als von der „Jutte ihrem Bock". Aus der germanischen Mythologie könnte daran erinnert werden, daß die Göttin Hertha auch Jürd, Jerta genannt wird und besonders von den Sueven verehrt wurde, welche ja als die Urbewohner der Lausitz gelten.

17. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, nomencl. in script. II. 31. Ejd. hist. nat. II. 691. 772. msc. Lauf. Mon.-Schr. 1797. I. 416. Haupt u. Schmaler II. 266.

Der nach dem No. 4. erwähnten schwarzen Gotte genannte Berg ist ziemlich steil und trägt auf seinem Rücken fünf große Granitblöcke. Jeder ist ein Paar hundert Schritte vom andern entfernt und hat seinen besonderen Namen. Sie heißen die große und kleine Ente (mala Gaczka und wulka Gaczka) und der erste, zweite und dritte Frageſtein (Praschwiza). Sie sind sämmtlich länger als breit und haben alle eine Menge eingemeißelte Kessel. Der zweite Praschwitza oder Orakelstein ist der größte. Er ist 100 Schritt lang und 25 Schritt breit, und hat in der Mitte einen Durchgang. An jeden der Blöcke knüpft sich eine Sage. Hier zeigt man den Opferaltar, wo man dem Gotte Thiere und Menschen schlachtete,

dort die Kanzel (auch Teufelskanzel), von welcher aus der Priester zum Volke sprach, mit einem mannshohen Durchgange. Auf einem gewaltsam herabgeworfenen Steine befindet sich ein Loch in Herzform. Weiter unten ist die Wohnung des Gottes selbst mit dem Teufelsfenster (czertowe woknesko), aus welchem geweissagt wurde, daneben die von bösen Geistern bewohnte Koboldskammer. Das Waschbecken, ein viereckiger Stein mit einem runden Loch in der Mitte und einem kleinen in einer Ecke, welches auch in der trockensten Jahreszeit Wasser enthalten soll, und wo sich der Sage nach die Priester zu reinigen pflegten. Eine andere Felsenschichtung mit einem niedrigen Durchgange heißt die Hölle. Einer der oberen Steine zeigt eine künstlich eingearbeitete Vertiefung, einem Pferdehuf ähnlich. Nicht weit davon ist der Versammlungsplatz, Romadnik. Dem Tschernebog gegenüber, auf dem andern Ufer der Spree zwischen Mittelkunewalde und Beiersdorf, liegt der Bielbog mit dem Bielbogaltare.

Anmerk. Preusker nimmt hier eine Dreiheit von Bergen und Göttern an, indem er mit dem Altar des Tschernebog den des Bielbog und den der Siba auf dem Hochstein zu Klein-Dehsa (siehe No. 20.) in Verbindung bringt.

Frageberge giebt es auch anderweit, z. B. bei Spremberg, wo der Sage nach beim Dorfe Praschwiza (Fragedorf) auf einer nahen Anhöhe ein Orakelort war. Bei Zwickau in Böhmen ist ein Frage- und ein Urtheilsberg. Gaczka oder Kaska (Ente) hieß vielleicht Kuschka = Bergkuppe, aus welchem Namen durch Verdeutschung vielfach Kutschen- und Katzenberge entstanden sind.

Am Fuß des Tschernebog liegt der Butterborn, so genannt, „weil dort die Butterweiber wegen der Kühle des Orts auszuruhen pflegten" (?), vielleicht von wetro, Wetter (Preusker), wahrscheinlich von Butt = Kobold. Butterberge giebt es auch bei Zittau und Großenhain und an anderen Orten.

In demselben Revier liegen noch der Thronberg mit einer Sage von Wendenkönigen (II. Bd.), der Schmoritzberg (siehe No. 22.) und der große Stein bei Klein-Dehsa, ein Opferaltar (No. 20.).

Rings herum liegen folgende Dörfer: Meschwitz, vielleicht von Mjeschnik, der Priester, also: Priesterwohnung, Kunewalde und Kunitz (vielleicht von kon, Pferd) Kosul, (kosol = Bock), Postwitz (vielleicht budeszezi, von buda, Haus, Burg), Hainitz (vielleicht der Hain, scil. heiliger), Lubenz (deutsch Mehltheuer) am Berge Lubin — erinnert an die Göttin Luba, Rachlau, nach Körner von einem slavischen Wort rek, der Held. (Auch Königswarthe heißt wendisch rakezi.) Wuischke = Paß. Dehsa, urkundlich 1306 Theesin, vielleicht von tazi, fragen, Orakelort.

18. Der Todtenstein bei Steina.

O. u. N.-L. Chronik. S. 85. Preusker. II. 128.

Bei Steina am Queiß ist eine Gruppe seltsam auf einander gethürmter Felsen. Der oberste heißt der Todtenstein. Von da bis zum Fluß zieht sich eine Vertiefung, die Baderei genannt; denn dort wurden die üblichen Waschungen vor und nach dem Opfer vorgenommen. In der Nähe ist das Städtchen Friedeberg und Ullersdorf, wo man 1730 in einem rundlichen

Mauerwerke zehn Urnen mit Deckeln fand, darin Asche von verbrannten Leichnamen lag, eine Axt, eine Säge und ein dreizackiges Eisen. Noch weiter hin in Hermsdorf heißt der Bach das Todtenflüßchen.

Anmerk. Die Nähe der Orte Flinsberg und Ullersdorf (wie überhaupt der in der Oberlausitz auffallend häufig vorkommende Ortsname Ullersdorf) berechtigt besonders in Verbindung mit dem Todtensteine und dem Todtenflüßchen zu der allerdings sehr vagen Vermuthung, daß irgend eine Beziehung zu dem altgermanischen Todtengotte Uller oder dem slavischen Flins, der möglicher Weise jenen abgelöst haben könnte, stattfinden möge. Oder ist der Ursprung des Namens Ullersdorf von einem Manne Namens Ullrich nachweisbar?

19. Der Todtenstein bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Mskr. Preusker. I. S. 154. O. u. N.-L. Chronik. S. 83.

Wenige Gegenden in Deutschland sind so reich an Denkmälern heidnischen Götterdienstes, wie das Königshainer Wald- und Stein-Gebirge. Eine der dort befindlichen Opferstätten heißt der Todtenstein. Er besteht aus zwei an einander stoßenden Felsen von viereckiger Gestalt, von allen Seiten frei stehend, etwa 20—30 Ellen hoch mit senkrechten Wänden. Durch eine Kluft zwischen beiden Felsen, an mancher Stelle kaum eine Elle breit, gelangt man auf die obere Platte, die gegen 80 Schritte Umfang hat und etwa 2 Fuß hoch mit Erde bedeckt ist. Darin hat man Opfergefäße und Scherben davon gefunden. In den Felsen eingearbeitet ist eine eirunde, mannslange blattförmige Vertiefung, darin das Opferfeuer brannte, und auf dem Nebenfels eine andere sitzförmige, genannt der Teufelssitz. An der Südostseite ist ein Felsabsatz 10 Fuß tiefer; von diesem aus kann man kriechend durch eine niedrige und enge Schlucht quer durch den Felsen an einen andern, sonst ganz unzugänglichen Absatz gelangen, die Todtenkammer genannt. Dort hat man Urnen und bronzene Geräthe gefunden. Ein Ueberbleibsel des alten Götzendienstes ist ohne Zweifel der feierliche Fackelzug nach dem Steine, vom Volke das Todaustreiben genannt.

Anmerk. Der Todtenstein war gewiß der heiligste und furchtbarste Ort der ganzen Gegend, wahrscheinlich wohnten auch Priester oben. Der versteckte, leicht zu verschließende Aufgang war bequem zum Geheimniß; aus dem geheimen Gange mochten dunkle Sprüche der Weissagung erschallen; auch mochten dort leicht die Schätze der Priester geborgen werden können.

Die übrigen Opfersteine bei Königshain heißen der Hochstein, der Fürstenstein, der Teufelsstein, auch giebt es dort einen Wachberg, Kämpfenberg, Gickelsberg, Schornstein von czorny, schwarz, vielleicht in Beziehung auf Tschernebog, und viele weiter unten mitzutheilende Sagen.

Der Name Todtenstein in Verbindung mit dem Frühlingsfeste, genannt das Todaustreiben, giebt keinen Anhaltspunkt für den Kultus eines bestimmten Gottes. Der Name Todtenkammer kann eine dunkle Reminiscenz an die blutigen Opfer der Heiden sein. Will man eine bestimmte Gottheit denken, so könnte es eben so gut der deutsche Odin-Uller, als die slavische Morzana oder der Flins sein.

20. Der große Stein bei Klein-Dehsa.

O. u. N.-L. Chronik. S. 67. Preusker I. S. 200. Frenzel, hist. nat. II. 692. msc. Frenzel, nomenclator in Script. II. 31.

Auf einem 16 Fuß hohen Berge bei Klein-Dehsa steht eine Reihe großartiger, mauerähnlich geschichteter Felsen mit vielen Schluchten und Höhlungen. Besonders zeichnen sich zwei Felsen aus, welche an der Wurzel verbunden, 20 Schritt lang, 70 Schritt im Umfange, sich auf 25 Ellen hoch erheben und früher offenbar noch höher gewesen sind. Aber man sieht, daß hier eine absichtliche Zerstörung durch Menschenhände, jedenfalls zur Zeit der Heidenbekehrung, stattgefunden hat. Von diesem Felsen bis zu dem nahe anstoßenden führt ein halbrunder Steinwall, 140 Schritt lang, 1—2 Ellen hoch, 2—4 Ellen breit, aus lose auf einander geschichteten Steinen. Die umwohnenden Landleute wissen noch recht gut aus der Sage, daß hier ein Opfer- und Begräbnißort gewesen sei; auch hegt man eine gewisse Scheu, besonders vor dem großen Steine.

Am Ende des Dorfes, auf Nechen zu, am Hohlwege, der nach Oelsa führt, lag noch Anfangs dieses Jahrhunderts ein beträchtlicher Felsblock, wo einst ein Götzenbild gestanden hat. Dort soll auch ein Herzzeichen eingegraben gewesen sein.

Anmerk. Zu den bis jetzt angeführten 8 Steinaltären, nämlich:

1) Druisteine,
2) Bensstein,
3) Jüddenhaus,
4) Todtenstein bei Steina,
5) Todtenstein bei Königshain,
6) großer Stein bei Kl.-Dehsa,
7) Tschernebog,
8) Sibyllenstein,

kommen noch folgende hinzu, welche gleichfalls erratische Granitblöcke mit mehr oder weniger künstlichen Löchern und Kesseln und anderen Spuren des Götzendienstes sind,

9) der Götzentempel auf dem Queißersberge bei Wünschendorf,
10) der Todtenstein auf dem Ur- oder Auerberge bei Gerlachsheim.

In diese Gegend flüchteten der Sage nach die von Löbau aus zurückgedrängten Wenden im 10. Jahrh. Aufgefundene Waffen beweisen alte Ansiedelung (Preusker II. S. 107, 119).

11) Die Kesselsteine beim Kloster Marienthal,
12) der Hochstein bei Arnsdorf und Königshain,
13) der Jungfernstein bei Leippa, unweit Hoyerswerda, wo der Sage nach einer heidnischen Göttin Jungfrauen geschlachtet wurden. (Schuster, Geschichte von Hoyerswerda. S. 128).

Beschreibungen dieser zum Theil mit Durchgängen versehenen Opferaltäre giebt Preusker a. a. O. u. die O. u. N. Lauf. Chronik, S. 85 ff.

Zu diesen kommen noch aus der großen Anzahl der Teufelssteine:

14) der Teufelsstein bei Kamenz,

15) der Teufelsstein bei Kleinbautzen,
16) " " " Triebel,
17) " " " Königshain,
18) " " " Stargard,
19) " " " Beerenbruch,
20) die Teufelsruhe zu Arnsdorf,
21) der Teufelsstuhl zu Maxdorf.

B. Steinwälle.

21. Der Steinwall auf dem Löbauer Berge und das weiße Pferd.

Preusker I. S. 77.

Auf dem sagenreichen Löbauer Berge findet sich auf der Ostseite eine aus verschlackten Steinen ohne Mörtel und Kalk errichtete Mauer, welche 3—7 Fuß hoch und 10—20 Fuß breit ist, und den Berg in einer Länge von 3100 Fuß in Gestalt eines schiefen Vierecks umgiebt. Die Verschlackung rührt wahrscheinlich von vielhundertjährigem Opferfeuer her. Nicht weit davon hat man vor 40 Jahren Drahtringe, Nadeln und Waffen von Bronze gefunden, die aus der ältesten Heidenzeit stammen.

Die Sage erzählt, es habe ursprünglich hier auf dem Berge sollen die Stadt Löbau gebaut werden, und dies sei die Stadtmauer gewesen, mit der man den Anfang gemacht habe.

Da erschien aber allnächtlich ein weißes Pferd, welches die zum Bauen bereit liegenden Balken und Baumstämme allemal wieder in's Thal hinunter schaffte, wo die Stadt jetzt steht. Also habe man sich dem fügen müssen.

Anmerk. 1. Das weiße Pferd erinnert an Odius oder Swantewits Pferd oder an die weissagenden Rosse, die ebenso zum Kultus der Germanen wie der Slaven gehörten. Vgl. Bd. II. No. 331., auch Bd. II. No. 204. u. No. 180.

2. Dergleichen vom höchsten Alterthum zeugende Schlackenwälle finden sich auch auf dem Stromberge und auf dem Rothstein bei Sohland. Von beiden, besonders aber vom Stromberge, giebt es mannigfaltige Sagen.

Ausführlichen Bericht über diese drei merkwürdigen Opferstätten s. bei Preusker I. S. 77 ff. Dieser ebenso gründliche, wie rastlose und scharfsinnige Alterthumsforscher setzt diese drei Berge in eine alte gottesdienstliche Verbindung, ebenso wie die drei in einem fast regelmäßigen Dreieck liegenden Opfersteine zu Weigsdorf, Maxdorf und Neudörfel.

Von den drei Schlackenwällen ist der auf dem Stromberge der deutlichste. Stromberg heißt steiler Berg (strma wend. = steil). Er liegt in der Mitte mehrer Gemeinden, die ihn gemeinschaftlich besaßen und deren Flurgrenzen sich noch heute auf ihm berühren. (S. Preusker I. S. 95. Anmerk. IX.) Daß auch die beiden anderen später für wichtig gehalten wurden, beweist, daß an dem einen Löbau, die älteste Stadt der Lausitz, an dem andern das Burgwart Dolgowitz gegründet wurde.

C. Rund- oder Ringwälle, Schanzen.

22. Der Schmorz bei Budissin.

Frenzel, hist. natural. II. 773. msc. O. u. N.-L. Chronik. S. 87. Preusker. I. S. 100 ff.

Der Schmorz wird von den Wenden der Berg genannt, welcher oberhalb der Stadt Budissin, gegen Süden neben dem Tromberge bei dem Dörflein Kleinkönitz, liegt. Der Name soll von einem alten Besitzer herrühren, der Moritz, wendisch Schmorz, geheißen. Man sieht hier zwei Gruben, welche die Leute Raubkeller nennen, indem sie erzählen, daß vor Zeiten Räuber hier gehauset haben. Andere muthmaßen, es sei hier früher ein Bergwerk gewesen. Auch spricht man von Schätzen, die hier verborgen liegen. Oben auf dem Berge liegt das „Rundtheil", ein Steinwall, 300 Schritt im Umfange, 3 bis 6 Ellen hoch. Es besteht aus kleinen, lose auf einander geworfenen Steinen.

Um diesen Wall herum soll noch ein größerer gegangen sein, von dem man aber nur noch geringe Spuren sieht. Man hat dort Ueberreste von verbranntem Getreide gefunden. Auf einem nördlich 18 Ellen tief heruntergehenden Felsen soll ein Schloß gestanden haben und von da ein unterirdischer Gang bis Bautzen führen.

Anmerk. 1. Dergleichen Ringwälle, wend. Grozisco, bilden eine dritte Art von Opferplätzen. Sie finden sich fast überall in der Lausitz an hochgelegenen Orten, dicht an fließenden Gewässern, sind von runder oder halbrunder Gestalt und bergen Kohle, Asche, Urnen und andere Alterthümer. Ob sie wie jene Opfersteine deutschen oder wendischen Ursprungs sind, ist noch nicht völlig entschieden. Viele nennt das Volk fälschlich Schwedenschanzen, andere Burgsberge, wobei zu bemerken, daß zwar auf den wenigsten dieser Heidenschanzen später mittelalterliche Burgen errichtet wurden, der Name aber doch darin die Sache trifft, daß sie schon in Heidenzeiten neben den gottesdienstlichen auch kriegerischen Zwecken dienten.

2. Es folgt hier eine möglichst vollständige Aufzählung dieser Rundwälle, zusammengestellt aus den Beiträgen von Cotta im N. Lauf. Mag., dem Verzeichniß in den wend. Liedern und der ausführlichen Abhandlung in Preusker's „Blicken in die vaterländische Vorzeit."

a) Im Meißgebiete.

1) Der Vensberg bei Ostritz mit Zwerg- und Schatzsagen.
2) Der Burgberg bei Ostritz, jenem gegenüber, mit bronzenen Götzenbildern, welche an den Kopf gelegte Arme und hervorgezogene Beine hatten, — und mit Sagen von einer Burg.
3) Der Königshain bei Marienthal, auch das alte Schlößchen genannt, weil im 10. Jahrh. die deutschen Könige daselbst ein Schloß gegründet haben sollen.
4) Der Schülerberg bei Hörnitz und Herwigsdorf. Sagen von einem Schloß. Der daran grenzende Theil des Dorfs „die Scheibe," früher Schiba, erinnert an die slav. Göttin Siba. (Preusker).
5) Burgberg bei Oberrennersdorf (bei Bernstadt).
6) Ringelberg bei Bertsdorf auf dem Eigen. (Im Berge liegt ein „goldener Hain," d. i. ein Götzenbild, und ein goldener Altar aus den Heidenzeiten.) Man hat dort Urnen und bronzene Waffen gefunden.

7) Burgberg am Kremnitzbach bei Bernstadt. Wallfahrten der Umwohner am 1. Osterfeiertage, früher mit Anzünden von Osterfeuern verbunden. (Wer am 1. Ostertage den auf dem Berge befindlichen Wallkessel überspringt, bleibt das ganze Jahr von Zahnschmerzen verschont.)
8. Die Hainmauer bei Rieda an der Wittiche — mit Zwerg-, Schatz- und Heiligensagen.
9. Der Steinwall zu Jauernick auf dem Burgberge mit Gründungssagen.
10. Die Schwedenschanze bei Friedersdorf an der Landeskrone.
11. Die Schanze bei Kößlitz.
12. Burgberg bei Schönberg mit Schatz-, Teufels-, Wunder- und Fluchsagen.
13. Die Schanze auf dem Hainberge bei Lichtenberg, auch Hain- oder Riesenmauer genannt. Ebendaselbst an der Dorfbrücke eine Art Schanze mit Schatzsagen.
14. Burgberg bei Penzig.
15. Kesselberg bei Ebersbach.
16. Limasberg bei Liebstein mit Burg-, Schatz- und Göttersagen.
17. Burgberg von Melaune — unermeßliche Aschenanhäufungen.

b) Im Spreegebiete.

18. Der Bielplatz bei Görbitz. Das Volk in der Gegend erzählt, dort sei „dem guten Biel" geopfert worden, Andere nennen den Gott „den weißen Abgott," also den Bielbog der Wenden. Benachbart ist das Dorf Bellwitz.
19. Die Schwedenschanzen bei Kittlitz, (wendisch Ketlizi, vielleicht von Kollischczo, der große Kessel).
20. Schanze bei Oehlisch. (Oehlisch, Oels, Elster, Alster, zwei lausitzische Oelberge, u. s. w. bedeutet „heiliger Hain" oder „Heiligthum" im allgem.).
21. Schanze bei Schöps. — Doppelwall auf beiden Seiten des Flüßchens Schöps, an der uralten großen Heerstraße von Polen nach Sachsen. An der alten Schmiede im Dorfe soll früher ein Götzenbild befindlich gewesen sein. In der Nähe ein Heilbrunnen. Der Name ist slavisch, kommt auch bei Spremberg und im Altenburgischen vor und ist noch unerklärt.
22. Schwedenschanze bei Niethen. — Sage von unterirdischen Gängen nach dem Hofe von N. und nach Kohlwese.
23. Zwei Schanzen zwischen Lauske und Zschorna.
24. Schwedenschanze bei Belgern (= Biela gora, weißer Berg).
25. Die Rackel'sche oder Connewitzer Schanze, auch Slotnik, Goldberg genannt von einem unterirdischen Schatze.
26. Schanze im Parke zu Gröditz (= grodzisco = Schanze).
27. Schanze in Weißenberg.
28. Der Schmorz bei Kl.-Könitz und Budissin (s. o.).
29. Schanze bei Blösa. — Knochen und Kohlen. — Sage von unterirdischen Gängen und Schätzen.
30. Schanze bei Kumschütz; 31. bei Doberschau; 32. bei Grubschütz; 33. bei Daranitz; 34. bei Stiebitz.
35. Der Protschen bei Budissin mit Schatzsagen.
36. Schanze bei Lubas, unfern Niedergurig.
37. Schanze bei Brana.

c) Im Elstergebiete.

38. Schanze bei Kl.-Seitschen, welches für die Burg Zizani, Sizen des Ditmar gehalten wird. Vielleicht von zito, Getreide, oder ziza, Göttin der Fruchtbarkeit.

39. Schanze bei Göda, einem alten Burgwart mit sehr merkwürdigen Alterthümern.
40. Schanze bei Dahren; 41. bei Spittwitz; 42. bei Dobranitz; 43. bei Coblenz; 44. bei Loga; 45. bei Luga.
46. Siebitz (von Siba, der wendischen Liebesgöttin).
47. Kukau beim Kloster Marienstern. Bei Kukau lebte vor 100 Jahren ein Einsiedler, der sich aber endlich verheirathete.
48. Ostro beim Kloster Marienstern, ein Doppelwall. (Ostara!)
49. Burgberg bei Prietitz, im Mittelalter mit einer Georgenkapelle und Wallfahrtsstationen. Nach Bronisch kommt der Name von Pritiza, einer slavischen Göttin des wiederkehrenden Frühlings (Kirchengal. S. 338.).
50. Der Reinhardtsberg bei Kamenz mit einer Schatzsage von einer in der Johannisnacht zu hebenden Brauhpfanne.
51. Der Rehnsdorfer Burgstall bei Elstra (unterirdische Gänge und Schätze).
52. Der Radschin bei Schmölln (Radschin = Burg).

d. Im Queißgebiete.

53. Der Todtenstein bei Ullersdorf.
54. Der Ur-, Auer-, Urn- auch Queißersberg bei Gerlachsheim.
55. Der Götzentempel bei Wünschendorf.
56. Der weiße Stein bei Markliffa.

e. In der Niederlausitz.

57. Der Heidenwall zu Burg an der Spree mit Sagen von wendischen Königen und interessanten Alterthümern.
58. Schwedenschanze bei Stargard (starh grod = alte Burg).
59. Der Burgort bei Fresdorf unweit Luckau.
60. Das heilige Land bei Niemitsch — Alterthümer, Sagen von Gero und der heiligen Hidda.
61. Schanze bei Riedebeck; 62. bei Giesmannsdorf; 63. bei Zickau; 64. bei Kasel.
65. Der Opferheerd bei Gohren.
66. Der Kratig (= grodk, kleine Burg) bei Sonnenwalde (wendisch grodzisco).
67. Der Gröschkenberg bei Großmöhsso.
68. Schanze bei Leipa; 69. bei Kittlitz; 70. bei Großbeuche; 71. bei Saßleben; 72. bei Duben; 73. bei Wintorf; 74. bei Torno; 75. bei Senftenberg.
76. Im Birkenthal bei Muskau.
77. Schanze bei Mulkwitz; 78. bei Zilmsdorf; 79. bei Schleife; 80. bei Mankendorf.
81. Der Hampig bei Hoherswerda.
82. Schanze bei Leuthen; 83. bei Zasow; 84. bei Ruden; 85. bei Sülow.

Viele Berge der Lausitz haben, ohne sichtbare Spuren des Götzendienstes aufzuweisen, in ihren Namen mehr oder weniger deutliche Beziehung auf heidnischen Kultus. Ich will hier nur kurz erwähnen die vielen Scheibenberge (Schiba), die vielen Hain-, Hahn-, Hageberge, Gückelsberge (= Zauber- oder Hexenberge), den Hertha bei Ullersdorf, die Bockkirche (Bog = Gott) bei Kindisch, Frauenberg bei See, 11 Hollenberge (Hölle oder Frau Holle), 15 Hutberge (siehe die Sagen vom wilden Jäger), 2 Zeisigberge (Zisa), Heiden- oder Heidelberge, Tschornberge, Jungfernberge, 12 Butterberge (wahrscheinlich = Koboldsberge, butt = Kobold), Radeberge, Radelkeller, Rothsteine (Radegast), Semperstein bei Johnsdorf (Gott Sompar).

23. Die Urnen.

Das Volk in der Lausitz, sowie in Schlesien, Sachsen und Polen, glaubt, daß die Todtenurnen, welche man häufig in der Erde findet, darin von Natur gewachsen und nicht von Menschenhänden gemacht sind. Eine handschriftliche Budissinische Chronik (ohne Namen des Verfassers) setzt hinzu: „und verräth sich solche wunderbare Erzeugung dadurch, daß der Erdboden aufschwillt und Hügel bildet, als sei die Erde schwanger worden."

Die Urnen gelten zugleich als der Hausrath der unterirdischen Zwerge, die sehr empfindlich sind, wenn man ihre Hügel aufstöbert. Deshalb halten es die Landleute vielfach für gottlos, sie auszugraben und weigern sich mit Hand anzulegen.

Bei Kalau, in der Nähe der Kolkwitzer Mühle, war mitten im freien Felde ein Platz, der wurde von dem Volke heilig gehalten und niemals beackert. Dies Gebot ging vom Vater auf den Sohn, aber man wußte schließlich nicht warum. Im vorigen Jahrhunderte gruben die Gelehrten nach und fanden Urnen und menschliche Gerippe von ungeheurer Größe. (Marbach, Gesch. v. Calau S. 35.) Auch bei Markersdorf bei Görlitz giebt es eine „heilige Hufe."

In Zittau und Löbau hat man auch in den Wänden von Kirchen flaschenartige Urnen von Thon, welche Asche enthielten, eingemauert gefunden, und zwar in großer Anzahl dicht bei einander, von der Größe von 1½ Ellen (Länge sowohl als Durchmesser), einige auch kleiner, und zwar nicht stehend, sondern liegend und mit der Oeffnung nach Innen.

Anmerk. 1. Einzelne Heidengräber finden sich fast überall in der Lausitz, in größerer Anzahl aber als Heidenkirchhöfe, soviel bis jetzt bekannt geworden, an folgenden Orten: Königswartha, Droben, Königshain, Schmochtitz, See, Jauernick, Hoyerswerda, Särchen, Malschwitz, Sdier, Kaupa, Krosta, Brösa, Pilschkowitz, Nichteberg, Neukirch, Moholz, Podrosche, Hänichen, Alt-Golßen, Bautzen, Bloaschütz, Dobranitz, Döberkitz, Nebelschitz, Zilmsdorf, Sandow.

2. Die Einmauerung der Urnen in die Kirchenwände mag vielleicht daher rühren, daß die Neubekehrten die Seelen ihrer heidnischen Vorfahren auf diese Weise der christlichen Seligkeit theilhaftig zu machen glaubten.

Zweite Abtheilung:

Dämonen-Sagen.

II.

Dämonensagen.

A. Zwerge.

24. Die Querxe.

Büsching I. 72. 97. Görl. Wegweiser 1833 S. 804. N. L. Mag. 1823 S. 63, 1838 S. 90, 378, 1840 S. 308. Knauth, Dresdner Anzeigen 1750 St. 11. Liebusch, Chronik von Senftenberg S. 14, 62. Segnitz I. 46. Gräve, S. 149. K. Haupt, Zwergsagen (in Wolf's Zeitschrift für die Mythol. Bd. IV. Heft 2. S. 212. Göttingen 1858.)

Die Querxe sind überall in der Oberlausitz, besonders aber in Haynewalde bekannt. Es sind ganz kleine Männchen, die einst dort in den Bergen wohnten, und da herum ihr Wesen trieben. Die Eingänge zu ihren Wohnungen nennt man Querxlöcher und man kann deren noch viele hier und da sehen. In Schlesien ist eins auf dem Prudelberge bei Stonsdorf; in der Oberlausitz findet man eins auf dem Dittersberge bei Schönau auf dem Eigen, desgleichen eins bei dem böhmischen Warnsdorf und am Fuße des breiten Berges bei Zittau. Dort waren sie besonders zu Hause und man konnte sie einen nach dem andern zu ihrem Querxloche ein- und ausgehen sehen, wenn man sich die Mühe nahm, sie in ihrem Treiben zu belauschen. Ihren Ursprung verdankten sie dem auf jenem Berge noch befindlichen Querxborne, einer klaren, frischen Quelle, aus der beständig welche hervorquollen. Die Querxe konnten sich unsichtbar machen, indem jeder eine Nebelkappe hatte, die sie gewöhnlich aufsetzten, wenn sie in die umliegenden Dörfer gingen, um sich bei den Bauern ihre Speise heimlich zu holen. Sie konnten aber den Kümmel nicht leiden, deshalb backen die Leute dort immer einige Kümmelkörner mit in das Brod. Solches gekümmeltes Brod rührten sie nicht an.

Anmerk. 1. Die Schweizer Zwerge schalten solches Brod „gepiptes", auch das mit Anis bestreute und vom Priester geweihte Agathenbrod ist ihnen zuwider. (Rochholz, Sagen aus dem Aargau p. 838.).

2. Ueber den Namen Querze hat Professor Dr. Anton in Görlitz eine linguistisch-mythologische Abhandlung geschrieben und als Schulprogramm herausgegeben. Der oberlausitzische Name Querz für Zwerg ist leicht erklärlich; zw., dw., qu. ersetzen sich in verschiedenen Dialekten gegenseitig. Zwerch = quer. Zwerg heißt althochdeutsch: tuerc, mittelhochdeutsch: twerc, angelsächsisch: dwerg, nordisch: dwergr. Bei Löbau liegt ein Quärgel- (= Querg-) Berg. Zu vergleichen ist das thüring'sche Querlich und der Name Querch bei Jakob von Königshofen p. 89.
3. In ein solches Querzloch verschlüpfte Dietrich von Bern. Nib. Klage. 2167.

25. Querze auf einer Bauernhochzeit.

Büsching I. 73. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 526 (mit Holzschnitt). K. Haupt, l. c. S. 213.

Einst kamen die Querze schaarenweise aus dem Querzloche am breiten Berge bei Zittau heraus und trieben Kurzweil in den Sträuchern des Berges. Da kam ein Bauer aus Bertsdorf des Weges, dem rief gerade seine Frau zu, er möge sich zurecht machen und mit ihr auf eine Hochzeit gehen, zu der sie beide eingeladen waren. Als das die Querze hörten, berathschlagten sie unter sich und wurden bald einig, mit den Bauersleuten zur Hochzeit zu gehen und sich einmal auf anderer Leute Unkosten einen guten Tag zu machen. Also rufen sie sich einander zu und ermahnen sich gegenseitig, der Nebelkappen auch ja nicht zu vergessen. Da war aber ein anderer Bauer aus Bertsdorf, der pflügte am Fuße des Berges, hörte wie sich die Querze beriethen und rief ihnen im Spaße zu, sie möchten ihm doch auch eine Nebelkappe mitbringen. Da gingen die Querze auf den Spaß ein, gaben ihm eine Nebelkappe, auf daß er ungesehen mit zur Hochzeit gehen könnte, sagten ihm aber, er dürfe zwar essen und trinken so viel ihm beliebte, aber ja von den Speisen nichts zu sich stecken, wenn sie seine guten Freunde bleiben sollten. Also gingen die Zwerge sammt dem Bauer nach Bertsdorf zur Hochzeit, stülpten vor dem Dorfe ihre Nebelkappen auf, gingen in das Hochzeitshaus und setzten sich, unsichtbar wie sie waren, mit an den Tisch, also daß immer zwischen zwei gebetenen ein ungebetener Gast zu sitzen kam. Auch der mitgebrachte Bauer saß unsichtbar zu Tische, hieb wacker auf die Speisen ein und ließ sich die guten Gerichte wohl schmecken. Als er nun satt geworden war, da dachte der gute Mann an seine Frau und seine armen Kinder, wie sie daheim saßen und trockenes Brod knabberten, konnte der Lockung nicht widerstehen, griff zu und steckte ein großes Stück Kuchen in seine Tasche, um es den Seinigen mitzubringen. Aber in demselbigen Augenblicke war auch die Nebelkappe verschwunden, und mit einem Male saß der ungebetene Gast in seinen schlechten Zäkerhosen und seinen gar nicht hochzeitlichen Hemdärmeln vor den sichtlichen Augen der Hochzeitleute. Da war ein großer Schrecken von beiden Seiten und er mußte nun haarklein erzählen, wie er sammt den Querzen sich eingeschmuggelt hatte. Den Weiblein ward

es aber gar unheimlich, da sie von ihrer unsichtbaren Nachbarschaft Kunde erhielten, und Alle wußten nun, wie es zugegangen, daß die Speisen so gar schnell ein Ende genommen hatten. Aber den Bauer behielten sie da und luden ihn auch zu dem folgenden Tage ein. Auch die Querxe stellten sich wieder ein, obgleich sie nicht mitgebeten waren. Man sah es aber ganz deutlich wieder an der sichtlichen Abnahme der Speisen.

Anmerk. 1. Thorsteine lag im Ried verborgen und hörte einen Knaben in dem Hügel rufen: Mutter, reiche mir Krummstab und Bandhandschuh, ich will auf den Zauberritt, es ist Hochzeit in der Welt. Da wurde aus dem Hügel alsbald der Stab gereicht, der Knabe bestieg ihn, zog die Handschuh an und ritt wie Kinder pflegen. Thorsteine machte sich dem Hügel und rief dieselben Worte. Sogleich kamen Stab und Handschuh heraus. Er steigt auf den Stab und reitet dem Knaben nach. (Schindler, der Aberglaube des Mittelalters S. 43.)

2. Die Tarn- oder Nebelkappe ist ein nie fehlendes Attribut der Zwerge. Man muß sie sich in spitziger Form denken, denn sie ist ein Abbild des Berges, in welchem der Zwerg wohnt. Zwerge sind Repräsentanten der Berge. Sie finden sich massenhaft, wie das gebirgige Gestein und volkartig beisammen wie der Gebirgswald. Sie treten selten als Individuen auf; nur der vertriebene Zwerg erscheint zuweilen als ein einzelner Flüchtling verirrt und klagend.

26. Die Hochzeit der Querxe.

Gräve S. 174. Mündlich.

Zwischen Gaussig und Neukirch ist eine waldige Anhöhe. Daselbst befand sich noch vor etwa 70 Jahren ein freier Rasenplatz, den das Volk den Tanzplatz nannte. Davon geht folgende Sage: Allemal in der Johannisnacht steigt dort ein Nebel aus der Erde; aus dem kommen nach und nach Querxe hervor, Männlein und Weiblein, Greise und Kinderchen, die gehen alle Paar für Paar und aus den Büschen kommen die kleinen Spielleute hervor, die machen Musik. Aber da kommt ein schönes Brautpaar und da gehen sie alle zusammen dreimal um den Platz herum, setzen sich dann an eine Tafel zu essen, und feiern die Hochzeit des Brautpaars. Hernach geht's los, und da tanzen die Querxe die ganze Nacht bis wieder der Frühnebel kommt; da kriechen sie in die Hügel zurück, wo sie ihre Wohnungen haben. Wer aber einmal zufällig dazu kommt, den laden sie ein mitzutanzen, und geben ihm Geschenke auf den Weg, die Glück und Segen in's Haus bringen.

Anmerk. Von einer solchen Querzhochzeit schreibt sich der aus drei Brödchen bestehende Talisman der Familie von Bünau zu Bomsen her (der Freimüthige 1814. S. 209.).

27. Das Zwerggeschenk der Ahnfrau.

Büsching I. 97.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete, und eben allein in der Stube war, hörte plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer; sie

blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen schien, und sah zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand plötzlich eine nur unbedeutend große Oeffnung sichtbar wird und daraus ein kleines graues Männchen oder Querxlein hervor kommt, und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Es redet sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubniß, daß eine ganze Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten möge, und verspricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die erbetene Erlaubniß und das Männchen empfiehlt sich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Oeffnung ein neues, noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenso kleinen Hausgesindes, das, wie geschäftige Ameisen, kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll der köstlichsten Eßwaaren und Speisen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tische auf das schönste besetzt. Jetzt erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählich und es treten nun, ebenfalls durch jene Oeffnung, mehre Musikanten mit ihren Instrumenten ein, an die sich ein langer bunter Zug von lauter solchen kleinen Wesen anschließt. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt unter einander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Querxlein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump ist todt!" —

Wie ein Donnerschlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, ward eiligst hinweggeschafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die ganze Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das allem Ansehen nach die Stelle eines Ceremonienmeisters bekleidete, war noch zu sehen; es kam wieder auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe, und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten; es bedankte sich übrigens höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutritts in die Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Dank dafür drei Geschenke, nämlich: einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Waizenbrödchen.

Diese drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit; denn so lange sie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, würde er immer größer, angesehener und reicher werden und Glück und Ruhm würde sein Eigenthum sein. Sie müßten daher alle drei als ein werthes Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber solle allemal in dem Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die bewußte Oeffnung und diese mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch wirklich Alles für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Sippschaft, der ein so günstiger Glücksstern aufgegangen war, zusammen berufen, ihr der ganze Vorfall vorgetragen und endlich gemeinschaftlich berathschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geschlechts sich am besten sichern könne.

Einem gefaßten Entschlusse zufolge ward nunmehr ein fester steinerner Thurm erbauet und der silberne Becher und das Waizenbrödchen tief in seinem Innersten verwahrt, so daß Niemand im Stande war, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unabläßig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er als ein Altentheil, der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden. Aber, wie es oft geschieht, daß man das Glück, das man schon an den Fittigen hält, sich dennoch wieder entwischen läßt, so ging es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, — ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er schlechterdings nicht wieder aufzufinden.

Trostlos brach die Familie in heiße Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, erfahren zu müssen. Und dies nicht ohne Ursache, denn — ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Thurme, der als Trutz- und Schutzwehr dieser Geschenke, gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechts gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten und verschlang in einem Nu die verehrten Heiligthümer.

Die Verheißung des Ueberbringers jener Geschenke traf leider wörtlich ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes jener Geschenke von einem glücklichen Schicksale begünstigt gewesen war, so verlassen war es von demselben, als der Besitz derselben ihm verloren ging; denn sowohl seine Größe als sein Wohlstand verminderte sich von nun an zusehends.

Anmerk. 1. Diese Geschichte soll sich bald in dem, bald in jenem Geschlechte zugetragen haben, denn jeder Erzähler weiset ihr einen andern Standort an, wenigstens treffen die Geschichten, die man in der und jener Sippschaft als alte Stammsagen hat, alle darauf hinaus, daß das Gastmahl der Querze durch eine unvermuthete Todesbotschaft gestört worden sei, wenn auch der wunderbaren Geschenke dabei nicht allemal Erwähnung geschieht. In einer Familie hat der Unglücksbote gerufen: „der König ist todt!" — und in einer andern wieder: „Urban ist todt!" — Wer dies gewesen, darüber schweigt die Sage.

2. a. Die Geschichte mit dem Ringe scheint auch in Thüringen und im übrigen nordwestlichen Deutschland unter die Sagen hoher Geschlechter zu gehören; denn ein Herr von Ponickau aus Thüringen, dem sie in der Lausitz auf einem Dorfe als Märchen erzählt wurde, versicherte, daß dies ihm schon von Jugend auf aus seinem Geschlechte bekannt sei und bestätigte sie insofern, daß er behauptete, es gäbe in seiner Geschlechtsurkunden-Sammlung sogar eine Menge von Verhandlungen, die einen Rechtsstreit enthielten, der in dem Ponickau'schen Geschlechte gegen einen Seitenzweig geführt worden sei, welcher den Ring verloren und das Geschlecht dadurch um sein Glück gebracht habe. (Busching I. S. 102.)

   b. Ein Zwerglein verehrte dem Grafen Hermann im Schlosse Rosenberg goldene Sandkörner (Apels Gespensterbuch S. 279.)

   c. Die Aarburge erhielten einen köstlichen Schmuck durch die Ahnfrau Ursula (Apel S. 255.).

   d. Die Bünaue zu Bomsen drei Brödchen (der Freimüthige 1814 S. 209.)

   e. Die Asseburge zwei noch vorhandene Krystallbecher (Spiecker, der Harz, Berlin 1852 S. 168.).

   f. Die Stahl eine silberne Kanne mit der Jahreszahl 1500 (A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 9, 25.).

   g. Das Haus Kalbe und die Alvensleben einen Erbring. (Monatliche Unterredungen Leipzig 1698 S. 524.)

3. Zu Wil im Aargau spielt ein Bettelweib die Zwergamme (Rochholz S. 264.). Ein Bauermädchen verrichtet auch noch dazu die Nothtaufe (S. 269.). Erdweibchen in Geburtsnöthen kommen in allen deutschen Gauen vor (eine Zusammenstellung siehe bei Rochholz S. 339.). Das Verhältniß ist auch manchmal umgekehrt und dies, wie es scheint, das ursprüngliche. Im Dänischen und Schwedischen sagt man: jord-gumma (Erdgäumerin), jordemodr (Erdmutter) für Hebamme.

4. Die Gaben haben meist Bezug auf Ehe, Fruchtbarkeit, Geburtserleichterung. Besonders bilden Ringe, Becher und Brod eine schöne Zusammenstellung. Auch bei den lausitzischen Hochzeitsgebräuchen spielt der Becher eine darauf bezügliche geheimnißvolle Rolle.

28. Der Allerheiligenabend auf dem Oybin.

Gräve S. 168.

Auch in dem Oybin, wo die alte Klosterruine steht, hausen Zwerge oder Heinchen, die versammeln sich allemal am Allerheiligen-Abende in der Mitternachtsstunde und ziehen Paar um Paar, ihren Priester in der Mitte und Wachskerzen in den Händen, in die alte Kirchenruine, wo sie unterirdische Betstühle besitzen. Dann vernimmt man die Töne einer unsichtbaren Orgel und hört den Priester das Hochamt halten.

Anmerk. Hier ist der heidnische Charakter der Zwerge ganz verwischt. Sie sind in's Kloster gewandert und geberden sich wie christliche Mönche. Preusker bemerkt sehr richtig, daß die Entdeckung und Bebauung des Oybins in eine für die ächte Zwergsage viel zu späte Zeit fällt.

29. Die kegelschiebenden Zwerge auf dem Löbauer Berge.

Vorott, Der Löbauer Berg. S. 59. Gräffe S. 501.

Einst besuchten zwei Löbauer Bürger ganz allein den Berg. Da trafen sie oben zu ihrem Erstaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Kegel schoben und sie höchst freundlich und zuvorkommend einluden mitzuspielen. Es wurde geschoben und geschoben bis spät in die Nacht, und als sich endlich, des Spielens müde, die beiden Löbauer empfahlen, machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geschenk. Diese waren sehr groß und schwer, so daß, des Tragens müde, der eine sie alsbald in's Gebüsch warf. Der andere aber war klüger und schleppte sich damit bis nach Hause. Da fand sich's denn, daß es eine goldene Kugel sei. Er gelangte hierdurch zu großem Wohlstande, und seine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Löbau kennt, erfreuen sich noch jetzt des Segens dieser goldenen Kugel.

30. Das Zwergbegräbniß.

Gräve S. 73. Gräffe S. 553.

Auf dem Dittersberge bei Schönau läßt sich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung eine Art Leichenzug sehen. Gleich nach dem Schlage der Mitternachtsstunde entsteigt dem dort befindlichen Querzloche eine Reihe in tiefste Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flore entwallen ihren kleinen runden Hütchen; acht Mann, welche auf gedämpften Posaunen eine Klageweise blasen, schreiten voran; ihnen folgt ein langer Zug; ein vornehmer Zwerg geht voran, sechszehn andere tragen das Sargtuch, eben so viele gehen zur Seite. In dem offenen Sarge liegt ein todter Zwerg mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der rechten Hand. Der Sarg ist mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt. Nach einem dreimaligen Umzuge wird der Sarg geschlossen und unter Wehklagen in die Erde versenkt. Ist dies geschehen, so reinigen sich die Zwerge in dem daselbst befindlichen Querzborne und ziehen wiederum in geordnetem Zuge und unter Trauermusik in das Querzloch zurück.

Anmerk. Es ist interessant zu beobachten, wie unsere Zwergsagen ein vollständiges Bild vom Leben des unterirdischen Volkes geben. Wir lernen sie kennen wie sie Familienfeste feiern, Hochzeit und Begräbniß halten, wie sie auf Abenteuer ausgehen zu den Hochzeiten der Menschen, wie sie mit Kegelschieben sich unterhalten, wie sie Bier brauen, Kuchen backen, Schmiedearbeit verrichten, wir erfahren von ihrem Könige, hören seinen Namen, aber freilich immer nur, wenn er stirbt, wie in der unten erzählten Sage auch das in der Bauernhütte wohnende Zwergpaar erst sichtbar wird im Augenblicke des Abschieds.

31. Der Abschied der Querxe.

Frenzel, nomenclator in script. Lus. II. 36. Ejd. Lexic. slavic. I. 517. msc. Gräve S. 107. Büsching I. 97. K. Haupt, l. c. S. 215. No. 5.

Die Einwohner von Dittersbach erzählen, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke ist gegossen worden (welches anno 1514 geschehen), in dem naheliegenden Berge Querxe gewohnt haben. Sie sind oft in's Dorf gekommen und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die Glocke geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, so daß man nun von denselben nichts mehr spürt.

Auch die auf dem breiten Berge bei Zittau hausenden Querxe wurden durch das Läuten der Glocken vertrieben. Bei ihrem Abzuge preßten sie einen Bauer aus dem nahen Dorfe Haynewalde mit ein Paar Wagen und ließen sich über die böhmische Grenze fahren. Die beiden Wagen wurden gepfropft voll, denn die Zwerge hingen sich darauf und daran, so daß an jeder Latte und an jeder Speiche ein Querxlein hing. Den Bauer belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde und alle seine Nachkommen dieses Glückes sich noch heute erfreuen.

Die Querxe sagten beim Abschiede: dann würden sie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeschafft sein und

wann Sachsenland
wieder käm' an Böhmerland.

Dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

32. Hübel und Habel.

Büsching I. 99. Gräße S. 553. K. Haupt, l. c. S. 216. No. 6.

Zu dem Besitzer der am Dittersberge gelegenen Halbhufe kam einst, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerge) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sei. Als nun der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat.

Anmerk. Der Ruf, der stets dieselbe Wirkung hat, ist verschieden. Das Buschmännchen in Königshain ruft: Hipelpipel ist gestorben; das Holzweibchen, ebendaselbst: Deuto, Deuto; andere oberlausitzische Zwerge: Urban ist todt; der König ist gestorben; o große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pumpf ist todt.

„Urbanus sei todt" rufen auch die Vorarlberger Zwerge (Vonbun S. 3., 7.). Die Freiburger Zwerge rufen: „Hans Aebli, sag's dem Appele, d'Appele sei todt", was mit „Hübel und Habel" die meiste Aehnlichkeit hat (Kuenlin S. 25.).

Ob Hübel soviel wie Hügel bedeutet? Es ist wahrscheinlich. Der Zwerg mit seiner aufgestülpten spitzen Tarnkappe ist ein Symbol des Berges, ja eine Kopie desselben im

Kleinen. Daß beim Weibchen ü in a, der dunkle Vokal in den hellen verwandelt wird, liegt in der Lautsymbolik, die in den alten Namen der Sage besonders deutlich sich kundgiebt. A ist der weibliche, u der männliche Vokal, denn u, der geschlossene Laut, entspricht dem concentrischen Wesen des Mannes, a, der geöffnete, dem aufgeschlossenen receptiven und excentrischen des Weibes. Indessen kennt die Sprache auch noch eine andere Vokalsymbolik, wenn sie a und u zur Bezeichnung des Starken und Großen und somit männlichen, e und i zur Bezeichnung des Kleineren und Schwächeren und somit weiblichen gebraucht. Letztere Erfahrung hat Liebusch in seiner Skythika unerhört einseitig ausgebeutet.

33. Die Bergmännlein auf dem Stromberge.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräffe S. 531.

Lange vorher ehe die Stadt Weißenberg gebaut wurde, lebten dort nur wenige Ansiedler in zerstreuten Hütten bei einander. Die wollten einmal Bier brauen, hatten aber keine Braupfanne und wußten sich auch keine zu verschaffen. Es wohnten aber im Stromberge die Bergmännlein, die Hüter des Schatzes, und viele der Ansiedler hatten sie schon gesehen, bald einzeln, bald in ganzen Schaaren; und es wurde ruchbar, daß sie einen langen eisernen Kasten und eine kupferne Braupfanne besäßen. Aber die Leute fürchteten sich vor den Berggeistern. Da wählten sie zwei durch's Loos, die sollten hingehen und von den Bergmännlein die Braupfanne leihen. Dieselben gingen auf den Berg und sprachen ihr Anliegen aus. Da antwortete eine Stimme und sprach, sie möchten nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge halten, da würde man ihnen die Pfanne geben.*) Dafür sollten sie nur bei der Rückgabe ein Waizenbrod und eine Silbermünze hineinlegen. Alles dies geschah. Sie fanden bei Sonnenaufgang die Pfanne auf zwei Hölzern ruhen, nahmen sie mit, brauten ihr Bier, legten dann ein Waizenbrod und ein Silberstück hinein und luden die Pfanne wieder ab am Fuße des Berges. Gar oft wiederholte sich diese Begebenheit, denn die Weißenberger tranken gern Bier, wollten aber auch später keine eigene Pfanne kaufen. Sie hatten es ja so billig bei den Berggeistern. Aber einmal kam es anders, die Bergmännlein kamen zornig aus dem Berge heraus, warfen Steine nach den Abgesandten und tödteten die Stiere, welche die Pfanne ziehen sollten. Das kam daher: Ein unnützer und fürwitziger Mensch hatte das letzte Mal das Waizenbrod aus der Pfanne genommen und gegessen, das Silberstück in die Tasche gesteckt und — die Pfanne verunreinigt. Von dieser Zeit an hat Niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten und die Weißenberger haben sich eine eigene kaufen müssen.

*) Bei Halberstadt gaben die Zwerge ihre Zustimmung in Versen:

Früh Morgens eh' die Sonn' aufgeht,
Schon Alles auf dem Berge steht.

34. Der Bergmännlein Rache.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräffe S. 531.

Einst arbeitete ein Bauer in der Nähe des Stromberges auf seinem Felde; da sah er von Zeit zu Zeit die Bergmännlein in ihren grauen Röckchen hin- und herlaufen und runde Kuchen auf runden Brettern tragen. Was haben die Bergmännchen nur heute für ein Fest? gedachte er bei sich selbst, und, vom Appetit getrieben, rief er laut den Geistern zu: Laßt mich doch auch mit essen. Wir werden Dir etwas zukommen lassen, rief eins der grauen Männchen; komme nur in der Mittagsstunde zu jenem großen Stein, der dort im Grünen liegt. Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, legte zu Mittag sein Ackergeräth auf's Feld und ging zu dem großen Stein. Da fand er ein Tischchen gedeckt und darauf lag ein wohlgerathener Kuchen. Noch ehe er sich aber niedersetzte, vernahm er deutlich die Worte: nun iß den Kuchen, doch anschneiden darfst Du ihn nicht. Da war ihm ganz eigen zu Muthe, und fast hätte er den Kuchen ungegessen gelassen und wäre davon gegangen, wenn er nicht endlich auf den überklugen Gedanken gekommen wäre, den Kuchen zwar nicht an- aber rundum auszuschneiden. Das Gebäck mundete ihm vortrefflich, und als er satt war, wischte er sich das Maul, sagte den Geistern schönen Dank, stand auf und wollte wieder an seine Arbeit gehen. Da rief ihm eine Stimme die Worte nach: Der Teufel hat Dich klug gemacht. Hüte Dich, daß wir nicht auch an Dir thun, was Du an unserm Kuchen gethan hast!

Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Brust war aufgeschlitzt und das Herz zerfleischt. Der Unglückliche war eben jener Bauer, der den Kuchen ausgeschnitten hatte.

Anmerk. 1. Auch bei den Todtenmählern der heidnischen Preußen, zu denen die Geister der Verstorbenen eingeladen wurden, durfte kein Messer gebraucht werden. Mork a. a. O. S. 193.

2. Die graue Farbe ist Erdfarbe. Sie ist bei den Berggeistern natürlich die vorherrschende. — Grimm fügt eine weniger naturalistische Deutung hinzu, indem er zwischen weißen und schwarzen Elben eine dritte dunkle (dokkr), also graue vermuthet (S. 250.). Graue Männchen spuken auch vereinzelt, ohne ausgesprochenen Zwergcharakter, der versunkene Betrüger in Jauernick heißt Graurock u. s. w.

3. Der hier erzählte rachsüchtige und grausame Zug steht übrigens sehr vereinzelt zwischen einer Menge von Beweisen von Gutmüthigkeit, Wohlthätigkeit und unschuldiger Neckerei.

35. Die Vensmännel.

N. L. Mag. 1829 S. 249, 1838 S. 282. O. u. N. L. Chron. S. 85. Gräve S. 105. K. Haupt, l. c. No. 9. 10. 11.

Lange bevor Ostritz gebaut war, lebten daselbst die Vensmännel. Die Vensmännel (Feensmännel) sind ein kleines gutmüthiges Völkchen, welches

früher in dem sogenannten Venusberge (Feensberg, Feensmännelberg) wohnte.

Wenn die Ostritzer Bier brauen wollten, borgten sie sich von den Vensmänneln die Braupfanne; wenn sie dieselbe nicht mehr brauchten, setzten sie dieselbe auf den Steg, der über die Neiße führt, wo sie dann von jenen wieder abgeholt wurde, und legten jedesmal zum Dank eine Semmel hinein. Als aber einmal Jemand die Semmel aus der Pfanne genommen und dafür einen Dreck hineingelegt hatte, hörte die nachbarliche Freundschaft auf. Doch blieben sie noch dort wohnen, bis in Ostritz die ersten Glocken aufgezogen wurden. Den Ton der großen Glocke aber konnten sie nimmer vertragen und wanderten aus, alle zusammen mit Sack und Pack und verließen den Berg. Ihren Weg nahmen sie durch die Altstadt von Ostritz von Morgen nach Abend, und haben auf diesem Zuge Melkgelten auf dem Kopfe gehabt statt der Hüte.

Andere sagen, daß auch noch später welche gesehen worden sind, die man zurückgelassen hat, die im Venusberge verwahrten Schätze zu bewachen. Einmal zur Christnacht sah ein Vorübergehender den Berg sich öffnen, darin saßen die Feensmännel auf großen Goldhaufen und riefen ihm zu:

Greif' ein'n Griff
Und streich' ein'n Strich
Und packe Dich.

Er hat sich's aber nicht getraut.

Ein altes Mütterchen in Neudörfel an der Wittiche erinnerte sich noch ganz gut, was ihre Urgroßmutter oft gesehen hatte: Ein Feensmännel hatte immer an der Wittiche, nicht weit vom Feenssteine, gebleicht, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses. Dann war das Vieh stets unruhig geworden und hatte nicht fressen wollen; auch Töpfe hatte es bei sich gehabt.

Anmerk. 1. Noch zeigt man in Ostritz einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft erwähnt man ihrer noch sprichwörtlich, wie daß man von einem sagt, der recht kurze Kleider hat: „er geht wie ein Feensmännel". So bedeutet der Zwergname Kurzibold soviel als einen kurzen Rock. (Grimm, S. 254.)

2. Die großen Kessel und Pfannen in den Bergen bei Zwerg- und Schatzsagen sind ohne Zweifel Reminiscenzen an die heidnischen Opferkessel der Kelten und Germanen.

3. Wenn die Wasserfrau Wäsche bleicht, ist ein Wetter im Anzuge. Das Unruhigwerden des Viehes bedeutet dasselbe. Die Töpfe indessen deuten eher auf einen Berg- als einen Wassergeist.

4. Der Zwergname Feensmännel oder wie andere schreiben Vensmännel ist sehr eigenthümlich und schwer zu erklären (siehe die Anmerk. zum Venssteine bei Neudörfel). Zu den dort geführten Untersuchungen noch eine Hypothese, Fenzon heißt (nach Graff) althochdeutsch spotten. Fenzeln im Bairischen noch heute spotten. Wie wäre es, wenn man Fenzmännel (= Spottmännel) zu schreiben und dabei an den neckischen Charakter der Zwerge zu denken hätte?

36. Die Buschmännchen in Königshain.

Handschriftl. Sammlung der Breslauer Lusatia No. 29. K. Haupt, l. c. No. 13.

In den Königshainer Bergen wohnten in alten Zeiten viele Buschmännchen, in Gestalt, Sprache und Kleidung den Menschen ähnlich, nur viel, viel kleiner; hatten auch ganz kleines Vieh, ganz kleine Hausgeräthe und ganz winzig kleine Kinderchen. Aber sie besaßen geheime Kräfte, konnten sich unsichtbar machen und kamen und gingen, man wußte nicht woher und wohin. Es waren indessen freundliche harmlose Leutchen, die mit den Bauern in gutem Frieden lebten und ihnen manche Gefälligkeit erwiesen. Nur nach Speise waren sie allezeit sehr begierig, aber wer ihnen gab, dem waren sie auch dankbar und schenkten ihm Laub, das sich dann plötzlich zu Hause in Goldstücke oder blanke Thaler verwandelte. Leider waren sie sehr zart gebaut, und als die Glocken eingeführt wurden konnten sie den Schall nicht vertragen, kamen seltener und seltener, beklagten sich über die Schmerzen, die ihnen das Läuten verursachte und blieben endlich ganz weg. Zuletzt waren noch zwei übrig, die beim letzten Bauer ganz am Ende des Dorfes lebten und sich nur dann und wann zeigten. Einst erschien plötzlich das eine Männchen weinend und wehklagend und rief Allen im Hause auf Befragen jammernd zu: „Hipelpipel ist gestorben, Hipelpipel ist gestorben!" Hierauf verschwand er und ist nicht wieder gekommen. Wer aber Hipelpipel gewesen ist, ob des Völkchens König oder das Weibchen des letzten der Buschmännchen, das hat bis auf den heutigen Tag kein Mensch erfahren können.

37. Die Holzweiblein von Königshain.

Beschreibung von Königshain, eine handschriftl. Bauern-Chronik v. J. 1752. S. 61—63. K. Haupt, l. c. No. 14.

„Auf dem Heideberge bei Königshain hat es viele Holzweiblein gegeben; sind gewesen wie kleine Kinder mit schönen langen gelben krausen Haaren; die hat der böse Feind immer herum gejagt, welche nicht eher Ruhe finden können, bis sie zu einem Stocke gekommen, da dann der Holzhacker hat gesagt: „das walt' Gott," ehe er den Baum umgehauen. Da hat er sie mit Frieden gelassen." —

„Ist einmal ein solch Holzweiblein Winterszeit zu dem Bauer in die Stube gekommen, eben dessen, dem der Berg zugehörig, und sich den ganzen Winter aufgehalten. Haben ihm auch zu essen gegeben. Frühjahrszeit kommt wieder dergleichen ein anderes solches Holzweiblein zu dem Bauer unter das Fenster und ruft dem, das in der Stube ist, zu: „Deuto, Deuto!" Wie das in der Stube solches höret, stehet es auf und gehet mit Jammern fort und haben's nicht mehr gesehen."

Anmerk. Sollte der Ruf Deuto durch „Deutsche" zu erklären sein, so wären zwei Hypothesen möglich. Entweder ist es der Name des Holzweibleins, dann würde der Ursprung

der Sage in die Zeit der Wendeneinwanderung zu setzen sein, oder es heißt soviel als: „Deutsche kommen!“ und würde dann ein Warn- und Fluchtruf, die Zwerge selbst aber Repräsentanten der vertriebenen Slaven sein. Für die erste Annahme spricht vielleicht die Erwähnung der blonden Haare. Eine solche historisch-nationale Deutung ist indessen niemals stricte zu nehmen. In der Anschauung des Volkes vermischte sich die Vorstellung von verdrängten Nationen immer mit der ihrer Götter, deren Epigonen ja die Zwerge sind.

In Thiemendorf lebt ganz dieselbe Sage (siehe Köhler, Bilder aus der Oberlausitz S. 49.). Der Ruf ist dort aber: Deutoseu. — In obiger Sage wird der Zwerg beinahe anmuthig beschrieben. Die nach Grimm ursprünglich häßliche Natur der Zwerge, die nur durch spätere Vermischung mit Elfen gemindert wird, tritt überhaupt bei den lausitzischen Zwergen zurück. Sie sind alle vorherrschend in günstigem Lichte betrachtet — auch körperlich zwar nicht schön, aber auch nicht häßlich. Und wenn auch sonst vielleicht häßlich, doch nicht ohne etwas Hübsches, z. B. schöne Haare am Leibe zu haben.

38. Holzweiblein's Kuchen.

Büsching I. 150. K. Haupt, l. c. No. 15.

Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einst gegen Abend noch auf seinem Felde, welches am Fuße des Forsten lag, und bis an den Busch hin sich erstreckte. Da hörte er ein Geräusch und mehre Weiberstimmen, und als er sich umsah, da dampfte der Gipfel des Berges und eine Menge Holzweibel waren da, die buken Kuchen. Der Bauer bekommt Appetit und wagt endlich die Bitte, auch für ihn einen Kuchen mitzubacken; und siehe da, wie er den nächsten Morgen auf's Feld kommt, findet er auf dem Raine neben seinem Acker den allerschönsten Kuchen von der Welt.

Anmerk. Zwerge sind Freunde der Pflügenden. Eine ganz ähnliche Sage bei Grimm D. S. N. 298., im Volksb. 1844 S. 91., v. d. Hagens Germania 9, 27., Mone, Anzeiger 1838, Wolf, hessische Sagen Anm. S. 193., Rochholz, Aargauer S. 281., Grimm, Mythologie 423. Sie ist in Westflandern eben so zu Hause wie in der Schweiz, auf der Lüneburger Haide wie in den lausitzischen Bergen.

Zwerge sind Meister im Backen, daher ihre Kuchen- und Brodgeschenke und wiederum ihre Broddiebstähle. Die Schweizersage kennt Höhlen als Backöfen der Zwerge (Rochholz S. 335.). Fischart (Gargantua c. 3.) nennt die Zwerge Backofendrescherlein.

Wenn in der Gegend von Zittau einmal die Berge recht dampfen, sagen die Bauern: die Holzweiblein kochen Kaffee.

Kuchen sind Symbole der Fruchtbarkeit. Die Kuchen der Astarte (Jer. 7, 8.), wie die Isisbröddchen (Clem. Al. Protr. p. 14.) und die Marienkuchen der Collyridianerinnen (Epiph. haeres. 72.), die Höllenzöpfe der Christnacht, die Hochzeitsbaben der Lausitzer haben alle dieselbe Bedeutung. Baba = Weib = Hebamme = Kuchen. Auch vergleiche libum und liberi, Kuchen und Küchlein, λάγανον und λάγνος.

39. Buschweiblein läßt sich kämmen.

N. L. Mag. 1838 S. 381. Schön's handschriftl. Sammlung No. 44. K. Haupt, l. c. No. 16.

Ein armes Mädchen aus Zoblitz hütete ihr Vieh in der Görlitzer Haide, ohnweit des Brandrevieres. Als sie sich einmal umsieht, steht ein kleines Weiblein hinter ihr mit bittender Geberde und sagt: Schönes Kind,

kämme mich und lause mich, ich will Dir auch ein schönes Geschenk geben. Das Mädchen kämmt und lauset das kleine Weibchen, bis es mit Schrecken gewahr wird, daß es darüber Abend geworden ist, denn sie hatte weit bis nach Hause. Schnell springt sie auf und fängt an ihr Vieh heimzutreiben, ohne an das versprochene Geschenk zu denken. Das kleine Weiblein aber kommt ihr nachgelaufen und schüttet ihr eine ganze Menge grüner Blätter in die Schürze. Das arme Mädchen, dem ganz angst geworden ist, nimmt sie zwar eine Strecke weit mit, schüttet sie aber dann aus. Nur ein Blatt war am Schürzenbande hangen geblieben, und als sie zu Hause sie abbindet, fällt ihr ein blankes Goldstück vor die Füße. Da bemerkt sie erst, welch einen Schatz sie weggeworfen.

Anmerk. Ein Mädchen, das der Frau Holle ihre ein Jahr lang nicht gekämmten Haare auskämmte, kämmte aus ihren Locken Perlen und Edelsteine. (Grimm's Kindermärchen III., 44.)

Kämmen bringt Segen, sowohl in Bezug auf die Ernte — der Hollenzopf, in England Elflock, ist der Flachs der Spinnerin Holle — als auch in Bezug auf Leibesfrucht. Vergl. Anmerk. zum Sibyllenstein No. 15.

Fast dieselbe Geschichte wird in Dittersbach, Großschönau, Oberwitz, Spitzkunnersdorf erzählt.

40. Holzweiblein's Knaul.

Büsching I. 149. Gräve S. 56. Preusker I. S. 52. K. Haupt l. c. No. 17.

Es war einmal eine Frau, die hatte sich die Gunst des Holzweibleins erworben und das Holzweiblein gab ihr einen Knaul Zwirn zum Geschenk. Wickle davon, sprach das Weiblein, so lange Du willst, er wird nie aufhören; aber hüte Dich wohl nachzuforschen, ob er ein Ende habe. Also hatte die Frau einen Knaul und strickte davon und er hörte nimmer auf. Aber sie war eine gar neugierige Frau, und einstmals machte sie den Knaul auf und guckte hinein, ob sie kein Ende sehen würde. Da sprang auf einmal das Ende heraus und der Knaul dauerte nur noch bis zu diesem Ende; da hatte sie doch was für ihre Neugierde.

Eine andere Frau bekam vom Holzweiblein für geleistete Dienste eine Spille voll Garn geschenkt. Nach Hause gekommen, begann sie sogleich das Garn abzuweifen. Als sie nun einen Strähn und dann noch einen und dann einen dritten abgeweift hatte und das Garn immer noch nicht alle war, da rief sie ungeduldig: „Der Donner, das hat auch gar kein Ende!" Im Nu war das Ende da.

Anmerk. Ein Märchen mit tiefsinniger Moral, in dem wieder das Holzweiblein gerade so erscheint, wie anderweitig Frau Holle und die norddeutschen Zwerge, welche eben so mit einem nie endenden Garnknaul begaben.

41. Holzweiblein's Freunde und Feinde.

Büsching I. 148. Gräve S. 57. Preußker I. S. 52. K. Haupt, l. c. No. 18.

Oft sitzen die Holzweiblein spinnend oder Strümpfe strickend auf den Kreuzwegen. Wenn sie im Busche herumwandern, so haben sie gewöhnlich eine Hocke Holz auf dem Rücken und stützen sich auf einen langen Stab; immer aber sind sie alt, häßlich und zusammengeschrumpft.

Sie sind für gewöhnlich gutmüthig, aber wer sie etwa häßlich nennt, den hauchen sie an, daß er Beulen in's Gesicht bekommt, oder hocken ihm auf, wovon er lahm wird. Für gute Behandlung hingegen und freundliche Worte sind sie aber gar dankbar, theilen Gespinnste und Strickwaaren aus, die sich wunderbar vermehren und Glück und Segen in's Haus bringen. Sie helfen fleißigen Spinnerinnen beim Weifen und Garnwinden und machen wohl auch kostbare Geschenke. Aber nur uneigennützige, fleißige und gefällige Menschen erfreuen sich ihrer Gunst.

Ihr ärgster Feind ist der Nachtjäger. Wo er sie sieht, jagt er ihnen nach und treibt sie herum, daß sie vor Angst nicht wissen was sie thun sollen. Ihr einziges Rettungsmittel ist so bald als möglich einen abgehauenen Baumstumpf zu erreichen. Wenn sie sich darauf setzen und sagen: „Gott sei gedankt!" oder: „Gott sei gelobt!", so muß sie der Nachtjäger in Ruhe lassen.

Anmerk. Man bemerke, daß die im Busche hausenden Zwerge sich in etwas von ihren bergbewohnenden Genossen unterscheiden. Sie erscheinen hier nicht mehr als Volk, sondern vereinzelter und mit individuellen Merkmalen. Es ist der Einfluß des individualisirenden Pflanzenreichs, der ihren gebirgischen Charakter alterirt.

42. Die Heinchen.

N. L. Mag. 1823 S. 63, 1832 S. 546. Gräve S. 179. Variscia 2. 101. K. Haupt, l. c. No. 7. u. 8.

1. In der Gegend von Niemitzsch geht die Sage, daß das Land zuerst von Heinchen (Hainchen) bewohnt gewesen wäre. Dies waren kleine, fromme, friedliebende Leute. Es kamen aber die Schafe mit ihren Schafglöcklein, die vertrieben mit ihrem Geläute die Heinchen. Da flüchteten diese unter die Erde, bauten daselbst die Heinenhäuser, und wenn Landleute in ihre Nähe kamen, da baten sie dieselben flehentlich, ihre Heinenhäuser zu verschonen; zum Danke schenkten sie den Bauern Brod von den Früchten der Brodbäume.

2. Auch bei Nieda im Görlitzer Kreise kennt das Volk Heinenhäuser und eine Heinenmauer. Oft sieht man kleine Flämmchen aus diesen Heinenhäusern aufsteigen. Das kommt von den unterirdischen Werkstätten der Schlosser und Schmiede, denn die Heinchen sind fleißige und arbeitsame Leute, die auch den fleißigen Menschen zugethan sind. Legt ein solcher etwas ihm Eigenes, etwa einen Knopf, einen Pfennig, ein Stückchen Leinwand auf

die Feuereſſe der Heinchen, ſo findet er am andern Morgen auf jener Stelle ein werthvolles Gegengeſchenk, Ackergeſchirr, Bleche, Meſſing- und Kupfergeräthe. Einem faulen und arbeitſcheuen Menſchen aber werden in ſolchem Falle nur ausgebrannte Kohlen oder ſchlechte Schlacken zu Theil.

Anmerk. 1. Heinchenhäuſer heißen bei Wellersdorf in der Nähe von Sorau die Todtenhügel, welche im Norden den Namen Hünengräber haben.

2. Zwerge ſind Schmiede und Metallarbeiter. Der Schmied Wieland iſt ihr König (W. Grimm, Heldenſage S. 388.); ſie ſchmieden bekanntlich den nordiſchen Aſen ihre Waffen, den ackerbauenden Lauſitzern (oder aber als mythologiſirte Wendenſchmiede) natürlich Pflüge. In Schleswig-Holſtein hören die Bauern das Schmieden der Zwerge. Ein Bauer rief einſt im Vorüberreiten, ſie ſollten ihm doch ein neues Meſſer machen. Bei der Zurückkunft fand er ein ſolches, aber die damit geſchnittenen Wunden waren unheilbar. (Müllenhoff No. 386.) Ob den Metallgeſchenken der lauſitziſchen Heinchen eine beſondere Kraft zugeſchrieben wird, habe ich nicht ermitteln können. Daß die Brodgeſchenke der Querze Talismane von Familien werden, haben wir bereits geſehen.

3. Die Sage gedenkt der Heinchen mit einer gewiſſen großmüthigen Wehmuth und vergilt ſo gewiſſermaßen im Munde unſrer friedlichen Bauern, was die blutige Miſſion deutſcher Krieger zur Zeit der Ottonen an den Heiden der Lauſitz verſchuldet hat.

4. Der Name Heinchen iſt ſchwierig zu deuten, am meiſten iſt mit ihm der Zwergname Heinzelmännchen verwandt.

   a. Heinen ſind verwandt mit Hünen, Zwerge und Rieſen gehen in einander über. Beide Geſchlechter haben vieles gemein, z. B. das Kegelſchieben (ſiehe oben). Heinengräber = Hünengräber, Heinenhäuſer heißen weiter nördlich Hünenhäuſer u. ſ. f.

   b. Heinchen ſind vielleicht Bewohner der Haine, Waldzwerge.

   c. Hein bedeutet auch einen Götzen, wenigſtens ein Götzenbild. Unter dem Burgberge bei Bernſtadt liegt ein goldner Hain. Zwerge ſind die Nachkommen der Götter. Heißt der Götze ſo vom Walde, in dem er angebetet wurde? Schwerlich. Es ſpricht dagegen die Zuſammenſetzung Hainwald (in Görlitz) und Hayneswalde (bei Zittau).

   d. Der Tod heißt auch Freund Hein, ebenſo wie die Götterſteine kurzweg Todtenſteine heißen (No. 18. und 19.). Dies ſtimmt auch mit dem Zwergenbegriffe, denn Zwerge werden als Verſtorbene betrachtet, die Seelen der Verſtorbenen werden däumlingartig vorgeſtellt und abgebildet.

   e. Darauf iſt auch wohl die Steinkeule des Rieſen Hrimgir, Namens hein, zurück zu führen; als ſie geworfen wurde und in der Luft mit Thor's Hammer zuſammenfuhr, brach ſie und ein Theil fiel zu Boden. Davon ſollen alle Heinberge herkommen. Sn. 108. 109. Hein iſt ein Todtenhammer, der in der Sage durch Thor's Hammer zerſchmettert wird, weil dieſer das Symbol des Lebens iſt. Das Ganze bezeichnet den Sieg des Lebens über den Tod.

   So ſchließt ſich der Kreis und wir kommen nicht weiter, da uns Götter und Rieſen, Wald und Tod und Zwerg mit demſelben Namen äffen.

5. Hain iſt aber = Hagen (oberlauſitziſch Woin für Wagen, ſoin für ſagen u. ſ. w. und viele andere Parallelen im Hochdeutſchen). Hagen, hegen, bedeutet umzäunen (Hecke), abgrenzen, abſondern. Alles Abgeſonderte iſt heilig, ἁγιος; daher iſt dem Worte Hain an ſich Heiligkeit eigen, ſowohl in der Bedeutung von Wald: jeder Hain iſt ein zu heiligen Zwecken abgegrenzter Wald, als auch in Bezug auf Perſonen, Götter und Prieſter, hebr. כֹּהֵן (von demſelben Stamme wie ἁγιος mit Umſetzung der Gutturalen). Sind

nicht die Zwerge vertriebene Priester? Aber diese Absonderung ist keine anachoretische, einsiedlerische, denn dem Stamme hag wohnt nicht nur die Bedeutung der selectio, sondern auch der collectio inne. Die Gemeinde ist heilig. קָהָל im Hebräischen, von demselben Stamme wie כֹּהֵן, Priester, ist die heilige Gemeinde, die zusammengerufene, denn קָהָל heißt zusammenrufen. So treten auch die Zwerge als Volk, als Gemeinde auf. Auch im Deutschen bedeutet Hecken ein Zeugen und Gebären mehrer Jungen, die Gründung einer Thierfamilie und wird daher besonders von den nesterbauenden und viele Junge brütenden Vögeln gebraucht. Hein als Tod (der grimme Hagen der Nibelungen, der vernichtende Hagel) scheint freilich diesen so trefflich zusammenstimmenden Ableitungen fern zu stehen, wie er denn auch aus dem hohen Norden zu uns gekommen ist.

43. Die Ludki.

N. L. Mag. 1813. S. 63. Liebusch, Chron. von Senftenberg S. 14, 29. L. Mon. Schr. 1797 S. 743. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 208. Preusker, Blicke II. S. 59., III. S. 177. K. Haupt, l. c. No. 12.

Die Ludki (d. h. kleine Leute) sind die Zwerge der Wenden. Sie wohnen ebenfalls in Hügeln, und zwar da, wo sich Urnen vorfinden. Solche Hügel heißen dann in der Niederlausitz Ludkowa gora, Ludkenberg, oder Ludkowa gorka, Ludkenhügel. Sie sind gutmüthig und müssen schwer gereizt werden, ehe sie den Menschen einen Possen thun. Sie borgten gern von den Menschen allerlei Hausrath und legten gewöhnlich bei der Zurückgabe ein Geschenk hinein. Wenn einer ein Butterfaß borgte, so pflegte er, weil er doch so klein war, hinein zu kriechen und sich darin fort zu kollern. Was sie sonst zu zweien transportirten, das trugen sie nicht neben einander, sondern hinter einander gehend. Sie waren auch Spielleute und spielten eine Art Hackebrett oder Cymbal mit Tangenten. Daher besuchten sie als Musikanten und manchmal auch als Tänzer und Tänzerinnen die Freudenfeste der Menschen und brachten dann fast immer Geschenke mit. Ihr Lieblingsvergnügen war aber, in dem Hause eines Menschen bei Nachtzeit ein Gastmahl zu feiern. Wer sie zu belauschen das Glück hatte, sah sie dann durch unterirdische Gänge und Mäuselöcher zum Vorschein kommen. Beleidigen durfte man sie alsdann nicht, wenn man sein häusliches Glück lieb hatte. Seit die Glocken eingeführt sind, sind auch die Ludki allmählich verschwunden. Sie konnten den harten Schall nicht vertragen. Eine der ersten Glocken ist die in Groß-Buckau gewesen. Dort sind alle Ludki zusammen gekommen, haben einen großen Stein aus der Erde gegraben und die Glocke zerschlagen wollen. Aber sie strengten sich zu sehr an und starben. Daher kommt's, daß es jetzt keine mehr giebt. Der ausgegrabene Stein hat dort lange vor den Fenstern eines Bauern gelegen und ist erst vor einigen Jahren beim Bauen abhanden gekommen. Von Großkoschen geht die Sage, daß die Ludki noch in neuerer Zeit die dasigen Sorbeneinwohner heimlich und zur Nachtzeit besucht und mit ihnen geheimnißvollen Verkehr gehabt haben.

Anmerk. Zwerge gehen immer im Gänsemarsch. Dies berichtet auch die irische Elfensage (Keightly, mythol. II. p. 192.). Musiker brauchen sie, weil sie ja Hochzeiten, Begräb-

nisse und große Schmausereien feiern. Daß bei den wendischen Zwergen die musikalische Seite mehr hervortritt, liegt im Charakter dieses Volks. Alle elbischen Geister lieben Musik und Tanz (vergleiche auch die tanzenden Steinmären auf den Königshainer Bergen). Berggeister tanzen auf Matten. Der Elfengesang ist die süßeste Musik, er verführt die Jünglinge und es ist um sie geschehen. (Vergleiche Grimm, Mythologie S. 264.)

Die Wenden haben noch heutzutage eine rührende Ehrfurcht und Schonung für die Ludki. Es ist wiederholt vorgekommen, daß sie sich weigerten, bei Nachgrabungen in den Ludkenhügeln hülfreiche Hand zu leisten. Sie meinten, es sei gottlos, die kleinen Leute zu stören (Preusker I. S. 53.). Dem wendischen ludk = kleines Leutlein, armes Menschlein, entspricht der deutsche Zwergenname Wicht, d. h. Wesen, nämlich ärmliches, Wichtlein, Wichtelmännchen in Hessen und Thüringen. Er ist verwandt mit dem deutschen ljute, Leute, Gesinde. (Auch im Deutschen nennt man bei uns in der Lausitz einen kleinen Menschen spottweise ein „Lottchen".) Sofern mit den ludki die ausgerotteten Heiden gemeint sind, bietet das lateinische gentes, Leute, Volk, Heiden, eine interessante Parallele. Ludkenhügel, Ludgenberge zeigt man bei Sarno, Kalau, Senftenberg, am Koschenberge, bei Schipkau, Dürrwalde, Seidlitz u. a. a. O.

B. Nixen.

44. Die Wassernixen, der Wassermann und seine Frau.

Frenzel, hist. natur. I. 420. msc. Funck, Schulprogramm v. J. 1694. Gräve S. 111. L. Mon. Schr. 1797 II. 750. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. 62., II. 267. Willkomm, Sagen und Märchen aus der O. L. 1845. I. S. 24.

Der Wassermann (wendisch wodny muz) auch Nix (wendisch nykus) genannt, sowie seine Gemahlin die Wasserfrau (wodna zona) wohnt in den Flüssen, Seen und Teichen der Lausitz und sucht die Vorübergehenden zum Baden zu verleiten, um sie dann zu ertränken, wie er dies auch mit jedem thut, der beim Baden in sein Bereich kommt. Die blauen Flecke der Ertrunkenen sind dann die Zeichen der Ertränkung durch Nixe. Der Nix erscheint in einer von einem Menschen in nichts unterschiedenen Gestalt und ist er auf trockenem Lande, so ist er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu seinem Diener machen. Mit seiner Frau zeugt er auch Kinder und diese gehen mit den Kindern der Menschen um, kommen auch wohl in die Gesellschaft der Menschen zu Tanze und verlieben sich in die hübschen Mädchen und jungen Burschen. Die Töchter des Wassermanns sind immer daran kenntlich, daß ihr Rock einen nassen Saum hat. Sonst trägt der Wassermann ein rothes Käppchen auf dem Kopfe und die Wasserfrau rothe Strümpfe an den Füßen. In den Städten der Oberlausitz hat man übrigens bemerkt, daß, wenn ein Mann in einem leinewandnen Kittel, dessen unterer Saum naß ist, auf den Wochenmarkt kommt, Getreide aufkauft und dasselbe über den Marktpreis bezahlet, Theuerung erfolgt; verkauft aber derselbige und zwar wohlfeiler als andere, so fallen die Getreidepreise. Und dieser Mann ist — der Wassermann.

Seine Gemahlin sieht man oft am Ufer, wie sie in ihren rothen Strümpfen dasitzt und spinnt oder Wäsche bleicht. Im letzteren Falle bedeutet es Regen-

wetter oder großes Wasser. Wie jener mit Getreide, so handelt diese mit Butter und giebt auf die nämliche Art ein Anzeichen der kommenden Preise.

In der Zittauer Gegend sitzt der Wassermann im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist häßlich, sehr bleich von Gesicht, mit schwarzen langen, bis auf die Schultern herabhangenden Haaren. Gekleidet ist er von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondenschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. An diesem Tone erkennt man ihn.

Neugierige und Vorwitzige, die, von dem Tone gelockt, sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhangenden Ufer sitzen und suchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend in's murmelnde Wasser, ohne daß ihnen Etwas geschah, dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, daß sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es sich traf, daß sie vor Aerger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört wurden.

Anmerk. Man hat im slavischen woda, Wasser, und wodny, Nix, den germanischen Wodan wiederfinden wollen. Der skandinavische Odin ist allerdings auch Nix (oder Nichus eine Personifikation Odin's), aber der deutsche Wuothan erscheint vielmehr als Beherrscher der Luft, als Sturm- und Windgott, dessen Odem in den Wäldern und um die Gipfel der Berge weht. Möglich ist allerdings, daß die Slaven den Luftgott zu einem Wassergott machten. Wir sehen die Slaven überall das Wasser aufsuchen, Wasseroracel und Wasseropfer, heilige Waschungen nach orientalischer Sitte ganz besonders üben. Der musikalische Nix der Wenden ist eben so bezeichnend für die slavische Anschauung, wie die Querge und der wilde Jäger, die Berg- und Luftbewohner, für die Anschauung der Deutschen. Wie die Musik des Sturmes großartiger, einfacher und zugleich geistiger ist, als die, man kann sagen, kunstvollere aber kleinlichere der plätschernden Wellen, so sind überhaupt die beiden Nationen unterschieden. Die Lausitz hegt sie beide. Ihre Religionsansicht ist so verschieden, wie der germanische Gebirgswald des Südens und der slavische Wasserwald (Spreewald) des Nordens. Was aber die Wortähnlichkeit betrifft, so läßt sich ihre Bedeutung wohl darauf zurückführen, daß wir sagen: Die Slaven verlegen dasselbe in's Wasser, was die Deutschen in die Luft verlegen, und dies kann möglicherweise ein Fingerzeig sein zur Auffindung einer gemeinschaftlichen Sprachwurzel.

45. Das Wasserrecht der Nixen.

Samml. der Breslauer Lusatia No. 21. msc.

Jeder Nix hat das Recht, alljährlich einen Menschen zu ertränken. Was thun die boshaften Nixen, um ihr Opfer zu fangen? Sie wühlen und graben, schaufeln und rumoren auf dem Grunde ihrer Flüsse und Seen im Frühjahre so lange herum, bis sie den Grund ganz verändert haben. Wenn

nun der Sommer kommt, wo die Knaben baden gehen und die Stellen aufsuchen, wo es im vorigen Jahre seicht war, da haben sie gerade an der Stelle ein tiefes Loch gemacht und der oder jener muß ertrinken. Manchmal geschieht das erst im Herbste; aber Einen im Jahre muß der Nix haben und wenn es am Sylvester noch sein sollte. Das ist das uralte Wasserrecht der Nixen.

Anmerk. Namentlich geht diese Sage von der Neiße und von der Spree, deren Tücke besonders am Johannistage gefürchtet wird. Derselbe Glaube herrschte in Halle bei den (slavischen) Halloren. Bei Quedlinburg mußte man ehedem alljährlich einen schwarzen Hahn in die Bode werfen. Dies Opfer mußte auch zu bestimmter Frist geschehen (wann?), sonst ging ein Mensch darauf. (Kuhn in Haupt's Zeitschrift f. d. Alterth. V. S. 278.) An der märkischen Oder herrscht eine ähnliche Tradition.

Da der Nix besonders an festlichen Tagen gefürchtet wird, so liegt es nahe, dabei an heidnische Menschenopfer zu denken, die den Wassergeistern gebracht wurden. (Grimm S. 279.) Eine mildere Deutung des Nordens ist die, daß die Ertrunkenen zur Göttin Ran fahren (wobei das Begehren eines Opfers nicht direkt vorliegt).

46. Der schöne Georg und das Wasserfräulein.

Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

Vor alten Zeiten kamen die Töchter des Wassermannes sehr oft in die Schenke zu Lohsa, wenn daselbst Musik war und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burschen. Sie waren sehr schön und dabei hübsch geputzt und von andern Mädchen nur dadurch zu unterscheiden, daß ihr Rock stets einen nassen Saum hatte. Nun war aber dazumal in Lohsa ein junger flinker Bursche, der hieß nur immer Rjany Jury, d. h. der schöne Georg. In den verliebte sich das Wasserfräulein und er auch in sie, aber er scheute sich doch lange Zeit, in ihre Wohnung mit zu gehen. Der Wassermann aber hatte damals seine Wohnung in dem an der Spree gelegenen Teiche Ramus, durch den jetzt der Fluß geleitet ist. Der Bursch begleitete seine Geliebte öfters bis dahin, und endlich ging er auch einmal mit ihr. Das Wasserfräulein nahm eine Gerte und schlug damit in's Wasser. Dieses zertheilte sich und sie führte nun ihren Geliebten auf einem schönen grün beraften Wege zu der Wohnung des Wassermanns. Der nahm den Geliebten seiner Tochter freundlich auf und bewirthete ihn sehr gut. Ueberhaupt war es sehr schön dort, sonst aber ganz wie in einer gewöhnlichen menschlichen Haushaltung.

Anmerk. Die Sage verschweigt den weiteren Verlauf dieser Liebschaft. — Man sieht, die Nixen sind eben so vertraulich mit den Menschen, wie die Zwerge, Buschmännchen und dergleichen, obgleich sie denselben auf der anderen Seite nachstellen.

Nixen besuchen Spinnstuben. (Spinnerinnen haben überhaupt viel mit der Geisterwelt zu thun. Das macht, ihre Beschäftigung ist eine uralt heilige.) Anderweit entfernen sich die Nixen pünktlich um Mitternacht. Ein verliebter Schulmeistersohn stellte einmal die Uhr nach, so daß sie eine Stunde länger blieben. Den Tag darauf starb er. Gleichzeitig waren am benachbarten Flusse drei Blutflecken bemerkbar. (Grimm, D. S. No. 306.) Sodann aber sind die Nixen besonders musikalische Geister, sie gehen der Musik nach,

ja sie sind selbst Meister darin. Man denke an die Loreley. Der Zittauer Nix (siehe No. 44.) scheint nur rhythmische Uebungen angestellt zu haben. In Schweden sagt man von Spielleuten, die ihre Sache verstehen: „Er spielt wie ein Strommann". Der indische Gott der Musik Naraba leitet wie Nereus und die Nereiden seinen Namen vom Wasser ab. Liegt dem Allen vielleicht eine Anspielung auf den rhythmischen Wellenschlag, auf das Murmeln des Wassers zu Grunde? Der Strömkarlslag hat die Kraft des Orpheischen Gesanges (Grimm S. 278.) . Huslar, (wendisch) der Zauberer, kommt von husla, die Geige, oder umgekehrt. Der Schwede Afzelius sagt von Odin: „Er war Beherrscher des Meeres, er wurde auch Ricus oder Nix genannt, er soll manche Menschen in der Runenschrift und im Runengesange unterwiesen haben". Dazu vergleiche die Wasserorakel bei den slavischen Völkerschaften (Hanusch, Mythologie S. 309.). In der Musik endlich finden sie etwas Dämonisches. Deshalb spielt auch der Teufel die Violine am Hexensabbath. Das apokryphische Buch Henoch verdammt die Musik als Dämonen-Erfindung.

Die grüne Wiese unter dem Wasser, auf welcher die Versunkenen sich aufhalten (Grimm, D. S. No. 4.) und die blos den Selbstmördern verschlossen ist (das mhd. Gedicht Flore 19 b.), erinnert an die Asfodeloswiese im Orkus der Alten. (Odyss. XI. 539., XXIV. 13., cf. Virgil. Aen. VI. 638.)

47. Der Wassermann als Freier.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 62. Anm. Mündlich.

Es war einmal ein schönes junges Fräulein auf einem hohen Schlosse, die erblickte der Wassermann und entbrannte in Liebe gegen sie. Und der Wassermann kam angefahren als ein schöner junger Herr mit vier stolzen Rossen und hielt bei ihren Eltern um sie an und die sagten ihm ihr Töchterlein zu, denn er hatte unermeßlich viel Geld. Aber die Jungfrau konnte ihn nicht wohl leiden, so schön er auch war, und bat ihren Vater, daß er sie doch noch ein Jahr möchte ledig bleiben lassen. Allein der Vater wollte den reichen Eidam sich nicht entgehen lassen und die Hochzeit wurde alsbald angesetzt. Da saß nun die arme Braut gar betrübt in ihrem Kämmerlein und weinte, und wand sich die weißen Hände wund. Und da kam auch der Wassermann zu ihr herein und sprach: Was weinst Du denn, meine liebe, liebe Braut. Ach, sagte sie, was soll ich nicht weinen, da alle Leute sagen, Du seist der Sohn der Wasserfrau. Ei, sprach da der Bräutigam, mögen sie doch sagen, was sie wollen, es wird einmal nicht anders. Ich will Dir eine Brücke bauen von lauter Silber und purem Golde. Ich will Dich darüber lassen fahren mit dreißig schönen Wagen und mit vierzig prächtigen Pferden. Und er nahm sie an der Hand und sie gingen zur Kirche und wurden einander angetraut. Und als sie getraut waren, da standen vor der Kirchthür dreißig schöne Wagen und vierzig prächtige Pferde und der Wassermann setzte sich mit seiner Braut in den ersten Wagen und sie fuhren fort bis an den breiten, breiten Fluß. Darüber war eine Brücke gebaut von silbernen Pfeilern mit einem kostbaren goldnen Geländer, also daß es gar herrlich anzuschauen war. Als sie aber mitten auf der langen Brücke waren, da brach

die Brücke zusammen, und Alles versank im Wasser. Das sah der Vater aus seinem Fenster, als er ihnen nachblickte und rief: Ach! Mutter, Mutter, sieh' doch, unsre Tochter versinkt im Wasser. Die Mutter aber, die schon von dem Umstande wußte, sprach: Laß sie immer versinken, es wird einmal nicht anders.

Nun war die junge Frau dort bei dem Wassermanne ganzer sieben Jahre und gebar ihm sieben Söhnlein. Als es aber in's achte Jahr ging und sie wieder schwanger war, überkam sie eine große Sehnsucht, und sie bat den Wassermann, daß er sie doch auf die Oberwelt möchte zur Kirche gehen lassen. Da sagte der Wassermann: Gut, ich will Dich auf die Oberwelt zur Kirche gehen lassen, aber Du darfst mir den Segen nicht abwarten. Voller Freuden machte sich nun aus ihrer krystallenen Wasserwohnung die Frau auf und ging auf die Oberwelt zur Kirche. Da sah sie ihren lieben Bruder und ihr jüngstes Schwesterlein und das war eine große Freude und Lust. Sie herzten und küßten sich und erzählten einander, was ihnen begegnet war. Aber über dem Herzen, Küssen und Erzählen ging die Zeit hin und der Geistliche sprach den Segen, ehe sie sich's versahen. Da erschrak die Frau, gedachte an das Verbot ihres Eheherrn und nahm eilends Abschied von den Ihrigen. Aber als sie heim kam, da lief der Wassermann wüthend rucher in seiner blauen Hose und seinen rothen Strümpfen, erwürgte vor ihren Augen die Kindlein, zerriß sie in viele Stücke und hängte sich selbst an der Thüre auf.

In See bei Nisky soll gleichfalls in einem Teiche ein Wassermann gehaust und zu einem Mädchen in Moholz auf die Heirath gegangen sein, auch an einem Bierabende mit ihr getanzt haben. Da sie ihn aber nicht habe heirathen wollen, sei er verschwunden und nie mehr in der Gegend gesehen worden.

Anmerk. 1. Eine umgekehrte Melusinsage. Auch hier stürzt das Uebertreten eines Verbotes beide in's Unglück.

Wassergeister sind halb und halb Christen. Die Brunnennymphe Melusina bekennet ihrem Raymund, daß sie eine fromme Christin sei und Meliore legt ihr christliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten Parthenopex von Blois in der Brautnacht ab. — Der obigen sehr ähnlich ist eine niederländische Sage, wo die Frau des Nix gern zur Messe gehen möchte, aber durch ein gestrandetes Schiff, das ihre Hausthür sperrt, daran verhindert wird. (Wolff, N. S. No. 511.) In Dänemark giebt's sogar einen Nix, der ein Seebischof ist. (Wolff, D. S. No. 246.) — Sonach wird es weniger auffallen, daß auch in der wendischen Sage eine kirchliche Trauung stattfindet. Die Frau soll bei ihrem Besuche den Segen nicht abwarten. Das bedeutet wohl nur, sie solle nicht bis zu Ende bleiben. Vielleicht aber hat der Segen Macht, sie vom Wassermanne zu erlösen, so daß sie nun auf der Oberwelt bleiben kann. Der Nix ist ja zu Lande unkräftig und muß selbst den Menschen dienen.

2. Der Nix fährt mit Rossen wie Poseidon und Mikur (Grimm 277.)

Nickel bedeutet ein kleines Pferd, nack oder gnack = Roß (Soherzer, gloss. germ. III., 4428.). Man erinnere sich auch an die Quellen stampfenden Rosse.

Der Teufel, der ja mit einem Pferdefuße geziert ist, heißt in England Nick.

Auch der Reitersmann St. Nikolaus ist vielleicht ein christianisirter Nix. (Geijer, schwedische Geschichte I. S. 110.)

Offenbar ist ein sprachlicher Zusammenhang zwischen ἵππος und ἵημι, fließen, equus und aequor, aqua und aeva (sanskr. Roß), ros, Thau und ross, δρόσος. ἕρση, Thau, und horse (englisch Pferd), sowie zwischen Roß und rieseln, Mähre und Meer.

Die Erklärung dieser vielfachen mythischen und sprachlichen Beziehungen zwischen Pferd und Wasser liegt in dem cholerischen Temperamente, der elastisch springenden, bäumenden und schäumenden Gestalt des Pferdes, vorzüglich aber in der lang hinfließenden Mähne, dem lang wallenden Schweife. Fließendes Wasser und fließende Haare verschmelzen in der Volksphantasie zu einer Anschauung, einem Symbol.

Wasserfrauen, Melusina und Loreley, werden mit lang hinwallenden, aufgelösten Haaren dargestellt und kämmend gedacht.

Ist nun fließendes Wasser ein Bild des Lebens und der Fruchtbarkeit, so erklären sich die lang herabwallenden Haare der Liebesgöttinnen (z. B. Siba, cf. No. 15.), sowie die in manchen Gegenden der Wendei gebräuchliche Sitte, daß die Braut in aufgelösten Haaren zum Altare tritt.

3. Im achten Jahre geht die Frau zur Erde zurück. Ebenso in der dänischen Sage, wo der Meermann Rossmer eine Königstochter stiehlt und acht Jahre besitzt.

48. Der Wassernix als Kater in der Buschmühle bei Lübbenau.

Büsching IV. 16. D. u. N. Lauf. Chron. S. 47.

In der Buschmühle unweit Lübbenau im Spreewalde hat früher ein Nix sein Wesen getrieben und hat einen eigenen Gang für sich gehabt, auf dem hat er immer Pferdegraupen gemahlen. Als aber der alte Müller verkauft hat und der neue erfährt, was er noch für einen Gast habe, wäre er ihn gern los geworden, weiß aber nicht, wie er es anfangen soll und fürchtet sich auch vor dem Nixen. Einstmals sitzen die Mahlgäste um einen Kessel Fische am Feuer und erzählen sich vom Nixen, und Martin Pumphut war auch dabei, ein wandernder Mühlknappe*). Auf einmal erscheint ein großer schwarzer Kater und langt in den Kessel hinein nach den Fischen. Martin Pumphut aber nicht faul schlägt ihn auf die Pfote, daß er mit lautem Miauen verschwindet. Aber eine unsichtbare Macht mahlt immerfort den Nixengang, obwohl er geschützt ist, und urbert gar entsetzlich darin herum; aber sonst geschieht Niemandem ein Leides. Da bekommt mein Pumphut Oberwasser und vermißt sich gegen den Müller, er wolle ihm den lästigen Gast schon gar wegschaffen. Am nächsten Abende schüttet er Pferdegraupen unter die Fische und thut mit den anderen Gästen, als äßen sie frisch darauf los. Der Nix hat die Witterung von den Graupen und kommt richtig sehr

*) Mehr von diesem Hexenmeister siehe unter den Zaubersagen.

bald zum Feuerherde an den Kessel wieder als schwarzer Kater. Die andern Gäste lassen sich nicht stören, Martin Pumphut aber nimmt ein Schlichtbeil und schlägt dem Kater, als er gerade in den Kessel langt, die Pfote ab, die Pfote aber fällt in den Kessel. Darauf ist der Nix mit entsetzlichem Miauen verschwunden, und seitdem ist er nicht wieder erschienen. Aber der Pferdegraupengang stand augenblicklich still, und keine Kunst des Mühlenmeisters hat ihn wieder zum Gehen bringen können. Den Gang in der Mühle, auf dem der Nix gemahlen hat, haben des Erzählers Großeltern noch gesehen; seitdem ist die Mühle aber abgebrannt und mit ihr der berüchtigte Nixenmahlgang.

Anmerk. Hier bekommt der Nix schon einige teuflische Züge. In der großen Mühle bei Budissin ist es denn auch wirklich der Teufel, der als Beelzebub (= Koth-Gott) in einem ihm verschriebenen Mahlgange Pferdeäpfel mahlt. Auch die Katzengestalt erinnert an den Teufel.

49. Der Wassernix und der Bär in der Oelmühle bei Frauendorf.

O. u. N. L. Chronik. S. 48.

In die an einem Spreearme des Ritterguts Frauendorf im Kottbusser Kreise gelegene sogenannte Oelmühle kam vor Zeiten nicht selten der Wassernix, bat den Müller, ihm einige mitgebrachte Fische kochen zu lassen und verzehrte sie daselbst. Dem Müller wurde dieser unheimliche Besuch nachgerade lästig; er getraute sich aber nie, dem ungebetenen Gaste seine Bitte abzuschlagen. Einst jedoch befreite ihn der Zufall von demselben. Eines Abends nämlich wanderte ein Bärenführer mit seinem gezähmten Bären in Frauendorf ein und bat den Müller um ein Nachtquartier. Dieser, ein gutmüthiger Mann, schlug es ihm nicht ab, nnd so wurde der Bär, um ja keinen Schaden zu thun, in der Wohnstube hinter den Tisch gesetzt und dort angeschlossen. Nicht lange nachher kam der Nix mit einem Gericht Fische in die Mühle. Nachdem diese mit Erlaubniß des Müllers gekocht waren, setzte sich der Nix ebenfalls hinter den Tisch neben den Bär und fing an sie zu verzehren. Den hungrigen Bären lockte der Geruch des leckeren Gerichts an, und er säumte nicht, aus des Nixen Schüssel mit zuzulangen. Dieser, darüber ärgerlich, klopfte den Bären mit dem Löffel auf die Tatzen. Einige Male läßt der Bär es sich gefallen, als aber die Schläge fühlbarer werden, ergrimmt er fürchterlich, umklammert den Nix und würgt ihn furchtbar, bis der Bärenführer hinzu springt und den fast zerquetschten Nixen aus den Klauen des Unthiers befreit. Dieser lief eilig zur Thüre hinaus, sprang in's Wasser und ließ sich wohl ein Jahr nicht wiedersehen. Nach Verlauf dieser Zeit, als einst der Müller bei seinem Wehre beschäftigt war, tauchte plötzlich der Nix mit seinem rothen Käppchen aus dem Wasser auf, grüßte den Müller und fragte mit weinerlicher Stimme: Meister Müller, habt Ihr

Eure große Katze noch? — Der Müller, befürchtend, daß der Nix sich wieder bei ihm einbürgern wolle, antwortete rasch: Ja, sie liegt hinterm Ofen und hat neun und neunzig Junge! — worauf der Nix erwiderte: zu Euch komme ich nun und nimmermehr wieder! — hiernach unterm Wasser verschwand und sich nie wieder hat blicken lassen.

Anmerk. 1. Der Nix hält sich gern bei Mühlen und Wasserfällen auf; entweder weil an diesen Stellen die Kraft des Wassers potenzirt erscheint, oder weil der musikalische Sinn des Nixen ihn zu den rauschenden und plätschernden Stellen zieht.

2. Der Bär vertreibt die Gespenster; ein Bär im Stalle beschützt das Vieh vor Behexung. Ein weißer Bär besiegt einen Kobold (Mone's Untersuchung zur deutschen Heldensage S. 287.).

3. Eine auffallend ähnliche Sage wird von Asbjörnsen und Moe unter No. 26. mitgetheilt. Dort besiegt der Bär eine Menge Trollen (Unholde), die einen Bauer belästigen. Warum? Weil er dem Thor, dem Dämonenüberwinder, geheiligt ist. Und warum dies? Vielleicht weil der Bär gleich dem Donner im Winter schläft.

In der norwegischen Sage nennt der Unhold den Bären sogar mit demselben Ausdruck: große Katze.

Es giebt überhaupt einzelne äußerst überraschende Aehnlichkeiten zwischen der lausitzischen und skandinavischen Sage einerseits und der lausitzischen und schwäbischen, insbesondere schweizerischen, andererseits. Diese drei Länder sind die Hauptstationen des suevischen Volksstammes. Dies scheint die Ursache zu sein. Vergleiche No. 32. Anm., No. 38. Anmerk., No. 87. Anmerk. 4.

50. Der gefangene Wassermann bei Wartha.

Samml. von Schön No. 19. 83. msc.

Hinter dem Dorfe Wartha nahe bei Kummerau im schwarzen Wasser hauſete sonst ein Wassermann mit seiner Frau, der viele Menschen und Thiere dort hineinzog. Einst erbot sich ein Mann, Namens Krusche aus Kummerau, ihn heraus zu holen und zu fangen. Er bereitete sich sorgfältig dazu vor und ließ sich dann an eisernen Ketten in das Wasser hinein. Wenn sich Blasen auf dem Wasser zeigten, sollte man ihn wieder herausziehen, denn dann hätte er ihn gewiß erfaßt, und so brachte er ihn auch glücklich heraus. Als der Wassermann gebunden auf der Erde lag, sagte er zu dem Krusche: „Hätteſt Du heute nicht zweimal Brod gegeſſen, so hätte ich Dich schon kriegen und erwürgen wollen". Hierauf verſprach er, nicht mehr an dieſer Stelle ſein Weſen zu treiben, ſondern in eine entfernte Gegend zu ziehen. Da ließen ihn die Leute los und ſeitdem hat man weder von ihm, noch von ſeiner Frau Etwas gemerkt und geſehen. Denn wenn er mit dieſer ſich entzweit hatte, ſo gab er ihr nichts zu eſſen. Sie mußte daher zu den Leuten betteln gehen. Man erkannte ſie gleich an ihren Röcken, die unten eine Elle hoch naß waren, und an ihrer beſonderen Art zu bitten. Denn ſie ſagte nie ein Wort, ſondern ſtellte ſich mit verſchränkten Armen in den Beſenwinkel, wo

sie so lange schweigend verweilte, bis man ihr ein Stück Brod auf die Arme legte. Erst vor der Thüre nahm sie das Brod von den Armen und steckte es ein.

Anmerk. Warum mußten es eiserne Ketten sein, an denen sich der Taucher in's Wasser ließ? Weil das Eisen „den Nix bindet (bannt)". Will man sich gegen die Tücke des Nixen beim Baden sichern, so muß man vorher Stahl in's Wasser werfen, ein Messer am Strande in die Erde stecken oder eine Nadel in die Binsen. Eisen hat Irland aus Wassersgefahr gerettet, daher soll es Eisenland (Ironland, Ireland!) heißen. Irland stand nämlich, außer an jedem siebenten Jahre, beständig unter Wasser, bis eine himmlische Offenbarung kam, man solle, wenn das Land wieder sichtbar werde, ein Stück Eisen darauf werfen. Nun erst blieb die Ueberschwemmung aus und Irland wurde bewohnbar. Warum gerade ein Hufeisen besondere Heiligkeit genießt, wird aus der Anmerk. zu No. 47. ersichtlich. Das zweimal Brodessen ist ein interessanter Zug, der meines Wissens nur noch in der Geschichte vorkommt, die Gregor von Tours aus seinen Kindheitserinnerungen aufgezeichnet hat (de glor. confess. cap. 31.). Dort ist der den Fluß passirende Bauer vor den Nachstellungen des Nixen deshalb sicher, weil er sich seine Morgenkost vom Priester hat segnen lassen. (Grimm S. 282.) Sollte sich im Namen Krusche keine mythische Beziehung finden lassen? Die Antipathie gegen Metall und insbesondere das Eisen entspricht der empfindlicheren, weicheren Natur der Wassergeister; denn das Wasser in seiner Verwandtschaft mit dem Pflanzenleben und in seinen Beziehungen zum Monde ist das weibliche, receptive, gebärende und der Nacht zugewendete Princip, während das in den Bergen hausende Feuer die männliche zeugende Kraft symbolisirt und den Zwergen vertraut ist, welche ja Metallarbeiter sind. Bei Somnambülen, in denen eben dieses lunarische oder Nachtbewußtsein überwiegt und vorherrscht, findet sich dieselbe Antipathie gegen das harte Eisen, aus flüssigem Feuer gewachsen.

51. Die Wassermannsfrau und die Wehmutter.

N. L. Mag. 1842. Anhang S. 74 (aus der Gegend von Döhschütz).

Es ging einmal eine Wehmutter am See vorüber. Da begegnete sie einer großen Kröte. Die Kröte saß traurig am Ufer und sah die Wehmutter mit betrübten Augen an und bat sie, sie möchte doch mit ihr gehen; ihre Herrin sei in Kindesnöthen und wolle gebären, sie würde sie gewiß reichlich belohnen. Die Wehmutter bedachte sich ein Weilchen, dann sagte sie: ja, ich will mit Dir gehen, führe mich nur. Da sprang die Kröte sofort in's Wasser, das Wasser theilte sich und zeigte eine breite Treppe. Auf der Treppe stand ein junges Mädchen, das sagte ganz freundlich zu der Wehmutter: steig nur getrost herab, es wird Dir kein Leid widerfahren. Denn die Frau fürchtete sich. Doch stieg sie hinab, das Wasser schloß sich wieder über ihr und nun gelangte sie an der Hand ihrer Führerin in einen wunderschönen Palast von lauter durchsichtigem und glänzendem Krystall, und es war Alles sehr schön und prachtvoll eingerichtet, und auf einem seidenen Ruhebette lag eine wunderschöne Frau in Kindesnöthen. Als Alles vorüber und ein munteres Knäblein zur Welt gefördert war, da erzählte die Wöchnerin der Wehemutter, sie habe einst im See gebadet, da habe sie der Nix geraubt. Anfangs habe sie sich

vor ihm gefürchtet, aber hernach sei sie seine liebe Frau geworden. Einmal kam auch der Nix in's Wochenzimmer, liebkoſete die Frau und das Kind und belohnte die Wehemutter sehr reichlich. Ueberhaupt wurde sie da unten fürstlich bewirthet. Als alle Gefahr vorüber war, führte das junge Mädchen die Wehemutter wieder auf die Oberwelt und das Wasser schloß sich wieder hinter ihr. Von ihrem reichlichen Lohne hat sie lange Zeit gelebt.

52. Wasserfrau als Kindbetterin.

Nach Schön.

In dem Hartmannsdorfer Bache bei Schadewalde treibt der Wassermann sein Wesen. Oft hängt er an den Ufern seines Baches bunte Bänder und Tücher auf, um Kinder und Erwachsene herbei zu locken und in sein nasses Reich hinab zu ziehen. Er ist verheirathet, aber seine Frau lebt getrennt von ihm in der Gegend von Zittau. Als sie einmal in die Wochen kommen sollte, fürchtete sich die Hebamme sehr. Aber eines Tages kam der Wassermann und lud sie ein, seine Frau zu entbinden. Er sagte, sie brauche sich gar nicht zu fürchten, nur sollte sie sich nicht umsehen. So folgte sie. Sie kamen zu einem Teiche. Der Wassermann schlug mit seinem Stecken dreimal in's Wasser und auf einer sicheren Treppe stiegen der Wassermann und die Hebamme hinunter zu der schwangeren Frau. Diese ward glücklich entbunden, aber drei Tage lang mußte die Hebamme unten bleiben und täglich die Stube des Wassermanns auskehren. Was sie auskehrte sollte sie sammeln: das sollte ihre Belohnung sein. Aber es war ein ganz gewöhnlicher Kehricht. Doch nahm sie's beim Abschiede mit nach Hause und legte es in ihre Lade. Als sie aber nach einigen Tagen nachsah, da waren es lauter blanke Dukaten.

53. Die Wasserfrau rächt sich an einem Fleischerburschen zu Zittau.

Schön S. 72. mnc.

Oft kam die Wassermannsfrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Sie pflegte dabei immer ihren Weg durch ein kleines Pförtchen in der Straßenmauer zu nehmen. Einstmals kam sie auch zu einem Fleischer und wollte ein Stück Fleisch kaufen. Als es ihr der Bursche zurecht hacken wollte, hielt sie das andere Ende fest und der Bursche hackte ihr mit seinem Beile aus Unvorsichtigkeit einen Finger ab.

Die Wasserfrau schrie laut auf und rief zornig: Warte nur, dafür sollst Du schon noch mein werden, lief wehklagend davon und ließ sich nicht wieder sehen.

Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate lang nicht über Land gehen, um Einkäufe zu machen, damit ihm nicht etwa die Wasserfrau sammt dem Vieh mordete. Aber nach dieser Zeit erlaubte er es dem Burschen und

schickte ihn aus, auf einem nahe gelegenen Dorfe ein Stück Vieh zu holen. Der Bursche mußte auf seiner Wanderung über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein Wenig Wasser war. Als er dahinüber ging, packte ihn die Wasserfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

54. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Rothenburg.

Nach Schön.

Auch in der Gegend von Rothenburg haust eine Wasserfrau, die zur Mittagsstunde beim kleinen Wehr Wäsche auf den Rasen zu breiten und zu trocknen pflegt, aber auf der Stelle verschwindet, sobald ein Mensch in die Nähe kommt. Diese kaufte oft in Rothenburg Fleisch, war aber beim Einkauf so eigen und gewählt, hielt auch immer das Fleisch schon in den Händen, noch ehe es abgehackt war, daß der Fleischerbursche ihr einst vorsätzlich einen Finger abhackte.

Die rachsüchtige Wasserfrau ertränkte ihn dafür in einer Gartenfurche. Als er einst nach einem großen Regen im Garten spazieren ging, packte ihn die Feindin und drückte seinen Kopf so lange in die Pfütze einer Beetfurche, bis er ertrank.

Anmerk. Grausamkeit und Rachsucht ist ein hervorragender Zug der Wassergeister. — Der Nix erscheint in fast ununterscheidbarer Aehnlichkeit und äußerst intimem Verkehr mit den Menschen, aber auch feindselig gegen ihn. Die Zwerge sind blos launisch und wenn sie schaden, schaden sie mehr indirekt. Die Nixen sind verführerisch und grausam. So stellen sie die dunkle Seite der weiblichen Natur nach ihren beiden Richtungen hin dar in dämonischer Potenzirung und beweisen von Neuem, daß das Element des Wassers mit dem weiblichen Geschlechtsprincipe eine innere Verwandtschaft hat. Die Zwerge (Erdmännlein, wie sie in der Mark heißen) sind männlicher, derber, zuverlässiger. Züge von uneigennütziger Wohlthätigkeit sind bei Zwergen ebenso häufig, wie sie selten sind bei Nixen.

C. Kobolde.

55. Der Kobold.

Gräve S. 57. Haupt und Schmaler II. 267.

Der Kobold (wendisch Kobolt, Koltk oder Kubotčik) ist ein Hausgeist, der in abgelegenen Winkeln, Holzschuppen, Bodenkammern, Kellern u. s. w. wohnt, und von den Hausbewohnern gut gepflegt und gespeist sein will, denn er ist gar sehr launisch, und wenn er nicht gut behandelt wird, und ebenso gut zu essen bekommt als die Hausbewohner, so poltert er des Nachts gar erschrecklich im Hause umher und wirft sogar die Leute aus dem Bette her-

aus. Gute Behandlung weiß er aber auch zu vergelten, macht des Nachts dem Gesinde die Arbeiten oder spinnt an dem Rocken der Hausfrau weiter, bringt Getreide in's Haus, das er andern stiehlt, und auch manchmal — und dann in Gestalt einer Dohle — bares Geld. Sonst nimmt er auch gern die Gestalt eines Kalbes an. Bei Vollmondschein erscheint er zuweilen den Kranken.

Anmerk. Kobolt, von cob (wälsch der Daumen) = Däumling, mittellateinisch cobalus, Possenreißer, griechisch κόβαλος, Spötter (niederländisch Cabot, französisch Gobelin). — Noch jetzt spricht man von einer Magd, der die Arbeit rasch von der Hand geht: sie hat den Kobold. — Auch die Alten kochten für die Dämonen — coena Daemonum Plaut. Pseudol. Act III. sc. 2. v. 7.). Die Hindu füttern ebenfalls ihre Hausgeister (Wilsons Theater der Hindu I S. 94. Anmerk.). Hausgeister sind Seelen der abgeschiedenen Ahnen. So lange ihr Geist im Hause waltet, geht Alles gut. — Auch die Penaten der Alten waren Laren, abgeschiedene Geister, s. Plaut Merc. V. 4., 5.

Die Gestalt der Dohle erinnert an das Venedigermännlein, das Geld schöpft und auf und davon fliegt wie ein Vogel. (Vonbum, vorarlbergische Sagen S. 17.) Die Hauselben der Iren heißen Raben Preachan (Grimm, Ir. Elfenm. XIV.) Daher glaube ich, daß der in manchen Gegenden gebräuchliche Name Kolkrabe auf das slavische kolik = Kobold zurückzuführen ist. Raben sind Wodans-Vögel, dann aber auch Teufelsattribute (siehe No. 96., No. 182., No. 107.).

Man findet auch oft noch hier und dort in den beiden Lausitzen Wiesel, Mauerschwalben, Ziegenmelker u. s. w. getödtet an Stallthüren hangen, welche man für dergleichen Kobolde oder Alpe hält. Gegen ihren bösen Einfluß helfen die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: C. † M. † B., die man noch heute vielfach an Haus- und Stallthüren angeschrieben findet. Ein ausgehöhlter Felsen auf dem Tschernebog heißt die Koboldskammer (Koltki domy). Dort wohnen sie in ganzen Haufen zusammen und necken die Vorübergehenden.

56. Der grüne Peter und die Däumlinge.

Gräve S. 197. Ed. Kauffer (konstitut. Zeitung) 1852 No. 128.

Vor langer, langer Zeit, als die Oberlausitz noch böhmisch war, lebte dort, wo jetzt das Dorf Oppach liegt, ein Fuhrmann, der hieß nur immer der grüne Peter, weil er einen grünen Rock zu tragen pflegte. Er hatte ein merkwürdiges Glück in allen seinen Unternehmungen und war nach und nach ein reicher Mann geworden, hatte eine Menge Knechte und viel schönes Vieh in seinen Ställen. Aber das kam von nichts weiter her, als von den Däumlingen, die in seinen Ställen wohnten, den Knechten die Arbeit verrichteten und Alles im besten Zustande erhielten. — Wußte es auch alles Gesinde, wie's zuging, nur allein der Herr nicht, der dachte blos immer, das läg' an seiner eigenen Klugheit und Geschicklichkeit. Einstmals aber hat's ihm ein Knecht verrathen, daß die Däumlinge Alles so schön in Ordnung hielten, und ist der Herr zornig geworden, denn es war ein stolzer und aufgeblasener Mann, hat auf die Däumlinge geflucht und er wollte nichts mit

ihnen zu schaffen haben, und es wäre Alles Einbildung, denn er hat nichts geglaubt von dem stillen Walten des kleinen Volkes. Kommt auch des andern Tages in den Stall, begegnet ihm ein Däumling, das war der Liebling des Großknechts und der fleißigsten einer, trug auch ein rothes Käppchen, das ihm die Knechte hatten machen lassen. Als den der Herr sahe, ergrimmte er in seiner Thorheit, und ob ihn wohl der Däumling um Schonung anflehte, und alles Gesinde ängstlich bittend herzukam, zertrat er ihn doch mit seinem Stiefel. Da ist von dem Augenblicke an die Wirthschaft hinter sich gegangen, ein großes Viehsterben gekommen und Alles verwahrloset worden, denn die Däumlinge waren ausgewandert und hatten den grünen Peter verwünscht. Der hat sich auf's Saufen gelegt und ist ein wüster Bursch geworden, so daß alle Leute sagten, es würde mit ihm kein gut Ende nehmen. Und so war's. Denn als er einst am grünen Donnerstage mit seinem Gespann von Bautzen zurückkehrte und am Worbisberge hinfuhr, ist ein fürchterliches Donnerwetter über ihn herein gebrochen, daß die Pferde gescheut und gebäumt haben. Mein Peter aber ist trunken gewesen, hat blos geflucht und gesagt, so wolle er doch gleich vom Donner erschlagen sein. Und siehe, ein Blitz, ein Schlag, da fuhr's hernieder, tödtete ihn sammt seinen Pferden und steckte den Wagen in Brand.

Seitdem treibt der grüne Peter auf dem Worbisberge sein Wesen, vornehmlich in der Nacht des grünen Donnerstages. Da wettert ein Wagen daher mit zornigen Rossen, darauf sitzt der grüne Peter ohne Kopf, knallt mit der Peitsche und erschreckt den einsamen Wanderer.

Anmerk. 1. Die Kobolde tragen gern rothe Mützchen (Sommer, Thüringische Sagen S. 171.), ebenso die Kaboutermännchen (Wolff, N. S. p. 572.).

2. Man bemerke beim Schluß das Hineinspielen des Sagenkreises vom wilden Jäger. Auch der grüne Rock des Peter kann dahin gedeutet werden. Grön Jette heißt in Dänemark der wilde Jäger. Grün ist oft die dämonische Farbe.

3. Donnerstags sind Elfen und Zwerge und dergleichen am thätigsten. Niemand in der Lausitz wird am Donnerstage Hochzeit machen. In obiger Sage übernimmt Thor, der Donnergott, dem der Donnerstag besonders zu Ostern und Himmelfahrt geheiligt ist, die Rache der Däumlinge, deren König er ist.

57. Der Irrwisch.

Lauf. Monatsschrift 1797, II. 747. Haupt u. Schmaler II. 266. Grüße No. 71.

Der Irrwisch (wendisch Bludnik, von blud, der Irrthum) ist ein schadenfroher Gnome, der bei Nacht und Nebel die Menschen so verblendet, daß sie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe gerathen. Das macht er besonders mit den Vorwitzigen, die ihm muthwillig nachlaufen. Das beste Mittel, ihn zu vermeiden oder unschädlich zu machen, ist, daß man die Fußwege vermeidet, auf denen er nur Gewalt hat, und stets mit einem

Fuße im Wagengeleise bleibt. Manchem jedoch, der ihm gute Worte giebt und eine annehmliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wiederfinden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum Besten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silbergroschen, wenn er ihn richtig nach Hause bringen wollte. Der Irrwisch war damit zufrieden und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, daß er keiner Hülfe mehr bedarf, dankt dem Führer, giebt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde? Letzterer antwortet ganz fröhlich: Ja! denn ich sehe schon meine Hausthüre offen. Da schreitet er auf diese zu und — fällt in's Wasser, denn es war alles Täuschung gewesen.

Besonders mit den Betrunkenen macht sich der Irrwisch seinen Spaß, wenn sie vom Jahrmarkte oder von einem Trinkgelage nach Hause gehen. Er führt sie vom Wege ab und in die Irre, und wenn sie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, sondern es vorziehen, draußen ihren Rausch auszuschlafen, dann brennt er sie auf die Fußsohlen.

In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder. Man erblickt sie vorzüglich auf Kirchhofsmauern. Wenn man eine Hand voll Friedhofserde nach ihnen wirft, verschwinden sie.

Anmerk. Seelen Verstorbener erscheinen als Lichter und das Licht ist ein Symbol für den Geist eines Todten. Daher das Licht bei katholischen Begräbnissen, das prophetische Tod verkündigende Lichtverlöschen auch im lausitzischen Aberglauben (siehe No. 345.). Wenn die Brautleute bei Tische sitzen, werden zwei Lichter angezündet. Wessen Licht zuerst verlischt, der stirbt zuerst. Dieselbe Bedeutung haben ja bekanntlich die Lichtlein in den Nußschalen am Sylvesterabende.

58. Der große Leuchter.

Boeckauer Handschrift No. 15. Preuker II. S. 118. Sammlung von Schön No. 49. Msc.

Der große Leuchter heißt bei dem Volke um Meffersdorf ein Geist, der in Gestalt eines kleinen Flämmchens, das aber größer und höher anwachsen kann, ruhelos auf dem Hellerberge umherwandelt. Einst kommt ein Bauer spät aus der Schänke gegangen. Auf dem Hellerberge angelangt, sieht er in einer kleinen Entfernung den großen Leuchter schweben und spottet über ihn. Augenblicklich hüpft der Geist neben ihm hin und begleitet ihn bis an seine Hausthüre. Der Bauer tritt in sein Haus und wirft, während er die Thüre verschließt, dem schlimmen Begleiter noch eine Menge von Schimpfreden zurück, brüllt aber alsbald vor Schmerz laut auf — denn alle seine Haare auf dem Kopfe entzünden sich plötzlich und brennen über und über lichterloh.

Auf dem Knappberge bei Schadewalde zeigt sich ein anderer Geist, der denselben Namen führt. Er gleicht aber einem menschlichen Gerippe, dem aus allen Rippen Lichter brennen. Den Wanderern, welche am Knappberge vorüber kamen, gesellte er sich zur Seite und leuchtete ihnen. Die Leute, welche in früheren Zeiten von Schadewalde und Marklissa aus ihren Weg nach Reichenberg in Böhmen nahmen, um daselbst Korn einzukaufen, haben ihn jedesmal leuchten sehen. Erst zu Anfange des 7jährigen Krieges ist dieser große Leuchter verschwunden.

Auch auf den feuchten Wiesen von Gießmannsdorf und auf den Feldern von Reibersdorf treibt ein solcher Feuermann sein Wesen. Dort heißt er der Feuerhusar.

Anmerk. Hellerberg, auf alten Karten Höllenberg und Hollenberg geschrieben, erinnert mich an Hela, Hölle, und Frau Holle, ohne daß ich eine besondere Beziehung zu diesem Kobolde nachweisen könnte.

59. Die lustigen Geister auf dem Knappberge.

O. u. N. L. Chronik S. 112. Breslauer Handschrift No. 20.

Auf dem Knappberge zwischen Gerlachsheim und Marklissa wohnen schon seit den ältesten Zeiten lustige Geister, denen es besonders Vergnügen gewährt, den Menschen einen Schabernack zu spielen und sie an der Nase herum zu führen. Mancher Vorübergehende, der den Weg im Schlafe zu finden sich getraut hätte, wird von ihnen Stunden lang in der Irre herumgeführt, so daß er in ganz andere Dörfer geräth oder gar plötzlich wieder da ankommt, wo er hergekommen ist.

Der Gutsbesitzer von Hartmannsdorf macht sich eines Morgens zu Pferde nach Görlitz auf. Er ritt recht rasch und ist bald in Moys, dem letzten Dorfe vor Görlitz. Da befremden ihn plötzlich die Thürme auf dem Schlosse, die er noch nie gesehen. Fast möchte er glauben, sein eigener Hof sei nach Moys versetzt. Er reitet durch's Thor, und siehe, ein neues Wunder! Die Seinen empfangen ihn staunend über seine schnelle Zurückkunft — denn er war richtig nach zweistündigem Ritte wieder auf seinem eigenen Gute angelangt. So machen's die lustigen Geister auf dem Knappberge.

60. Der Feuermann.

L. Mon. Schrift 1797. II. 749. Preusker III. 224.

Der Feuermann ist ein Waldkobold, der bei Nachtzeit um die Wipfel der Bäume schwebt und einen feurigen Körper besitzt, dessen Erscheinung den Vorübergehenden Furcht und Schrecken einjagt. Zuweilen kommt er auch auf die Erde und in die Häuser, dann wohnt er wie der Drache der Wenden hinter dem Feuerherde oder Schornsteine. Auf dem Schafberge bei

Baruth läßt er sich in der Andreasnacht sehen, wo er um die Gipfel der Kiefern schwebt und als ein feuriger Waldteufel gefürchtet wird.

Anmerk. Kobolde, die als Flammen in den Häusern erscheinen, heißen in Thüringen „rother Junge" (Sommer, S. 32.). Aber auch Hauskobolde sind zuweilen Waldgeister. Deshalb pflegte man ihnen in Kellern und Scheunen Schuhe, Bogen und Pfeile bereit zu legen. (Grimm, S. 449.) Der Mönch von St. Gallen bei Perz, Leben Karl's des Großen II. 741. nennet den Kobold pilosus. Althochdeutsche Glossen übersetzen pilosus durch Scratum, woraus dann „Schretzel" wurde. (Altes Sprichwort: Jedes Haus hat sein Schretzlein (Nork S. 199.). Der Feuermann gehört also mit Fug und Recht unter die Kobolde.

61. Der Feuerpuhz in Lauban.

Gräve. S. 37.

Einst durchstreifte ein böser Zauberer die Lausitz; der hatte einen Feuergeist, auch Salamander genannt, bei sich, der in eine fest versiegelte Flasche gebannt war, und den er zum Unheil seiner Feinde aussenden konnte, wann und wohin er wollte; auf sein Zauberwort aber mußte der Salamander wieder in sein Behältniß zurück kehren. Dieser Zauberer kam einst nach Lauban und hatte den Salamander in seinem Zimmer aufgestellt. Eines schönen Tages aber kommt mit der Besenmagd zugleich der Wirthin vierjähriges Töchterlein in das Zimmer, spielt mit den magischen Geräthen und öffnet dabei die Flaschen. Hui, flog der gefangene Salamander heraus mit dem Ausrufe: Das will ich den Laubanern nie vergessen! — Und er hat Wort gehalten. In der Gestalt einer Pyramide oder einer Schlange durchfliegt der Salamander die Straßen Lauban's, denen Feuersgefahr droht und bleibt zur Warnung der Bewohner dort über dem Hause stehen, wo das Feuer auskommen soll. Die Laubaner aber nennen ihn den Feuerpuhz.

Anmerk. Dieser Geist macht den Uebergang zu den wohlthätigen und prophetischen Kobolden. Feuerpuhz heißt er wohl nur, weil er Feuersbrünste vorher verkündigt. Doch könnte auch die Schlangengestalt und der Salamandername dazu auffordern, ihn für einen seiner Natur nach feurigen Geist zu halten.

Der Name Puhz kann verschieden gedeutet werden:

1. Puhz, soviel wie Puhst, von puhsten = stark blasen (Pustrich war ein slavischer Windgott), wobei man nicht nur an das Herausfahren aus der Flasche, sondern überhaupt an die Lufterscheinung des Geistes zu denken hätte.
2. Puhz = Butz, niederdeutsch Butte (siehe Grimm S. 288.), was zwar mehr einen Poltergeist bedeutet, aber doch auch als Name eines irrwischartigen Kobolds vorkommt. (Muchar, Gastein p. 445.) Daher auch provinziell von einem kleinen Menschen: es ist ein recht kleiner Puhz, ein verbuttetes Kerlchen, ein putziger Mensch = drolliger Mensch, was an die Koboldsnatur erinnert. Die Schlangen- oder Salamandernatur stimmt aber eher mit der ersten als der zweiten Erklärung, die prophetische Natur zu keiner von beiden. Der unpopuläre Salamander ist vielleicht ein eigenmächtiger Zusatz Gräve's. — Sind vielleicht die vielen Butter-Berge, Brunnen und Bäume in der Lausitz als Koboldsberge u. s. w. zu erklären?

62. a) Die Gottesklage.

Haupt u. Schmaler II. S. 269.

Boza losc, wahrscheinlich = Boza zalosc, Gottes Klage ist eine gespenstische Frau, die sich Abends vor das Gehöfte setzt, in welchem sich ein Unglück oder Trauerfall ereignen wird, und die mit kläglichem Weinen über die bevorstehenden bösen Ereignisse jammert und so die Bewohner darauf aufmerksam macht.

Anmerk. Hier wird der Kobold gewissermaßen schon zur warnenden weißen Frau.

62. b) Die Wehklage.

Provinzialbl. St. 3. S. 260. L. Mon. Schr. 1797. II. 753. Gräve S. 47. Haupt und Schmaler II. S. 269.

Die Wehklage (Bože sedlešco) heißt bei den Wenden ein freundlicher Schutzgeist, der sich entweder als ein schönes weißgekleidetes Kind oder in der Gestalt einer weißgefiederten Henne zu zeigen pflegt und eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeigt und hierdurch davor zu warnen sucht. Daher hat man oft bei den Wenden die Worte: Bože sedlešco je płakato (die Wehklage hat geweint). Man kann die Wehklage fragen und sie antwortet auch, aber in unbestimmten Ausdrücken. Im Jahre 1766 wurde die Stadt Muskau mit einem großen Brande heimgesucht. Da hat sie sich denn vorher in dem Hause, wo das Feuer auskam, oft hören lassen, und auf Befragen geantwortet: Es wird nicht nur bei dir sein, sondern auf allen Gassen. Vor einigen Jahren ertranken ebendaselbst bei der Neißmühle drei Personen. Da hat der Müller auch vorher die Wehklage gehört, und als er gefragt, was es geben würde, hat sie geantwortet: Es betrifft nicht dich, sondern einen Andern. In Wittichenau hörte man sie vor dem Brande im Jahre 1822 und in Bautzen, in der Gegend wo jetzt das Theater steht, vor jeder Feuersbrunst, Pest und andern Unglücksfällen. Jedoch nicht jeder kann die Wehklage vernehmen. Es ist eine Gabe der Sonntagskinder. Wenn eine wendische Magd heißes Wasser ausgießt, so sagt sie, wenn sie vorsichtig ist: Wehklage geh' weg, damit ich dich nicht verbrühe. Sonst würde der Geist sie selber verbrühen. In diesem Falle sagt man: Die Wehklage hat dich verbrüht, und wendet folgende Kur dagegen an: man schmiert das Ofenloch mit Butter und spricht dazu: Ich schmiere dich; heile mich, du hast mich verbrüht; sodann nimmt man den Schaum von einem kochenden Topfe und schmiert den Schaden damit. Dann heilt er schnell und sicher.

Anmerk. 1. Bei der weißen Henne erinnert Gräve an den filum gallinae albae des Patrons; der Vogel, den der slavische Orakelgott Radegast auf dem Kopfe trug, war auch eine Henne. Bei ihren Hochzeitsgebräuchen haben die Wenden noch heute ein Hühnerorakel. Wenn die Neuvermählte in den Hof ihres Eheherrn tritt, läßt sie eine

mitgebrachte Henne vorweg in den Hof laufen. Bleibt die Henne ohne Weiteres im Hofe, so ist es ein gutes Zeichen. Dann wird die junge Frau auch bald heimisch werden und ihre Ehe von Dauer sein. Thut aber die Henne scheu und ängstlich, dann steht die Sache schlimm; am schlimmsten, wenn sie gar zum Nachbar fliegt.

2. Der verkörpernde Geist hängt eigentlich mit der warnenden Wehklage nur durch die Vorstellung der unsichtbaren Nähe zusammen. Im Aargau ist es ein ziegenartiger Kobold, der mit der Suppe verbrüht; das hungrige Kind, dem die Suppe nicht schnell genug kühl wird, ruft aus:

Thalemer-Geis
Mach mer de Suppe nid zu heiß.

(Rochholz S. 335.)

3. Die Schweden schmieren das Ofenloch mit einer Speckschwarte ein, wenn ein Kind rothe Flecken bekommen hat. (Friederich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 55.) Vergleiche No. 219. Anm.

63. Das Aschenweibchen zu Zittau.

Novellistisch bes. von E. Willkomm, Sagen und Märchen a. d. Oberlausitz. Hann. 1845. Bd. 1. S. 253 sq.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Personen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den gerade gefallenen Schnee zusammenkehren sehen. Einige, welche sich ein Herz faßten, fragten sie, was sie da mache und wer sie sei, und sie antwortete: ich bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche zusammen aller Orten, wo welche liegt: ich habe noch lange zu thun, denn sie liegt hergehoch und auf allen Gassen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeist. Da sich nun diese Erscheinung täglich wiederholte und die ganze Stadt in Schrecken setzte, beschloß ein hochedler Rath, der Sache ein Ende zu machen und die Landstreicherin, denn dafür hielt man sie, einzufangen. Die Stadtsoldaten, mehre Rathsherren an der Spitze, lauerten ihr eines Nachts auf, sie erschien auch wie gewöhnlich, man rief sie an, allein sie ließ sich in ihrem Kehren durchaus nicht stören und als man nach ihr schlug und griff, verschwand ihre Gestalt in Luft.

Sie kehrte aber darauf die nächsten Nächte nach wie vor fort, doch wagte sich Niemand mehr an sie, und so konnte man sie jede Nacht eifrig kehren sehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachsen verbundenen Kaiserlichen die von einigen 100 Preußen besetzte Stadt auf einmal bombardirten und zum größten Theil in Asche legten. Eine der ersten Bomben schlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen sich früher hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem

schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabende des sogenannten Brandfestes (22. Juli), wie ehedem fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: Seid wachsam und hütet euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über euch komme und euch ganz vernichte.

64. Das Pfarrmännel in Kießlingswalde.

Mündlich.

Das Pfarrhaus zu Kießlingswalde hat einen Schutzgeist in Gestalt eines kleinen grauen Mannes, der heißt allgemein das Pfarrmännel. Meistens zeigt er sich bei den Wasser holenden Mädchen am Pfarrbrunnen. Mancher Magd ist es unheimlich gewesen und sie hat deswegen den Abschied begehrt. Doch thut es Niemandem was zu Leide und die Leute sagen, wenn die Magd einmal erst die Scheu überwunden habe, so sei das Pfarrmännel ihr guter Freund und helfe ihr die Arbeit verrichten.

65. Der Spiritus Familiaris des Peter Hanspach von Rosenhain.

Frenzel, hist. nat. III. 1415. mscr. Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 802. mscr.

Anno 1650 den 17. Sonntag p. Trin. wurde zu Schönau auf dem Eigen ein armer Mensch gesehen, Peter Hanspach genannt, gebürtig von Rosenhain bei Reichenbach, welcher in seiner Jugend ein Mühlknecht gewesen und sich einen Spiritum familiarem gekauft, der ihm zum Mahlen und Backen beförderlich gewesen. Weil er aber denselben nicht recht gebraucht, ist er an seinem Verstande ganz verrückt geworden, hat müssen rückwärts gehen wie ein Krebs und nirgends hinkommen können. Ist ihm im Kreuzwege wer entgegen gekommen, es seien Menschen, Kühe oder Hühner gewesen, so haben solche ihren Weg so weit zurück gehen müssen. Er hat sonst nicht fortkommen mögen, sondern müssen stehen bleiben.

66. Das Alraunmännchen.

Gräve S. 74. Joh. Rist's Märzgespräche.

Die Alraunmännchen, auch Heinzelmännchen und Galgenmännchen genannt, schnitzt man bekanntlich aus der wunderbar bezaubernden Alraunwurzel. Diese wächst besonders auf dem Falkenberge bei Neukirch und in der Muskauer Haide. Man gräbt sie in der Mitternachtsstunde der Johannisnacht aus, wobei sie einen Schrei von sich giebt, (denn sie ist ursprünglich ein in eine Pflanze verzauberter Mensch) wovon man sich aber nicht schrecken lassen darf.

Wer ein solches Männchen besitzt, dem kommt Glück und Segen in's Haus, es raunt ihm die Zukunft in's Ohr, läßt ihn Vergangenes schauen,

macht ihn klug und weiſe, bewahrt ihn vor böſen und umgiebt ihn mit guten Geiſtern, macht ihn hieb- und ſtichfeſt, braut Liebestränke, heckt Geld, verſchafft Leibeserben. Dr. Fauſt, Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, und alle Zauberer, Hexen, Alchymiſten und Goldmacher beſaßen ſolch ein Alraunmännchen.

Anmerk. 1. In Adelung's neu eröffneter Schatzkammer 1669. 4., Joh. Sam. Schmidt's commentatio epistolica de alrunis Germanorum, Magd. 1738., Horſt's Zauberbibliothek, Mainz 1821. und in den neueren Werken von Grimm, Nork, Schindler findet ſich der Aberglaube vom Alraunmännchen mit all' ſeinen ſchauerlichen Einzelnheiten.

Schon Josephus de bello Iudaico l. VII., c. 28. beſchreibt die Gefahren bei der Ausgrabung der Wurzel. Theophrastus Paracelsus vervollſtändigt den Bericht. (l. IX., c. 9.)

2. Der Name iſt zuſammengeſetzt aus Al und raunen = runen = wiſſen. Die Seherin Aurinia, von der die römiſchen Geſchichtsſchreiber ſagen, ſie ſei nächſt der Veleda die berühmteſte deutſche Wahrſagerin geweſen, hat ihren Namen von demſelben Worte Aurinia = Alruna (Grimm, Myth. S. 376.).

3. Die Wurzel ſoll dieſelbe ſein, welche die Botaniker Atropa Mandragora (L.) nennen. Plinius XXV. 13. kennt eine weiße männliche und eine ſchwarze weibliche und warnt vor ihrer Ausgrabung.

4. Die Septuaginta überſetzen die Dudaim, welche Ruben ſeiner Mutter Lea bringt, durch *μῆλα μανδραγόρων*. Dudaim aber heißt Liebesapfel, von דוד Liebe. Nach Heſychius hatte die Venus den Beinamen *μανδραγορίτις*. Dieſe Dudaim werden im Orient zu Liebestränken gebraucht.

67. Die Elben.

Büſching II. 354. 386. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

In der Lauſitz ſagt der gemeine Mann von dem Kranken, welcher mit der fallenden Sucht behaftet iſt: er hat die Elben. Auch von kleinen Kindern, welchen die Krämpfe das Geſicht verziehen, heißt es: das arme Kind wird von den Elben gar ſehr geplagt. Dieſe Redensart, bei der man ſich wohl nichts Beſtimmtes mehr denkt, deutet offenbar auf den Volksglauben an die Elfen oder Alfen (Wreginj bei den Wenden) hin, die in der nordiſchen Götterlehre als gute und böſe Weſen eine ſo große Rolle ſpielen, und in den Hexenprozeſſen des ſechszehnten Jahrhunderts als Plagegeiſter häufig vorkommen. Die Hexen nannten ſie ihre guten Holdchen, fahrende Dinger oder Unholde, welche ſie Menſchen und Thieren beibringen konnten, auch ihre „reißende gute Kindchen" nannten ſie dieſelben, und bekannten dabei, es ſeien die Früchte ihrer Buhlſchaft mit dem Teufel und beſchrieben ihre Geſtalt als die eines Wurmes, oder einer Fliege von weißer oder ſchwarzer, zuweilen auch weiß und ſchwarzer Farbe.

Dieſe Elben buken ſie dann in Kuchen und wer davon aß, bekam die Krämpfe oder eine andere Krankheit, thaten ſie in Getränke, gruben ſie auf den Weg, daß, wer über ſie hinſchritt, erlahmen mußte.

Die Wreginj (Plagegeister) der Wenden haben die erweiterte Bedeutung, daß auch die Zornwuth oder Tobsucht (vergl. die nordische Berserkerwuth) als Besessenheit von diesen bösen Geistern bezeichnet wird.

Anmerk. Der Wurm ist eine Schlange im Kleinen. Auch Raupen sind deshalb dämonische Thiere. Die Farbe erinnert an den Dualismus der Lichtelben und Nachtelben, der bei den übrigen elbischen Gestalten unsrer Sagen zurücktritt. Es ist ein Zeichen treuer Aechtheit der Sage, daß dieser Dualismus sich gerade an den Namen der Elben heftet und es liegt Logik darin, daß bei den andern Geistern mit einer bestimmten ausgeprägten Persönlichkeit diese Zweiheit zurücktritt. (cf. Grimm, Mythologie S. 250.)

Die Verwandtschaft dieser Wurmelben mit den menschlich schönen Elfen hat ein Spiegelbild an der eddischen Sage von den Würmern, die im Fleische des Riesen mit entsprangen und dann von den Göttern menschliche Gestalt und Begabung erhielten, um von nun an als Zwerge im Leibe der Berge zu leben. (Snorri, p. 15.) Eine zweite Parallele liegt in der Verwandlung von Schlangen in Menschen.

68. Der Alp. Murava.

L. Mon. Schr. 1797. II. 759. Gräve S. 58. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Der Alp oder Mähre, Nachtmännlein — auch Drutte (wendisch Murava) ist ein Geist von zweifelhaftem Geschlechte (Incubus und Succubus), der aus einem Menschen, den man deshalb auch Alp nennt und an seinen über der Nase zusammenlaufenden Augenbrauen erkennen kann, ausfährt, und einen andern aus Uebermuth oder auf Befehl des ersteren im Schlafe drückt, ihm das Athmen erschwert und ihn am Sprechen hindert. Dieses nennt man dann Alpdrücken. Der Geist erscheint dann in Gestalt eines alten, häßlichen, unförmlich dicken Weibes mit einem schweren Klotze in den Armen. Diese Unholdin verschont auch das Vieh nicht. Es giebt übrigens Mittel sie zu fassen. Das bewährteste ist, wenn man zu ihr sagt: Pschindź justje ksnje danjn.

Da stellt sich sodann die Ruhestörerin gewiß des Morgens beim Frühstück ein. Die einzige Schwierigkeit ist nur eben leider, daß das Alpdrücken am Sprechen hindert.

Die Murava der Niederwenden ist indessen ebensowohl Tag- als Nachtgeist, und erscheint allemal dann, wenn es während des Sonnenscheines regnet; dann flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, der demgemäß im Wendischen auch Khodojta, Hexe, heißt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa Jemandem schaden könnte. Zuweilen erscheint sie auch als ein kleines rothes Männchen.

Anmerk. 1. Alpschwanz, Alpzal, Alpzagel heißt in der Lausitz ein alberner Mensch. Albern scheint mit Alp durch den Begriff des Schläfrigen, Schwerfälligen verwandt zu sein. Alfanzen heißt: sich unrichtige, fürchterliche Gedanken machen. (Anton, Idiotikon. 6. St.)

2. Auch der deutsche Alp wird oft für ein und dasselbe mit der Hexe oder doch gleich den Elben für ihr Erzeugniß gehalten. Thomasius, dissertatio de ægis. Drude bedeutet gegenwärtig Alp, ursprünglich aber Druide. Druide = Hexe. Der Name Nachtmähre hingegen zeigt Verwandtschaft mit der slavischen Mara, und auch Murawa scheint nur eine Art Personifikation der Mara (siehe oben die Götterſagen). Ein altes Weib aber heißt im Wendischen scheltweise Stara Mera = alte Hexe, eine so enge Namensverwandtschaft, daß es erlaubt sein dürfte, diesen Fall als einen Beweis für die oft ausgesprochene Wahrheit zu halten, daß die Priesterinnen des Heidenthums sich im christlichen Zeitalter in Hexen verwandeln. (Vergleiche Liebusch, Skythika S. 272.)

3. Aber Nachtmähre scheint auch deutsch gedeutet werden zu können. Mähre heißt bekanntlich Pferd. Mit dem Alpdrücken ist oft das Gefühl des Reitens verbunden. (Scheibele, das Kloster XII. 685.) Hexen aber sind ebenfalls bekanntlich Ofengabel- und Besenreiterinnen.

Mara ist Todesgöttin und Pestfrau. In der skandinavischen Sage läuft das Todtenpferd der Göttin Hela bei Nacht umher und bringt den Tod in das Haus, wo es sich vor dem Thore sehen läßt. Wer aber mit dem Leben davon kommt, fühlt sich beim Erwachen wie gelähmt. (Gerade so beim Alpdrücken.) In slavischen Gegenden bringt ein gespenstiges Roß die Pest in das Haus, wo es mit dem Kopf gegen die Thüre stößt.

4. Schließlich die eigenthümliche Schmetterlingsgestalt. — Auch in der Aargauer Sage erscheint der Alp in Schmetterlingsgestalt. (Rochholz S. 277.) Im Kanton Luzern heißt Toggeli zugleich Schmetterling und Alpdrücken. (Stadler I. 287.) Molkendieb ist sowohl Name eines weißen Schmetterlings als auch Schimpfname der die Milch (Molken) verzaubernden Hexen. (Grimm, Mythologie S. 605.) Schrätteli und Toggeli sind aber in den oberdeutschen Mundarten zugleich Zwergnamen. Man bemerke, wie hierdurch wieder der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Alpen und Zwergen (Alfen und Elfen) sprachlich hergestellt wird.

69. Der Vampyr.

Grimm S. 113.

Ein Vampyr ist ein gespenstisches Wesen, welches durch Blutaussaugen die Menschen tödtet. Abgeschiedene Seelen verstorbener Menschen führen noch im Grabe ein Scheinleben fort, das ihnen keine Ruhe läßt. Bei Nacht erheben sie sich aus ihren Gräbern, legen sich über schlafende Menschen, besonders über ihre eigenen Blutsverwandten und saugen ihnen auf körperlich kaum wahrnehmbare Weise das Blut aus. Ganze Familien sind durch Vampyre ausgerottet worden. Andere erscheinen auch bei Tage und geben sich für Anverwandte, Freunde, Geschäftsreisende aus. Sie können nicht anders gebannt werden, als wenn ein Priester die Leichname ausgraben läßt, ihnen den Kopf abschneidet, das Herz mit einem Pfahle durchsticht, selbiges sodann verbrennt und die Asche auf das Grab streut.

Sonst ist es auch die Seele eines noch Lebenden, die den Körper, den der Schlaf überwältigt, unwillkürlich verläßt, alsdann in scheußlicher Schattengestalt in Anderer Schlafgemach eilt und ebenso, wie jene, den Schlummernden das Blut aussaugt. Gegen diese nun, da man nicht weiß, wessen Körper

sich die Seele entwunden hat, hilft nichts als Fasten und Beten, Räuchern und Besprengung mit Weihwasser.

Um keinen Vampyr zu begraben, muß man sich vorsehen, daß nicht der Leiche, wenn sie im Sarge liegt, irgend ein Band oder dergleichen in den Mund kommt.

Jetzt hört man glücklicher Weise nur selten Etwas von diesem schrecklichen Gespenste. Aber noch im 16. Jahrhundert hat ein weiblicher Vampyr unter dem Namen einer Gräfin Villambrosa (?) mehre Edelhöfe in der Niederlausitz besucht und in den dortigen Familien große Verheerungen angerichtet.

Anmerk. Der Vampyrismus, der besonders bei slavischen Völkern eine so schreckliche Rolle spielt, hängt nach Görres' Meinung mit dem Alpdrücken zusammen. Ein oberlausitzischer Aberglaube sagt: Wenn ein Leichnam rothe Backen behält, so holt er bald Einen aus der Verwandtschaft nach. Auch darf man der Leiche kein Tuch nahe an den Mund bringen, sonst kaut sie es und die ganze Familie stirbt aus.

Vergleiche Ranft: Ueber das Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern. Leipzig 1728.

70. Die Pilweisen zu Lauban.

Martin Bohemus: Chronik von Lauban a. a. 1567. Schindler: Der Abergl. des Mittelalters S. 144.

In Lauban lebte um's Jahr 1567 ein Maler, Hans genannt. Er wohnte in der Fleischergasse neben Urban Zeidler's Badehause. Dieser Mann und sein Weib sind vor den Rath gefordert und beschuldigt worden, daß sie Pilweisen wären. Man hat sie deshalb peinlich befragt (d. h. gefoltert), sie aber haben sich beide hoch verschworen und gesagt, so es wahr wäre, möchte Gott ein Zeichen an ihnen thun. Bin ich ein Pilweis, so will ich erblinden, sagte der Mann; bin ich ein Pilweis, so will ich erlahmen, sagte die Frau. Da hat man ihnen geglaubt und sie freigelassen.

Es hat aber nicht gar lange gedauert, da ist die Frau am rechten Schenkel erlahmt, und bald darauf ist der Mann am rechten Auge erblindet. Die Frau hat nicht mehr lange gelebt und ist ohne Sang und Klang begraben worden. Und wie der Todtengräber sie hinausgetragen hat, da ist ein schwarzer Bock hinter dem Sarge hergegangen und hat gemeckert, die Leiche aber hat im Sarge mit den Lippen geschmatzt. Da hat der Todtengräber den Sarg vor dem Grabe aufgemacht und ihr einen Stein und einen Pfennig in's Maul gegeben, und den Sarg wieder zugemacht und begraben. Als aber der Bürgermeister die Sache erfahren, ist er sehr übel zufrieden gewesen. Der Todtengräber aber hat gesagt, daß es bei ihm nichts Neues wäre; sie würde nun schon das Maul halten.

Anmerk. Vergleiche Grimm's Mythologie S. 265. ff. Pilweis, Bilwitz u. s. w. ist eine Art Alp, ein Kobold oder von einem Kobold besessener Mensch, der Andern Schaden

zufügt. Der Name soll nach Grimm dasselbe bedeuten, wie der Elbenname: gutes Holdchen. Interessant ist in dem obigen Berichte die Erwähnung des Bocks, die auf den zu jener Zeit unvermeidlichen Teufel hinweist und die Pilweisin zu einer Hexe macht. Das Schmatzen wiederum deutet auf Vamphrismus. Uebrigens habe ich nicht finden können, daß der Pilweis auch nur dem Namen nach noch gegenwärtig im Volksglauben existire. Auch scheint er mehr dem schlesischen als dem lausitzischen Volke bekannt gewesen zu sein. Im schlesischen Recht (Böhme's Beiträge 6, 69.) ist Pilweiser = Zauberer, Wahrsager. Zu Schweidnitz wurde Anno 1529 ein Pilweis lebendig begraben (Hoffmann's Monatsschrift S. 247.). Zu Sagan wurden Anno 1582 zwei ehrbare Frauen für Pilweisen und H.... gescholten (daselbst 702.). „Du Pilweissin!" singt Andreas Gryphius p. 828.

71. Der Wechselbalg. Přemenk.

Haupt und Schmaler II. S. 267. Mündlich.

Bis zu dem Zeitpunkte, wo ein Kind sechs Wochen alt wird, muß immer eine Person in der Nähe desselben sein, denn es könnte sonst eine alte Frau aus dem Gebirge oder dem Walde kommen und den Säugling gegen einen körper- und geistesschwachen, mißgestalteten Wechselbalg austauschen. Mindestens muß man zu Häupten des Kindes ein Gesangbuch legen, ehe man das Zimmer verläßt. — Wenn aber durch Vernachlässigung das Unglück geschehen ist, so ist es gut, wenn man's bei Zeiten merkt. Dann braucht man blos eine Ruthe von den Zweigen der Hängebirke zu machen und den Wechselbalg tüchtig durchzuhauen.

Auf sein Geschrei kommt die alte Frau mit dem ausgewechselten Kinde, giebt es wieder zurück und entfernt sich mit dem Unholde. Man muß sie in Ruhe ihres Weges gehen lassen und ja nicht schimpfen und schelten, sonst behält man den Wechselbalg auf dem Halse.

72. Das Mittagsmännchen.

Gräve S. 59.

Das Mittagsmännchen ist ein Geist, der am hellen lichten Mittage herum geht, um die Menschen zu vexiren.

Es erscheint als ein kleines, dürres, verwimmertes Männchen, dem es Mühe zu machen scheint, eine große Hocke Holz auf dem Rücken zu tragen. Wenn es der mitleidige Holzhauer unterstützen will, ertönt ein schallendes Gelächter und der ärmste befindet sich plötzlich im Sumpfe. Diesem fliegt die Axt vom Halm, jenem zerspringt das Sägeblatt, an jedem wird irgend ein Schabernack verübt.

73. Das böse Weib. Slaczona.

Gräve S. 175.

Krumm und sehr gebückt schleicht in den Dörfern am hellen Tageslichte ein kleines, altes, verrunzeltes und verschrumpftes Weib, mit triefenden

Augen, großem Kopfe, warzigem Gesichte und mächtigem Höcker auf dem Rücken an einer Krücke umher, kriecht in Keller und Scheunen — da wo sie weilt, melken Kühe und Ziegen Blut, ergiebt sich keine Butter, verdirbt der Käse, schlickert die Milch, bekommen die Schafe Pocken, Hunde die Räude, der Wurm kommt in's Korn, das Gespinnst wird von Mäusen zerfressen: kurz es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unterm Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Friesel, Ausschlag, geschwollenen Leib oder irgend eine andere Krankheit. Die Wenden nennen es das böse Weib (Slaczona). Kräftige und furchtlose Männer dieser Nation haben schon mehrmals, wenn sie es gewahrten, die Fäuste gegen selbiges in Bewegung setzen wollen, allein es ist mit einem schallenden Gelächter vor ihren Augen verschwunden und die Frevlerhand erkrankt.

Anmerk. Der Glaube an das böse Auge (*ὀφθαλμος βασκανος*. Plat. Conviv. I. quaest. 7. Obliquus oculus Horat. ep. 1, 14, 37. ital. mal'occhio, portug. olho mao, span. mal el ojo, engl. Evil eye) ist in der ganzen Welt verbreitet. Ausführlicher berichten Nork, Sitten und Gebräuche S. 533., und Schindler, der Aberglaube ꝛc.

Uebrigens sollen die Slaven von Natur mehr Anlage zum bösen Blick haben, als die Deutschen.

74. Die Mittagsfrau. Připolniza.

L. Mon. Schrift 1797. II. 744. Sammlung von Schön No. 80. msc. Gräve S. 59. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Die Mittagsfrau (wendisch Připolniza) ist ein weibliches, großgewachsenes, weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Diese Mittagsfrau schweifte mit einer Sichel in der Hand über die Felder und stand unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, Mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Ueberraschten mußten ein scharfes Verhör über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen, und dabei so ausführlich sprechen, daß damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit ihrer Macht aus und sie ging von dannen. Wußten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten, und das Gespräch bis zu dieser Zeit im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab, oder erwürgte sie, oder verursachte ihnen wenigstens eine mit heftigen Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Auch wer im Stande ist, das Vaterunser rückwärts ohne Anstoß zu beten, kann sich dadurch retten. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines herannahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Noth auf dem Felde arbeitet: Nebojiš so, so Připolniza na tebé přińdże, d. h. fürchtest du dich nicht, daß die Mittagsfrau auf dich kommen wird? und die sprichwörtliche Redensart: Wona so

praša kaž Připolnica, d. h. sie fragt wie die Mittagsfrau — kann man in jeder Spinnstube hören.

Anmerk. 1. Die Sage der Russen ist fast dieselbe. Der Russe wirft sich bei Annäherung des Gespenstes auf den Boden. Thut er's nicht, so bricht sie ihm Arme und Beine. Indessen giebt es einen geheiligten Baum, der stets da, wo die Mittagsfrau erscheint, in der Nähe wächst und dessen Rinde sogleich die Verletzungen heilt. Boxhorn in republ. Moscov. Part. I.

2. Wahrscheinlich ist die Pripolniza eine kaboldartige Personifikation der ebenfalls am hellen Mittage wandelnden Mara. Sie theilt die Doppelnatur dieser Göttin und dokumentirt dieselbe allerdings auf eigenthümliche Weise als Beschützerin des Flachsbaues und als personificirter Sonnenstich.

Die Pripolniza ist eine wendische Sphinx, ein Doppelsymbol der Weisheit und des Todes. Sie fragt und examinirt die Menschen zu Tode, gleich der böotischen Sphinx des Oedipus.

3. Andere (Preusker III. 223.) schreiben Psschespolniza und leiten diesen Namen unmittelbar ab von pssches, hindurch, und polnico, der Mittag. Es sind aber auch andere Ableitungen möglich. Polo heißt auch Feld, potny, die Fülle, polnicz, füllen, sanskr. phul, blühen. Pri heißt im Sanskrit fruchtbar sein. Von dieser Silbe kommt der griechische Priapus wie der wendische Pripagela (s. o.). Letzterer wird auch Pripalega geschrieben und ist vielleicht die männliche Nebenfigur zu Pripolnica.

75. Das Mittagsgespenst in Diehsa.

Köhler, Der Czorneboh S. 18. Gräffe S. 498.

Das Mittagsgespenst pflegt besonders in der Gegend von Diehsa am Fuße des breiten Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reines Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen. Können sie dieselben beantworten, so ist es gut; wo nicht, so thut es ihnen ein Leides an.

Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauernmädchen hier im Grase und schlief. Ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einher geschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, und so viel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still. Das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und todt neben ihr. Sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jüngling, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

76. Die Mittagsfrau bei Kosel.

Sammlung von Schön No. 30. Mss.

Auf einem Felde bei Kosel stand früher ein Kreuz; das haben die Koseler zum Andenken und zur Warnung errichtet.

Eine Bäuerin aus Kosel war einmal zur Mittagszeit allein mit ihrem Kinde im Felde geblieben. Da ist die Mittagsfrau gekommen und hat zu fragen angefangen. Aber die Bäuerin hat keine Antwort gegeben, sondern in aller Herzensangst ihr Kind auf den Arm genommen, um sich zu entfernen. Da hat ihr die Mittagsfrau den Hals umgedreht, daß sie mit ihrem Kinde todt zur Erde fiel.

77. Der Bubbock.

Büsching IV. 18.

Der Bubbock ist bei den Wenden in der Gegend von Lübbenau ein koboldartiger Geist, welcher die Leute auf Straßen und Fußwegen unter allerlei Gestalten zu vexiren pflegt. Die Ammen machen die kleinen Kinder mit diesem Gespenst zu fürchten, um sie vom Schreien zu entwöhnen und zum Schlafe zu bringen: „Still!" sagen sie, „der Bubbock kömmt!"

Anmerk. Bubock ist übrigens ein ganz gebräuchlicher Vorname bei den Wenden.

78. Winde's Burschen. Wjetrci holcy.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. S. 207.

Die Wenden denken sich den Wind als Person, und seine Diener oder Söhne sind es, welche den Sturm leiten und vermöge desselben gute und schädliche Thaten thun. Wenn es recht tüchtig stürmt, so sagt man: Windes Burschen lärmen aber recht. Ihren Aufenthaltsort denkt man sich meist in der Luft oder auf erhabenen Gegenständen, jedoch auch auf der Erde.

Anmerk. 1. Nach Hanusch sind in der slavischen Mythologie die Winde die Enkel des Windgottes Strybog. In allen Mythologien bilden die Winde eine Familie. Die vier Winde der Griechen sind Riesen und Brüder; im russischen Volksglauben sind es Söhne einer Mutter. Auch das Wort Windsbraut ist sehr alt. (Siehe Grimm, Mythologie S. 361.)

Die deutsche Sage kennt ebenfalls Windeskinder. Vergl. Kuhn in Haupt's Zeitschrift VI. S. 131., V. S. 373. Mit den Worten: „Sieh da lieber Wind, koch ein Muß für dein Kind!" (Abergl. 282.) oder: „Leg dich lieber Wind, bring das für dein Kind!" (Mythol. 602.) wirft man Mehl in den Wind.

2. Die Wenden kennen noch eine Menge meist böser Dämonen:

Djas, ein uralter slavischer Name, bezeichnet einen feindseligen Geist. Welcher Djas hat mich hierher geführt? sagen die Wenden oft.

Dunder oder Dundyr (vielleicht eine Nachbildung des deutschen Donner) scheint nur noch ein Euphemismus für Cert, Teufel, zu sein. Ein wendisches Sprichwort heißt: Er schnarcht wie Dunder im Holzapfelstrauch.

Raws heißt etwa Unhold.

Trach (oberwend. Strach, vielleicht von dem deutschen Drachen) haust in finstern Winkeln und schaurigen Orten und es macht ihm Freude, die Menschen zu ängstigen.

D. Thier-Dämonen.

79. Der Drache.

Frenzel, hist. natur. III. 1417. L. Mon. Schr. 1797. II. 754. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 266. K. Haupt, Schlangensagen im N. Lauf. Mag. 1860.

Viele Frauen haben den Drachen, welcher ihnen Milch, Butter, Getreide und Geld zuträgt.

Um ihn in ihre Dienste zu bekommen, müssen sie sich dem Teufel verschreiben. Anno 1709 ward in Budissin eine Seele von solchem Pakt errettet und aus des Satans Händen gerissen; daher auch öffentlich in den Kirchen darum dem gnädigen Gott gedankt worden. Bei den oberlausitzer Wenden heißt der Drache ton smij, bei den niederlausitzer ten pljon. Er zieht als eine feurige Lufterscheinung durch den Schornstein in das Haus. Es giebt verschiedene Arten. Der Getreidedrache, zitny smij, füllt den Kornboden seines Besitzers; der Milchdrache, mlokowy smij, sorgt für den Milchkeller der Frau Wirthin; der Gelddrache, penezny smij, läßt es seinem Herrn niemals an Geld fehlen. Er schleicht sich bei den Menschen auf folgende Weise ein. Irgendwo findet man einen Dreier liegen. Nimmt man diesen zu sich und verwahrt ihn gut, so liegt morgen ein Sechser da, und so wächst nach jedesmaliger Hinwegnahme des Gefundenen der Werth des Geldstückes bis zu einem Speciesthaler. Eignet man auch diesen sich zu, so hat man einen Heckthaler und den Drachen am Halse. Jeder Drache will gut abgewartet, gefüttert und mit höflichen Worten behandelt sein.

Als ein Feuergeist hat er seine verborgene Wohnung in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen. Er verlangt, daß man ihm gutes Essen auf die Ofenplatte hinsetze, als Milchhirse, Fleisch u. s. w., was er verzehrt, wenn Alles im Hause schläft.

Versieht es die Wirthin oder der Wirth darin, so steckt er ihnen das Haus über dem Kopfe an und geht davon. Um den Gelddrachen auf eine unschädliche Weise los zu werden giebt es nur das eine Mittel, den Thaler zu verkaufen, aber unter seinem Werthe, damit es der Käufer merke, daß darunter Etwas verborgen liege und Alles mit seiner stillschweigenden Einwilligung vollzogen werde.

Anmerk. 1. Wenn einer in seiner Wirthschaft schnell vorwärts kommt, heißt es in der Lausitz allgemein: er hat den Drachen.

2. In Görlitz steht auf der Treppe der Petrskirche zu gewissen Zeiten ein kleines Schächtelchen, worin ein Dukaten liegt. Wer es aufhebt und den andern Tag hineinsteht, findet zwei, den dritten drei Dukaten. Wer es behält, hat einen Heckdukaten, wird aber dadurch Eigenthum des Teufels. Setzt man es aber gleich nach der Entdeckung wieder hin, so schadet es einem nicht.

3. Ueber den Drachen als Goldhüter und Schatzspender, das Verhältniß von Finsterniß und Gold, die Verwandtschaft dieses Drachens mit dem Lindwurm und dem wendischen Gotte

Plins (alias Flins) vergleiche die Anmerkung zu meinen Schlangensagen im Neuen Lausitzischen Magazin 1860. S. 174—77.

80. Der Lindwurm (waka, palowaka).

O. u. N. Laus. Chronik S. 21. Schön's Handschrift No. 62. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. S. 270. II. S. 266. K. Haupt, Schlangensagen im N. Laus. Mag. 1860.

Es geht eine alte Sage, daß vor langen, langen Zeiten in den Sümpfen und Seen der Niederlausitz schreckliche Lindwürmer und Drachen gehaust haben; sind gewesen wie Schlangen, aber viel größer, haben Rauch und Flammen geathmet, und das Land rings umher verwüstet und Menschen und Vieh in großen Massen verschlungen. Nahe am Dorfe Zilmsdorf (einem der ältesten Orte der Lausitz) ist eine Stelle draußen auf freiem Felde, da sprühen oft mannshohe Flammen aus der Erde empor. Das Volk nennt sie Drachenfeuer und erzählt, daß dort der große Drache gehaust habe, den der heilige Jürge getödtet hat. An der alten Salzstraße, die nach Sorau führt, ist ein Steinhaufen, da hat der Kampf stattgefunden, und da soll das steinerne Denkmal des Heiligen gestanden haben, hoch zu Rosse mit der Lanze in der Hand und dem Drachen zu seinen Füßen. Dieser Drache hat nämlich täglich dreißig Menschen aufgefressen und die Feldmarken weit und breit verwüstet. Er konnte auch menschliche Gestalt annehmen und hat in solcher viele Menschen in's Unglück gestürzt, sie ihres Geldes beraubt und dasselbe im tiefen Walde hinten bei der Forstner Haide vergraben. Gewöhnlich aber ist er durch die Luft gezogen, und hat dabei seine Reise über Zilmsdorf nehmen müssen. Dort wohnte aber früher ein gewisser Wochner, ein berühmter Teufelsbanner; der hat die Kunst gehabt, den Drachen oft so lange hinzuhalten, bis der Hahnschrei ihn im hiesigen Gau überrascht hat. Da hat er allemal müssen sein Gold fallen lassen.

Anmerk. Zu dem St. Georgsbilde bei Zilmsdorf wurde weit und breit her gewallfahrtet; 1615 hat es der Landvogt Graf Promnitz wieder aufrichten lassen und zwar auf Begehren des Kaisers Matthias (bei der Huldigung in Sorau 1611). Um 1710 stand der Stein noch und zeigte gegen Mitternacht in ausgehauener Arbeit den Ritter St. Georg auf einem Pferde und unter ihm den Lindwurm. Der Stein war 7 Ellen hoch und 3 Ellen breit. Die Inschrift aus dem 17. Jahrhunderte auf der Abendseite lautete:

Effigiem Christi dum cernis semper honora
Non tamen effigiem sed quem designat honora.
Aspice, mortalis, pro te datur hostia talis.

Darüber war an einem steinernen Kreuze ein zinnernes übergoldetes Christusbild. (Magnus, Gesch. v. Sorau S. 115.)

Hier wird also in protestantischer Umdeutung der Ritter in den Heiland selbst verwandelt, der „der Schlange den Kopf zertritt".

Ueber die Salzstraße vergl. die Ortssagen von Sorau. Ueber St. Georg als christianisirten Swantevit, den Drachen als Maske Tschernebogs und die mythische Bedeutung der Legende siehe meine Anmerkung zu den Schlangensagen im Neuen Laus. Magazin 1860

S. 159. ff. und Anmerkung zum wendischen Märchen von der verschlafenen Frau und dem starken Sohne.

81. Der Haselwurm.

Frenzel, hist. nat. II. 1027. mss. N. L. M. Bd. 36. S. 179.

Um's Jahr 1598 hat sich an der schlesischen und oberlausitzischen Grenze ein greulicher Wurm oder Drache, etliche Ellen lang, mit grün und gelbem Leibe, am Kopfe wie eine Katze gestaltet, eine geraume Zeit in Bergen und Gebüschen sehen lassen und ist den Leuten, die nach Pilzen und Haselnüssen ausgegangen sind, nachgeschlichen, hat auch zwei Mägdlein, die um jene Zeit verloren gegangen, zweifelsohne aufgefressen.

Anmerk. Der Haselwurm hält sich unter Haselgebüschen auf. Die Hasel ist ein Feenbaum, z. B. in dem Märchen von Aschenputtel (Grimm's Kindermärchen No. 21.). Mit Haselruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius, Blocksberg S. 115). Daß man nicht unter Haselsträuchern einschlafen soll wegen der Elfen, daß Träume unter dem Haselstrauche von besonderer Bedeutung sind, ist allgemeiner Aberglaube.

Daß hier der Drache einen Katzenkopf hat, erinnert an die Sage aus der Edda, wo Thor in Jotunheim bei den Reifriesen vergeblich versucht, eine eisenfarbige Katze zu haben, von der ihm hernach der Riese vertraut, daß es die Mitgardsschlange gewesen sei, die sich um das ganze Meer geringelt hat.

82. Der Schlangenkönig von Lübbenau.

Büsching IV. 342. D. u. N. L. Chronik. S. 31. N. L. M. Bd. 36. S. 165. ff.

Das ehrwürdige alte Schloß von Lübbenau, das schon seit dem 15. Jahrhunderte steht, gehört den Grafen Lynar, welche aus Toskana in Italien stammen. Auf dem Schlosse findet sich noch das Bild eines alten Ritters, zu dessen Häupten die Worte stehen: „mit deme Grave Roch in Deutschland kommen."

Die gräfliche Familie führt im Schilde eine gekrönte Schlange mit einer Mauer, und wüßte Niemand weswegen und auch nicht woher die Grafen so reich sind, da sie doch ganz arm nach Deutschland gekommen sind, wenn es nicht das gemeine Volk dasiger Gegend aus dem Munde seiner Ahnen erfahren hätte und weiter erzählt von Kind zu Kindeskind.

Es sind aber um Lübbenau in den vielen hundert Armen der Spree viele Wasserschlangen, thun den Menschen nichts, nur daß sie manchmal den Kühen die Milch aussaugen, wovon sie in Lehda und Leipa zu erzählen wissen. Früher soll es dort sogar geflügelte Schlangen gegeben haben; die hat aber seit Menschengedenken keiner mehr gesehen. Aber das ist gewiß, daß ihrer in jedes Haus ein Paar gehört, ein Männlein und ein Weiblein, die sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter stirbt, und ein alter Mann hat es selber gesehen, als seine Mutter

gestorben war, wie Tags darauf früh eine lange todte Schlange auf dem breiten Steine vor dem Hause gelegen hat. Diese Schlangen hatten früher einen Schlangenkönig, eine sehr große, starke und lange Schlange, die hatte auf dem Kopfe zwei gebogene Haken, damit trug sie eine elfenbeinerne Krone. Diese Krone war aber von unschätzbarem Werthe und war in ihrer Art einzig und erbte immer von einem Schlangenkönige auf den andern.

Als nun der erste Lynar nach Deutschland und in die Oberlausitz kam — denn er war aus Italien ausgewandert wegen eines Bürgerkrieges — da hörte er das Alles, und weil er ein kühner und schlauer Mann war, beschloß er, sich der Krone des Schlangenkönigs zu bemächtigen. Er wußte aber, daß der Schlangenkönig, wenn er mit seinen Genossen im Sonnenscheine spielen wollte, die Krone ablegte, und zwar gern auf reinliche und weiße Sachen, breitete daher an einem schönen Maitage auf einem grünen Platze, da wo jetzt das Schloß steht, ein feines, weißes, großes Tuch aus, und versteckte sich nicht weit davon hinter einem Erlengebüsche an der Schnecke, aber weislich zu Pferde, wenn ja die Gefahr groß sein sollte. Und da kam richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein großes Gefolge von Schlangen, und da legte richtig der Schlangenkönig seine Krone auf das weiße Tuch, schlängelte sich dann hinauf auf den Berg, wo jetzt die Eisgrube ist, und alle seine Gesellen mit ihm und begannen zu züngeln und zu spielen im Sonnenscheine, daß es gar lustig anzusehen war. Der Ritter aber reitet sachte herbei, faßt das Tuch mit der Krone an allen vier Zipfeln zusammen und giebt dem Rosse die Sporen. Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da schießen die Schlangen vom Berge herab und rechts und links aus dem Wasser in unzähliger Menge, und alle hinter ihm her wie feurige Blitze, und kommen ganz dicht an ihn. Da kommt der Ritter an eine große Mauer, die ist quer vor ihm und kann nicht weiter, und die Schlangen immer auf seinen Fersen. Aber da macht das treue Thier einen verzweifelten Sprung und der Ritter kommt glücklich hinüber und in's Freie. Es sind aber unermeßliche Schätze gewesen, die er mit der Krone davon getragen hat, und hat davon die Herrschaft Lübbenau gekauft und nicht weit von der Stelle, wo er den Schatz erobert, das Schloß erbaut. Den Schlangenkönig aber und jene Mauer nahm er in sein Wappen auf.

Seitdem aber der Schlangenkönig seine Krone verloren, hat sich die Anzahl der Schlangen vielfach gemindert. Folgendes jedoch hat sich zu unserer Großväter Zeiten zugetragen. Ein Fischer, der vor vierzig Jahren noch lebte, fischt in einem alten mit Weiden bewachsenen Graben unweit des Schlosses an der Schnecke, und zieht im Netze zu seinem großen Erstaunen eine große, große Schlange mit etwas Weißem auf dem Kopfe heraus. Und wie es dort die Leute zur Gewohnheit haben, daß sie jede Schlange tödten, wo sie sie finden, so sticht er auch diese mit seiner Rudel an. Aber diese erhebt ein

helllautes Pfeifen und augenblicklich ist der ganze Graben schwarz von Schlangen, die sich an seiner Rudel in die Höhe schwingen und sich in seinen Kahn drängen, der aus einem einzigen Eichenstamme ausgehöhlt war, dergleichen dort die Fischer brauchen. In Angst und Schrecken springt er aus dem Kahne auf's Land, aber die Schlangen sind immer hinter ihm her. Zum Glück fällt ihm ein, seine Jacke auszuziehen und von sich zu werfen. Auf diese stürzen sich die Schlangen wie rasend und er entkommt. Die Jacke aber fand man nach mehren Tagen in dem faulen Graben durch und durch zernagt, eine Warnung, wie es ihm ergangen sein würde, wenn sie ihn erwischt hätten. Er hat sich auch seitdem wohl gehütet, die unschuldigen Thiere zum Vergnügen zu tödten. Die große Schlange aber ist der Schlangenkönig gewesen und das Weiße an seinem Kopfe die Haken, woran er früher die Krone trug, ehe sie der erste Lynar erbeutete. Ob der Schlag des Fischers ihn getödtet hat, weiß man nicht. Gesehen worden ist er seit der Zeit nicht mehr und die Schlangen vermindern sich auch von Jahr zu Jahr.

Anmerk. Etwas anders wird die Sage erzählt im Kottbusser Wochenblatte 1839 No. 81. Dort ist ein Kaufmann der Kronenräuber, die Lynar aber sind Freunde der Schlangen. Vgl. N. L. M. Band 37. S. 499.

83. Die Schlangenkönigin von Klingewalde.

Mündlich. N. L. M. Bd. 36. S. 169 fg.

Der Junker von Klingewalde ritt auf die Jagd, und als er müde war, legte er sich schlafen unter einen Eichenbaum am Rande des Baches, der durch den Klingewalder Busch fließt. Da däuchte es ihm, als käme aus dem Wasser heraus eine wunderschöne grüne Schlange, die ringelte sich und züngelte sich im Sonnenschein an dem jenseitigen Rande des Baches. Auf ihrem Kopfe trug sie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubinstein und ihre Augen waren wie zwei schöne Jungfrauen-Augen, damit schaute sie den Junker unaufhörlich an, also daß er in Liebe entbrannte zu der Schlangenkönigin; aber sobald er aufsprang und die Arme nach ihr ausbreitete, verschwand sie blitzschnell in den Wellen des Baches. Der Junker hatte fürder keine Ruhe, und jeden Tag zur Mittagsstunde lag er unter dem Baume am Rande des Baches und sah der Schlangenkönigin zu, wie sie sich ringelte und züngelte im Sonnenschein. Und sein Herz war krank vor Sehnsucht. Aber die Schlangenkönigin hatte Mitleid mit dem schönen Junker und sagte ihm, es gäbe wohl ein Mittel, sie zu erobern. Er solle auf seinem weißen Pferde und ein weißes Tuch in der Hand mit einem Satze über den Bach sprengen, dann würde sie sammt dem unschätzbaren Edelsteine in ihrer Krone die seinige werden. Des andern Tages ließ der Junker sein milchweißes Roß satteln und nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zur Stunde des Mittags, und in der Ferne auf dem andern Ufer des Baches

stand die Schlangenkönigin als eine herrliche Jungfrau und ihre Krone funkelte im Sonnenschein. Aber als der Junker seinem Roß die Sporen in den Leib drückte, um einen Anlauf zu nehmen zu dem gefährlichen Sprunge, da erhob sich plötzlich von allen Seiten ein schreckliches Pfeifen und Ziſchen und aus den Sträuchern und Büschen kamen Tausende von Schlangen hervor und stürzten sich mit Blitzesschnelle hinter dem Reiter her. Und als er von Angst und Schrecken gehetzt am Ufer ankam, da hatten sie ihn erreicht und umringelten Roß und Mann. Mit seiner letzten Kraft setzte das edle Thier vom Ufer ab, um seinen Herrn über das Wasser zu tragen, aber mitten im Sprunge war es von den Schlangen übermannt. Die Königin stieß einen lauten Schrei aus und Roß und Reiter versanken in den Wellen. Dort fanden ihn seine Diener. Ein steinernes Denkmal am Rande des Baches war noch lange Zeit Zeuge des Ereignisses.

Anmerk. Auch auf Schloß Landeck ist eine Erscheinung, die sich den einen Tag als Jungfrau, den andern als Schlange zeigt.

84. Der Natternkönig in Königshain.

Aus einer handschriftlichen Beschreibung von Königshain v. J. 1752. S. 47. N. L. M. Bd. 36. S. 171.

„Ganz vorn beim Dorfe liegt das Natterngebüsch, wo sich große graue Nattern in Menge aufhalten. Die haben auch einen Natternkönig. Es geht einstmals eine Frau mit einem Kuchen vorbei, welche zwar schon Kenntniß gehabt haben muß von dem Natternkönige, denn da sie sieht einen großen von Nattern geschlossenen Kreis und in der Mitte auch eine mit einer güldenen Krone, breitet sie ein weißes Tüchlein nahe dazu, legt ihren Kuchen darauf und gehet alsdann auf die Seite. Da siehet sie denn, daß die Nattern kommen sammt dem Könige und nehmen diesen Kuchen, und der Natternkönig legt seine goldene Krone dafür hin auf das Tüchlein und die Nattern gehen alle mit diesem Kuchen fort. Wie die Frau siehet, daß Alles weg ist, gehet sie hin: so findet sie ein schön güldenes Krönchen auf dem Tüchlein. Solches nimmt sie und gehet zu Haus, welches sie hernach verkaufet und mehr denn zwei Thaler werth dafür bekommen."

Anmerkung. Ein Hausschlangenkönig schenkte einer Magd am Ende ihrer Dienstzeit eine Krone mit der Aufschrift: „Aus Dankbarkeit" (Schmiedler, Bad. S. I. S. 134). Ein Mädchen gewann durch Ausbreitung eines weißen Tuches die Krone des Schlangenkönigs, die von Gold und grünen Edelsteinen war. Als es der Schlangenkönig sah, schrie er so entsetzlich, daß das Mädchen taub wurde. Die Krone verkaufte sie hernach für vieles Geld. (Müllenhof, Schlesw. Sag. No. 474.)

Kurz: die weiße Farbe übt auf die Repräsentanten der Finsterniß einen zwingenden und siegreichen Zauber aus, so daß sie ihre Schätze opfern müssen.

85. Der Otternstein bei Neuhaus.

Mündlich.

In der Görlitzer Haide, zwischen Neuhaus und Stenker, steht ein roher Stein, vom Volke der Otternstein genannt. Es haben nämlich die Ottern in der Görlitzer Haide in jedem Bezirke einen Otternkönig, der eine unschätzbare goldene Krone auf dem Haupte trägt. Wer dieselbe erobern will, der muß ein weißes Tuch in die Nähe des Königs legen, dann bringt er seine Krone und setzt sie darauf. Wenn man dieselbe ergreift und recht schnell von dannen flieht, so erobert man mit dieser Krone Glück und Reichthum. Aber es ist große Eile nöthig. Denn sobald das Otternvolk den Raub merkt, schießen sie zu Tausenden überall hervor und verfolgen den Räuber bis an die Grenze ihres Bereichs. Wer dieselbe erreichen kann, ist gesichert, denn in's benachbarte Revier, wo wieder ein anderer Otternkönig herrscht, dürfen sie ihn nicht verfolgen. Ein beherzter Jüngling unternahm einmal das Wagstück. Aber das entsetzliche Zischen und Pfeifen der hinter ihm herschießenden Schlangen raubte ihm die Besinnung, und obgleich er nur noch hundert Schritt bis zur Grenze hatte, konnte er dieselbe doch nicht erreichen. Er stürzte zusammen und die Ottern zerfleischten ihn in wenigen Augenblicken auf die furchtbarste Weise. Zum Andenken an dies Ereigniß setzten fromme Leute an dieser Stelle den Stein, der bis auf den heutigen Tag der Otternstein heißt.

86. Der Basilisk in Budissin.

Gräve, Volkssagen. S. 82. Budissin. Chronik. N. L. M. Bd. 36. S. 178.

Wenn ein Hahn zwanzig Jahre alt ist, legt er ein Ei in den Dünger, welches dessen Wärme ausbrütet und ein Geschöpf erzeugt, das die Gestalt eines Huhns, die Flügel eines Drachen, den Schwanz einer Eidechse, den Schnabel eines Adlers, die Klauen eines Tigers und überdies eine rothe Krone auf dem Kopfe und lauter schwarze Borsten am ganzen Körper hat. Seine Augen sind grün, und wen er anstieht, der wird durch seinen Blick vergiftet. Solch ein Ungethüm nennt man einen Basilisken.

Eine alte Budissiner Chronik meldet von einem solchen Folgendes:

Aus dem von den Fleischbänken zur Schülergasse führenden, links die Ecke bildenden Hause (gegenwärtig No. 210.) ist ein schrecklicher Basilisk, der mit seinem Anblick viel Menschen vergiftet, auch sonst allerhand Unheil angestiftet, getreten, bis endlich ein kluger Mann sich über und über mit Spiegeln behangen hat, worein das Ungeheuer geblickt, darauf geborsten und somit durch sein eigenes Gift getödtet worden.

Anmerk. Wahrscheinlich kam der Basilisk aus einem Keller. Es hat Leute gegeben, die ein solches Thier in einem dunklen Keller jahrelang hatten. (Nork IX. 962.) Die Krone rechtfertigt vielleicht seinen Namen (βασιλισκος = regulus).

Plinius (8., 21.) verlegt seine Heimath nach Cyrenaica. Seine Größe beträgt zwölf Finger, er geht aufrecht. Sein Zischen verjagt alle andern Schlangen. Er tödtet die Gesträuche und versengt das Gras durch seinen Anhauch.

87. Der unheimliche Krebs bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen, im Archiv der Oberl. Ges. d. W.

Im Schöpsfluß bei Quitzdorf giebt es viele Krebse, darunter aber ist auch einer von riesenhafter Größe. Der hat Scheeren wie Menschenhände, aber ganz fürchterlich groß und schwarz behaart, und hat schon viele Menschen erschreckt. Vor etlichen dreißig Jahren krebste einmal um die Mittagsstunde ein Quitzdorfer Bauer im Flusse und hatte schon viele dieser Thiere gefangen und breitete sein Netz auf dem Walle aus, um sie zu zählen und dann nach Hause zu gehen. Da kommt plötzlich der Riesenkrebs aus dem Wasser heraus und mit schrecklich ausgestreckten Scheeren auf ihn zu gekrochen. Der Mann erschrickt, läßt seinen Fang im Stiche und läuft so schnell er kann nach Hause.

Dreißig Jahre später ereignete sich Folgendes: Ein anderer hatte einmal im Schöps Krebse gefangen und trug sie nach Hause. Plötzlich ward ihm die Last so seltsam schwer und immer schwerer. Er nimmt den Garnsack vom Rücken, um nachzusehen, und gewahrt zu seinem größten Schrecken, daß er den Riesenkrebs im Netze hat. Er, beherzter als jener, sucht ihn los zu werden, vermag es aber nicht, ladet daher, da er die übrigen Krebse nicht im Stiche lassen will, wieder auf und kann die schwere Bürde kaum nach Hause bringen. Ganz athemlos angekommen, bindet er den Garnsack auf. Da war der Riesenkrebs verschwunden.

Anmerk. Der Krebs ist ein Wasserdämon gleich der Wasserschlange in der Lübbenauer Sage. In dem Mohrinersee liegt ein großer Krebs mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Wenn er sich einmal losreißt, geht die ganze Stadt unter. (Kuhn, Märk. Sag. S. 246.)

88. Das spukende Kalb bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen im Archiv der Oberl. Gesellsch. d. Wissensch.

Im Schöpsflusse bei Quitzdorf, da wo das Raubhaus gestanden hat, spukt ein feuriges Kalb. Ein Fischer Namens Uhse fischte einst mit seinen Leuten noch spät Abends an der verrufensten Stelle an der alten Eiche, wo große Schätze versenkt sein sollen. Als die Leute das Netz herausziehen wollten, war es sehr schwer und sie freuten sich schon des guten Fangs, den sie gethan zu haben vermeinten. Aber das Netz ward immer schwerer und schwerer, und als sie es endlich mit ungeheurer Kraftanstrengung aus dem Wasser bekamen, da glotzte ein großes schwarzes Kalb mit glühenden Augen die Fischer an und blökte so entsetzlich, daß die Leute laut schreiend davon liefen. Andern Tages fand man nur das zerrissene Netz mit vielem Schlamme.

89. Das Zauberkalb auf dem Boblitzer Damme.

Büsching IV. 17.

Auf dem Boblitzer Damme bei Lübbenau, in der Gegend des sogenannten Müller'schen Häuschens, liegt allnächtlich um zwölf Uhr ein Kobold in Gestalt eines Kalbes auf dem Wege, welches dem Wanderer den Weg versperrt. Es giebt noch lebende Augenzeugen, die dieses Kalb gesehen haben.

Anmerk. Der wendische Volksglaube berichtet, daß jeder Kobold die Gestalt eines Kalbes annehmen könne.

E. Riesen.

90. Das Riesengeschlecht.

Singul. Lusat. XI. 697. Rulandt, Taschenb. I. Frenzel, hist. nat. msc. II. 774. N. L. Mag. 1834. S. 351.

Vor Zeiten wohnten in der Lausitz lauter große mächtige Riesen, aber wie sie geheißen und was sie gethan haben, das weiß Niemand mehr zu sagen. Die böhmischen Historienschreiber erzählen nur, daß man zu unterschiedlichen Malen ungewöhnlich große Menschengebeine aus der Erde gegraben und namentlich im Jahre 785 neben einem Schädel, den zwei Männer nicht haben umklaftern können, Schienbeine von sechsundzwanzig Schuh Länge gefunden habe. Diese Knochenüberreste gehörten offenbar einem Geschlechte an, welches schon vor der Sündfluth diese Erde bewohnte.

In der Priebusser Gegend giebt es große Sandhügel, die sich am Ufer der Neiße zwischen Rothenburg und Muskau überhaupt oft finden. Das Volk nennt sie Hünengräber und sagt, daß heidnische Riesen dort vergraben liegen.

Auf dem Steinberge bei Königshain ist eine Grube, die man das Riesengrab nennt, weil allda ein Riese begraben worden ist.

In der Nähe von Schenkendorf liegen acht Erdhügel, die das Volk Hünengräber nennt.

91. Der Riesenkegelschub auf dem Ober-Oderwitzer Berge.

Gräve, Volkssagen S. 68.

In alten Zeiten lebten in der Zittauer Gegend Riesen, ein rohes und wildes Geschlecht, das die Götter verachtete und die Menschen verfolgte. Auf dem Oderwitzer Berge hatten dieselben einen Kegelschub, auf dem sie mit sechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Kegeln zu schieben pflegten und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen verkündigten. Eines Tages trieben sie ihr Wesen gar zu arg, fluchten und lästerten schrecklich, indem sie immerwährend bis in die Mitternacht hinein Kegel schoben. Da

öffnete sich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr hernieder und begrub Kegel, Kugel und Riesen in die Erde. Hier liegt der geschmolzene Goldklumpen und harrt der Hand des glücklichen Finders.

Anmerk. Auch Kaiser Rothbart im Kyffhäuser schiebt Kegel und schenkt einen derselben einem Hirten (Harrys, Niedersächs. Sag. No. 1.). Dasselbe wird von den Zwergen im Löbauer Berge erzählt (siehe No. 29.). Auf einem Gemälde der Annaberger Kirche sind kegelschiebende Engel abgebildet. Nach Nork (S. 256) haben diese goldenen Kegel eine astrische Bedeutung und stellen die Gestirne vor. Auch ist die Vermuthung aufgestellt worden, das Kegelspiel bedeute die fallenden und aufstehenden Kämpfer bei den allabendlichen Kampfspielen der Einherien in Walhalla. Zu Hildesheim spielten früher die Domherren ein ähnliches Spiel am Sonntage Lätare im Domhofe. (Hannov. Landesbl. 1833 S. 30.)

92. Die Riesenkeule bei Heidersdorf.

Nach Segnitz II. S. 224.

Bei Heidersdorf in der preußischen Oberlausitz befindet sich ein hoher, ungewöhnlich spitzer Felsen, weithin sichtbar und gewöhnlich der Spitzberg, im Volksmunde aber auch die Riesenkeule genannt. Von dem berichtet die Sage:

Als in der Oberlausitz noch ein heidnisches Riesengeschlecht hauste, kam einst ein christlicher Priester durch das Land gewandert. Er kam von einer Pilgerschaft aus dem heiligen Lande zurück und trug in einem Kästchen heilige Reliquien für die Andacht der wenigen Christen im Lande. Da begegnete ihm in der Gegend, wo jetzt Heidersdorf liegt, ein wilder Riese, der verhöhnte den gottesarmen Pilgrim und verlangte von ihm das Kästlein, um Spott und Spiel zu treiben mit den Gebeinen der Heiligen. Aber der fromme Priester erwiederte, er wolle lieber sterben, als die Heiligthümer in die Hände des Heiden geben. Das kannst du haben, schrie der Riese und schwang seine Keule. Aber der Pilgrim stand geduldig da, faltete seine Hände und betete inbrünstig zur heiligen Maria. Da fuhr ein Blitz hernieder, die Erde that sich auf und der Riese versank vor den sichtlichen Augen des Gottesmannes. Aber des Riesen Keule senkte sich nicht mit hinab, und steht noch heute aufrecht über seinem ungeheuren Grabe. Manchmal zur Nachtzeit aber bewegt sie sich hin und her, wie ein Baum im Sturmwinde.

93. Der Ameisenberg bei Oybin.

Gräve S. 189. Gräffe S. 529.

In dem engen Thale, welches nach dem Oybin hinführt, hauste in uralten Zeiten ein wildes und rohes Riesengeschlecht, das von Jagd und Raub lebte und einen schrecklich sündhaften Wandel führte. Gegenüber wohnte aber ein frommer Einsiedler in seiner stillen Klause, der drohte den Sündern

mit des Himmels Strafe, aber ſie verlachten ihn und trieben es nur noch toller als zuvor. Da ergrimmte der fromme Mann und verwandelte das ganze Volk in Ameiſen, auf daß ſie ihr Lebtag ein unruhiges, unſtätes und mühevolles Leben führten und von Thieren und Menſchen verfolgt würden.

Anmerk. Auch No. 97. erzählt von einem Rieſen.

Dritte Abtheilung:

Teufels-Sagen.

III.

Teufelssagen.

94. Die Teufelsmauer zu Gojaz.

S. Monatsschrift 1798. II. 323.

Als der Teufel noch bei hellem lichten Tage leibhaftig unter den Menschen einher ging, machte er einstmals mit dem Besitzer des Gojazer Kretschams ein Bündniß, wodurch er sich anheischig machte, wenn der Krüger sein Versprechen (die Sage nennt nicht, worin dies bestand) hielte, um seinen Weinberg und ganzen Acker in einer Nacht eine Mauer aufzuführen, den Hofraum zu pflastern und damit fertig zu sein, ehe der Hahn krähte. Und so geschah's, die Mauer ward bei Nacht und Nebel mit höllischer Kraft und Geschwindigkeit aufgeführt, und es war nur noch im Hofe ein großer Stein anzubringen. Da krähte der Hahn. Der Teufel erschrak, ward darauf ganz verbost und schleuderte den Stein, welcher aber fünf Centner schwer war, über den Thorweg, wo er bis zum Jahre 1790 lag und mit fünf Löchern die Stellen bezeichnete, wo ihn des Teufels unsanfte Finger gepackt haben. Die Mauer aber steht heute noch und ist wirklich teufelmäßig fest gebaut.

Anmerk. Diese und viele andere Sagen von bauenden und wettenden Teufeln haben ihr Original an der Edda-Mythe vom Bau der Asen- oder Götterburg. Diese sollte den Reifriesen (der Winterkälte) trotzen. Die Asen wählten einen Schmied zum Baumeister, der aber ein verkappter Riese war und sich zum Lohne die holde Freia (die Produktionskraft) und die Sonne und den Mond ausbat. Dies zu bewilligen hatte der hämische Locki gerathen. Die Asen stellten dagegen die Bedingung, daß der Bau bis Frühlingsanfang fertig sein müsse und daß dem Schmiede Niemand helfen solle als sein Roß Swadilfari (= Eisfahrer). Als sie aber sahen, daß drei Tage vor Frühlingsanfang der Bau fertig war bis auf ein einziges Thor, da erschraken sie und drohten Locki, wenn er die Vollendung nicht verhinderte, mit dem härtesten Tode. Locki versprach dies, verwandelte sich in eine Stute und als der Schmied Abends ausfuhr, um Steine zu holen, verlockte er das Roß desselben durch sein Wiehern in den Wald, so daß der Schmied nicht wußte, wie er fertig werden sollte und aus Zorn und Angst seine wahre Gestalt annahm, um

mit größter Kraft das Werk zu vollenden und den bedungenen Lohn zu erhalten. Jetzt aber riefen die Asen den Sommergott Thor, den Donnerer eiligst zurück von seinem östlichen Kampfe gegen die Trolden. Er kam und schlug mit seinem Hammer den Riesen todt.

Die Deutung liegt auf der Hand. Die Götterburg wird in unseren Sagen zum Ritterschloß, Dom, Haus, Mühle u. s. w. oder, wie in der Görlitzer und Friedersdorfer Sage, zu einer bedungenen Schmiedearbeit. Der Baumeister und Schmied in der alten Mythe, ein feindlicher Riese, ist bei uns der Teufel, der Preis statt der holden Freia, der Sonne und des Mondes, die unsterbliche Seele; wie dort das wiehernde Roß, so ist hier der krähende Hahn, die schlagende Uhr u. s. w. Schuld, daß der Bau nicht fertig und der Baumeister betrogen wird.

Die Felsstücke, welche der Teufel wirft, beruhen aber auf einer Verwechselung des Riesen mit Thor und seinem geschleuderten Steinhammer.

Gespenstige Pferde, die einen Bau verhindern, kennt die lausitzische Sage vom Löbauer Berge und von der Wolfgangskapelle zu Rieda.

95. Der Steinberg bei Hennersdorf.

Görl. Wegweiser 1833. S. 370. Mündlich.

Ein armer Bauer aus Sohra fuhr spät Abends von Görlitz nach Hause. Er hatte Steine geladen und seine Pferde waren so abgetrieben, daß sie kaum von der Stelle gehen wollten und endlich hinter Hennersdorf ganz stehen blieben. Es war unterdeß eilf Uhr Nachts heran gekommen. Verzweifelnd über sein Mißgeschick und sein ganzes armseliges Loos stand der Bauer neben seinem Wagen und konnte sich nicht enthalten, gar mörderlich zu fluchen. Der Teufel soll mich holen — rief er aus, und hatte kaum das Wort über die Lippen gebracht, da stand auch schon eine lange Gestalt vor ihm mit Pferdefuß und Schwanz! Der Bauer erschrak und rief unwillkürlich aus: Mein Gott, Ihr seid wohl gar der Herr Teufel? Laß gut sein, Bauer, sagte der Teufel, (denn er war's) Du hast Deinen freien Willen; ich biete Dir nur eine Wette an, Du kannst thun und lassen was Du willst. Der Bauer faßte sich schnell ein Herz und sprach: Nun Herr Teufel, was habt Ihr denn für eine Wette? Noch ehe es zwölf Uhr schlägt, erwiederte der Teufel, will ich hier auf diesem Berge eine Kapelle bauen. Wird diese Kapelle nicht fertig, so sollst Du große, große Schätze haben; wird sie aber fertig, so ist Deine Seele mein.

Den Bauer lüstete nach den Schätzen — er ging die Wette ein, und der Bau begann. Da sah er denn nun freilich zu seiner großen Verwunderung, wie sich große Steine aus der Erde empor hoben, höher und immer höher stiegen, und sich allmählich wie eine Kapelle gestalteten. Da wurde ihm unheimlich zu Muthe und schon sah er seine Seele in der Hölle brennen. Mitternacht kam aber auch näher und plötzlich schallte der erste Schlag der Geisterstunde von der Thurmuhr zu Ludwigsdorf herüber. Da spitzte der Teufel die Ohren, horchte hoch auf und wurde wüthend als die Thurmuhr ihre zwölf Schläge vollendet hatte. Der Teufel hatte sich verrechnet; denn

er hatte den Stundenschlag von Görlitz her erwartet und ganz vergessen, daß auch in Ludwigsdorf eine Thurmuhr sei, die zufällig ein Paar Minuten vorging. Er war betrogen. Die Kapelle war noch nicht fertig und der Bauer hatte die Wette gewonnen. Wüthend riß der Teufel ein Stück vom Felsen los und schleuderte es unter einem furchtbaren Gelächter nach der Ludwigsdorfer Kirche, zertrümmerte auch richtig die Thurmspitze und der Stein fiel vor dem Schlosse zu Ludwigsdorf nieder, wo er noch vor fünfzig Jahren gesehen worden ist. Der Bauer wurde ein reicher Mann. Der Ludwigsdorfer Thurm hat bis jetzt noch keine neue Spitze, aber die neu erbaute Kapelle verwandelte sich in jenen thurmartigen Felsen bei Hennersdorf.

Eine andere Sage setzt noch hinzu, daß der Teufel mit diesem Felsenstücke nicht blos den Ludwigsdorfer, sondern auch den Rengersdorfer und Seifersdorfer Kirchthurm, welche alle drei in einer Richtung stehen und in ihrer jetzigen Gestalt alle einander ähnlich sehen, zugleich getroffen hätte.

96. Der Teufelsstein bei Kamenz.

O. u. N. L. Chronik. S. 84. Preusker, I. S. 180.

Auf den Flurgrenzen von Biela, Zschorna (d. i. Schwarz und Weiß) und Bernbruch, eine Stunde nördlich von Kamenz, liegt ein zehn Ellen hoher, seltsam, fast froschartig gestalteter Granitblock, welcher längs der untern Seite eine kettenartige Vertiefung zeigt. Dicht daneben waren noch vor fünfzig Jahren tiefe Gruben, Erdkessel, Teufelsgruben genannt. In der Nähe hat man Urnen und alte Waffen (Kelts) gefunden — ohne Zweifel ein alter heidnischer Opferaltar.

Die Sage erzählt von diesem Steine Folgendes:

Als die erste Kirche in Kamenz gebaut wurde, wollte der Teufel den Baumeister verführen, daß er diesen Fels zum Grundsteine nähme, und versprach denselben an Ort und Stelle zu schaffen. Er legte auch eine Kette darum und hob ihn in die Höhe, wovon noch jetzt der Eindruck zu sehen ist; aber er konnte ihn nicht vor Mitternacht bis hin schaffen, und als es zwölf Uhr schlug, ließ er den Stein aus Verdruß wieder fallen, so daß er noch jetzt ganz schief liegt, nach Biela zu hoch, nach Kamenz zu geneigt.

In den dabei befindlichen Teufelsgruben hat auch der Teufel zuweilen gekocht und man hat es in der Tiefe brodeln hören, wie wenn ein Hirsebrei kocht.

Einst haben Hirtenknaben aus Biela Steine hineingeworfen, aber da sind drei große schwarze Raben auf sie geflogen gekommen und haben sie und ihr Vieh mit Flügeln und Schnäbeln übel zerhackt und geschlagen, also daß sie mit knapper Noth sich haben in's Dorf retten können, und das Vieh hat lange Zeit statt Milch nur Blut gegeben. Da ist es lange verboten gewesen, das Vieh bei dem Steine zu hüten.

Auch dem Bauer, der den Stein oben abgesprengt hat, ist es schlecht bekommen; denn er hat von Stund an keine Ruhe gehabt und keinen gesunden Tag mehr auf der Welt, und alle Bäder, die er besucht hat, haben ihn nicht heilen können.

Anmerk. Raben sind Odins-Vögel, später auch Teufelsvögel. Auch in dem benachbarten deutschen Baslitz wurden Urnen und Waffen gefunden. Dort ist auch ein heiliger See mit einer Insel. Biela und Zschorna erinnern an den schwarzen und weißen Gott. Baslitz kommt von bos, Hollunder; eben so leicht aber von bob, Gott.

97. Der Teufelsstein bei Kleinbautzen.

O. u. N. Lauf. Chronik S. 84.

An der Flurgrenze zwischen Plischkowitz und Kleinbautzen liegt ein alter heidnischer Opferstein, aus drei Blöcken bestehend, von denen der eine die beiden andern halb bedeckt, der Stein, der die andere Hälfte der Decke ausmachte, ist aber zur Zeit der Heidenbekehrung umgestürzt und mit einem christlichen Kreuze versehen worden. Jeder Block ist etwa acht Ellen lang, neun Ellen breit, vier bis fünf Ellen hoch. In beiden Deckenplatten sind runde Löcher, ziemlich regelrecht von Menschenhand gearbeitet. Zwischen den beiden Grundfelsen ist ein Durchgang eine Elle breit. Die christliche Volkssage erzählt davon Folgendes:

Der Teufel hatte mit dem Gutta'er Müller ein Bündniß geschlossen; aber diesmal war er ein dummer Teufel, denn er ließ sich von dem Müller verlocken, sich auf's Mühlrad zu setzen, welches plötzlich sich zu drehen anfing und den dummen Teufel gar übel zurichtete. Seine Hosen waren ganz zerrissen, und als er sich glücklich bis zu dem Steine geschleppt hatte, setzte er sich nieder und flickte sie.

Auch ein Riese saß einstmals auf diesem Steine, der war so groß, daß er mit einem Schritte bis nach Klein-Saubernitz reichte, was doch zwei Stunden abliegt; seine Füße langten gerade bis zu dem großen Teiche, der jetzt besäet ist; dort nahm er sein Fußbad. Seine Pfeife zündete er sich in der Gleina'er Windmühle an; auch schleuderte er einen länglich runden großen Stein bis Saubernitz, wo er noch jetzt zu sehen ist, nebst dem Eindrucke seiner Füße.

Anmerk. Riese und Teufel fließen oft zu einer Gestalt zusammen. Uebrigens wird der Riese hier eben so humoristisch aufgefaßt, wie der Teufel.

98. Das Teufelswehr bei Wehrau.

Gräve, Volkssagen S. 164.

Vor undenklichen Zeiten kam ein Mühlknappe, Namens Melchior Zange, von der Wanderschaft aus Welschland zurück und durchstreifte auch die Lausitz. Die Gegend gefiel ihm und er beschloß, sich hier nieder zu lassen.

Zwar hatte er kein Geld, aber er wußte Rath, denn in Welschland hatte er die schwarze Kunst gelernt. Er machte mit dem Teufel einen Pakt auf zehn Jahre und der Böse mußte ihm eine stattliche Mühle mit einem herrlichen Wehre errichten, und Garten, Ställe, Küchen und Keller auf's trefflichste einrichten. Melchior Zange lebte herrlich und in Freuden und ward der reichste Müller in der ganzen Lausitz. Aber als die zehn Jahre zu Ende gingen, betrog er doch den Teufel um seine Seele, denn kurz vorher that er Buße, beichtete seine Sünden und nahm die Kutte, und als die verhängnißvolle Stunde kam und der Teufel in der Mühle erschien, war mein Melchior nicht zu Hause, sondern lag betend auf seinen Knieen im Kloster. Da ergrimmte der Teufel und zerschmetterte die Mühle, und es blieb nichts davon übrig, als das Wehr.

Anmerk. Warum sich der Teufel mit den Müllern so viel zu schaffen macht, wird ersichtlich aus der mystischen Bedeutung ihres Geschäfts, sowie aus andern natürlichen Ursachen. Siehe Anmerk. zu No. 220., cf. No. 48. 49. Dazu kommt, daß der Teufel als Feind der Menschen und Liebhaber der Unfruchtbarkeit der natürliche Feind des Müllers ist, der als Producent des Menschen ernährenden Mehls Tod und Unfruchtbarkeit immerwährend heilt und hindert.

99. Der Wettstein bei Markliſſa.

Gräve, Volkssagen S. 186 und mündlich.

Nicht weit von Markliſſa, in der Gegend des Zangenberges, sieht man einen schön geaderten Quarzfelsen, der heißt der Wettstein und die Markliſſa'er wissen auch warum.

Es ist einmal ein Prediger in Markliſſa gewesen, ein sehr gelehrter und weit gereister Mann, der besonders von der Natur und ihren Geheimnissen mehr gewußt hat, als sich mit seinem heiligen Amte zu vertragen schien. Der hat auch den Teufel citiren können und hat einmal mit ihm eine Wette gemacht: der Böse sollte nämlich jenen Stein, den der Pastor in einem fernen Lande irgendwo gesehen hatte, während des Gottesdienstes herbeischaffen und vor Beendigung desselben vor die Kirchthüre setzen. Der Teufel hat's aber nicht gekonnt; denn als er mit dem Steine durch die Luft geflogen kam, hat er schon beim Zangenberge am Glockengeläute gehört, daß die Predigt zu Ende sei. Da hat er vor Aerger, wieder einmal von einem Menschen hintergangen worden zu sein, den Stein zur Erde geworfen.

Anmerk. Daß große Gelehrsamkeit, besonders naturwissenschaftliche, beim Volke Verdacht erweckt, bestätigen auch No. 99., No. 163., No. 153., No. 200., bes. No. 222.

100. Der Teufelsstein bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 8. mss. Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel. S. 260.

Vierzig Schritte von der Straße, welche von Triebel nach Kemnitz führt, an einem Bache, welcher bei Krohle entspringt und bei Triebel vorbei

in die Neiße fließt, liegt ein großer Stein, an dessen oberer Fläche sich mehre Löcher befinden. Diese Löcher sind Eindrücke von den Krallen des Teufels, der ihn bis von dem Riesengebirge durch die Lüfte hierher führte, um die an dem Bache gelegene Mühle zu zerstören. Denn er hatte einen Groll auf den Müller, der unter seinen Handwerksgenossen eine Ausnahme machte und ehrlich war. Allein als der Teufel, eben angekommen, schon ausholte, um den frommen Müller mit Weib und Kind, Knecht und Magd sammt der ganzen Mühle durch einen Wurf zu vernichten, krähte der Hahn in dem nahen Dorfe Kemnitz. Der Teufel wurde machtlos und mußte den Stein fallen lassen, welcher nun Jedem, der an ihm vorübergeht, die gute Lehre giebt, daß man nur wachsam sein darf, um zu machen, daß der Teufel keine Gewalt über uns habe.

Anmerk. Nach Preusker III. 172. ein Opferstein.

101. Der Teufelsstein bei Klein-Biesnitz.

Samml. von Schön No. 15. msc.

Auf der Landeskrone, an der Stelle, die man noch jetzt den Teufelsstuhl nennt, saß der Böse und sah zu, wie die schöne Peterskirche gebaut ward und ihre Mauern und Pfeiler und Thürme immer höher emporstiegen. Da ergrimmte er, riß ein großes Felsstück los, faßte es mit seinen Krallen und erhob sich in die Luft, der Stadt entgegen, um den fast vollendeten Prachtbau zu zertrümmern. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern lähmte die Arme des Teufels so, daß er das Felsstück mußte zur Erde fallen lassen. Da, in der Nähe von Klein-Biesnitz, liegt es noch heute, und man kann deutlich daran die Eindrücke von des Teufels Krallen wahrnehmen.

102. Die in den Stein gedrückte Karte.

Mündlich.

Zu der Zeit als auf der Landeskrone eine Veste stand, in welcher wilde Raubritter mit ihrem wüsten Troß hauseten, fand sich der Teufel nicht selten selbst unter den rohen Gesellen ein, um mit ihnen zu zechen und zu spielen und allerlei schandbare Dinge zu treiben, um sie noch toller und thörichter zu machen, als sie schon waren. Als er einst mit einem Schildknappen dort Karte spielte und gegen ihn verlor, ward er so erbost, daß er die letzte Karte, anstatt sie auszuspielen, neben sich in einen Stein eindrückte. Der Stein mit dem Kartenabdruck soll noch zu sehen sein; ich habe ihn aber nicht auffinden können.

Anmerk. Vergleiche Wolff, N. S. No. 468., Kuhn, Märk. S. No. 152., wo auch der Teufel Karten spielt.

103. Teufelsspiel.

Mündlich.

Zwischen Gruna und Lichtenberg ist ein Thal, das nennt man die Hölle, weil daselbst der Teufel sein Wesen treibt. Einst war der Voigt von Lichtenberg in die Grunaer Schänke zu Biere gegangen und hatte dort sein ganzes Geld im Würfelspiele verloren. Aber der leidenschaftliche Spieler konnt' es nicht genug kriegen und war so erpicht darauf, daß er auch noch seinen Rock einsetzen wollte; doch seine Mitspieler nahmen das nicht an und hoben das Spiel auf, da es schon sehr spät geworden war. Voll Aerger entfernt sich endlich auch der Voigt und sagt im Weggehen ganz erhitzt: „Heute muß ich noch spielen und wenn's mit dem Teufel wäre." Und also geschah es auch. Denn als er um Mitternacht durch das Thal geht, da sitzt auf dem großen Granitblocke, der in der Mitte desselben nahe am Wege liegt, wirklich der Böse, hat einen großen Haufen Goldes neben sich liegen und spricht zu ihm: Nun, Voigt, Du hast mit mir spielen wollen, komm! setze Deine Seele ein; hier ist viel zu gewinnen! — Der vom Branntwein ziemlich benebelte Voigt erschrickt zwar Anfangs, faßt sich aber bald ein Herz und erwiedert im kecken Muthe, geblendet von dem blinkenden Golde: Gut! ich bin's zufrieden; wirf Du zuerst. Da grinst der Böse, zieht drei Würfel aus der Tasche und wirft die höchsten Augen, lauter Sechsen. Und der Voigt rafft die Würfel zusammen, schüttelt sie voll Verzweiflung und wirft — ein Auge mehr als der Teufel; denn es war eins aus dem Würfel herausgesprungen und lag mit daneben. Und eben schlug's zwölf Uhr. Der Teufel verschwand mit Schwefelgestank und ließ dem Voigte das viele Geld zurück. Wie er es aber anfassen und einsacken wollte, da griff er in einen Haufen Menschenkoth. So führt der Teufel Alle an, die mit ihm spielen, wenn's auch Anfangs scheint, als hätten sie gewonnen.

Anmerk. Der Stein heißt bis auf den heutigen Tag der Teufelsstein. Ganz dieselbe Sage wird auch von Wehrau erzählt, wo der Teufel als Junker erscheint und in der Schänke mit dem Bauer würfelt.

Aehnliche Sagen vom würfelnden Teufel finden sich in Schleswig (Müllenhof No. 377.), Preußen (Tettau und Temme No. 201.), der Mark (Kuhn No. 152.).

104. Die Teufelsfußtapfen bei Pritzen.

N. L. Magazin 1839. S. 360.

An der Flurgrenze zwischen Pritzen und Nebendorf liegt ein Stein, auf dessen Rücken sich der Abdruck eines menschlichen Fußes in vergrößertem Maßstabe deutlich erkennen läßt. Die Sage berichtet davon Folgendes:

Vor vielen, vielen Jahren war einmal ein Grenzstreit zwischen den beiden Dörfern, der durch eine Zusammenkunft der beiderseitigen Gerichts-

personen an Ort und Stelle ausgeglichen werden sollte. Aber beide Parteien waren hartnäckig und konnten sich nicht einigen. Da erschien plötzlich ein fremder Mann von riesenmäßiger Größe, der fragte die Leute, ob sie den Stein als richtige Grenze anerkennen wollten, wenn er seine Fußtapfen deutlich in denselben eindrücken würde. Als beide Parteien dies zufrieden waren, stampfte er mit dem rechten Fuße gewaltig auf den Stein, so daß seine Spur darin zurück blieb, wie in weichem Schnee. Die erstaunten Zeugen legten augenblicklich den Streit bei und der Fremde ging ruhig von dannen. Niemand hat erfahren, wer es gewesen ist, aber die meisten halten dafür, der Teufel selber sei es gewesen und habe sich diesen Schabernack mit ihnen gemacht.

105. Der rothe Görge zu Gerlachsheim.

Gräve, S. 169.

Bei Obergerlachsheim, ungefähr 150 Schritte am Abhange des Queißerberges in einer schönen wild romantischen Gegend steht ein großer über zwanzig Ellen hoher Quarzfelsen von wunderbarer Gestalt, vom Volke kurzweg der weiße Stein genannt. Etwa 100 Schritte weiter auf böhmischer Seite befinden sich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelsen, deren Richtung und Bildung beweisen, daß der weiße Stein ehemals mit ihnen zusammen gehangen. Man erzählt von ihnen Folgendes:

In grauer Vorzeit lebte einst hier in dem wilden Walde ein Einsiedler, weit und breit bekannt durch seine Frömmigkeit und Weisheit. Zu dem kamen die Kranken und ließen sich heilen, und die Sünder bekehrte er durch die Wunder, die er that, denn es war ein heiliger Mann. Und er bekehrte so viele Sünder, daß gar Niemand mehr in die Hölle kam und die Hölle anfing leer zu werden.

Das ärgerte den Teufel und er beschloß, den Heiligen zu verführen. Tausend Versuchungen stellte er an, aber ob auch Tag und Nacht im Wachen und im Traume die verführerischesten Erscheinungen den Klausner umgaukelten, mit Gebet und Fasten und Geißeln vertrieb er sie alle und der Teufel konnte ihm nichts anhaben. Da beschloß er ihn zu vernichten, ergriff einen ungeheuren Felsen und flog damit durch die Luft. Aber siehe da, als er ihn eben nach der friedlichen Einsiedelei schleudern wollte, da erglänzte die Waldkapelle wie von himmlischem Lichte und Engel in weißen Gewändern standen an dem Lager des Klausners, der friedlich schlafend keine Gefahr ahnte. Da erkannte der Teufel seine Ohnmacht und wüthend schleuderte er das Felsstück zur Erde, daß es in zwei große Stücke zersprang. Dort liegen sie noch bis heute. Der Wald ist seitdem gelichtet und der Einsiedler längst gestorben — aber der Teufel besucht noch oft die Stätte seiner Demüthigung. Im langen rothen Mantel und einem spitzen Hut und mit feuersprühenden

Augen, so haben ihn oft schon die Holzbauern am hellen Mittage auf dem Felsen umher springen gesehen mit wunderlichen Grimassen und wieherndem Gelächter. Von seinem rothen Mantel aber nennen sie ihn den rothen Görge.

106. Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf an der Spree.

Gräve, S. 61.

Geht man von Spremberg nach Friedersdorf, so zeigen sich linker Hand des Weges einige wild übereinander geworfene Felsstücke, welche unter dem Namen Teufelsschmiede bekannt sind. Folgendes meldet davon die Sage:

Vor langer, langer Zeit lebte in Spremberg ein geschickter Huf- und Waffenschmied, welcher Tag und Nacht arbeitete, blos Sonntags ruhte und als ein frommer Christ ordentlich die Kirche besuchte. Eines Tages kam ein stattlicher Ritter aus Frankenland vor seine Schmiede geritten und bestellte bei ihm einen Harnisch, der bis zu einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde fertig sein sollte. Der Schmied schlug ein und versprach den Harnisch pünktlich zur bestimmten Zeit zu liefern.

Ungesäumt machte er sich an's Werk; allein sonderbar, dem erfahrenen Manne, der schon so manchen Ritter mit Schild, Helm, Arm- und Beinschienen versorgt hatte, verunglückte Alles. Bald erloschen ihm die Kohlen, oder flammten allzu glühend, so daß Eisen und Stahl untauglich wurden, bald zerschellte ein Hammer, bald zerbrach ein Stemmeisen — kurz, es verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß er was rechtschaffenes zu fördern vermochte.

So verstrich die Frist, die ihm der Ritter gegeben, und ihm bangte vor seiner Ankunft. Was sollte er ihm sagen? womit sich entschuldigen?

Es war am Tage vor dem Ablauf der Frist. Da klopfte es um Mitternacht an's Thor, der Schmied öffnete, aber nicht der Ritter trat herein, sondern ein wandernder Schmiedeknecht, der den Meister höflich um ein Nachtquartier bat. Komm' nur herein, sagte der Schmied, ordentlich froh, daß es ein Handwerksgenosse war, dem er sein Mißgeschick klagen konnte. Der Fremde war ein struppiger Kerl mit unheimlichen Augen und hinkend wie manche Schmiede; aber er rühmte seine Geschicklichkeit und versprach dem Meister seine Hülfe. Den andern Morgen machte sich der Gesell an die Arbeit. Der Meister drückte den Blasebalg, die Funken stoben nur so, der Hammer flog mit einer wunderbaren Geschwindigkeit auf und ab und ehe der Abend graute, war die Rüstung fix und fertig. Des andern Tages kam der Ritter, lobte das Meisterstück und bezahlte es mit klingenden Goldstücken. Als nun auch der Fremde sich zum Abmarsch anschickte, fragte ihn der Meister nach seinem schuldigen Lohne. Aber der Gast wollte nichts nehmen und bat sich nur ein Blatt Papier mit seiner Namensunterschrift aus — zum Andenken, wie er grinsend hinzufügte.

Treuherzig entgegnete der Schmied, daß er leider keine Tinte im Hause habe. Thut nichts, war die Antwort, ein Ritzlein in die Haut und ein Tröpflein Blut thut's auch.

Da erschrak der Schmied. Der Gedanke an Hölle und Seligkeit durchbebte ihn. Nehmt all das Gold, rief er, im Namen Jesu, ich unterzeichne nicht! Kaum hatte der Meister den heiligen Namen ausgesprochen, da verwandelte sich der Geselle in einen großen Raben und flog schauderhaft krächzend durch den Schornstein von dannen. Der fromme Meister aber fiel auf seine Kniee und dankte Gott, daß er seine Seele gerettet.

Aber was geschieht? Binnen kurzer Zeit erhebt sich auf dem gegenüberliegenden Berge eine neue Schmiede, zum Gründonnerstag wird sie fertig und schon Charfreitag schallen dröhnende Hammerschläge daraus hervor. Der neue Schmied aber war Niemand anders, als der wandernde Geselle. Sonntag und Werkeltag arbeitete nun also dort der Teufel und verstand seine Sache so gut, daß er dem frommen Schmied die sämmtliche Kundschaft verdarb, so daß er bald am Hungertuche nagte. Aber der fromme Mann widerstand allen Verlockungen. Da ward der Teufel wüthend, und unter furchtbarem Getöse zerstörte er eines Nachts die Teufelsschmiede, daß sie in tausend Stücke zertrümmerte. Die umherliegenden Steine heißen noch bis auf den heutigen Tag die Teufelsschmiede.

107. Der Nachtschmied zu Görlitz.

Mündlich. Breslauer Handschrift No. 8. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 63. cf. No. 4. Görl. Wegweiser 1832 S. 48, 64. (in Versen).

In Görlitz lebte einst ein Schmied, der war sehr fleißig und geschickt, und deshalb geachtet und gesucht; nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Lange lebte derselbe unbescholten, bis einst ein Knecht zu ihm kam, baumstark, rothhaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen annahm. Ja er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit ganz allein in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Unthätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zuletzt brachte die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends spät kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit rother Hahnfeder auf dem Kopfe vor die Schmiede geritten. Derselbe bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß dasselbe unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte, wogegen die Hälfte vorausbezahlt werden sollte. Halb trunken vom Gelage abgerufen lacht der Meister zuver-

sichtlich: dafür wolle er wohl Leib und Seele verpfänden, daß zu der Zeit Alles fertig sein würde. Da bringt der Junker in ihn und spricht: So er das thäte, möchte ihm wohl der vierfache Preis zu Theil werden. Der Meister, von Habsucht geblendet, unterschreibt mit seinem Blute die Bedingung und sieht mit Erstaunen zwar das Gold richtig bezahlt vor sich liegen, aber der Junker ist verschwunden. Der Leichtsinnige vergißt aber bald was geschehen und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er seinem Knechte die Sache und heißt ihn gleich an's Werk gehen. Höhnisch lacht dieser: das hätte er getrost in einem Vormittage zu liefern sich verpflichten können. Völlig beruhigt geht der Meister weg und verjubelt das im Voraus empfangene Geld. Erst am dritten Nachmittage fällt ihm ein, nach der Arbeit zu sehen. Er eilt in die Werkstatt; das Gitter ist bis auf einen einzigen Ring fertig, aber der Knecht ist verschwunden. Eiligst geht er selbst an den Ambos, um das noch Fehlende zu ergänzen; aber vergeblich müht er sich. Alles Eisen, das der Hammer berührt, springt unter seinen Händen entzwei. Die übernatürlichen Hindernisse seines Beginnens lassen ihn erkennen, daß der Hölle Macht im Spiele ist. Entsetzen faßt ihn und treibt ihn bald von der trostlosen, hoffnungslosen Arbeit hinweg, bald mit verzweifelter Anstrengung wieder hin. Der Knecht ist für immer verschwunden. Endlich, unter der vergeblichen Arbeit, erscheint die Mitternacht. Mit dem ersten Glockenschlage derselben öffnet sich die Erde und verschlingt den dem Teufel Verfallenen. Seitdem ist er verdammt so lange zu schmieden, bis die fehlenden Ringe am Gitter sein werden. Menschliche Macht aber kann ihn nicht erlösen, denn so oft Vorwitzige oder Fromme die fehlenden Ringe am Gitter ersetzten, verschwanden sie von selbst in der Nacht, oder seine Leute hatten keine Ruhe, bis die Ringe wieder abgenommen waren, wie es noch vor kurzer Zeit einem Schmiedegesellen, Namens Wende, ergangen ist. Darum muß der Schmied unter der Erde schmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, besonders des Hauses in der nordwestlichen Ecke desselben, wo er gewohnt hat, sein Hämmern, bald in ruhigem abgemessenen Takte, bald wieder in raschen ungestümen Schlägen, wenn über der Arbeit die Verzweiflung ihn bemeistert. Zwar haben in neuerer Zeit Leute, die Alles besser wissen wollen, in unterirdischen Gewässern die Ursache des dumpfen, hämmernden Geräusches finden wollen, aber man weiß, was man von solchen Sachen zu halten hat. Der Name des Schmiedes soll Volprecht gewesen sein.

Anmerk. 1. Die Akten der Naturf. Gesellschaft stellen fest, daß die Ursache des unterirdischen Geräusches lediglich in unterirdischen Wasserleitungen zu suchen ist oder vielmehr war, denn seit mit denselben Aenderungen vorgenommen wurden, hört man nichts mehr. Man erzählte sich in den dreißiger Jahren noch viele unheimliche Geschichten vom Nachtschmied.

Die Schläge dröhnten oft so, daß die Fenster klirrten. Dann sagten die Leute: Der Nachtschmied arbeitet. Im Winter und Frühjahr arbeitete er häufiger als im Sommer, Zu Advent und Fasten am meisten. Teller und Gläser fingen oft an zu zittern und zu tanzen. Oft wenn man es zu hören wünschte, hörte es plötzlich auf. Wenn neue Arbeit kam, hämmerte er fleißig und zeigte an, daß bald viel zu thun sein werde. Wenn man redete oder klingelte, hörte es auf. — Ein Schmiedegeselle wachte einst davon auf und ging hinab in die Werkstatt. Da sieht er den Hammer arbeiten ohne den Schmied. Im benachbarten Räther-Lüder'schen Brauhofe hört ein Mann den Nachtschmied und wird dadurch so getäuscht, daß er denkt, es ist früh Morgens und auf die Arbeit geht. Anno 1813/14 war in der Schmiede ein Russe einquartirt. Der ist des Nachts durch das Rumoren und die Stöße seines Bettes aus dem Schlafe geweckt worden, im Hemde herausgesprungen und auf die Hauptwache gelaufen und es hat ihn Niemand zurückbringen können. Er hat müssen umquartirt werden. Mancher Geselle hat in der Angst seinen Abschied genommen. Der vorletzte Schmiedebesitzer, Namens Hellbrecht, soll durch mancherlei Umstände veranlaßt worden sein, einen verschlossenen Kellerraum seines Hauses zu öffnen; er habe hierbei einen großen Stein weggehoben und Dinge gesehen und gehört, die er leider nur theilweise mitgetheilt hat. Es drang ihm ein Leichengeruch entgegen und später eine unförmliche feurige Drachengestalt. Bald darauf ward er krank und starb. Bei seinem Begräbnisse ließ sich ein schwarzer Vogel, so groß wie eine Dohle, im Trauergemach sehen. Alles erschrak, aber Niemand vermochte sie zu fangen, bis sie von selbst verschwand.

2. Der Name des Schmieds Volprecht ist höchst merkwürdig. Denn schon das Annolied hat str. 46. 47. die Geschichte eines gewissen Volprecht (anno 1183), der sich dem Teufel ergiebt. Wie kommt dieser Name in die Görlitzer Sage? Er kann korrumpirt sein aus Hellbrecht, einem Schmied, der notorisch dieses Haus besessen. Aber dies war in diesem Jahrhunderte. Angenommen Volprecht ist aus Hellbrecht entstanden, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß der Name sich grade so verändert. Dazu hat doch wohl uralte Tradition beigetragen. Das Seltsamste ist, daß derselbe Name, der meines Wissens außer im Annoliede nirgends in Beziehung zum Teufel tritt, gerade in der allerjüngsten Görlitzer Teufelsgeschichte wieder auftaucht, die noch vor 30 Jahren zu weitläuftigen Untersuchungen und aktenmäßigen Berichten Veranlassung gegeben hat, welche zu veröffentlichen wir gegenwärtig noch gerechte Scheu tragen würden.

108. Der Andreas-Stein bei Rauscha.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4.

In Rauscha wohnte ein Bauer Namens Andreas. Der war arm und wollte gern reich werden, schloß derohalben einen Pakt mit dem Teufel, daß er ihm seine Seele vermachen wollte, wenn er ihm recht viel Geld verschaffe. Das fand statt an einem einsamen Steine auf freiem Felde. Als die Zeit verflossen und der Kontrakt abgelaufen war, kam der Teufel und wollte seine Seele haben. Da bat ihn der Bauer, ihm bis zum nächsten Tage Frist zu gönnen. Der Teufel war gerade guter Laune und sprach: meinetwegen! und ging davon. Da nahm der Bauer all sein Geld, ging zum Pfarrer und sprach: Hier ist mein Reichthum, ich vermache ihn der Kirche. Den andern Tag kommt der Teufel und will den Bauer holen. Der Bauer hatte aber eine beherzte Frau, die hielt ihren Mann fest und sprach: ihr Mann sei

ihre und ginge den Teufel gar nichts an, und er möchte nur gehen, wo er hergekommen wäre. Also lachte sie den Teufel aus. Da grinste der Teufel und sprach: Lache nur immer zu. Da hat die Frau angefangen zu lachen, und hat lachen müssen immer fort, bis sie gestorben ist; ihren Mann aber hat der Teufel doch geholt.

Anmerk. Das Geld soll noch heute der Kirche gehören und auf der Grafschaft Wehrau als ein eisernes Kapital eingetragen sein. Für die Zinsen wird jährlich eine Predigt gehalten und Almosen vertheilt.

109. Der Teufelsgang an der großen Mühle bei Budissin.

Ziehnert III. S. 269. Gräve S. 124. Gräffe S. 461.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechszehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgesimse, sieht man eine Menge Blutflecke, von denen die Sage Folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Uebereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechszehnten Gange Pferdeäpfel zu mahlen, und zwar, ohne daß ihn Jemand dabei stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufels Hülfe fertig war, schüttete der Müller auf fünfzehn Gänge Getraide und der Teufel auf seinen sechszehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, bis der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Geselle war. Denn obgleich es ihm der Meister streng verboten, schüttete er dennoch auf den sechszehnten Gang Getraide und schmälerte das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden und ward zornig, faßte den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so daß er alsbald todt blieb. Die Blutflecke aber, welche sein zerschmetterter Körper hinterließ, lassen sich durch nichts weg bringen.

110. Der Blutfleck am Waldauer Schlosse.

Sammlung von Schön No. 64. Msc. Mündlich.

Einmal wettete der Teufel mit einem Herrn von Waldau, ich weiß nicht mehr um was, und verlor, wie gewöhnlich, die Wette; denn die Menschen sind immer klüger als der Teufel; das ist eine bekannte Sache. Aber der Herr von Waldau verlor doch dadurch mehr als er gewann. Denn der Teufel ergrimmte über die List des armen Erdensohnes dermaßen, daß er beim Abfahren aus dem Schlosse der Wärterin das junge Söhnlein des Gewinners aus den Armen riß und an die Mauern des Schlosses schleuderte, so daß es auf der Stelle todt war und an der Mauer ein großer Blutfleck zurück blieb, der sich nicht wieder vertilgen ließ und noch heute zu sehen ist.

Eine andere Sage erzählt, die Frau des Gutsbesitzers habe ihr Gesinde so schlecht behandelt, daß sie dasselbe sogar gezwungen habe, am heiligen Christtage Federn zu schleißen. Zur Strafe dafür habe der Teufel vor ihren Augen das Kind an die Wand geschleudert.

111. Die Teufelsstube zu Teufels-Wehrau.

Wegweiser 1833. S. 820 ff. Gräve S. 166.

Im Bunzlauer Kreise der preußischen Oberlausitz liegt das Dorf Wehrau, das auch den seltsamen Namen führt: Teufelswehrau. Die Gegend ist von mehren Hügelreihen durchschnitten, zwischen denen in einem sehr engen Thale sich der Queiß hindurch windet. Schroffe Ufer, große Steinblöcke in und am Wasser und grünes Laubholz an beiden Seiten geben der Gegend einen romantischen Anstrich.

Der größte dieser Steinblöcke enthält im Innern eine geräumige Höhle, die den Namen die Teufelsstube führt. Die Volkssage erzählt, daß der Teufel ein besonderes Gefallen an der Wehrauer Gegend gefunden und diese Stube sich eigenhändig ausgemeißelt und eingerichtet habe, um in ihr ein bleibendes Absteigequartier zu haben. Zu diesem Behufe machte er die beiden Oeffnungen, die so groß sind wie Stubenthüren, und andere kleinere, die ihm als Fenster dienten.

Von da wollte er einst einen großen Granitfelsen hinabschleudern, um den Queiß zu dämmen, damit die oberen Bewohner ersaufen, die unteren aber verdursten müßten.

Unvorsichtiger Weise machte er aber mit einem Schulmeister die Wette: ehe der Hahn krähe, solle der Stein am bestimmten Orte liegen. Ehe er aber noch den Stein aufgehoben hatte, krähete schon der Hahn und der Teufel hatte die Wette verloren. Darüber ärgerte er sich so gewaltig, daß er die Gegend verließ und nie wieder dahin zurückgekommen ist.

112. Der Teufel verliert bei Haide-Gersdorf seine Steine.

Sammlung von Schön. No. 63. Msc.

Dem Teufel fiel es einmal ein, sich ein Haus zu bauen, und er holte sich dazu die Steine vom Riesengebirge in einem Sacke, den er sich eigens dazu gemacht hatte. Allein als er in der Gegend von Haide-Gersdorf, da wo jetzt die Kolonie Fichtenthal liegt, durch die Lüfte fuhr, bekam der Sack ein Loch und die ganze Ladung fiel ihm auf die Erde. Darüber ward er sehr verdrießlich, ließ die Steine liegen und gab den ganzen Bau auf. Nun weiß Jedermann, wie und wodurch die vielen Steine auf die Feldfluren von Fichtenthal gekommen sind.

Anmerk. Aehnlich die Sage von der Entstehung der kleinen Inseln zwischen Rügen und Pommern. (M. Arndt, Märchen 1, 156.). Verwandte Geschichten siehe bei Grimm, Mythol. S. 308.

113. Des Teufels Ausgedinge.

Preusker I. S. 179.

Auf der Landeskrone bei Görlitz zeigte der Teufel einst dem Herrn Jesus alle Reiche der Welt. Er wollte alle abtreten, sagte er, nur ein Dorf in der Lausitz wollte er sich behalten zum Ausgedinge. Als der Herr Jesus fragte, welches es sei, antwortete der Teufel — Rothwasser.

Anmerk. Man sagte früher, es gäbe dort viele Pferde- und Holzhändler, mit denen man sich in Acht nehmen müsse beim Handel.

114. Der Teufel säet Junker.

Gräffe S. 546.

Einst war der Teufel auf dem Wege, um Kneschki, d. h. kleine Herren, Junker, auszusäen. Als er nun von der Bautzener Gegend aus über Wittichenau, Hoyerswerda und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Scoda bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Aergerlich sagte er: to je scoda, das ist schade! weil er den Junker hatte für die Niederlausitz aufsparen wollen, wo es noch an solchen mangelt, und davon hat denn jenes Dorf den Namen erhalten.

115. Der Teufelsstein bei Königshain.

O. u. N. L. Chronik S. 84. Beschreibung von Königshain Msc. S. 75.

Der Teufelstein bei Königshain, einer der größten und höchsten Felsen des Gebirges, nordwestlich vom Hochstein im wilden Gebüsch, ist schwer zugänglich und daher von wenigen gekannt. Die oberste Platte zeigt mehre von Menschenhand eingearbeitete Vertiefungen: einen Kessel und mehre Blutrinnen, am Abhange aber den sogenannten Teufelssitz; dort hat der Leibhaftige selber gesessen und seine Hosen geflickt, man sieht noch die Löcher, wo er Scheere, Elle und Zwirn liegen hatte.

Einmal hat sich ein Hirt in eine der Oeffnungen gesetzt und ist eingeschlafen. Wie er wieder aufstehen will, ist er eingeschlossen und kann nicht heraus.

Anmerk. Die christlichen Bekehrer konnten den Heiden den Glauben an ihre Götter nicht gänzlich nehmen, sondern ihn nur verdunkeln, in den Hintergrund drängen und die vorher zutraulichen Wesen zu Schreckgestalten machen. So wurde die christliche Lehre vom Teufel erfüllt mit einer Menge von ursprünglich getrennten Wesen höherer und niederer Ordnung, welche nun in denselben Namen des Teufels zusammenschmolzen und demselben ihre Attribute mitbrachten. Die Götzensteine wurden natürlich dadurch zu Teufelssteinen.

Der spätere Humor des Mittelalters benutzte die Opferkessel u. s. w. zu vielfachen Deutungen, die für die mittelalterliche Auffassung des boshaften aber dummen, auslachenswerthen Teufels charakteristisch sind.

116. Der Teufelskeller in der Skale am Löbauer Wasser.

Grohe, S. 197.

Zwischen Gröditz und Weicha am Löbauer Wasser, in der sogenannten Skala, befindet sich in einem Felsen ein Loch, welches bis unter den Altar der Gröditzer Kirche unterirdisch fortgehen soll. Dies Loch heißt der Teufelskeller.

Der Teufel hatte nämlich einmal den Gröditzer Pastor auf dem Striche, vexirte und versuchte ihn Tag und Nacht und ließ dem geistlichen Herrn selbst auf der Kanzel keine Ruhe; bis einmal mitten in der Predigt der Pastor seine kräftigsten Beschwörungsformeln anwandte und den Teufel unter den Altar der Kirche bannte. Da entschlüpfte der Teufel durch das Loch, das der Pastor nicht kannte.

117. Der Teufelsstein bei Stenker.

Sammlung von Schön No. 39.

Als der Böse noch leiblicher Weise sichtbarlich auf der Erde umherwandelte, um die Menschen zu versuchen, war er auch einst an der Grenze von Schlesien von einem Besuche bei seinem Freunde Rübezahl bis Stenker gekommen. Da däuchte es ihm, daß er sehr müde wäre, und er setzte sich um ein wenig auszuruhen auf einen Stein am Wege. Als er so dasaß und sich besah, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Kleidung in sehr üblem Zustande war. Er nahm daher Nadel und Zwirn zur Hand und flickte sich die zerrissenen Hosen wieder zusammen. Wo der Teufel sitzt, da läßt er auch seine Spur zurück, und so geschah es denn, daß dem Steine die Nadel und der Zwirnknaul, welche er neben sich gelegt, und sogar die Füße, die er nach Art der Schneider untergeschlagen, eingedrückt blieben. In neuerer Zeit wollte ein Bauer den großen Stein zum Bauen verwenden und ließ ihn deshalb sprengen; allein er konnte mit den Stücken nichts anfangen und mußte sie wieder auf die alte Stelle zurück bringen, wo sie noch liegen, wenn sie nicht Jemand verschleppt hat.

118. Noch einige Teufelssteine.

I. Der Teufelsstuhl bei Maxdorf.

O. u. N. L. Chronik S. 83. Preusker I. 15.

Bei Maxdorf war noch vor dreißig Jahren ein alter heidnischer Opferaltar, der Teufelsstuhl genannt. Jetzt ist er gesprengt und zu Bausteinen verwendet worden. Er bestand aus zwei Felsmassen, zwischen denen man

durchgehen konnte. Die eine hieß eigentlich der Teufelsstuhl, die andere der Opferstein. In diesem war eine größere Vertiefung von fünf kleineren umgeben, Teufels-Schüssel genannt.

Anmerk. Solche Opferaltäre sollen sich früher auch bei dem drei Stunden entfernten Nieda befunden haben. (Preusker).

II. Der Teufelsstein bei Stargardt.

N. L. Magazin 1834 S. 159. Sammlung von Schön No. 27. Mss.

Auf dem Pfarracker zu Stargardt bei Guben lag ehemals ein alter, großer heidnischer Opferstein. Die Sage erzählt, der Teufel habe damit den Kirchthurm zu Niemitzsch vom „Borchelt", d. i. von der runden Schanze bei Stargardt aus, einwerfen wollen. Die Vertiefungen im Steine waren Abdrücke seines Sitzens und Greifens. Der Stein verlor indessen unterwegs seine Kraft, weil eben der Hahn den Morgen verkündigte, und so fiel er mitten auf dem „Raunen", d. i. dem Stargardter Pfarracker darnieder. (Vergl. No. 20. Anm.)

III Der Teufelsstein bei Beerenbruch.

Gräve, S. 106.

Unter dem Dorfe Beerenbruch bei Kamenz auf dem Wege nach Biela befindet sich rechter Hand am Wege in einem Kiefferndickicht ein Granitblock, über acht Ellen hoch, sechsundvierzig Ellen im Umkreis, oben abgerundet. Der heißt der Teufelsstein, weil dort am Walpurgisabende der Teufel auszuruhen und ein Abendbrod einzunehmen pflegt, um neugestärkt seine Reise fortzusetzen. (Vergl. No. 20. Anm.)

IV. Der Teufelsstein bei Rodewitz.

Frenzel, hist. natur. II. 698. mss.

Von diesem großen Steine geht die gemeine Sage, der Teufel habe sich auf ihm sehen lassen und ihm seine Tatzen und Pfoten eingedrückt, die deutlich darauf zu sehen sind.

Anmerk. Ein solcher Stein lag sonst an der alten Löbau-Reichenbacher Straße. (Preusker III. 176.) Auch bei Muskau in der Bosdorfer Haide ist ein Teufelsstein. Er hat eine kahnförmige Gestalt und hat die bekannten Fingerabdrücke des Teufels. Zwei ähnliche sind auf dem Striegauer Berge. Bei Liederose ist eine Teufelsmauer (L. Mon.-Schr. 1798 II. 323.).

V. Der Teufelsberg in der schweppnitzer Haide.

Gräve, S. 143.

Von Schweppnitz aus nordwestlich in der Haide findet sich eine kleine Anhöhe von dunklem Gestein, die heißt im Volksmunde der Teufelsberg oder

das Teufelskanapee. Denn dort, sagen die Leute, hat der Teufel sich ausgeruht, als er vom Himmel gestürzt war, und seitdem besucht er alljährlich einmal den verrufenen Fleck. Aber Tag und Stunde weiß man nicht.

VI. Die Teufelsruhe bei Arnsdorf.

Gräve, S. 176.

Ein hoher breiter Stein im Arnsdorfer Busche heißt die Teufelsruhe, weil dort einmal der Teufel gesessen hat. Was er aber eigentlich gewollt hat in Arnsdorf, das weiß man nicht.

119. Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen.

Magnus S. 235.

Dinstags vor dem Sonntage Invocavit im Jahre 1658 hatte in seiner Fastnachtslust ein Kunstpfeifergeselle zu Sorau sich so verkleidet und vermummt, daß er wie ein leibhafter Teufel aussah. Was geschah? Des Donnerstags darauf fand man ihn des Nachts todt im Bette, wo ihm der Teufel den Hals umgedreht hatte, um sich für den Spott, den er mit ihm getrieben, zu rächen.

Anmerk. Der Teufel kann es nicht leiden, wenn man ihn kopirt und dreht allen Doppelgängern den Hals um. Jeder Hanswurst ist ein solcher und hängt sich daher, wenn er klug ist, Schellen an den Leib, dann kann ihm der Teufel nichts anhaben. Das hatte der Sorauer Narr wahrscheinlich vergessen. — Auch in Luther's Tischreden hat es der Teufel immer mit „Pfeifen" zu thun.

120. Der Teufel stört ein Passionsspiel.

Gerber S. 964.

Als Anno 1519 zu Guben auf dem Markte die Passion Christi nach Sitte der Zeit mit einfältigen Reimen und allerhand seltsamen Mummereien aufgeführet worden, wozu von Städten und Dörfern weit und breit Adel und Landvolk sich eingefunden, haben unter anderm neun Gubener Bürgerssöhne neun Teufel dargestellt. Da ist plötzlich während der Aktion zu den neun vermummten Teufeln der zehnte leibhaftige und wirkliche gekommen, hat arge Possen getrieben und ist über den Brunnen gesprungen, die andern dazu zu verführen, um ihnen so die Hälse zu brechen. Es ist ihm aber keiner nachgesprungen. Als man nun in dem Aktus so weit gekommen, daß Christus an das Kreuz gehenket wurde, hat sich dieser zehnte Teufel vom Theater weggemacht und ist in das Gäßlein am Rathhause gelaufen, und allda in Feuer aufgegangen. Als man hinzu eilte, war Alles verschwunden, aber denjenigen, so den Herrn Christus dargestellt, hat man in Ohnmacht gefunden. Man hat daher den Aktus abkürzen und ihn alsbald in's Grab legen müssen, allwo er wieder erquicket worden.

Als man hernach den Darstellern ein Essen angerichtet, hat sich der Leibhaftige wieder dabei eingefunden, und sich sonderlich um den Vornehmsten, so den Obersten der Teufel Satanas dargestellt hatte, zu schaffen gemacht. Da sind alle heimlich davon gegangen; seinen Doppelgänger aber hat er verfolget und also übel zugerichtet, daß der Mann sein Lebtag nicht wieder fröhlich geworden ist.

121. Der Teufel holt zu Budissin einen Küchenjungen.

Gräve, S. 194.

Auf dem Schloß Ortenburg bei Budissin hielten einst die Edlen der Lausitz ein großes Zechgelage und auch die Dienerschaft bekam weidlich zu trinken. Da war auch ein Küchenjunge, ein ruchloser Kerl, Säufer und Flucher. Der rief im Rausche den Teufel an, er möchte ihn doch holen, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und schimpfte auf den Teufel, daß er ein feiger Wicht sei und nicht einmal so viel Courage hätte, einen Küchenjungen zu holen.

Das muß denn doch dem Teufel zu arg gewesen sein; er erschien in furchtbarer Gestalt, ergriff den Burschen beim Schopfe und fuhr mit ihm durch das auf den Schloßhof gehende Küchenfenster, über welchem er ihm den Schädel zerschmetterte, wovon die Blutspuren vor nicht gar zu langer Zeit noch zu sehen waren.

122. Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten.

Frenzel, lexic. slavic. msc. I. p. 24. Grosser, Merkwürdigkeiten P. 3. Fol. 7. Annal. Bud. a. a. 1638. Albrecht's Fluch A. B. C. p. 141.

Es war im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1638. Ein Fleischer aus Forste ging über Land um Schlachtvieh zu kaufen. Sein Säckel war daher wohl gespickt. Unterwegs fiel ihn ein Soldat von den zu Forste im Winterquartier liegenden Truppen räuberisch an und nahm ihm all seine Baarschaft, ungefähr hundert Reichsthaler. Der Fleischer aber hatte sich Gesicht und Gestalt des Räubers wohl gemerkt, geht hin zum Hauptmann und verklagt den Soldaten. Da ward über den Strolch Gericht gehalten. Aber er wollte nichts bekennen, vermaß sich hoch und theuer, er habe das Geld gefunden und verschwor sich endlich, der Teufel solle ihn auf der Stelle holen sammt Leib und Seele, so er schuldig wäre. Kaum war das Wort gesprochen, da that sich die Thüre auf und herein trat ein stattlicher Mann in einem langen rothen Mantel. Der Hauptmann fuhr den Eindringling an, fragte ihn, wer er sei, und wie er sich unterstehen könnte, ungemeldet einzutreten.

Der Fremde erwiederte in barschem Tone, man habe ihn ja gerufen, er komme nicht unaufgefordert. Er faßte den schreienden Soldaten mit fester

Hand, führte ihn sammt dem Gelde hinaus und Niemand wagte ihn daran zu hindern. Denn man erkannte ja mit Schrecken, daß es der Leibhaftige selber sei. Tags darauf aber fand man den Räuber mit umgedrehtem Halse auf derselben Stelle liegen, wo er seinen Raub vollbracht hatte.

123. Die Teufelsreiter zu Sorau.

I. Magnus S. 234. II. Magnus S. 260.

I.

Anno 1657 den 2. März in der Nacht hat sich der Teufel in Gestalt dreier Reiter mit drei Lichtern bei dem Rathhause in Sorau leibhaftig sehen lassen. Er ritt auf der Treppe bei der Garküche auf's Rathhaus, und wo die Tuchmacher feil haben, tummelte er sich weidlich herum. Der Hufschlag war auf den Treppenstufen in den Werkstücken deutlich zu sehen.

Anmerk. Der Teufel übernimmt die Erbschaft der Götter, die wie Odin und Swantewit als Reiter vorgestellt wurden. Das heilige Thier wird zum Teufelsthier. Deshalb mäht er auch Pferdeäpfel, verwandelt Alles in Pferdekoth, wird mit dem Pferdefuße dargestellt, drückt seinen Buhlerinnen, den Hexen, auf Hände und Füße Hufeisen (Wolff, D. S. No. 141.), welche ursprünglich Heilszeichen waren, wie Hunderte von Sagen berichten. Die Originalsage ist die, daß Odin's weißes Roß Sleipnir einst in wildem Sprunge seine Hufeisen wegschleuderte, daß sie gegen einen Berg (bei Wexiö in Schweden) anschlugen, wo ihre Spuren noch heute zu sehen sind. (Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 78.) Solche Hufeisenspuren sind auf dem Tschernebog, in Lauban und anderwärts.

II.

Anno 1680 den 6. Februar ritt ein Edelmann aus Sorau weg und da ihm gleich bei Schönwalde im Klenken-Büschlein sein Pferd stolperte, fing er an bei allen Teufeln zu fluchen. Und sehet, darauf fanden sich alsbald zu ihm zwei schwarze Reiter, deren einer vorne und der andere hinten nachritt, davor ihm angst und bange ward, weil sie sich von ihm nicht eher verloren, als bei der Linderode'schen Holzmühle. Darauf lag der Edelmann zwei ganze Wochen krank und that dabei das christliche Gelübde, daß er den Teufel nicht mehr rufen wolle.

124. Der Teufel will Beeren kaufen.

Schön's Sammlung No. 18.

Es ging einmal eine Mutter mit ihren Kindern auf den Schönberger Berg um Beeren zu pflücken. Als die mitgenommenen Körbe voll waren und sie sich zum Heimwege anschickten, stand auf einmal ein Mann in rother Kleidung vor ihnen und fragte, ob sie nicht ihre Beeren verkaufen wollten. Nein, sagte die Frau, aber indem sie das sagt, sieht sie ja, daß der Fremde Pferdefüße hat. Sie wirft die Beeren weg, nimmt ihre Kinder und läuft

in Todesangst den Berg hinab. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, als ob alle Bäume ausgerissen und zerbrochen werden sollten, und halbtodt vor Angst kam die Frau mit ihren Kindern zu Hause an.

125. Der Teufel wirft einen Brautwagen um.

Roch's Chronika S. 426.

Den 29. November 1597 ist zu Heidersdorf eine alte Zauberin geköpft und verbrannt worden. Als sich nun der böse Feind bei Abhauung des Hauptes mit einem großen Sturmwinde dabei merken lassen, ist er auf dem Wege nach Greiffenberg etlichen Hochzeitsreitern nebst dem Brautwagen begegnet, hat sich vor ihnen her bis an die Oelse getummelt, endlich aber den Wagen mit den Brautleuten umgestürzt und in eine Pfütze geworfen, worauf er in eine alte Scheune, die da gekracht, geritten und daselbst verschwunden ist.

126. Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um.

Roch's Chronika S. 388.

Es geschah im Jahre 1550 bei Zittau nicht weit von der böhmischen Grenze, als fünf wüste Gesellen gar sehr mit einander geflucht hatten, kam der böse Geist und verdrehte ihnen die Hälse so jämmerlich, als wenn ihnen der Diebshenker dieselben mit einem Rade zerstoßen hätte. Andern zum Abscheu ließ man die häßlichen Leichname drei Tage lang liegen.

127. Der Teufel will einen Schuster holen.

Magnus S. 24.

Ein Schuster aus Sorau, Namens Laurentius Fischer, welcher sehr übel gelebet und gottlos Wesen verübet, saß wegen Schandthat im Gefängniß. In der Nacht des Frohnleichnamstages anno 1548 kam der Teufel zu ihm herein und wollte den Schuster mit Leib und Seele holen. Er ist aber noch mit heiler Haut davon gekommen.

128. Der Teufel holt einen Flucher.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 108.

Anno 1604 den 1. September hatte Friedrich von Wiedebach auf Giersdorf bei Sorau den Pfarrer zu Droßkau um ein beträchtlich Stück Holz übervortheilt und auf dessen Vorstellung gesagt: Wer Unrecht hat, den wird der Teufel holen. Was geschieht? Den 13. September setzte sich der Edelmann frisch und gesund zu einer Kanne Wein, aber plötzlich entfiel ihm die Sprache, und er verlor den Verstand, also daß er binnen drei Tagen im Elende verstorben.

129. Wie George Schönrich vom Teufel entführt wird.

Frenzel, hist. natur. III. 1491. msc.

Anno 1596 im Januar sitzet George Schönrich, Bauer zu Krischa, bis in die späte Nacht beim Bier in der Schänke, spielt und flucht und lästert Gott im Himmel. Hierauf erhob sich plötzlich vor der Schänke ein gewaltiger Sturmwind und alsbald sah man, wie der Gotteslästerer vom Winde hinausgetrieben wurde, der ihn denn als des Teufels rechter Fuhrwagen bis in das nächste Städtlein Weißenberg hinweg führte und daselbst durch eine Feuermauer hindurch in ein Brauhaus niederließ. Drei Kerle saßen an der leeren Braupfanne, nahmen ihn in Empfang und quälten ihn mit allerhand Alfanzereien nebst trefflichen Hieben, bis daß der Hahn krähte und der Spuk verschwand. Wie nun des Morgens die Bürger kamen, um das Bier, das in Butten daneben stand, zu besehen, fanden sie den Bauer gar übel zugerichtet und fast erfroren. Diese Geschichte aber hat nachmals der Pfarrer des Orts schriftlich aufgesetzt und in den Druck gehen lassen.

130. Teufelsspuk in Budissin.

Frenzel, hist. natur. III. 1461. msc.

Anno 1603, am 23. und 24. Januar zu Nacht, ist zu Budissin in der Fleischergasse der Teufel als ein greuliches Ungethüm herumgelaufen, hat an die Häuser geklopft, gewinselt und geschrieen, sich aber nicht sehen lassen.

131. Der Teufel will eine Jungfer verführen.

Frenzel, hist. natur. III. 1462. msc.

Um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in der Gestalt eines Weibes gekommen, hat dieselbe im Namen eines großen Herrn gegrüßt und sie aufgefordert, denselben in einem Busche, nicht weit vom Schlosse, zu besuchen. Der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünschen und begehren würde. Als nun die Jungfrau sich verwunderte und zweifelte, ob es wahr sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine güldene Kette um den Hals.

Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, daß dem Weibe eine greuliche Klaue unter dem Rocke hervorragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen des Herrn Jesu gerufen. Da verschwand das Teufelsweib und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohlen, die zur Erde niederfielen; die Jungfrau aber ward bis zum Tode krank. Nach drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wieder gekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Geschmeide, und wiederum

nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau sich geweigert, dem großen Herrn ein Stelldichein zu gewähren, da läßt sich das Weib also vernehmen: „Thörichte Jungfrau, was hast Du denn zu verlieren an Deiner Seele Heil? Du bist ja weder recht getauft, noch auch zur Seligkeit vorher bestimmt; lies dieses Buch, da wirst Du es selber einsehen, daß Du in Ewigkeit verloren bist. Ergieb Dich also dem großen Herrn, er wird Dich hier auf Erden reich machen und Dir geben, was Dein Herz wünschen und begehren mag.“ Darauf ist das Weib von ihr gewichen und hat ein Buch zurückgelassen; das Mägdlein aber ist wiederum so todtkrank geworden, daß ihre Eltern den hochwürdigen Magister Frenzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloß zu kommen, welchem Rufe der Magister gefolget ist und mit dem Pfarrer des Orts zugleich die Jungfrau durch Gottes Wort getröstet und beruhigt, jenes Buch aber als ein calvinisches confiscirt hat. Der Teufel aber hat sich nicht wieder sehen lassen.

Daraus ersieht ein jeder Christ,
Der Teufel ist ein Calvinist.

Anmerk. Dieses Teufelsweib hat den Charakter einer Hexe, deren Pflicht es ist, dem Teufel, der als ein vornehmer Junker aufzutreten liebt, Kinder und reine Jungfrauen zuzuführen, als Novizen des großen Hexenordens. Sonst bekommen die alten Hexen beim Hexensabbath Prügel von ihm. Die Klaue erinnert daran, daß die Hexen auf Böcken und Kälbern zur Hexenfahrt reiten. Der Fuß des Reitthieres wird dem Reiter beigelegt. So stammt des Teufels Pferdefuß von Odin's Rosse.

Des Teufels Gold verwandelt sich in Kohlen, wie die von guten Geistern herrührenden Kohlen in Gold. Der Teufel ahmt den guten Gottheiten nach, aber verkehrt. Die Hexenprocesse ergeben überhaupt, daß dem Weiberbündnisse mit dem Teufel nur unerquickliche, halbe Lust, ohne allen wirklichen Gewinn zu Theil wird, während Männer dadurch Gold und Schätze erlangen. Die Weiber müssen sich mit der schmutzigen Liebe des Junkers Voland und mit der Schadenfreude über ihren eigenen unheilbringenden Einfluß begnügen

Besonders interessant für die kulturgeschichtliche Forschung sind die konfessionellen Beziehungen der obigen Sage.

132. Teufel heulen im Feuer.

Peschek, Geschichte von Zittau II. S. 476. Lauf. Mag. 1825. S. 331.

Im Jahre 1473 ist zu Zittau am 22. Juli eine furchtbare Feuersbrunst durch das unvernünftige Feuern eines Dienstmädchens beim Fleischer Oswald Just entstanden, die, als das Feuer Anfangs nicht brennen wollte, zu demselben im Unmuthe gesagt hatte: Willst du sonst nicht brennen, so brenne in aller Teufel Namen. Während desselben hat es im Feuer und in der Luft geheult, daß es entsetzlich anzuhören gewesen und sich die Leute dabei gefürchtet haben. Da sind die Mönche aus dem Kloster mit der Procession gegangen, haben die Monstranz herausgetragen und einen Altar dem Feuer gegenüber gemacht und gebetet, auch die Benediction über das Feuer gesprochen in der Meinung, die Teufel damit zu vertreiben.

Aber sie haben sich nicht daran gekehrt, sondern jemehr die Mönche exorcisiret, gesungen und gebetet, desto mehr haben die Teufel im Feuer und in der Luft geheult.

Im Jahre 1458 hat ein solcher Teufel oder Gespenst, nachdem es acht Tage lang die Mönche auf dem Oybin geschreckt, die Kirche daselbst in Brand gesteckt.

133. Eines Advokaten Weib wird vom Teufel übel geplagt.

Frenzel, hist. natur. III. 1465. msc. Ein fliegendes Blatt: Historische Beschreibung von dem Budissinischen Gespenst, was sich mit demselben anno 1684 begeben und zugetragen, wobei Etlicher schriftmäßige Bedenken, was von dieser Sache nach Gottes Wort zu halten, gedruckt im Jahr 1684. Fängt an: „Im Namen Jesu Amen: Der Teufel ist ein Mörder und Lügner" u. s. w. Singul. Lus. I. 498. II. 821.

Es hat in des Oberamts-Secretarius Simon Hoffmann's Behausung zu Budissin ein Gespenst, anfangs in Gestalt einer wendischen, folgends einer deutschen geschleierten Frau, von des Secretarii Tochter, so an den Oberamts-Advokaten Christian Keilpflugen vor einem Jahre ungefähr verheirathet worden, sich sehen lassen und dieselbe um Gottes Willen gebeten, sie wollte ihr helfen, hat sich dabei Sabina Ruprechtin genannt und vorgegeben, sie wäre vordem von Martin Kathmann (wie sie denn beide Namen mit Dinte und Kreide unterschiedliche Male nebst einer unleserlichen Jahrzahl aufgeschrieben) ermordet und im Keller verscharrt worden. Gedachter Martin Kathmann aber ist der leibliche Bruder des damaligen Decani bei hiesigem päpstlichen Capitulo und vormals dieses Hauses Einwohner gewesen. Das Gespenst hat gefleht, man solle sie daselbst aufgraben und in einen Sarg legen und auf einem lutherischen Kirchhofe bestatten. Man würde dabei das Schwert finden, womit der Mord geschehen sei, und ein Kästlein mit Golde, das solle die Mühe reichlich belohnen; ihre Seele hätte ja sonst keine Ruhe.

Das erste Mal hat die Keilpflugin ausgerufen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Das Gespenst hat geantwortet: Ich lobe ihn auch. Es hat auch mit der Keilpflugin allerhand geistliche Lieder gesungen und Bibelsprüche angeführt. Da die Keilpflugin dem Begehren des Gespenstes nicht gewillfahrt, ist es von Tage zu Tage unbescheidener geworden, ist auch der Magd erschienen, aber gesprochen hat's nur mit der Keilpflugin. Einmal ist es ihr erschienen in ihres Gemahls Studirstube und hat einen dicken Brief, mit rother Dinte oder Blut geschrieben, hervorgezogen, hat gesagt, darin stände ihre Geschichte beschrieben, die Keilpflugin hat ihn aber nicht angenommen. Einmal hat das Gespenst gedrohet, es solle der ganzen Stadt übel gehen, hat sich auch auf der Treppe mit einer feurigen Kugel in der Hand sehen lassen und einen großen Brand verkündigt.

Im März ist es dann in einem deutschen Anzuge gekommen und hat ein rundes, feines, blasses Gesicht gezeigt, hat von Neuem gefleht und gedräuet, auch ein Buch nach dem andern aus dem Bücherschranke genommen

und laut gelesen. Zu der Keilpflugin hat es gesagt: Ich bin eben ein solch fromm Mensch gewesen, als Du; aber es hat mir eine Hexe, Namens Maria, meine Beine genommen und solche Teufelsfüße gegeben. Dabei hat es auf seine Füße gezeigt, die wie Gänsefüße aussahen. Ich werde nur eine Stunde des Tags von einem guten Geiste regieret, sonst treibt mich aber ein böser Geist, daß ich Dich so plagen muß.

Einmal hat es der Keilpflugin mit großem Grimm in den Nacken gegriffen und gekneipt, daß man die blauen Flecke etliche Tage lang gesehen. Zu Nachts ist es ihr in der Schlafkammer wie ein lichter Blitz erschienen, hat sie im Bette bald in die Schenkel, bald in den Rücken, bald auf die Achseln schmerzlich gezwickt, ja es hat sich zu ihr in's Bette gelegt und sie bedräuet, ihren Eheherrn nicht zu wecken. Als es aber die Keilpflugin gethan, hat es sie entsetzlich gezwickt und ist verschwunden.

Zu andern Malen hat es einen Gestank wie Knoblauch und garstigen Speck hinter sich gelassen; ist auch zu Zeiten mit feurigen Ketten um den Leib oder mit einem blutigen Maule, greulichen Klauen und einem langen Kuhschwanze, wie auch in Gestalt eines Kaninchens erschienen.

Die geistlichen Lieder hat es mitgesungen, aber ganz lachend und spöttisch, nur nicht: Vater unser im Himmelreich, Gott der Vater wohn' uns bei, Wir glauben All' an Einen Gott. Bei diesen Liedern hat es greulich gelärmt oder ist davon gegangen.

Vom Mai bis zum September hat man fast alle Morgen an den Thüren und Wänden, auf den Tischen, Kasten, Dielen Sprüche angeschrieben gefunden mit Kreide und Röthel, ja auch mit Feder und Dinte hat es dem Herrn Keilpflug viel Papier verdorben. Die Schrift ist aber allzeit sehr unrichtig und schlecht geschrieben gewesen. Das Gesinde hat trotz des geschehenen Verbotes abergläubische Mittel angewendet und zwei Besen kreuzweis vor die Thüre geleget, auf denen es auch einmal stehen geblieben ist und die Schwelle nicht überschritten hat.

Im Mai hat es wieder von dem Kasten mit dem Gelde angefangen und denselben auch geholt und ihn der Keilpflugin gezeigt, die hat aber gesagt: ich begehre nichts Zeitliches und hat ihn nicht genommen, obgleich das Gespenst sie bei ihrer Seelen Seligkeit und Gottes Barmherzigkeit angeflehet.

Darnach ist es gar ungeberdig geworden mit Tumultuiren, Schlagen und Werfen im ganzen Hause herum, hat nach der Magd geworfen, und den Amanuensis des Herrn Advokaten gezwickt und aus dem Bette geschmissen, daß er sich geweigert hat, länger im Hause zu bleiben.

Dadurch ist das ganze Ereigniß, das man bis dahin auf Rath des Beichtvaters, des Herrn Archidiakonus Muscovius, gegen Jedermann geheim gehalten, endlich ruchbar geworden und dem gesammten geistlichen Ministerium angezeigt worden, worauf denn im Hause alle Montage und Donnerstage

gewisse Betstunden eingerichtet worden sind, an denen Hunderte von Personen Theil genommen haben; wie denn auch im öffentlichen Kirchengebete des Gespenstes gedacht worden ist. Das Nachgraben ist aber verwehret worden, da das Gespenst das Jahr der Pest 1631 als sein Todesjahr angegeben hat und auch früher schon einmal im Keller übelriechende Knochen aufgefunden worden waren. So hat man aus Furcht vor der Pest und weil ja der angebliche Mörder ohnedies nicht mehr am Leben gewesen, den Keller nicht untersucht. Das hochwürdige Ministerium aber hat erklärt, was das Gespenst fürgebe, es könne sonst nicht ruhen, sei nichtig Ding, sintemal es gewiß keine Seele, sondern der leidige Satan selbst sei.

Das päpstliche Capitulum aber hat die geistliche Gerichtsbarkeit über das Haus beansprucht und sich erboten, zwei Capitulares hinzuschicken, um diese Seele, die aus dem Fegefeuer wäre und nicht ruhen könne, zu beschwören und zu befragen. Aber der Rath hat es nicht zugegeben, „daß solcher Weise der Teufel durch Beelzebub vertrieben und päpstlicher Aberglauben vermehret würde". Auch das Gespenst selbst hat sich als gut lutherisch bewiesen und den 18. Juni diese Worte mit Kreide auf den Tisch geschrieben: „Den Katholischen traue nicht, ich bin nicht im Fegefeuer" und darunter: „Gottes Wort und Luther's Lehr vergehet nun und nimmermehr". Als der Dekanus solches vernommen, hat er zwei Capitulares in's Haus geschickt. Die haben drei Kreuze über die Schrift gemacht und dazu geschrieben: Du bist eine Hexe. Das Gespenst aber hat den 19. darunter geschrieben: Martin Kathmann, die katholischen Hunde. Als die Keilpflugin den 21. Juni zur Beichte hat gehen wollen, hat das Gespenst auf der Treppe zu ihr gesagt: Gehe im Namen Gottes, wenn's mir nicht eine Schande wäre, so wollte ich mitgehen. Den Tag nachher hat es auf Papier geschrieben: Das Blut Jesu hat Dich gemacht gestern rein von Sünden allen, und ein unförmliches Krucifix darunter gemalt. Den 25. Juni schrieb's: Laß mir den Sarg machen und darauf schreiben: Jesus Christus gestern und heute, Martin Kathmann im Jahr 1631, ein andermal fromme Bibelsprüche und den 30. Juni: Mein Vater hat auf der Schloßgasse gewohnt; Du mußt machen, was ich will, ich laß Dir sonst keine Ruhe. Als der hochwürdige Herr Archidiakonus die Keilpflugin besucht, hat es ihm mit der Hand gedräuet, da ist dem Herrn auf einmal so übel und entsetzlich geworden, als solle er augenblicks sterben. Hernach hat's angeschrieben: Muscovius verdammet mich, aber verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; Miserere mei.

Nochmals hat es sich erdreistet, der Keilpflugin in Gegenwart ihres Gemahls zu erscheinen. Der hat dann sammt dem Amanuensis Degen genommen und haben nach der angezeigten Richtung hin gestochen und gehauen, daß das Gespenst in die Höhe gesprungen ist und sich geduckt hat, auch in Gestalt eines Vogels aufgeflogen und in Gestalt einer Kugel zur Erde gefallen

ist. Andern Tages hat es aber ein Schwert mitgebracht und sich bei der Keilpflugin beklagt, wenn es Unglück haben werde, müßte ihr Mann es verantworten. Vom 15. Juli an hat es überall hingeschrieben: Feuer, Feuer auf dem Rathhause, Feuer auf dem Schlosse, Feuer auf der Dechanei. Darum gehe aus von dem sündigen Sodom, der Blutstadt wird es übel ergehen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut in die Keller geräumt, es ist aber kein Feuer herausgekommen. Ein geistlicher Herr schrieb darunter: Feuer auch in der Hölle, und zwar ewiges Feuer für Dich und Deine Gesellschaft. So ist es fortgegangen bis in den September.

Unterdessen hatte der Rath und das geistliche Ministerium den ganzen erschrecklichen Vorfall nach Dresden gemeldet, worauf die Dresdenischen Theologen ein „schriftmäßiges Bedenken" über das Budissin'sche Gespenst ausarbeiteten, worin in vier Abschnitten das Gespenst als ein Werk des Satans, und zwar des scheinheiligen weißen Teufels erklärt wird. Dies beweise genugsam sein Widerwille gegen die lutherische Geistlichkeit. Vor den Drohungen habe man sich nicht zu fürchten, sintemal der Teufel ein ohnmächtiger Geist sei, der nicht einmal ohne erlangte Erlaubniß in die Säue fahren konnte (Math. 8, 21.). Dem papistischen Klerus, der sich selbst zur Hilfe angeboten hätte, wie alle falsche Propheten zu thun pflegten (Jer. 13., V. 21. 32., Math. 7., V. 15.), sei nicht zu willfahren; seine Gaukelpossen, mit denen er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben vermeinte, könnten höchstens die Lutherischen im Glauben irre machen und zu verdammlichem Abfall verleiten. Weil aber nach Christi Ausspruch (Math. 17. 21.) diese Art nicht ausfährt, denn durch Beten und Fasten, so seien auch hierbei keine anderen Mittel anzuwenden. Was mit den kreuzweis gelegten Besen geschehen, sei eine schwere Sünde. Man solle tägliche Betstunden halten und sich der geistlichen Trostgründe nach Anleitung Lutheri, Hieronymi Welleri, Aviani, Glassii, Scherzeri, Brunnenhorstii, Scriveri und Anderer fleißig bedienen u. s. w. Unterzeichnet ist dies Aktenstück von Dr. Samuel Benediktus Carpzov und fünf anderen Dresdener Theologen.

Nachdem nun auf Beschluß des Budissiner geistlichen Ministerii keine Schrift des Gespenstes mehr gelesen, sondern ungelesen ausgelöscht, das beklecksste Papier aber „in des Pilati geheimer Kanzlei" versenket worden, hat das Gespenst nach und nach zu erscheinen aufgehört, so daß man am 8. Oktober, Dom. 19. post trinit., in der Kirche eine öffentliche Danksagung gehalten hat.

134. a) Rauch und Dampf in der Görlitzer Peterskirche.

Frenzel, hist. natur. III. 1452 msc.

Als Anno 1555 am Tage S. Matthäi, Sonntags Morgens, Magister Andreas Nisenus zu Görlitz in die S. Petrikirche kommt, um zu predigen, ist die Kirche voller Dampf und Rauch, daß sich das Volk zusammen geschaart

und vermeinet, es sei ein gewaltiges Feuer ausgebrochen. Man hat aber nichts gefunden. Solches ist ohne Zweifel ein Werk des leidigen Satans gewesen, um die Predigt und Gottes Wort zu verhindern.

134. b) Die Geistlichkeit von Muskau errettet einen Manichäer von seinem Pakt mit dem Teufel.

Der verlohrene und wiedergebohrene Manichäer oder christliche Tauffsermon, so vor der von dem vormahls Manichäisch gewesenen Tyllius Weiß, inständigst verlangten heiligen Tauffe einfältig und so gut als es die vielfältige Ambts-Arbeit zugelassen, u. s. w. gehalten worden u. s. w. mitgetheilt von Martino Francisci, Peiz Lusat. damaligem Diaconus an der Kirchen zu Muscau, anizo aber Prediger der evang. Kirchgemeinde in Budissin. o. O. u. J. kl. 8. — Desgl. zwei andere denselben Gegenstand behandelnde Schriften mit weitschweifigen Titeln und Dedicationen in kl. 8., die eine verfaßt von Mag. Stöckerus in Muskau.

Es ist von vielen hohen und niederen Personen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes bekannt, daß sie gleich dem berühmten Dr. Faust zu Wittenberg einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, von denen viele nach abgelaufener Frist des leidigen Satans Beute geworden sind. Dieses erschreckliche Schicksal hätte auch im Jahre 1676 ein von Holland aus eingewanderter Bortenwirker gehabt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit, zehn Tage vor abgelaufener Frist, dem hochwürdigen geistlichen Ministerium dieser Stadt offenbaret hätte und von den frommen Pastoren den Klauen des Bösen entrissen worden wäre. Dabei stellte es sich denn heraus, daß dieser erbarmungswürdige Mensch, Namens Tyllius Weiß aus Wießingen in Holland, allwo sein Vater ein Schiffsmann gewesen, gar kein getaufter Christ, sondern der manichäischen Ketzerei zugethan gewesen, zu der sich damals in den holländischen Städten an 13000 Familien bekannten. Dieser Tyllius Weiß ist nach langen Wanderungen in England und Frankreich in der französischen Armee als Dragoner angeworben worden, und hat mit dem wilden Kriegsvolk ein wüstes Leben geführt. Als sie zu Renß (Rheims) in Champagnien im Quartier gelegen, haben sie eines Tages, wohl zwanzig an der Zahl, im trunkenen Muthe beschlossen, sich dem Teufel zu ergeben. Abends neun Uhr ist ihnen denn auch der Böse erschienen in Gestalt einer schönen französischen Dame. Sie sind entsetzlich erschrocken und die meisten davon gelaufen; aber neune, darunter auch unser Tyllius, sind standhaft geblieben. Der Teufel hat gefragt, ob es ihnen Ernst sei, hat versprochen, ihnen Glück im Spiel und bei den Frauenzimmern zu verschaffen und sie hieb- und stichfest zu machen. Dagegen sollten sie sich verpflichten, das gewonnene Geld nur in höllischen Lüsten zu verschleudern, beim Spiele immer Händel anzufangen und so viel Menschen als möglich zu ermorden. Diesen Pakt sind diese verlorenen Seelen eingegangen und haben ihn durch Handschlag besiegelt, wobei ihnen der Teufel einen scharfen Draht durch den Daumen gezogen, davon an dem Tyllius die Narbe zu sehen gewesen, und sie somit als sein Eigenthum gezeichnet hat. Hat auch gleich eine Feder bei der Hand gehabt, mit der ein jeder, nachdem er sie aus der empfangenen Wunde mit Blut getränkt,

sich unterschrieben, und ist diese Feder ganz sonderbar und nicht wie eine andere gewesen, hat auch schier alleine geschrieben. Dagegen hat auch der Teufel einem jeden einen Brief eingehändigt, darin folgende drei Vorschriften enthalten gewesen: 1) sie sollten nur ihn als ihren Herrn erkennen, 2) Gott, die Engel und alle Christen verfluchen, 3) ihre Eltern und die Stunde ihrer Geburt verwünschen. Solchen Brief hat er eigenhändig (aber mit Tinte) unterschrieben: Diabolus Ku. Darauf sind sie um Mitternacht von der Herberge, wo solches sich ereignet, aufgebrochen und auf einen Kreuzweg gegangen. Dort haben alle neun einen Kreis geschlossen, ihre Teufelsbriefe zusammen in ein weißes Tuch gethan und schweigend auf den Weg gelegt. Alsobald ist die Dame wieder erschienen, aber mit einem großen Gefolge, darunter man viele Cavaliere gesehen, auch wilde Thiere haben mit erschrecklichem Gebrülle den Kreis umrannt und Tausende von bösen Geistern die Luft erfüllt.

Von diesem Tage an hat dann Tyllius wirklich wunderbares Glück im Spiel gehabt, da ihm der Teufel oft unsichtbarer Weise Spielkarten zugesteckt hat. Oft ist er ihm erschienen und hat ihn zur Standhaftigkeit ermahnt, bald in Gestalt einer Dame, bald gekleidet wie ein Cavalier, oft auch in Katzengestalt. Das Geld hat er allemal versaufen und sonst verliedern müssen. Fünf Menschen hat Tyllius erstochen und viele blessirt, aus allem Scharmützel aber ist er ohne Wunden hervorgegangen; denn der Teufel hat ihm eine gelbe Salbe gegeben, mit der er sich eingerieben und hieb-, stich- und schußfest gemacht hat. Ja es ist ihm gelungen, Stückkugeln mit der Hand abzuwenden. Aber er hat auch den Teufel dreimal des Tages zu bestimmten Stunden anrufen müssen. Sonst hat er ihm flugs das Geld in der Tasche in Koth verwandelt.

Alles dieses bekannte Tyllius nicht auf einmal, sondern in verschiedenen mit ihm angestellten Verhören, unter erbärmlichem Schluchzen, unendlichen Thränen und großen körperlichen Anfechtungen des Satans. Sein Gesicht verzog sich oft zu schauderhaften Grimassen und die Brust wurde ihm aufgetrieben, daß es erschrecklich anzusehen war, und Diakonus Francisci beim ersten Male glaubte, es sei der Teufel selbst. Die Angst des Geplagten war sehr groß, denn der Pakt, der auf sieben Jahre und siebenzehn Tage lautete, war in zehn Tagen um; indessen wirkten die Gebete der Pastoren, die täglich abwechselnd stundenlang bei ihm zubrachten, in dem armen Sünder herzliche Reue und Buße; er ward in Stadt und Land in's Kirchengebet eingeschlossen, und auch in den Knaben- und Mädchenschulen für ihn gebetet. Se. freiherrliche Gnaden, Herr Kurt Reinicke von Callenberg, nahm sich des Verlorenen ebenfalls an, gab ihm frei Quartier im Oberstübchen der Pfarrwohnung und bestellte mehre achtbare Bürger, welche Tag und Nacht bei ihm wachen mußten. Tyllius zeigte sich bereitwillig, der manichäischen Ketzerei

abzuschwören und den lutherischen Glauben anzunehmen. Zu der katholischen Kirche hatte er ohnedies kein Zutrauen, da er bei der Belagerung von Mastricht selbst Zeuge gewesen war, wie der Teufel acht Soldaten auf einmal geholt, obgleich ein katholischer Pfaffe sich alle Mühe gegeben, ihn mit Lichtern, Weihwasser und Paternostern zu vertreiben. Als Jäger verkleidet sei er in's Lager gekommen und habe alle acht in einem großen Sturmwinde mit sich fortgerissen. Nur ihre ausgerissenen rechten Hände seien im Lager geblieben.

Da die Pastoren von Muskau des Tyllius Vorliebe für den lutherischen Glauben sahen, so unterstützten sie dieselbe, gaben ihm Luther's Katechismus und ließen ihn die Glaubensartikel auswendig lernen, was wunderbar schnell von Statten ging. Nur ließ ihm der Teufel keine Ruhe, plagte ihn mit Körperschmerzen, erschien ihm mehrmals in Katzengestalt, sogar in Gegenwart des Magister Stöckerus, der ihn aber mit dem Liede: „Gott der Vater wohn' uns bei" sogleich vertrieb, verführte den Patienten zu wiederholten Fluchtversuchen, indem er ihm einredete, die Pastoren würden ihn wegen seiner Verbrechen der weltlichen Obrigkeit übergeben und dem Scheiterhaufen opfern, versprach ihm einen neuen Pakt auf vierzehn Jahre und ängstigte ihn mit schrecklichen Drohungen, wenn er sich würde taufen lassen.

Denn das war allerdings die fromme Absicht der geistlichen Herren, und der Freiherr von Callenberg unterstützte dieselbe und schenkte ihm einen ganz neuen Anzug. Der alte wurde den Flammen übergeben und hat lange nicht brennen wollen. Tyllius wurde ermahnt, alles Teuflische von sich abzuthun. Er bekannte, früher ein kleines Händlein (Alraunwurzel) besessen zu haben, das einen Saft wie Milch von sich gegeben, wenn er mit einer Nadel dareingestochen, aber er habe es vor Nymwegen einem Kameraden für eine Pfeife Tabak verkauft (denn umsonst durfte er es nicht weggeben). Er bat ihn heimlich zu taufen und nicht öffentlich, aber es wurde ihm nicht zugelassen, und die ganze Gemeinde war Zeuge, wie man ihn zum Taufsteine führte. Herr Kurt Reinicke Freiherr von Callenberg nebst sechs andern weltlichen und geistlichen Herren waren seine Taufzeugen, zusammen sieben, wegen der sieben Jahre des Teufelspaktes, und Se. freiherrliche Gnaden lagen die ganze Zeit über nebst dero Gemahlin auf ihren Knien. Zwei Pastoren vom Lande nahmen den Täufling zwischen sich, und das war nöthig, denn Satanas plagte den Aermsten erst auf dem Wege, dann in der Sakristei und den ganzen Aktus über mit entsetzlichen Gesichtern, Gliederverrenkungen und Gesichtsverzerrungen, „daß der ganzen Gemeinde die Haare zu Berge stiegen" vor Schauder und Furcht. Nach vollbrachter Ceremonie, bei der man ihm statt des Westerhemdes ein weißes Tuch überhing, ist der Teufel zwar etwas vom ihm gewichen, aber in der Nacht darauf ihm wieder erschienen als ein kleines Kind, „zweifelsohne um der Wiedergeburt zu spotten oder, da es im Advent gewesen, das heilige Weihnachtsfest zu verhöhnen." Den vierten De-

zember darauf wurde Andreas, diesen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten, zur Communion geführt, und diese Ceremonie verlief ohne alle Störung. Andreas Weiß fühlte sich von Stund an freier, glücklicher und gesunder; ja sein ganzes Aussehen war so verändert, daß man ihn kaum wieder erkennen konnte.

Den Tag darauf war der Termin des Teufels, an dem der Pakt ablief. Abends wiederholten sich noch einmal die Visionen und Qualen, aber die Nacht verfloß ruhig. Doch haben die Bewohner von Muskau ein starkes Windesbrausen um das Haus herum gehört und es deutlich gesehen, wie zwei Männer mit bloßem Degen auf dem Kirchhofe fochten.

Am zweiten Advent hat man in allen Kirchen in Stadt und Land Dankgebete abgehalten. Andreas Weiß hat sich noch einige Tage in Muskau verweilt, und ist endlich am neunten Dezember abgereist. Die gnädige Herrschaft hat ihm ein Zehrgeld aufgenöthigt und ihm einen Paß und andere Empfehlungen mit auf den Weg gegeben. Er ist über Kamenz nach Dresden gereist, um dort oder in einer andern großen Stadt sein erlerntes Handwerk, die Bortenwirkerei, weiter zu treiben.

Anmerk. Meister Tyllius war ohne Zweifel ein schlauer Betrüger. Mit seinem Lieutenant nach Schlesien desertirt und von ihm in Wartenberg entlassen, ist er vagabondirend nach Muskau gekommen. Dort ist ihm wahrscheinlich das Geld ausgegangen. Er hat aber gehört, daß einige Zeit vorher ein bekehrter Teufelspartner, Namens Peter Otto, in Muskau gute Aufnahme gefunden, da er Empfehlungen und Bücher bei sich gehabt, die Magister Scriverus zu Magdeburg über seine Bekehrung geschrieben. Dieser Peter Otto hat dieselbe Teufelsnarbe am rechten Daumen gehabt. Tyllius hat dem Peter Otto, und Diakonus Franciści nur zu bereitwillig dem Magister Scriverus nachgeahmt, schwerlich ohne die Nebenabsicht, sich und seinem Städtlein durch die Bekehrung dieses Manichäers einen Namen zu machen. Den Manichäismus hat man aus ihm herausexaminirt. Mehrmals zwar hat man Verdacht geschöpft, aber immer wieder haben die wirklichen oder erheuchelten Krämpfe und die vorgeblichen Visionen (die übrigens eine sehr arme Phantasie verrathen) die geistlichen Herren getäuscht, die nur zu begierig waren, überall Teufelsklauen zu sehen, und z. B. die Fluchtversuche für Teufelsanfechtungen auszugeben. Man bemerke, wie Tyllius sich vor der Taufe sträubt, wie er wunderbar schnell den Katechismus lernt, wie er dem Haß gegen die katholische Kirche zu schmeicheln weiß. Dazu kommt noch eine oben ausgelassene Episode. Wie Tyllius die neuen Kleider anzieht, fällt ihm ein Papier aus der Tasche, das er hastig aufrafft und versteckt. Man inquirirt ihn, will's ihm nehmen; da stellt er sich ganz rasend und tobt entsetzlich. Man muß ihm das Papier lassen, denn drüben wartet schon die Gemeinde auf die Taufe. Hernach bekennt er, es sei der Brief des Diabolus Ku gewesen und er habe ihn den Abend nach der Taufe in den Ofen geworfen. Die Wächter haben nichts gesehen und können es nicht bestätigen. Dies Papier wird wohl weder von Ku noch einem andern Teufel hergerührt haben, sondern von irgend einer Behörde. Es ist ein Zeugniß, ein Attest gewesen, das den Betrüger auf der Stelle entlarvt hätte, aus dem sich vielleicht ergeben hätte, welchen Frevel Tyllius mit der heiligen Taufe trieb, da er doch wahrscheinlich schon christlich getauft war.

Diabolus Ku ist vielleicht eine mißverstandene Erinnerung an den Teufelsbeinamen Cul. Der Hintere ist des Teufels Wappen. Dort müssen ihn die Hexen am Hexensabbath

lügen. Den Waldenſern und den Tempelherren machte man daſſelbe zum Vorwurf. Tyllius fügt hinzu, ſonſt hieße dieſer Teufel auch insgemein „der gerechte Teufel“ — wieder ein Zuſammenhang mit der Anklage gegen jene Sekten, daß ſie den Teufel, als den von Gott ungerecht behandelten, verehrten und ihn als den Gerechten prieſen, Gott als den Ungerechten verfluchten.

Vierte Abtheilung:

Spuk- und Gespenster-Sagen.

IV.

Spuk- und Gespenstersagen.

135. Bern-Dietrich.

Frenzel, lex. slav. I. 575. msc. L. Mon. Schr. 1797. II. 749. N. L. Mag. 1839 S. 227. Gräve S. 54.

Wenn ein Mensch sich bei Nacht im Walde verirrt hat, hört er oft in der Luft ein wildes Schreien und Toben; es zieht daher wie ein Sturm mit wüthendem Gesause; Hunde kläffen, Rosse schnauben, die Wipfel der Bäume krachen und splittern und dazwischen tönt Jagdgeschrei: Hoho! und Hörnerklang: Tutu! Das ist Bern-Dietrich, der Nachtjäger mit dem wüthenden Heere, das schon viele angesehen haben und das schrecklich zu beschreiben ist. Männer mit verdrehtem Kopfe, auch ohne Kopf und Schopf reiten auf Pferden mit Hirschköpfen, andere tragen das Haupt unterm Arme; einer rollt auf dem Rade daher und gräßliche Hundegestalten, Rehe, wilde Eber und anderes Jagdgefolge hinterher und nebenher und so fort bis Alles verschwunden ist. Sein Hauptquartier hat Bern-Dietrich im Dietrichsberge bei Dittersbach bei den Querxen. (Er kehrt aber auch im Venusberge bei Ostritz zuweilen ein bei Frau Venus und ihrem Hofgesinde, den Vensmännlein. Am Eckardtsberge bei Zittau sitzt der getreue Eckardt, ein guter, alter Mann, der die Menschen warnt, sich nicht in den Venusberg verführen zu lassen.)

Anmerk. Die Lausitz hat eine Fülle von Sagen, die dem Sagenkreise des wilden Jägers angehören. Der wilde Jäger selbst hat verschiedene Namen: Bern-Dietrich, Pan Dietrich, Ulrich Ruprecht, toller Junker, Heidut, Blauhütel, Schümbrich, eiserner Polenz, Nachtjäger.

Der Name Bern-Dietrich ist hauptsächlich deshalb merkwürdig, weil er an die altdeutsche Sage von Dietrich von Bern erinnerte. Dietrich von Bern (Theodorich), der gothische Recke des Heldenbuches, war bekanntlich lange bei den Hunnen, diese aber hausten öfters im Merkwidi-Walde, zu dem auch die Lausitzer Berge gerechnet werden, so daß man dem Bern-Dietrich eine ursprüngliche Heimathsberechtigung in unsern Bergen vindiciren könnte.

Daß die Gestalt des wilden Jägers überhaupt nichts Anderes als die vermenschlichte, oft historisirte Windpersonifikation eines Gottes, bei uns des Wodan ist, will ich hier

nur notiren. G. Köhler (Lauf. Mag. 1839, S. 227—239), hat den Zusammenhang mit der alten Göttersage sowohl wie mit Dietrich von Bern ausführlich nachgewiesen.

Die Zusammenstellung vom Eckartsberge und Venusberge hat ihn augenscheinlich veranlaßt, den getreuen Eckart und Frau Venus in die Sage zu bringen, doch scheint dies nur eine geistreiche Kombination zu sein, weshalb ich die Bürgschaft für diesen Zusatz nicht übernehmen kann.

Das Neue und Interessante bei Köhler's Forschung ist die historische Begründung des Namens durch Nachweis eines Bernhard Dietrich von Biberstein, so daß sich gewissermaßen der Dietrich von Bern des Heldenbuchs und der in der Kirche zu Schönau abgebildete Bernhard Dietrich von Biberstein (Blauhütel) um die Urheberschaft der Sage streiten. Ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen.

136. Blauhütel.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 15. msc. N. L. Mag. 1839 S. 227.

Blauhütel war ein reicher Herr. Ihm gehörte der ganze Eigen'sche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feste Burg und im Thale baute er die Stadt Bernstadt (Bernhardtsstadt), nach seinem Namen Bernhardt so geheißen. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel von seinem großen blauen Jagdhute. Wenn sie den von ferne sahen, erschraken sie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durch Feld und Wald im tollen Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geschehen. Und es erhob sich eine Klage im Volk über den grausamen Herrn, so daß sich selber der Landvogt der armen Leute annehmen mußte.

Zur Strafe muß nun Blauhütel als Nachtjäger ziehen bis zum jüngsten Tage, und wer ihn ziehen sieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau aber war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede setzt. Jäger und Jagdhunde umgeben ihn, und in der Hand hält er den gefürchteten blauen Hut.

Anmerk. Mag auch der Hut und das Bild und der Name historisch sein; die Benennung des Jägers nach dem Hute beruht auf mythologischen Beziehungen. Köhler's Ansicht (l. c.) ist daher zu ergänzen. Der Hut ist nämlich Odin-Wuotans Symbol. Er heißt der Breithutige, Hutige, pileatus. Der Hut bedeutet die Wolken, in die sich Odin hüllt. Die vielen Hutberge der Lausitz scheinen nicht vom Hüten des Viehes, noch von der Obhut, die sie den Umwohnern gewähren, den Namen zu haben, sondern theils natürlich vom Sturm- und Nebelhut, der ihre Gipfel zu Zeiten umgiebt, theils mythisch vom behuteten wilden Jäger ihren Namen zu haben. Diese Hutberge liegen meist in dem Distrikte zwischen der oberen Neiße und der oberen Spree, wo die Sagen vom wilden Jäger sich häufen. Es giebt nämlich Hutberge bei Großschönau, Hahnewalde, Kamenz, Herrnhut, Kottsch, Nieder-Steina, Weisbach, Mengelsdorf, Neukretscham, Nieder-Oderwitz, Ostritz, Schadewalde, zusammen 15, die meisten im Zittauer Kreise.

Der schottische Nachtjäger Robin Hood führt seinen Namen wahrscheinlich ebenfalls als Sturmhutträger; und auch der heilige Hubertus (= Hutbertus) der Jäger unter den Heiligen, der in unsrer Sage vom „Teufelsjäger" (No. 145.) ein Gegenbild desselben ist, heißt Hutträger. Dieser Hut verkleinert sich bei den Zwergen zur Tarnkappe

und wird beim Hexenmeister Martin Rumphüt (s. die Zaubersagen) zum Fortunatushütlein. Jeder Berggeist trägt gewissermaßen im Hute die Kopie des Berges. Vergl. den Zwergnamen Hütchen in Hildesheim mit dem Zwergnamen „Hübel" in der Lausitz.

137. Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge.

Gräve S. 135.

Auf dem Hutberge bei Herrnhut ist's nicht geheuer. In der Walpurgisnacht hört man ein schreckliches Tosen in der Luft und sieht allerhand riesenhafte Gestalten daher ziehen. Das ist der ruhelose Geist eines wilden Raubritters; der hatte einst dort eine große Burg, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. Sein Name war Ulrich Ruprecht. Er legte große Keller im Berge an, wo er seinen Raub zusammen trug und einen großen Schatz sammelte, der noch zu heben ist. Ein unterirdischer Gang setzte sein Schloß in Verbindung mit Bernstadt, wo sein guter Freund und Helfershelfer Bernhard Dietrich hauste. Als er einst in seinem Keller saß und im Golde wühlte, kam der Teufel und mauerte die Kellerthüre zu, daß er bei seinen Schätzen elendiglich umkommen mußte.

Anmerk. Auch der Name Ulrich Ruprecht ist bedeutsam. Uller ist die nordische Jägerpersonifikation Odins, der Schütz mit den Todespfeilen. Die Lausitz ist reich an Ortschaften mit dem Namen Ullersdorf, hauptsächlich im Distrikte des wilden Jägers. Ruprecht aber heißt entweder Hruotperacht, der rothglänzende (Kuhn) oder der Umhüllende, Rupa sanskr. = Gewand, robe. (Nork.) Der Hut Odins erweitert sich nämlich zum Mantel. So im Namen des Harzjägers Hackelbärend = Manteltäger und im Namen Robin (Hood) von robe.

138. Pan-Dietrich.

Gräve S. 54. Preuker III. 167.

An dem Fußsteige zwischen Mönnichswalde und Wilthen liegt rechter Hand ein mit Nadelholz bewachsener Berg, der Pan Dietrich (d. h. Herr Dietrich) genannt. So heißt er nämlich nach einem Raubritter, der dort in den Zeiten des Faustrechts sein Wesen trieb, von seiner Burg aus die ganze Gegend bedrückte, Wochentags wegelagerte und Sonn- und Festtags der Jagd fröhnte, wobei er das Wild grausam zu hetzen und die Felder der Bauern zu verwüsten pflegte. Im Leben ging ihm Alles nach Wunsch und Willen; allein im Tode folgte die Strafe Gottes, nach dem er sein Lebtag nie gefragt hatte. Denn in Ewigkeit ist er verdammt, zur Frühlings- und Herbstzeit als Nachtjäger umher zu ziehen. Von seiner verfallenen Burg aus, welche jetzt nur noch aus einer Menge in der Runde zusammengeworfener Steine besteht, erhebt sich der tosende Jagdzug, fegt einige Meilen im Kreise umher und verschwindet beim Morgengrauen wieder im Berge. Dem Zuge voran schreitet der heilige Bonifaz, der ihn oft vergeblich ermahnte, von seinem rohen, wüsten Leben abzustehen. Hinterher aber reitet der Tod,

ein Beingerippe auf einer großen Eule. Bei Budissin in der Gegend des sogenannten Götterberges zieht der Pan-Dietrich über den Tschernebog, man sieht ihn auch am Hochwalde, bei Rammenau in der Nähe von Bischofswerda und in Raschützwalde, wo er über das sogenannte (muthmaßlich im dreißigjährigen Kriege eingegangene) wüste Dorf mit Windsausen, Schießen, Hundegebell und Menschengeschrei hinzieht.

Durch die Fluren mancher Dorfschaften zieht sich eine sogenannte Brandader, diese nennen die Wenden: Dyter bernatowy puc, d. h. Dieter Bernhardt's Weg.

Anmerk. Dyterbernat, Dyter Benada, Dykebjadnat, Dykebernak sind lauter wendische Verstümmelungen des deutschen Namens. Vielleicht ist auch Pan-Dietrich einfach aus Bern-Dietrich verstümmelt.

In Schweden heißt des wilden Jägers Straße die Erichsstraße. Sie scheint das irdische Abbild des altdeutschen Iringsweges, d. h. der Milchstraße oder des unterirdischen Helweges, der Seelenstraße zu Hel zu sein.

139. Der Nachtjäger in Zilmsdorf.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 4.

In der Gegend von Teuplitz und Zilmsdorf kennt Jedermann den Nachtjäger. Der Baron von Reibnitz, dem Zilmsdorf gehörte, und sein Jäger, Namens Stäglich, haben in einer sternenhellen Nacht des Jahres 1799 im hohen Holze unter Teuplitz dem bösem Geiste aufgelauert und ihn zu Pferde verfolgt. Gesehen haben sie nichts, aber einen furchtbaren Lärm haben sie gehört, wie von vielen im Trabe daher rennenden Pferden, dazwischen Hallohrufen, Hundegebell und den Klang eines Hifthorns. Einmal ist es in der Entfernung von kaum 40 Schritten bei ihnen vorbei gekommen und mit Geschrei und Hörnerklang wie bei einer großen Hetzjagd waldeinwärts gegangen.

Diese wilde Jagd hat im Jahre 1827 der Teichwärter Lehmann wieder gehört.

Anmerk. Der Bericht des Herrn von Reibnitz an den Direktor der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz vom 28. December 1829 ist ein interessanter Beitrag zu den vom Universitätskanzler Autenrieth in Tübingen gesammelten Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten „Stimmen aus der Höhe". Die Naturerscheinung trägt in verschiedenen Gegenden verschiedenen Charakter, in Mitteleuropa herrscht ein hundebellenartiger Laut vor. Es scheint viel auf die Terrainbeschaffenheit anzukommen. Aber Aehnliches kennt der hohe Norden wie der heiße Süden. (Vergl. Scheibele, das Kloster IX. S. 20—74.) Es folgt hier der Hauptinhalt des Schreibens des Herrn von Reibnitz an den Direktor Schneider, dessen Original mir aus den Akten der erwähnten Gesellschaft No. 4. vorliegt.

„Die an mehren Orten ebenfalls bekannte Volkssage vom wilden Nachtjäger herrscht bis auf jetzige Zeiten am hiesigen Orte. Schon seit meiner frühen Jugend hatte ich Kunde davon, aber nur vom Hörensagen; aber gleich nachdem ich den väterlichen Besitz an mich gezogen, gab ich die strengsten Befehle und vorzüglich an den Nachtwächter,

mich zu jeder Stunde in der Nacht, wenn diese Begebenheit sich ereignen würde, sofort in Kenntniß zu setzen. Vor ungefähr 30 Jahren, noch dazu in einer hellen Mainacht gegen 11 Uhr, klopfte es an mein Fenster: „gnädiger Herr, der Nachtjäger!“ rief mein Wächter, „im hohen Holze unter Teuplitz“. Gleich gab ich Befehl, Stäglich, so hieß mein Jäger, der damals, als ich garçon war, Reitknecht, Jäger, Haushofmeister, kurz Alles in Allem, übrigens ein tüchtiger Weidmann und mit mir in gleichem Alter war, zu rufen.

Geh', hole die Pferde, wir wollen reiten, aber schnell, blos auf Decke, der wilde Jäger haust im Forst, wir wollen ihn begrüßen. Das war ihm ein gefundener Handel. Kaum zehn Minuten verflossen, so saßen wir wohlbewaffnet zu Pferde und flogen über Wiesen und Felder dem Jagdgebell und dem Klange eines Hifthorns entgegen.

Kaum erlangten wir die Haide, so verstummte das vorhin gehörte Rüdengebell und Hifthorntönen. Wir verhielten uns still, als auf einmal ein Gebell wie das Anschlagen eines Dachshündchens, das die verlorene Fährte wieder gefunden, sich dicht vor uns hören ließ. Schnell vermehrten sich die Stimmen von großen und kleinen Hunden und nun begann eine wahrhaftige und förmliche Hetze, die sich waldeinwärts zog, wo noch andere Hifthörner schauerlich erklangen. Wir gaben Sporen und stürzten uns nach, aber ein großes Dickicht nöthigte uns die Richtung zu verändern und in einem Streuweg einzubiegen, wo es trotz der schönen sternhellen Nacht so finster war, daß wir in Wahrheit den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen. Die Pferde, die bekanntlich bei Nacht furchtsamer sind, denn der Mensch, scheuten mehrmals. Auf einmal schien die Jagd wieder gerade auf uns zuzukommen, so schrecklich, daß, als wir das Ende des Geheges und die hohen Gipfel des alten hochbestandenen Waldes erlangten, wir uns gegenseitig zuriefen: „Nun drauf los!“ Wie eine Windsbraut rauschte es mit Sang und Klang in einer Entfernung von kaum vierzig Schritt bei uns vorüber, die Rosse schnoben und scheuten, das Pferd meines Jägers überschlug sich. Gott sei uns gnädig und barmherzig, riefen wir beide. Ich eilte ihm zu Hülfe, aber schon erhob er sich wieder und war bald an meiner Seite. Die Pferde drängten sich ängstlich zusammen. Die Jagd schien vorüber, als wir sie auf's Neue in weiter Entfernung beginnen hörten, und zwar in der Feldmark.

Ohne Weiteres eilten wir der Gegend zu und kamen in's offene Feld. Die Sterne schienen hell und freundlich; die Jagd zog jetzt vor uns her; wenn wir ihr nahe kamen, entfernte sie sich immer schneller und schneller, und zwar in einer bogenförmigen Richtung mit Rüdengebell, Hifthornklang und Hufschlag, aber ganz in der Ferne in den entlegenen Haiden. Wir ritten heim, wo uns der Wächter ängstlich erwartete. Er hatte schon gezweifelt, ob wir je wieder kommen würden. Es war 1 Uhr vorüber.“

140. Heidut.

Albinus, Meißn. L. u. B. Chronik S. 151. Gräve S. 120. O. u. N. L. Chronik S. 11.

In Pulßnitz lebte einst ein gar frommer Mann mit Namen Heidut, der ging fleißig in die Kirche, betete darin sehr andächtig und that Alles, was er vollbrachte, im Namen und zur Ehre Gottes. Dafür hatte auch sein Gebet eine so große Kraft, daß er seinen Mantel in die Sonnenstäubchen hängen konnte, ohne daß er herunter auf die Erde fiel, was er regelmäßig that, wenn er ihn in der Kirche abgelegt hatte. Das verdroß den Teufel sehr und er wendete alle möglichen Künste durch seine Helfershelfer an, um den frommen Heidut zu verführen; es gelang ihm aber nicht, denn Heidut schlug alle Angriffe durch seine frommen und eifrigen Gebete siegreich ab.

Da mußte sich schon der Teufel bequemen und selbst aus der Hölle heraufkommen, um den heiligen Mann zu verderben. Er erschien ihm auch wirklich an einem Sonntage in der Kirche mit seinen Pferdefüßen und seinem Kuhschweif, so daß es nicht möglich war ihn zu verkennen. Da saß der Höllenfürst und hatte vor sich eine Bockshaut, auf welche er die Namen derjenigen Zuhörer schrieb, die in der Kirche eingeschlafen waren. Es war aber sehr heiß und der Prediger hielt eine langweilige Predigt und es schlief immer einer nach dem andern ein. Nur Heidut hörte noch andächtig zu, obwohl ihn der Anblick des Teufels etwas störte. Nun aber reichte die Bockshaut nicht zu, alle Namen der Schlafenden aufzunehmen, und der Teufel packte sie an dem einen Ende mit seinen Zähnen, um sie noch mehr auszudehnen. Wie er so aus allen Leibeskräften zog, riß die Haut und Satan purzelte rückwärts hin, reckte die Beine in die Höhe und machte dabei eine so komische Figur, daß der fromme Heidut darüber ganz aus seiner Andacht kam, sich nicht halten konnte und in ein helles Gelächter an heiliger Stätte ausbrach. In diesem Augenblicke fiel sein Mantel aus den Sonnenstäubchen auf die Erde. Bestürzt hob er ihn auf, nahm ihn um und ging nach Hause. Aber auch da fiel er herunter, als er ihn wie gewöhnlich in die Sonnenstäubchen hängen wollte. Denn er hatte in der Kirche gelacht und seine ganze Frömmigkeit verloren, und wie er auch beten mochte, er konnte es nicht dahin bringen, daß sein Mantel in den Sonnenstäubchen hangen blieb. Da ward endlich Heidut ganz verbost, stieß gotteslästerliche Reden aus, ging nicht mehr in die Kirche, dachte nicht ferner an's Beten und ergab sich dem Teufel mit Saufen, Fressen, Spielen, Jagen und allerlei wilder Fleischeslust. So holte ihn denn zuletzt der Teufel von einem wüsten, schwelgerischen Gastmahle ab, fuhr mit ihm Angesichts seiner Saufgenossen zum Schornstein hinaus und stellte ihn als wilden Jäger an in der Pulßnitzer Haide. Dort jagte er mit seinen wilden Genossen auf feuerschnaubenden Pferden unter dem Gebell wüthender Hunde und dem Schall der Jagdhörner zur Nachtzeit durch den Wald und erschreckte und beschädigte viele fromme Leute, die des Weges gingen. Als aber das Unwesen zu arg wurde, nahmen die Pulßnitzer einen frommen Mönch an, der mußte den wilden Jäger beschwören und ihn in eine große alte Fichte auf dem Eierberge verbannen. Die steht noch heutiges Tages da und giebt zu Zeiten ein tutendes Getön von sich, als wenn man ein Horn von fern her vernähme. Da sagen dann die Leute: „Der Heidut läßt sich hören."

Anmerk. 1. Zu Delbrück, einem Marktflecken im Kreise Paderborn, wurde vor Zeiten ein Abgott Sankt Jodutt verehrt, von welchem man ein Lied gedichtet hatte, das sich anfängt: „Sankt Jodutt war ein heilig' Mann, wie der Feind kam, ging er vorn an." Andere nennen diesen Götzen Jedutt oder Codutt und auf seinen Namen soll sich das Jetergeschrei: „Jeter Mord Jo" beziehen. — Noch eine andere Sage berichtet:

Bei dem Welpelsholz auf dem Lerchenfelde, wo Herzog Lothar zu Sachsen den Kaiser Heinrich V. geschlagen, wurde zum Gedächtniß des Sieges eine Säule mit einem Bilde errichtet, welches in der einen Hand eine Keule mit eisernen Zacken, in der linken einen Schild mit dem sächsischen Wappen, einen weißen Hengst im rothen Felde hielt. Solches Bild haben nachmals die Bauern angebetet und ihm den Namen Jodutt oder Zedutt gegeben. Diese Abgötterei hat gewährt bis Bischof Werner von Merseburg ihr durch Zerstörung des Denkmals ein Ende gemacht.

Ich stelle anheim, ob die wendische Sage vom Heidut nicht hiermit zusammenhängt.

2. Das wendische Märchen vom Dieter Bernhard ist fast gleichlautend. Dieter Bernhard wird über den Unfall mit den Sonnenstäubchen wüthend und beschließt dem Herrgott auch einen Possen zu thun. Er nimmt Brosamen, wirft sie in seine Stiefeln und schreitet einher, indem er so Gottes Gabe mit Füßen tritt. Deswegen entführt ihn bald ein Wagen in die Luft und er fährt dort seiner Bosheit wegen noch bis zum heutigen Tage umher. Ob der Mantel ursprünglich mit Odin's Windmantel gleich bedeutend ist, stelle ich anheim.

3. Das Hangenbleiben in Sonnenstäubchen. — Die heilige Kunigunde zog einst in der Kirche ihren Handschuh aus, als sie zum Altar gehen und opfern wollte. Es war kein Nagel da, sie warf ihn weg und siehe, er blieb an einem durch's Fenster dringenden Sonnenstrahle hangen, bis sie zurück kam (d. Kloster VII. S. 189).

141. a) Der wilde Jäger bei Haynewalde.

N. L. Mag. 1838. S. 385. Sammlung von Schön No. 28. Msc.

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Haynewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt endlich auch dreibeinige Hunde emsig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

141. b) Der wilde Jäger bei Löbau.

Gräve S. 109. Gräße S. 501.

Ein Mann ging in einer stürmischen Nacht von Löbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf und der wilde Jäger mit Hörnerschall und Hundebellen sauste über ihn dahin. Der Mann warf sich aber schnell mit dem Gesicht zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, daß, wer den wilden Jäger gesehen, über's Jahr todt sei, und entging so der drohenden Gefahr.

Als ein anderes Mal im Spätherbst der Pan-Dietrich seinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt und über einen von Bernstadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wegrasaunte, stürzte dem armen Manne ein Pferd nieder und das andere erlahmte, so daß er den Morgen erwarten mußte, wo ihm erst Hülfe wurde.

Anmerk. In Norwegen wirft man sich auf den Boden und stellt sich schlafend, damit einen der wilde Jäger nicht mitnehme. Die Pferde muß man vor ihm hüten, in den drei Julnächten die Stallthüre bekreuzen, sonst findet man am Morgen seine Pferde schweißtriefend und halb geplatzt, weil sie mitgenommen waren (Grimm, Mythol. S. 531.).

142. Der Nachtjäger in Torga.

Sammlung von Schön No. 71. Msc.

Ein Bauer in Torga, unweit Rengersdorf, dessen Nachkommen noch heute leben, durfte nie sein Gehöft durch Thore verschließen. Denn der Nachtjäger hatte dort seinen Durchzug, und wenn er mit seiner wilden Jagd einher gebraust kam, so sprangen die Thore von selber vor ihm auf und der Sturm warf sie entzwei. Wenn nun das Getöse ankam, merkte es die Gedingefrau, welche am vorderen Fenster saß, allemal zuerst. Dann wurde das Vieh im Stalle unruhig, zerriß die Stricke und fing fürchterlich an zu brüllen. Wenn nun das die Gedingefrau hörte, so fing sie aus Leibeskräften das Lied zu singen an:

„Gott der Vater wohn' uns bei
Und laß uns nicht verderben."

Da wurde Alles still und ruhig und der Nachtjäger zog ruhig und geräuschlos über den Hof hinüber.

Anmerk. Aehnliche Sagen in Lauenburg (Müllenhof S. 372.), in Schleswig (Müllenhof No. 495.), Thüringen (Sommer No. 5.), im Rhöngebirge (Bechstein No. 12., No. 137.).

143. Der tolle Junker.

Mündlich aus Zittau. N. L. Mag. 1832 S. 345.

Es war einmal ein neugieriges Kind, dem hatten die Leute vom tollen Junker oder wilden Jäger erzählt, wie er des Nachts durch die Lüfte ziehe mit großem Jagdgefolge, und wie den nächtlichen Gesellen allen der Kopf nach hinten stehe. Das hat das neugierige Kind zu sehen begehrt, und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüber zieht, da hat es sich vor Neugierde nicht halten können, und ist aus dem Bettlein gesprungen und an's Fenster geeilt, um die Menschen mit den umgedrehten Köpfen zu sehen. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberzieht, da erwacht auch die Mutter, vermißt das Kind, eilt nach dem Fenster, aber — zu spät. Mit verdrehtem Kopfe und starren Augen hing das Kind todt am Fenster. Der tolle Junker hatte ihm den Hals umgedreht.

Anmerk. Die Sage wird in Verbindung gebracht mit dem 1709 zu Zittau verstorbenen Rathsherrn Dr. J. Chr. Meyer, wohnhaft im Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabstein in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen, von schwarzen Rossen gezogen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen; wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

Anderweitig in der Gegend von Görlitz heißt der wilde Jäger „der Schömbrich“ oder Schümbrich. Ebenso spricht aber das Volk den Namen des Städtleins Schönberg aus, daher wohl unter dem wilden Jäger ein böser Herr von Schönberg zu verstehen ist. Bei Hoyerswerda und Senftenberg jagt der eiserne Polenz. Derselbe soll 1509 Besitzer von Senftenberg gewesen sein (Grosser, Lausitzische Merkwürdigkeiten Th. III. S. 95).

144. a) Der Nachtjäger zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 29. Msc.

Wenn der Nachtjäger mit seiner wilden Meute durch die Luft zieht, soll man ihn ja nicht stören oder gar erzürnen, sonst wirft er ein Stück Aas herab, das nur durch ihn selbst wieder abgeholt werden kann oder mit Hülfe des Scharfrichters verbannt werden muß. Das beste Mittel, das Aas los zu werden, ist, daß man ihn nachträglich um Salz zum Kochen des Fleisches bittet. Weil aber dieses zu bringen nicht in seiner Macht steht, so holt er freiwillig das Aas wieder zurück.

In dem Vorwerke der „niederen Häuser“ zu Tormersdorf hielt der Nachtjäger seinen regelmäßigen Durchzug. Der Großknecht des Vorwerkes sah ihn oft von seiner Dachkammer aus vorüber ziehen. Das eine Mal ruft er dem Nachtjäger zu, er solle ihm ein Stück Fleisch geben. Sogleich wirft ihm der Nachtjäger ein Aas zum Dachfenster hinein. Das wird nun der Hausknecht mit aller Mühe nicht wieder los. Verbrennen, vergraben, in's Wasser werfen, Alles hilft nichts. Es bleibt ihm nichts übrig, als beim nächsten Durchzuge des Nachtjägers ihm zuzurufen, er solle sich nur sein Fleisch wieder mitnehmen. Dies thut auch derselbe; giebt ihm aber eine tüchtige Ohrfeige mit den Worten: Künftig laß mich in Ruh, sonst geht es Dir noch schlimmer.

Anmerk. Anderweitig ist es bestimmter: eine Pferdelende (Reminiscenz an den Odinskultus), vergl. Kuhn, märkische Sagen No. 494., Müllenhof's Lauenb. Sagen No. 4., Schlesw. Sagen No. 487. Auch in Fünfbergen im Schleswig'schen zeigt man solche bestimmte Häuser, wo der wilde Jäger durchzieht (Schlesw. Sagen No. 495.).

144. b) Der Nachtjäger bei Schwerta.

Nach Schön.

Anderthalb Stunden südlich von Markliſſa liegt neben der Straße nach Schwerta der sogenannte ſchwarze Teich. Dort hat der Nachtjäger oft sein Spiel mit denen getrieben, die sich zufällig Nachts unterwegs befanden.

Ein Bauer aus Schadewalde hatte in Schwerta eine Kuh gekauft, sich aber in der Schänke verspätet, so daß er erst spät des Nachts Schwerta verließ. Beim schwarzen Teiche angekommen, ließ er die Kuh ein wenig weiden. Gleich war der Nachtjäger da und ritt mit seinem Jagdgefolge

immer um die Kuh herum. Es war ein greulicher Lärm. Mehr als zwanzig Hunde hetzten im Kreise umher, sie hatten große Schellen am Halse und kläfften und heulten so laut, daß dem armen Bauer Hören und Sehen verging. Erst als der Morgen anbrach, verschwand der Spuk.

Anmerk. Der wilde Jäger jagt mit besonderer Vorliebe Rinder. Kuhn (Haupt's Zeitschrift VI. S. 118) findet überhaupt das Original der Sage vom wilden Jäger in dem Raube der Kühe Indras, denen dieser Luftgott nun nebst der Götterhündin Sarama nachjagt, jener indischen Mythe, die auch das wendische Märchen „die verschlafene Frau und ihr starker Sohn" (s. d. Märchen) in wunderbarer Frische enthält. Wodan ist der nordische Indra und das wilde Heer eine Personifikation des Sturmwindes. Wer hätte gedacht, daß sich eine von Indra's Kühen bis nach Schadewalde verlaufen, und wer merkt nicht, welche Unwahrscheinlichkeiten das Volk in obiger Sage zusammenkünstelt, um den Rest des alten Mythus, der im Hintergrunde des Volksgedächtnisses dämmert, in Scene zu setzen? —

In Norwegen treibt Frau Hulda, der weibliche wilde Jäger, ganze Heerden grauer Kühe (die Regenwolken) in die Wälder (Nork, Myth. d. Sagen S. 37). Nork theilt eine solche Kuhjagd aus dem Hannöverschen als eine Rarität mit (l. c. S. 49) und Runge erzählt, ohne die Bedeutung dieser Kühe zu kennen, wie der wilde Jäger Türst auf dem Pilatusberge Kälberjagden anstellt. (Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich No. XXIII. 1859.) Diese Kühe sind aber die Sonnenkühe, deren Wiedereroberung den Anfang der warmen Jahreszeit bedeutet.

145. Der Teufelsjäger auf der Luchsenburg.

Gräve S. 142.

Auf dem Hochstein bei Elstra ist die sogenannte Luchsenburg, ein mit Steinen angefüllter dicht bewachsener Platz. Dort hat der Teufel als Jäger residirt, und auf der Stelle, wo er einmal einen Luchs erlegt hatte, ein Jagdschloß gebaut, daher der Name Luchsenburg.

Hier verursachte er oft mit seinen höllischen Jagdhunden einen so greulichen Lärm, daß den rings umher wohnenden Menschen Hören und Sehen verging.

Ueber solches Treiben gerieth der heilige Hubertus in großen Zorn und beschloß, den bösen Jäger aus der Gegend zu verbannen. Er stellte sich, nachdem er durch Fasten und Beten sich gestärkt hatte, an einer großen Buche auf, wo der Zug vorbei kam und sprach seinen Jagdsegen über alles Wild des Waldes. Als nun die höllische Jagd begann, traf keiner der Jäger auch nur das Geringste, und das Wild schaarte sich um den Heiligen und graste ruhig weiter. Da erzürnte der Böse, zertrümmerte sein Schloß und hat seitdem die Jagd an den Nagel gehängt. Die Steinhaufen auf dem Hochstein sind die Trümmer seines Schlosses. Zum dauernden Gedächtniß aber wird am Tage St. Aegidi, wo es geschehen, die Jagd eröffnet.

Anmerk. 1. Der heilige Hubert ist eigentlich so gut wie der wilde Jäger, der hier zum Teufel avancirt ist, mit Odin verwandt; er heißt eigentlich Hutbert (cf. Robin Hood)

und trägt einen großen breitrandigen Hut wie Odin, oder vielmehr Uller, die eigentliche Jägerpersonifikation Odin's. Deshalb ist St. Hubertustag der dritte November, weil dieser Monat dem Bogenschützen Uller gewidmet ist, wo er seine meisten (Todes-) Pfeile versendet und wo er seinen Hut, d. i. seine Nebelkappe, aufsetzt.

2. Der Name Luchsenburg kommt von der altslavischen Stammsilbe Luc (Luhy) her, die sich auch im lateinischen Lucus wiederfindet und soviel als Wald, Hain bedeutet. Schafarik (slav. Alterth. I. 406.) leitet davon das alte Volk der Lygier, Lugionen her, welche an der Oder saßen, und deren Nationalität ein zweifelhaftes Gemisch von deutschen, slavischen, ja keltischen Elementen gewesen sein soll. Schafarik sagt, der slavische Theil derselben, die Windilen, sei später in die Lausitz gewandert und habe diesen Namen dorthin verpflanzt, denn Lusitz heiße Waldland, während sonst allgemein angenommen wird, es komme von Luza (Lusche, das sch weich ausgesprochen) = Sumpf. Ob von Luc, Wald oder von Luza, Sumpf? das ist die Frage. Die natürliche Beschaffenheit der Niederlausitz, welche ja, wo es sich um die Slaven handelt, hauptsächlich in Betracht kommt, paßt auf Beides. Der Spreewald ist ein Sumpf- und Wasserwald. Für die Ableitung von Luc würde sprechen, daß ja die Lausitz durchweg als ein heiliger Hain erscheint.

3. Abgesehen davon, wird die Ableitung der Luchsenburg (gespr. Lutsenburg) von luc, luhy, lucus dadurch unterstützt, daß das nahe Dorf Elstra mit seinem alten Götterfelsen (siehe No. 15.) von der gleichbedeutenden Silbe als, alhs (althochdeutsch = heiliger Hain und weiterhin = Tempel) abzuleiten ist (vergl. No. 181. Anmerk.). Die Sylbe luc findet sich auch in dem Namen der Stadt Luckau, sowie der Dörfer Luga und Loga, beide mit heidnischen Heiligthümern (s. No. 23. Anmerk.), und des alten Klosters Dobrilugk, welches schon in einer alten handschriftlichen Beschreibung von Chr. Richter übersetzt wird „guter Hain".

146. Der Zaubervogel auf der Lausche.

Nach Gräve, S. 95.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich — aber äußerst selten — ein wunderbarer Vogel, fast wie ein Adler gestaltet, aber bunter und mit wunderlichem glänzenden Gefieder.

Dieser Vogel ist ein verzauberter Prinz vom Böhmerlande. Der war im Leben schön von Angesicht und herrlich von Gestalt, klug und beredt, wohlthätig und gerecht, und hatte nur den einen Fehler, daß er die Jagd leidenschaftlich liebte und alles Andere darüber vergessen konnte. Eines Tages jagte er in der Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Ein Adler kreiste in der Luft und der Prinz verfolgte ihn bis an den Fuß des Berges. Da senkte sich der Adler und mit sicherem Schusse traf ihn der Pfeil des Prinzen, daß er mit durchbohrter Brust herabstürzte in die Wipfel der Bäume. Der Prinz eilte in den Wald, den gefallenen König der Lüfte aufzusuchen. Da kam er an einen umzäunten Garten, den er noch nie gesehen, so oft er auch schon auf dem Berge gejagt hatte. Aber er setzte entschlossen über das Gehege hinweg. Da lag der getödtete Adler mitten unter wunderbar gestalteten, herrlich duftenden Blumen. Er wollte ihn ergreifen und eilig zurück gehen, denn es ward ihm unheimlich zu Muthe zwischen den glänzenden Blumen und den betäubenden Gerüchen der Kräuter. Schon streckte er die Hand

nach seiner Beute aus. Da rief eine Donnerstimme: Halt! und aus den Büschen trat ein schrecklich anzusehender Zauberer in langem, faltigen Gewande. Er schwang seinen Zauberstab und rief: Was thust Du hier in meinem Reich und schießest meine Vögel, Vorwitziger? Sei, was Du getödtet hast, ein Adler, jedoch gebannt an diesen Zauberberg. Und so geschah's. Noch immer harrt der Prinz auf seine Erlösung; doch geht die Sage, daß ein Jäger, der seiner Herrschaft nie auch das Geringste nur entfremdet hätte, den Wundervogel schießen, den Prinzen erlösen und durch ihn reich und glücklich werden könne.

Anmerk. Diese Sage kann sowohl zu den Zaubersagen, als auch unter den Sagenkreis des wilden Jägers gezählt werden. In der Niederländischen Sage (Wolf, No. 260.) verwünscht ein Vater seinen Sohn, der ein leidenschaftlicher grausamer Jäger ist, sterbend in einen Raubvogel und ruft: „So jage für ewig". Odin wird auf der Flucht vor Suttunger in einen Adler verwandelt. Der Adler ist ein Symbol des Windes. Der Wind entsteht in der nordischen Sage von dem Flügelschlag eines Adlerriesen, der am Ende des Himmels sitzt. Aus Walter Scott's Roman „der Pirat" erfährt man, daß die Shetlands-Inselbewohner den Wind in Gestalt eines Adlers beschwören; ἀετος stammt vielleicht von ἀω, wehen, her; aquila erinnert an aquilo, Aar, an ἀηρ, aër.

147. Das Grab des bösen Jägers zu Horka.

N. L. Mag. 1839 S. 358.

Auf dem Kirchhofe zu Horka, gegen Norden, dicht an der hohen Mauer, erblickt man ein langes, dicht mit Moos, Gras und Blumen bewachsenes Grab, dessen Hügel mit der Zeit eingesunken ist. Kein Leichenstein, kein Todtenkreuz nennt uns den Namen und die Schicksale dessen, der hier versenkt wurde, kein Greis des Ortes weiß darüber sichere Kunde zu geben; nur im Munde des Volkes wird er der grüne Mann und sein Grab das Grab des bösen Jägers genannt.

Als vor mehren Jahren der Todtengräber einem Verstorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des bösen Jägers stieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß er, Schaufel und Geräth im Stiche lassend, scheu und entsetzt entfloh. Seitdem hat kein Todtengräber es gewagt, das Grab des bösen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu stören. Nur einer machte scheu den Versuch; allein das Grab war felsenhart und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel stoßen. (Vgl. No. 56. Anm. 2.)

148. Der Eberzahn.

Gräve S. 191.

Zu Kreckwitz residirte einst ein Herr von Nostitz; der war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte nichts so lieb, als Jagdgeschrei und Hörner-

klang. In seinem Walde war ein wilder Eber, der ringsum die Gegend in Schrecken setzte, dem war er wohl auf der Spur, hatte ihn aber noch nicht erlegen können. Eines Nachts träumte ihm, er jage den Eber, aber der kehre sich um und tödte ihn mit seinen Hauern. Der Traum war so lebhaft, daß er die Angst vor dem Eber nicht wieder los werden konnte, und ihm die Jagd von Stund an verleidet wurde. Es fiel ihm daher wie ein Stein vom Herzen, als eines Tages seine Leute den Eber getödtet in den Schloßhof brachten. Freudig eilte er in den Schloßhof, besah den gewaltigen Keuler und die Hand auf den Zahn legend, der ihm im Traume so verderblich gewesen war, rief er lachend: Nun wirst du mir nichts mehr thun! Unversehens schlitzte er sich an dem scharfen Eberzahne die Hand, sie gerieth in Entzündung und nach drei Tagen war er todt. So ging der Traum doch in Erfüllung.

Seitdem läßt sich der Eber am Abende des St. Hubertustages sehen; sein Rachen haucht Flammen aus und wehe dem, der ihm begegnet. Der Eber würde ihn anfallen und sein Zahn ihn unfehlbar tödten.

Anmerk. Keine gewöhnliche Divinationssage. Von Hans von Hackelberg und dem Jäger Bärens, den wilden Jägern im Harz, wird ganz dasselbe erzählt. Der Eber ist aber derselbe, der den Odin im Schlafe tödtet, als er seinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet hatte und in einer Höhle schlummerte. Deshalb wird auch zur Sommersonnenwende Odin das Julschwein geopfert. Ebenso tödtet Mars den Adonis und Typhon den Osiris in Gestalt eines Ebers. Ein Riese in Ebergestalt tödtet den Siamesischen Lichtgott Somonakodom. Der phrygische Sonnengott Attys ward auf der Eberjagd von Abrast getödtet. Die Syrer nennen den Junius, in welchem Monde alle diese Todesfälle sich ereigneten, den Schweinsmonat (Chausiran). — Ebenso sah Balder seinen in der Sommerwende erfolgenden Tod im Traume voraus.

Der im Schlamme wühlende, im Finstern hausende Eber ist der natürliche Feind aller Lichtgottheiten.

149. Der dreibeinige Hase zu Mückenhain.

Sammlung von Schön No. 68. Msc.

Zum Mückenhainer Dominialbesitz gehört auch ein Hügel, welcher mit Fichten bewachsen ist. Dort ist es nicht geheuer. Allerhand Spukerscheinungen erschrecken den vorübergehenden Wanderer; unter andern auch ein dreibeiniger Hase. Mit demselben hat es folgende Bewandtniß:

Auf Schloß Mückenhain residirte einst ein unbarmherziger Herr, dessen liebstes Vergnügen war es, die armen Thiere des Waldes grausam zu hetzen, und sie dann nicht etwa zu erlegen, sondern nur zu verwunden, daß sie lahm nnd verkrüppelt im Walde herum hinkten oder in der Wildniß auf's kläglichste verendeten. Bei einer solchen Jagd schoß er einst einem Hasen absichtlich den rechten Hinterlauf ab. Aber der leibhaftige Böse war es gewesen, der sich in die Gestalt des Hasen geworfen, und von Stund an verfolgte ihn

nun der dreibeinige Hase Tag und Nacht mit herzzerreißendem Geschrei, bis er in Wahnsinn und Verzweiflung sich selbst erhenkte. Niemand wollte ihn abschneiden, bis der Henker kam, der schnitt ihn ab und steckte ihn in einen mitgebrachten Sack, um ihn zu bannen, denn es war ein Geisterbeschwörer. Unterwegs bäumte sich der Sack in die Höhe, und nur durch seine schwarze Kunst brachte der Henker die Last von der Stelle. An dem Fichtenhügel angekommen, stand er still. Da rufen die schon dahin verbannten Geister aus dem Hügel heraus: „Hier ist kein Platz mehr." Aber der Geisterbanner ruft: „Rückt zu", und schüttet den Sack aus. Da springt der dreibeinige Hase um den Hügel herum, und noch heutzutage wollen ihn die Leute dort gesehen haben.

Anmerk. Wie der wilde Jäger als Reiter, als Eber oder in der Höllenkutsche fahrend vorgestellt wird, so auch als Hase, das in unserer Gegend gewöhnliche Jagdthier, und zwar als dreibeiniger. Hela, die germanische Königin der Unterwelt, reitet auf einem dreibeinigen Roß, der Teufel erscheint als dreibeiniger Bock (Grimm S. 947), auch als Hase, aber vierbeinig. — Nach dem Görlitzer Aberglauben kauft der Teufel in der Neujahrsnacht einen Hasen. Man geht Punkt zwölf Uhr hinter eine Kirche. Da wird der Teufel als ein gewöhnlicher Mensch gekleidet erscheinen und fragen, was man begehre. Man antworte, daß man einen Hasen zu verkaufen habe. Dann wird er um den Preis fragen. Den kann man so hoch bestimmen, wie man will, er giebt, was man fordert. Um ihn nun zu betrügen, muß man eine ganz schwarze Katze in einem neuen Sacke bereit haben, der mit lindenem Bast und soviel Knoten als möglich zugebunden ist. Während nun der Teufel die Bastknoten aufzulösen sich abquält, muß man sich in die Kirche salviren und bis 1 Uhr daselbst bleiben. Hat er den Knoten gelöst und den Betrug gemerkt, ehe man die Kirche erreicht hat, so ist man verloren.

Ein Bauer in Milow bei Rathenow hatte einen Kobold in Gestalt eines dreibeinigen Hasen (Kuhn, Märk. Sag. S. 55). Der Abt zu Echternach hieb einem Zauberer, der vom Teufel in einen Hasen verwandelt worden war, ein Bein ab. Seitdem spukt um's Kloster ein dreibeiniger Hase (Steffen, Luxemb. Sagen S. 175).

150. Der verbannte Geist zu Wiesa.

Sammlung von Schön No. 70. Msc.

In dem Schlosse zu Wiesa rumorte früher ein Gespenst, von dem die Sage erzählt, daß es die ruhelose Seele eines früheren Besitzers des Schlosses gewesen sei. Derselbe ist ein harter und tyrannischer Herr gewesen, hat die Bauern geschunden, ist nie in die Kirche gegangen und hat Gott und dem Teufel getrotzt. Als er gestorben war, sollte ein vierspänniger Leichenwagen den Leichnam in sein Erbbegräbniß zu Rengersdorf bringen. Aber wie sehr auch die Pferde angetrieben wurden, der Wagen wollte nicht recht von der Stelle gehen, die Stränge rissen und die Pferde schnaubten. Schaudernd entfernten sich alle Leichenbegleiter. Endlich hat man den Wagen mit unsäglicher Mühe von der Stelle gebracht, aber so langsam, daß der Leichenzug von früh um neun Uhr bis Mitternacht unterwegs gewesen ist. In

dem öden Schlosse zu Wiesa war an demselben Abend nur der Nachtwächter wach. Als derselbe eben Mitternacht verkünden will, stockt ihm plötzlich vor Schreck die Stimme, denn hoch oben in der Luft über das Hofthor hinweg kommt mit vier schnaubenden Pferden in schwarzer Kutsche der eben begrabene Herr daher gefahren und hält bei dem Schlosse still.

Seit jenem Tage hat es im Schlosse gespukt, daß es kein Mensch hat aushalten können.

Der Scharfrichter aus dem nahen Böhmerlande übernahm es, den Geist zu bannen. Der älteste Hofgärtner mußte, nachdem er zwanzig Thaler Lohn empfangen, um Mitternacht mit dem Henker in den Saal des Schlosses gehen und einen großen und festen Sack mitnehmen, um darin den Geist zu fangen. Der Scharfrichter stellte nun seine Beschwörungen an und der Geist erschien in Gestalt eines Pfaues. Aber der Geisterbanner rief: Du bist noch zu groß und versetzte ihm mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, einen Schlag. Da verschwand der Pfau und es erschien ein Hahn; aber der Geisterbanner rief wiederum: Du bist noch zu groß und schlug den Hahn. Der Hahn verschwand und es erschien eine Krähe. Der Zauberer steckte sie in den Sack, band ihn fest zu und sprach zu seinem Begleiter: Gärtner, folge mir, aber sieh' Dich nicht um, und wenn Dir die Last zu schwer wird, so ächze und sie wird sich erleichtern. So geschah's. Die Nacht war finster und stürmisch und die Wanderung ging durch die Häuser und Gärten hindurch, bis an die Grenze des Dorfes, an ein dort befindliches Birkengebüsch. Der Scharfrichter rief hinein: Macht Platz. Da ertönte es aus der Luft herab: Es ist kein Platz, denn es waren ihrer schon zwei dahin verbannt. Erst beim dritten Rufe des Scharfrichters ertönte die Antwort: Ich habe gerückt und Platz gemacht. Auf der Stelle wurde der Sack geöffnet und unter heftig brausendem Sturme flog das Gespenst an den Ort seiner Bestimmung.

Im Schlosse ist es seitdem ruhig geworden, aber „im Grenzbirchen" haben die Leute manchmal gespenstige Hähne, Hühner und Krähen auf- und abwandeln sehen.

Anmerk. Es ist slavischer Volksglaube, daß die Seelen der Verstorbenen als Vögel umher flattern (Hanusch, slav. Mythol. S. 272). Als die Hexe Sidonia von Bork verbrannt wurde, flog ihre Seele aus den Flammen als eine Elster auf; die spukt seitdem in der Abenddämmerung (Temme, Pommersche Sagen 1840 S. 291).

151. Das Banngehölz zu Diehsa.

Klar, S. 61. Gräße S. 503.

Westlich von dem Dorfe Diehsa in der Oberlausitz breitet sich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verschiedene breitere und schmälere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meisten Bewohner

der dasigen Gegend den Theil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen ist, weil die Sage geht, daß an dieser Stelle des Busches ein vornehmer Herr hingebannt sei und an manchen Tagen zu gewissen Stunden die festhalte, welche dorthin geriethen, wer aber einmal da festgehalten werde, könne nimmermehr, er möge thun was er wolle, früher aus dem Gebüsche heraus, als bis die Bannstunden vorüber seien. Man erzählt sich hierüber Folgendes: Es soll einst in der Nähe dieses Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloß bewohnt haben, der durch seine wilde und unleidliche Gemüthsart sich in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Derselbe hatte eine Gemahlin, die aber eben so sanft und gut war, als er finster und hart. Indeß lebten beide anfänglich ziemlich gut mit einander, bis die Liebe, welche der Ritter zu seiner Gemahlin trug, sich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieselbe seinen Wunsch, ihm einen Erben seines Namens und Stammes zu schenken, nicht zu erfüllen vermochte. So entfremdete er sich täglich mehr seinem Hause, er trieb sich in der Umgegend herum, und wenn er ja einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für die arme Dulderin.

So war er auch einst bei einem Freunde gewesen, der das Glück genoß, Vater eines munteren, blühenden Knaben zu sein. Neidisch blickte der Unglückliche auf seinen Freund, doppelt fühlte er sein Unglück und entbrannte von Wuth gegen sein unfruchtbares Weib, der er allein sein trauriges Loos beimaß. Voll banger Sorge hatte Letztere auf seine Rückkehr gelauert, sie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber stieß sie mit starker Hand von sich, sie brach rücklings zusammen, verwundete tödtlich ihr Haupt am eisernen Thorflügel und nach wenigen Stunden war sie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren schwand dahin, allein der Stachel des bösen Gewissens blieb tief in des Mörders Brust, weder Seelenmessen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöster, noch der Bau eines kostbaren Grabmales für die unglückliche Dahingeschiedene waren im Stande, dem Mörder Ruhe zu verschaffen; endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen, er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unschuldigen Dulderin; seine Güter fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe; zur Abendzeit sah man murmelnd einen Geist am Schlosse und am Gitterthore umher irren, der erst um die Mitternachtsstunde unter dumpfem Gewimmer in der Todtengruft verschwand. Einem frommen Priester in der Gegend, der schon manchen Zauber gelöst hatte, gelang es, den Unglücklichen in das eben erwähnte Gebüsch zu bannen, um welches er in der Tracht des 17. Jahrhunderts, aber mit erdfahlem Gesicht die Runde macht, den Gruß des Vorübergehenden nicht erwiedert und dann im Gehölze verschwindet, wer ihn aber erblickt, den fesselt er auf einige Zeit so, daß derselbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlassen kann.

152. Der böse Herr von Spree.

Sammlung von Schön No. 66. Msc.

Früher stand auf der Mitternachtsseite des Rothenburger Kirchhofs ein Hollunderstrauch, und an derselben Stelle war eine Lücke in der Mauer. Fragte man warum, so sagte das Volk, der böse Herr von Spree, der unter dem Hollunderstrauch begraben liege, litte keine Mauer neben seinem Grabe und hätte sie allemal wieder zerstört, so oft man es gewagt, die Lücke auszufüllen.

Er war bei Lebzeiten ein grausamer Herr und Leuteschinder gewesen, und als er begraben worden war, haben ihn die Leidtragenden an demselben Tage, als sie nach Hause kamen, in leibhaftiger Gestalt aus dem Fenster des zweiten Stockwerkes heraus blicken sehen. In seiner Stube sah man ihn später oftmals wandeln, auch an seinem Schreibtische schreiben, bis ihn endlich einmal ein Durchreisender gebannt hat.

153. Ritter Wigand in Meffersdorf.

Breslauer Handschrift No. 13. Msc.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaß Wigand von Gersdorff Meffersdorf mit mehren anderen zugehörigen Ortschaften. Er wird als ein sehr braver und rechtlicher Herr gerühmt, namentlich in Bezug auf seine freundliche Gesinnung gegen die böhmischen Auswanderer, denen er in seinen Besitzungen Hülfe und Zuflucht gewährte. Der durch Meffersdorf sich hinziehende Marktflecken Wigandsthal verdankt ihm seine Entstehung. Wie sehr das Volk geneigt ist, schauerliche Sagen an eine überhaupt hervorragende Person zu knüpfen, und wie der frömmste und achtbarste Ritter dazu kommen konnte, nach seinem Tode ein Gegenstand des Schreckens zu werden, eben weil hervorragendes Wissen und großes Ansehen auf das Volk dämonisch einwirkt, beweisen nachstehende Erzählungen:

Schon als Ritter Wigand begraben wurde, da hat er während seines eigenen Begräbnisses aus den obersten Fenstern des Schlosses heraus gesehen und ein gellendes Gelächter aufgeschlagen.

Vor einigen Jahren kommt ein Bürger aus Wigandsthal mit seiner Frau von einem Abendbesuche zurück. Ihr Weg führt sie bei dem Schloßgarten vorüber. Da hören sie plötzlich einen Mann mit starken klirrenden Schritten auf sich zukommen, und wie er vor ihnen steht, da ist es der alte Ritter Wigand. Eine schwarze Rüstung umhüllt ihn, vom Haupte wallt ein rother Helmbusch, an den Füßen klirren goldene Sporen. Aber augenblicklich wendet er sich wieder um, springt leichten Fußes über die Schloßmauer und ist ihren Augen entschwunden. In dem nämlichen Augenblicke schlägt in dem Städtchen die zwölfte Stunde.

In einer finstern Oktobernacht rief der Nachtwächter im Schloßhofe die eilfte Stunde aus. Da sieht er am Ende der Schloßallee ein Feuer flammen. Neugierig und besorgt, was es sein möchte, geht er darauf zu. Je näher er kommt, desto größer wird die Flamme. Plötzlich knistert und brauset es daher. Auf einem rabenschwarzen Rosse, aus dessen Nüstern Flammen sprühen, sitzt in Feuer eingehüllt der alte Ritter Wigand. Unter seinem linken Arme trägt er sein Haupt, in dem sich die Augen grimmig herum wälzen. Er brauset die Allee in wildem Ritte herunter. Der alte Nachtwächter, dem vor Angst die Kniee schlottern, hört bald darauf die zwölfte Stunde schlagen.

154. Der gespenstische Rathsherr in Zittau.

Gräße S. 518.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse gewohnt hat. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt; dafür hat ihm der Teufel den Hals umgedreht, wie man denn noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen bemerkt. Jede Nacht um zwölf Uhr erhebt er sich aus seinem Grabe, und jagt auf einem schwarzen Wagen, gezogen von schwarzen Rossen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt und wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen. (Vgl. die Sage vom tollen Junker No. 143.)

Anmerk. Dergleichen Wagen fahren auch in Bremen (Wagenfeld, Bremens Volksf. II. S. 25), Köln (Wolf, D. S. No. 205.), Zelsate (ebendas. No. 204.), Bruchsal (Schnetzler II. S. 409), Wöffingen (Mone, Anz. d. Vorzeit 1839), in Görlitz (s. nächste Numer). Er heißt auch der Höllenwagen, die Höllenkutsche. Er soll das Gegenbild sein zum Himmelswagen, dem Bärengestirn (Iliad. 18, 487., Odyss. 5, 273.), altd. Wuodan's Wagen (Grimm, Mythol. S. 188), Karl-Wagen = Wagen des Herrn (Carol) in Schweden. In der Legende ist's der Wagen des Elias. Grimm vergleicht dabei den Arcturus, der auch ein wilder Jäger war, ebenso Orion, der in der Unterwelt auf der Asphodeloswiese das Wild verfolgt (Odyss. 11. 572) und mit dem Siriushunde (Iliad. 22. 29) die Plejaden (Odyss. 12. 62.) vor sich herjagt. Die Kopflosigkeit des wilden Jägers erinnert ihn an die Blindheit des Orion.

155. Gobius und der Leichenwagen in Görlitz.

Mündlich.

Zu gewissen Zeiten fährt um die Mitternachtsstunde ein schwarzbehangener Leichenwagen durch die Straßen von Görlitz. Schwarze Pferde ohne Köpfe ziehen ihn und schwarzgekleidete Männer, die den Kopf unter dem Arme tragen, begleiten ihn. Die nächtliche Fahrt beginnt an der Jakobskirche, geht durch das Frauenthor, die Steingasse, Nonnengasse, Brüdergasse und Petersgasse bis an das ehemals Gobius'sche, jetzt Huste'sche Haus, von

da wieder zurück durch die Langegasse und Breitegasse zum Reichenbacher Thore hinaus, den grünen Graben entlang, auf den Nikolai-Kirchhof, wo der Spuk bei der Gobius'schen Gruft verschwindet. Viele Menschen haben noch in der neuesten Zeit den Leichenwagen fahren hören, denn er macht ein großes, eigenthümliches, dumpfes Gerassel auf dem Straßenpflaster. Wenn einer zum Fenster hinaus geschaut, im Wahne es sei ein gewöhnlicher, natürlicher Wagen, der durch die Straßen rolle, so hat er den Leichenzug immer um die Straßenecke herum biegen und im Augenblicke verschwinden sehen, so daß er nichts genau hat unterscheiden können. Und dann ist er noch glücklich: denn wer ihn bei sich vorbeiziehen sieht, und ihn deutlich erblickt, der muß noch in diesem Jahre sterben.

Viele wollen auch jenen Gobius in der äußern heiligen Grabsgasse gesehen haben. Auf der Höhe des Weges, wo ein steinernes Kreuz steht, fährt er Mitternachts dreimal im Kreise herum. Er sitzt in einer schwarzen Kutsche mit vier schwarzen Pferden und hat den Kopf unterm Arme.

Als dieser Gobius begraben wurde, soll er leibhaftig in seinem Hause in der Petersstraße zum Fenster heraus gesehen und dem Leichenzuge zugeschaut haben. An dem Fenster, so glauben noch heute viele Leute, ist das Bildniß des verstorbenen Gobius eingemauert und darf nicht heraus genommen werden, denn er leidet keine Ortsveränderung.

An seiner Gruft auf dem alten Nikolaikirchhofe ist ein eisernes Gitter. An dem fehlt ein Ring, und kein Schmied kann ihn so fest daran machen, daß er nicht die nächste Nacht abspränge. (An dieser Stelle vermischt sich die Sage mit der vom Nachtschmiede. S. No. 107.)

Einst spielten Knaben auf dem Kirchhofe in der Nähe der Gruft. Einer lief an das Gitter und rief: Gob'sch, Gob'sch, komm heraus! Da erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine dröhnende Ohrfeige, so daß er heulend und schreiend sammt seinen Kameraden das Weite suchte.

Anmerk. Gregor Gobius (geb. 1598 † 1638) war ein Alchymist und kam deshalb schon bei Lebzeiten in üblen Geruch. Dazu kam sein auffallendes Aeußere und sein geheimnißvolles Benehmen. So trug er stets einen rothen Rock und eine ungeheure Perücke. Als seine Frau gestorben war, balsamirte er dieselbe eigenhändig ein. Der Leichnam, der in der von ihm erbauten Gruft liegt, zeigte sich bei einer vor einigen Jahren vorgenommenen Sargöffnung wohl erhalten, nur ganz braun und mumienartig. Diese Kunst lehrte er auch seinem Diener, damit dieser ihn nach seinem Tode ebenfalls einbalsamiren könne, was ihm aber weniger gut gelungen ist.

156. Die Dorfbach zu Rengersdorf*).

Akten der Naturforsch. Gesellsch. No. 4.

Der Junker von Rengersdorf hatte ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Als aber die Zeit um war und der Kontrakt erlosch, da ließ er die Pferde vor seine große Kutsche spannen, setzte sich mit einigen Mitgliedern

*) Die Bach, provinziell für der Bach.

seiner Familie (die er alle dem Teufel verschrieben hatte) hinein und fuhr Angesichts seiner Unterthanen durch die Luft bis an die Torgaer Flurgrenze. Dort hat ihn der Teufel in Empfang genommen, Wagen und Pferde aber sind in dem nahen Bache versunken. Wenn die Sonne recht hell scheint, kann man die Kutsche sehen. Bei niedrigem Wasserstande sind einmal ein Paar Fischer daran gestoßen und haben dadurch keinen kleinen Schreck bekommen. Die Stelle heißt der Knechtswinkel und das Wasser ist dort sehr tief. Dort hat man auch oft mannshohe Flammen bemerkt, die am Ufer aus der Erde empor kommen. Ueberhaupt ist der ganze Bach nicht recht geheuer, man sagt, es seien Karpfen darin, die hätten goldene Halsbänder.

Andere erzählen, der Junker sei mit seiner Kutsche auf den benachbarten Geiersberg spazieren gefahren. Auf dem Gipfel des Berges aber seien die Pferde wild geworden und wären mit dem Wagen in das Wasser gerannt, dort sei Alles mit Mann und Maus versunken.

Anmerk. Die goldenen Halsbänder der Karpfen erinnern an die Halsringe der Schwäne (Grimm S. 241), an die sich die Fähigkeit der Verwandlung knüpft. Waren die Karpfen vielleicht auch verzauberte Menschen, gleich dem Hecht in Metaune?

157. Der Mann mit dem Kopfe unter dem Arme.

Görl. Wegweiser 1833 S. 365.

Zwischen Leschwitz und Deutsch-Ossig ist auf der Mitte des Weges einiges Strauchholz von Erlen, Birken und Eichen. Daselbst erscheint nicht selten dem Wanderer in der Mitternachtsstunde ein Mann von riesengroßer Gestalt, der, den Kopf unter dem Arme, zwischen dem Gesträuche hin und her schreitet.

158. Hans-Christel in Maltitz.

Gräße S. 503.

Es ist einmal auf dem Rittergute Maltitz ein böser Verwalter gewesen, hat seinen Herrn betrogen und die armen Dorfleute geschunden. In der Ernte hat er immer den armen Aehren lesern ihr Bischen Korn nicht gegönnt, und sie mit einem großen schwarzen Hunde, der ihn überallhin begleitete, von den Feldern gehetzt. Als er wegen seiner Unterschleife zur Rechenschaft gezogen wurde, hat er sich selbst erhenkt. Dafür muß er jetzt als ein kleines Männchen, Hans-Christel genannt, auf seinem großen schwarzen Hunde zur Nachtzeit um das Gut und in den Wirthschaftsgebäuden herum reiten. Besonders in der Verwalterstube treibt er sein Wesen, wirft die Rechnungsbücher und Papiere herum, blättert in den Akten, verschüttet die Tinte und macht sonst allerlei Schabernack. Im Ganzen sind seine Strei-

reien sehr unschuldiger Art. Hauptsächlich schreckt er das Gesinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

159. Der Holzmann bei Kittlitz.

Gräve S. 134.

Geht man von Budissin auf der Löbauer Straße, so erblickt man unweit des Dorfes Kittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In diesem begegnet man zu gewissen Zeiten einem langen abgehagerten Manne von verfallenem Gesichte mit kleinen stechenden Augen und auffallend spitzem Kinn, welcher mühsam unter einer schweren Reisighocke einher keucht. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm seine Last zu erleichtern, dem hockt er auf, erschwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten und entläßt endlich die auf diese Art von ihm Gequälten, nachdem er sie derb durchgeprügelt hat. Der Gespenstige war nämlich in seinem Leben ein harter, unerbittlich strenger Holzförster, der die armen Holzlesenden grausam behandelte, und dessen Geist nunmehr bis zur Erlösung zum Herumirren verbannt ist. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, daß sie ihn kennen und mit seiner Strafe bekannt sind, und hält ihre angebotene Hülfe nur für Verhöhnung.

160. Der schwarze Hans und der Geigenfriedel zu Wehrau.

Nach Schön.

In Wehrau unter den Schloßlinden spukt der Geist eines bösen Junkers Hans von Rechenberg, genannt der schwarze Hans, der schreckt die Leute, die Nachts des Weges gehen und hockt ihnen auf. Es lebte aber einmal zu Wehrau ein kleiner bucklicher Musikant, genannt Geigenfriedel, ein fideles Kerlchen, der Lustigmacher und Anekdotenerzähler der ganzen Gegend. Der vermaß sich einmal Abends in der Schänke zu Wehrau, als einer erzählte, der schwarze Hans scheuche wieder und habe noch gestern einer Magd aufgehockt, daß sie krank darnieder liege, er wolle den bösen Geist in seinen Geigenranzen bannen, damit er nicht mehr die Menschen ängstige und sie sollten sehen, daß er sich nicht fürchte vor ihm. Gesagt, gethan. Geigenfriedel nahm seinen Ranzen in die Hand und ging hinaus in die finstere Mitternacht. Bei den Schloßlinden angekommen, stand er still, und ob es ihm wohl grauste, so rief er doch mit starker Stimme dreimal hinter einander: Hans, Du schlechter Kerl, komm' und kriech in meinen Sack, daß Du keinen Menschen mehr ängstigst. Beim dritten Male plumpte etwas Schweres in den Sack und drückte ihn zu Boden. Aber da kriegte es mein Geigenfriedel mit der Angst, ließ den Sack im Stiche, kam todtenbleich in die Schänke gestürzt, stieß einen Schrei aus und fiel leblos hin. Er kam zwar

wieder zu sich, aber mit seinen lustigen Schwänken und seinem lieben Geigenspiel war es aus. Er lachte niemals wieder, siechte zusehends dahin und starb in wenigen Wochen.

161. Das Kirchhofgespenst.

Breslauer Handschrift No. 17.

Auf dem Kirchhofe zu Meffersdorf zeigt sich zuweilen ein Gespenst, das hat seine Wohnung in einer Gruft an der nördlichen Mauer. Also geht einmal der Nachtwächter früh um vier Uhr auf den Kirchthurm zu, um den Tag einzuläuten. Es ist aber noch ganz dunkel gewesen und der Himmel voll Wolken. Da steigt auf einmal aus seiner Gruft das weiße Gespenst herauf, naht sich dem Nachtwächter und bedeutet ihn, es wolle denselbigen begleiten. Da ist natürlich an Widerspruch nicht zu denken und das Gespenst geht richtig mit ihm auf den Thurm. Als der Nachtwächter sein Geschäft beendet hat und wieder auf dem Kirchhofe angelangt ist, da murmelt das Gespenst mit dumpfer Stimme: „Und nun begleite Du auch mich.“ Aber der Nachtwächter hat nicht gewollt. Da wirft ihm die Gestalt eine treffliche Ohrfeige, schwebt zu seiner Gruft zurück und verschwindet dort.

162. a) Der Mönch auf dem Kirchthurme.

Breslauer Handschrift No. 16.

Auf dem Kirchthurme zu Meffersdorf treibt ein alter Mönch sein Wesen. Der muß keine Ruhe im Grabe haben. Einst geht der Nachtwächter Morgens um die vierte Stunde auf den Thurm, den Morgen einzuläuten, kommt an den Absatz, wo der Strang hangt, läutet und läutet — aber die Glocken schlagen nicht an und er kann keinen Ton hören; denkt bei sich, was mag nur das zu bedeuten haben und steigt die Stiege hinan bis zu den Glocken. Da steht ein alter Mönch mit einem schrecklichen Gesichte, der giebt ihm auf einmal eine Ohrfeige, daß er bewußtlos niedersinkt. Allmählich erwacht er aus seiner Betäubung, denkt, das soll Dir nicht zweimal begegnen und geht einen andern Weg als er herauf gekommen durch ein kleines Thürchen von Lehm zurück. Aber hinter ihr steht wieder der furchtbare Mönch, grinset ihn höhnend an, und giebt ihm eine noch bedeutendere Ohrfeige als zuvor. Der alte Nachtwächter stürzt wieder betäubt zu Boden. Wie er erwacht, scheint der helle Tag durch die Thurmfenster und der Mönch ist verschwunden.

162. b) Der gespenstische Lautemann zu Zittau.

Nach Willkomm a. a. O. Bd. 1. S. 260 sq. Gräffe, S. 520.

Zu der Zeit, als noch die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhle des Thurmes sehen, griff

an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die Abends um 9 Uhr geläutet wird, ziehen, legte aber jedes Mal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit paßte nun einmal der wirkliche Lautemann ab; während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhaft gewordene Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause. Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemuth, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Muth fiel gewaltig, als er schon von weitem die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Bewegungen machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Thurm, läutete und schlich sich ebenso wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Geberden gegen ihn machen; allein so unwohl ihm bei diesem Anblicke war, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möchte keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es aus Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, wurde schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzuge. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, und am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter entsetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz alles Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte — der übermüthige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet — so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten; da sie aber bemerkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter kläglichen Geberden von dannen, und so kehrte sie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im siebenjährigen Kriege der Thurm in Trümmern sank.

163. Der gespenstische Mönch in Kamenz.

N. L. Magazin 1838. Gräve S. 44.

Im Kamenzer Kloster läßt sich bisweilen ein Mönch sehen. Bei einem seiner Umgänge schrieb er an das Klosterthor die Buchstaben C. M. P. und

als darauf 1680 die Pest erfolgte und viele Einwohner hinweg raffte, erkannte man, daß diese Buchstaben nichts Anderes bedeuteten, als: Camitia misere peribit, d. h. Kamenz wird elendiglich verderben. Dieser Mönch soll der berühmte Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, sein, von dem man sagt, daß er in der St. Annenkirche begraben liegt, woselbst sein Leichenstein, auf dem eine Kanone abgebildet ist, sich noch befindet. Andere schreiben die Erscheinung dem unruhigen Geiste Peter Rudolph's, eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franziskanerklosters zu, der als Zauberer, Hexenmeister und Geisterbanner verschrieen war und bei lebendigem Leibe in die Hölle gefahren sein soll. Das Standbild des spukenden Mönches zeigt man noch an der Hausecke der Budissiner Gasse. Wenn er seinen Umgang halten will, so belebt sich dieses Standbild, steigt von seinem Postamente herab und wandelt auf das Kloster zu.

Anmerk. Wahrscheinlich heißt es nur auf gut sächsisch C. M. P., sonst wohl C. M. B. und ist nichts als die überall gebräuchlichen geisterbannenden Namen der heiligen drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar.

164. Der gespenstische Mönch in Lauban.

Sammlung von Schön No. 34. Msc.

In alten Zeiten waren zu Lauban mehre Klöster, welche nach der Reformation eingingen, und auf deren Stelle dann Privatwohnungen erbaut wurden. Ein Gebäude, zur dasigen Brauerei gehörig, steht gleichfalls auf einer solchen Stelle. Von diesem Hause erzählt man, daß zu gewissen Zeiten des Jahres ein Mönch in seiner Kutte mit lauten schleppenden Schritten die alten Stellen des ehemaligen Klosters besucht. Da er jedesmal ein und denselben Weg nimmt, so kennt man genau seinen Umgang.

165. Von andern Mönchsgespenstern.

I. Der gespenstische Mönch in Gruna.

Mündlich.

In Gruna bei Görlitz stand einst an der Stelle des jetzigen Brauhauses ein Kloster. Noch jetzt geht dort ein schwarzer Mönch um, und mehre Einwohner haben ihn des Nachts in der Brauerei herum wandeln sehen. Jedesmal wenn er erschien, starb in der nächsten Nacht Jemand im Dorfe.

II. Der gespenstische Mönch zu Löbau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In dem alten Schulgebäude zu Löbau zeigt sich dann und wann ein Mönch, nach dessen Erscheinung sich stets etwas Merkwürdiges ereignet.

III. Der gespenstische Mönch in Zittau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In der St. Johanniskirche in Zittau erscheint allemal, wenn sich etwas Merkwürdiges in der Stadt ereignen soll, das Gespenst eines Mönches.

166. Die weiße Frau im Schlosse zu Sohra.

Mündlich.

Im Schlosse zu Sohra bei Görlitz zeigt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau. Sie wandelt durch das ganze Schloß hindurch, hat ein jugendliches, aber blasses und leidendes Ansehen und allezeit einen großen Bund Schlüssel am Gürtel ihres altmodischen Gewandes. Vorzüglich zeigt sie sich in dem alten Ahnensaale des Geschlechts der Herren Moller von Mollerstain, welche früher das Schloß besaßen, und verschwindet mit einem schweren Seufzer an der Stelle, wo die Wand mit Blutflecken besudelt ist, welche niemals ganz verschwinden. Diese Blutflecken und das Erscheinen der weißen Frau haben eine traurige Veranlassung.

Die weiße Dame ist nämlich die Ahnfrau jenes Geschlechtes. Aber ihre Schönheit brachte Fluch über dasselbe, denn ihr Gemahl ermordete aus Eifersucht seinen eigenen Bruder und floh, von Verzweiflung erfaßt, in die weite Welt. Der Blutflecken in jenem Saale bezeichnet die Stelle des Brudermordes. Seine Kinder pflanzten das Geschlecht fort und waren bis zum vorigen Jahrhunderte Besitzer der Herrschaft. Aber auch noch unter den späteren Besitzern erschien von Zeit zu Zeit die weiße Frau, allemal wenn etwas Wichtiges sich ereignen sollte. Erst in diesem Jahrhundert jedoch kam es an den Tag, daß der entflohene Brudermörder in Rußland eine neue Heimath gefunden und eine zweite Linie von Mollerstain gegründet hatte. Dies stellte sich nämlich heraus, als im Jahr 1814 ein junger russischer Obrist von Mollerstain mit seinem Regimente in die Gegend kam und in Sohra sein Quartier nahm. Wie erstaunte er, als er, in den Hof einreitend, im Sohraer Schlosse das vollkommene Abbild seines väterlichen Schlosses in Rußland erkannte. Der Flüchtling hatte in der Fremde sein Haus nach der Erinnerung gerade so bauen lassen, wie das Haus seiner Geburt und seines Verbrechens. Diesem russischen Offizier soll die Ahnfrau nicht nur erschienen sein, sondern auch ein langes Gespräch mit ihm gehabt haben.

Das Schloß des Ermordeten hat einige hundert Schritte von dem seines Bruders gestanden. Im Schloßparke sind noch deutliche Spuren. Der Wallgraben umfließt den Platz, wo es stand. Vor einigen Jahren entdeckte man dort verfallene Keller.

167. Die weiße Frau auf dem Auersberge.

Grässe, S. 139.

Auf dem Auersberge bei Heydersdorf und Linda stand vor alten Zeiten eine Burg, deren geräumige Kellergewölbe noch heutigen Tages sichtbar sind. Dort hauste einst ein wilder Raubritter; der hatte eine fromme Gemahlin, die ihn gar oft mit Bitten und Thränen anflehte, sein sündliches Leben zu bessern. Einstmals aber ist der Ritter zornig gewesen, hat seine Ehegemahlin eine alte Betschwester genannt und also hart geschlagen und gestoßen, daß sie die Treppe herunter gefallen ist und den Hals gebrochen hat. Das Raubschloß ist längst der Erde gleich gemacht, aber die Ritterfrau geht noch oft in einem weißen Gewande auf den Trümmern umher, kam auch früher zuweilen in das Dorf, gab den Armen Geld und Lebensmittel, tröstete und heilte die Kranken und war ein Schutzengel der ganzen Gegend.

168. Das Fräulein vom Zangenberge.

Breslauer Handschrift No. 18. u. 19. Sammlung von Schön No. 31. Mse.

I.

Zwischen Schwerta und Marklissa steht ein mit Tannen bewachsener Berg. Auf seinem Gipfel stand vor Zeiten ein festes Schloß, das von Raubrittern bewohnt war, die sich durch Feuerzeichen mit denen der Landeskrone in Verbindung setzten. Dort erscheint von Zeit zu Zeit ein Fräulein, welches mit rührender Stimme den vorübergehenden Wanderer um Erlösung aus ihrem verwünschten Zustande anfleht. Der Erlösende kann nur ein reiner Knabe oder Jüngling sein. An eine junge Fichte gelehnt steht sie unbeweglich. Ihr Antlitz ist sehr schön, aber todtenblaß, und schwarze Locken wallen auf ihre Schultern herab. Ihre Kleidung zeigt immer ihre Gemüthsstimmung an. Trägt sie ein weißes Gewand, so ist sie sehr gütig und voller Frieden, trägt sie aber ein schwarzes, so ist sie wild aufgeregt und zornig. Stets aber hat sie ein großes Schlüsselbund am Gürtel. Auch am Bache, der am Berge vorüberrauscht, hat man sie gesehen, wie sie sorgsam weiße Linnen wäscht und in der Sonne trocknet. Dann haben goldene und silberne Gefäße am Bergabhange gestanden. Mancher ist vorübergegangen und hat ihren Bitten um Erlösung zaghaft sein Ohr verschlossen; aber Mancher hat wenigstens ihre Rettung versucht, wenn auch immer vergeblich.

Ein Jüngling, den ihre Bitten rührten, folgte ihr einst bis zu dem Berge, von dem sie herabgestiegen war, um ihn um Erlösung anzusprechen. Da sieht er aber Bären und Wölfe wild umherrennen und ihm den weiteren Weg mit feurigem Rachen verwehren. Ein Anderer, besonnener als jener, betet ein Vaterunser, worauf alle Truggestalten verschwinden. Da öffnet sich der Berg. Das Fräulein schreitet voran und sie gelangen in eine Kapelle.

Das Fräulein geht an den Altar, nimmt zwei Schwerter von ihm herunter, giebt ihm das eine, während sie das andere in der Hand behält und befiehlt dem Jünglinge, ihr das Haupt abzuschlagen. Da er das zu thun verweigert, erbebt der Berg, er fühlt sich fortgezogen und findet sich wieder an dem Orte, wo er das Fräulein zuerst gesehen.

II.

Eine andere Sage erzählt, die Jungfrau sei die Tochter des letzten Ritters, der einst sammt dem Schlosse und seinen Bewohnern in den Berg versunken sei. Nur alle Jahrhunderte einmal erscheine sie um die Zeit der Weihnachten, um einen Vorübergehenden um die Erlösung der Versunkenen anzuflehen, wobei sie ihm einen Theil des im Berge vergrabenen Schatzes verspricht. Vor hundert Jahren ist ihr ein Schäfer gefolgt und niemals wieder gekehrt.

III.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1834 ging gegen Morgen ein Bäckerlehrling aus Markliſſa des Weges, um seine Eltern in dem nahe gelegenen Städtchen Wigandsthal zu besuchen. Am Zangenberge angekommen sieht er plötzlich in einiger Entfernung eine Frau in einem schwarzseidenen, mit Schmelz gestickten Gewande von alterthümlichem Schnitt und mit einer langen Schleppe. Ihr Haupt bedeckte eine schwarze Haube mit einem in kleine Falten gelegten Streifen, von der ein langer Crepschleier herabwallte. Ihr Antlitz war fahl und blaßgelb. Der Knabe betrachtet diese Erscheinung mit neugierigen Blicken, doch als er bemerkt, daß sie ihm winkt, geht er erschrocken und schnell vorwärts. Siehe, da steht auf einmal die Frau, die doch vierhundert Schritt von ihm entfernt war, dicht vor ihm. Wieder winkt sie ihm und ruft ihm zu: Folge mir. Der Knabe sagte hierauf ängstlich: „Sie mögen ein gutes Frauenzimmer sein, doch ich bin auch ein guter Junge", und nun lief er athemlos ohne sich umzusehen, bis er das nächste Dorf erreichte. Zu Hause angekommen erzählte er seinen Eltern, was er gesehen, und weder Bitten noch Vorstellungen vermochten ihn zu beruhigen und zu bewegen, wieder am Zangenberge vorüber zu gehen. Der Geistliche des Orts und der Richter wurden zu Rathe gezogen, aber er beharrte bei seiner Aussage und empfand solche Furcht, daß er bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein bleiben wollte. Der Knabe hatte weder viel gelesen noch gesehen und gehörte keineswegs zu den phantasiereichen Menschen.

Noch jetzt scheuen sich Viele in der Dämmerung bei dem Berge vorbei zu gehen. Andere gehen absichtlich hin, um das Abenteuer zu bestehen und den Schatz zu heben. Die Jungfrau hat sich aber nicht wieder sehen lassen.

Anmerk. Zur Weihnachtszeit zeigt sich Hulda, Frau Holle (Grimm S. 182). Das Wäschebleichen und Geschirrhinstellen erinnert an die Wassermannsfrau und an die Zwerge.

Die verschiedene Stimmung, angedeutet durch schwarze und weiße Kleidung, ist sehr charakteristisch für die polarische Natur weiblicher Gottheiten.

Wie Hulda in den Berg gebannt ist, so sind es vorzüglich weiße Frauen, auf welche der Begriff der Bergverwünschung Anwendung leidet. „Göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden, am liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirtenknaben“ (Grimm, Mythol. S. 541).

Die Geschichte von dem Kopfabschlagen spielt noch einmal in der Schatzsage vom Krischaer Raubschlosse.

169. Die weiße Frau bei Schönbrunn.

Mündlich.

Wenn die Schönbrunner Bauern sich Donnerstags in Görlitz beim Wochenmarkte etwas verspätet haben, und erst um die zwölfte Stunde auf das Dorf zufahren, kommt es wohl vor, daß die Pferde zusammen schrecken und so wild werden, daß sie kaum zu halten sind. Wer dann recht Acht giebt, der sieht mitten auf dem Felde, unterhalb des Pfaffenberges, die weiße Gestalt einer Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme aus der Erde auftauchen, den Fußsteg entlang auf die Kirche zu und bei dieser vorbei auf den Pfarrhof gehen und an der Thür des Pfarrhauses wieder verschwinden. Das ist der unruhige Geist eines armen Weibsbildes, welches die Franzosen mit sich führten, als eine ganze Division derselben unter General Dürütte während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 hier ein Lager bezogen hatte. Die Arme wurde in einem Zelte, unter Beihülfe einiger Soldaten, von einem Kinde entbunden und starb bald darauf. Die rohen Krieger gaben ihr das Kind, welches nur schwach athmete und keineswegs ganz todt gewesen sein soll, in den Arm und verscharrten beide Leichname nicht weit von dem Lager auf dem Felde. Man sagt, daß bald nach dem Abzuge der Franzosen die weiße Frau mit dem Kinde dem Ortspfarrer viele Male erschienen sei und ihn gebeten habe, ihre Gebeine in geweihte Erde begraben zu lassen. Die Nachbarn, welche sie nun vom Pfaffenberge herunter in die Pfarrwohnung kommen sahen, haben ihn auch mehrfach angegangen, daß er doch das thun möchte, um dem irrenden Geiste Ruhe zu verschaffen; der Pfarrer aber, ein arger Rationalist, hat niemals etwas davon wissen wollen und immer gegen die Bauern behauptet, die Erscheinung bestände nur in ihrer Einbildung, er habe nie etwas davon gesehen.

170. a) Das Schloßfräulein von Meffersdorf.

Breslauer Handschrift No. 14.

In der Schloßallee von Meffersdorf zeigt sich dann und wann eine weiße Frau. Die heißt das Schloßfräulein, und es heißt, daß sie im Grabe keine Ruhe finden könne. Einst kamen zwei Frauen von einem Leichen-

gange in Scheibe zurück. Da ist ihnen am Ende der Allee bei dem sogenannten Obstgarten die weiße Frau vorbei gestrichen, als wenn der Wind sie vorüber wehte und hat einen fürchterlichen Gestank zurückgelassen. Todesmatt kamen die Frauen nach Hause und die eine fiel in eine lebensgefährliche Krankheit.

170. b) Die Jungfernberge bei Mocholz.

Mündlich.

Zwischen Rothenburg und Muskau wird die Einförmigkeit der Haide hie und da durch lang hingestreckte, meist von West nach Ost streichende Hügelreihen unterbrochen, die oft gar keinen Namen haben. Aber bei Mocholz heißen sie die Jungfernberge. Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt ziehen sich diese Berge wohl eine Stunde lang hin und haben eine Breite von etwa 400 Schritt.

In diesen Jungfernbergen wohnen drei wunderschöne Fräulein in einem unterirdischen Schlosse. Oft gehen sie am hellen Mittage Arm in Arm am Abhange des Hügels hin in dunkler Kleidung und mit trauriger Miene. Wenn man ihnen nachgeht, so verschwinden sie auf der Stelle. Doch ist es auch vorgekommen, daß sie diesen und jenen zum Mitkommen eingeladen. Weidende Hirtenbuben haben sie noch in jüngerer Zeit oft gesehen, aber die Jungfrauen gingen immer stumm vorüber und die Burschen waren immer zu erschrocken sie anzureden. Früher war das anders. Da verkehrten sie freundlich mit den Bewohnern des Dorfes, und letztere hatten es nicht schlecht dabei, denn Segen begleitete sie, wohin sie traten. Ja, alte Leute erzählen, daß die drei Jungfern früher sogar in die Schänke zur Tanzmusik zu kommen und mit den Burschen des Dorfes zu tanzen pflegten. Aber sie blieben blos immer bis zu einer bestimmten Stunde da und entfernten sich dann pünktlich, um in ihren Berg zurückzugehen. Aber seit einmal ein verliebter Bauernbursch die jüngste und schönste von ihnen mit Gewalt zu zwingen versucht, über ihre Zeit zu bleiben, sind sie nicht wiedergekommen.

Anmerk. Zu den gewöhnlichen Zügen der Bergentrückung gesellt sich der sonst besonders von den Wasserfrauen berichtete Besuch der Tanzmusik — eine Zwittersage.

171. Die weiße Frau auf den Teichwiesen bei Görlitz.

Akten der Naturforsch. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Auf den Teichwiesen hinter dem grünen Graben ist den Waschfrauen, die sich daselbst des Bleichens halber aufhalten, oft die weiße Frau erschienen. Sie zeigt sich besonders zur Frühjahrszeit, hat ein langes schleierweißes altmodisches Gewand an, ist ungewöhnlich groß und geht mit großen aber furchtbar langsamen Schritten den Fußweg zum Pulverteiche entlang. Dort kehrt sie zurück und verschwindet in dem Hohlwege der Teichstraße bei dem Hause

Nr. 906., auch 924. (alte Numer). Zuweilen erscheint sie Abends in der Dämmerung, öfter bei Mondschein und zwar, wenn derselbe im Abnehmen ist.

172. Die weiße Frau und der Mönch ohne Kopf im Sorauer Schloße.

I. Mündlich. II. Magnus S. 31.

I.

Das Sorauer Schloß ist ein großes weitläufiges Gebäude mit einem hohen Thurme. Nach der Chronik wurde im Jahr 1207 durch Ulrich von Devin der Bau begonnen und erst nach 122 Jahren von dem Herrn von Pack ganz vollendet. Es hat wie das königliche Schloß in Berlin seine weiße Frau, welche, so lange noch die Grafen Promnitz Sorau besaßen, jedesmal durch ihr Erscheinen den Tod des Besitzers anzeigte.

II.

Als später die Herren von Biberstein auf Sorau residirten, hat sich allemal kurz vor dem Tode des Besitzers ein Mönch ohne Kopf mehrmals hinter einander sehen lassen. Wenn sich dies ereignete, so sind die Herren von Biberstein alsobald nach Friedland gezogen, um daselbst den Tod zu erwarten und in ihrer dort befindlichen Ahnengruft begraben zu werden.

173. Der ewige Durst.

Gräße S. 497.

Verfolgt man in Wilthen, zwei Stunden südlich von Bautzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bautzen führt, so gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wiesen mit einer Quelle. Dort zeigt sich zuweilen in der Mittagsstunde eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und sich bückt, um mit der Hand Wasser zu schöpfen. Aber wie sie sich auch müht, sie kann das Wasser doch nicht erreichen, und tief seufzend entfernt sie sich wieder und verschwindet. Diese Erscheinung heißt „der ewige Durst." Alte Leute erzählen, es habe einst eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unsäglichen Durst gelitten, und die Wehefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Wasser zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und so verschied sie unter den Qualen jenes verzehrenden Durstes. Seit dieser Zeit geht sie alle Mittage an jene Quelle, will Wasser trinken — denn sie dürstet noch immer — und kann doch das Wasser nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloser Qual.

174. Der schwarze Hund in Budissin.

N. L. Magazin 1838 S. 197. Büchnert II. 283. Gräve S. 27.

In Budissin vor dem Lauenthore, wo früher der Rabenstein stand, erhebt sich aus einer daselbst befindlichen Vertiefung um Mitternacht ein großer

schwarzer, zottiger Hund, welcher zum Thore hinein bis zum Waisenhause seine Runde macht und wieder verschwindet, wo er hergekommen. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück an. Die Sage erzählt von ihm Folgendes:

Im 14. Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen angehörte, lebte in Budissin ein reicher polnischer Graf, der war ein halber Heide, schund die Bauern und Bürger bis auf's Blut, und nannte sie nur immer seine Hunde. Dafür hat ihn aber auch eines Tages der Teufel geholt; denn als er nach einem schwelgerischen Mahle zum Lauenthore hinaus ritt, fiel eine Feuerkugel vom Himmel und erschreckte das Pferd, daß es sich bäumte und den Reiter abwarf. Den nächsten Morgen fand man ihn mit schwarzem Gesichte und umgedrehtem Halse. Das Pferd ist wahrscheinlich im Dienst des Bösen gewesen und zur Hölle hinab gefahren. Der Graf aber ist seitdem verdammt zu jener nächtlichen Wanderung in Hundsgestalt. Ein aus dem vorigen Jahrhunderte stammendes Bänkelsängerlied gedenkt seiner in Folgendem:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund!

175. Der feurige Pudel auf dem Löbauer Berge.

Nach Klar, die helle Sagenzelle, Löb. o. J. S. 39. Gräffe S. 492.

Vor langen Jahren stand am Fuße des Löbauer Berges tief im Gebüsche ein schmuckes Jägerhaus, welches ein gewisser Bischeber als Förster mit seiner Frau bewohnte. Derselbe war aber in der ganzen Umgegend gehaßt und gemieden, denn er war habsüchtig, grob und hart gegen jeden, der etwas mit ihm zu thun hatte. Seine arme Frau hatte es selbst sehr schlecht bei ihm und fand nicht einmal in seiner Abwesenheit zu Hause einen Trost, denn sie war kinderlos. Vorzüglich war aber sein Haß gegen seinen Schwiegervater, einen reichen Bauer in der Nachbarschaft, gerichtet, weil er sich einbildete, derselbe habe seiner Tochter zu wenig Mitgift gegeben. Nun trug es sich zu, daß ein junger Bürger aus Löbau das Herz der zweiten Tochter jenes Bauern gewonnen hatte, und daß dieselbe ihm auch ihre Hand zusagte. Bald sollte die Hochzeit stattfinden und Bischeber's Schwiegervater rüstete sich nur noch, die Mitgift für seine Tochter herbei zu schaffen. Er hatte dazu 1000 Goldgulden bestimmt, die er in der Stadt irgendwo ausgeliehen hatte und jetzt zurück erhalten sollte. Er machte sich also eines schönen Morgens mit seinem Geschirre auf, um das Geld aus der Stadt zu holen, erhob es auch und lud es, nachdem er es zuvor in einen kupfernen Kessel gethan, auf seinen Wagen, und fuhr schon in der Dämmerung den ihm wohlbekannten Weg in sein heimathliches Dörfchen zurück. Allein er sollte dasselbe nicht

erreichen, denn der gottvergessene Jägersmann, welcher seines Schwiegervaters Vorhaben und den Tag, wo derselbe es auszuführen dachte, ausgekundschaftet hatte, lauerte ihm im Walde auf, sprang auf den Wagen, tödtete den Greis, bemächtigte sich des Kessels mit dem Golde und gab den Pferden einen Peitschenhieb, daß sie mit dem Leichnam auf dem wohlbekannten Wege bis vor sein Haus trabten. Der Mörder aber nahm den schweren Kessel, um ihn nach einem ihm wohlbekannten Felsenloche zu schleppen, wo er ihn sicher glaubte. Aber auf dem Wege dahin glitt er aus und fiel in den Sumpf. Der schwere Kessel drückte ihn herab und er erstickte elendiglich sammt seinem Raube. Die unglückliche Familie ahnte wohl den Zusammenhang; Bischebers Wittwe verließ das Jägerhaus, das nun Niemand mehr beziehen wollte und das nach und nach in Trümmer fiel. Allein einige Zeit nachher erschien in der Dämmerstunde ein Licht am Fuße des Löbauer Berges, und ein Holzhauer erkannte einen feurigen Hund mit sprühenden Augen. Da sagten alle, die es hörten: Das ist Bischeber und sein Schatz, aber Niemand hat sich getraut, sich dem Hunde zu nähern oder den Schatz zu heben.

176. Der schwarze Hund in Kamenz.

N. L. Magazin 1838 S. 128.

Im Jahre 1570 starb der letzte katholische Bürgermeister zu Kamenz mit Namen Andreas Günther. Seine Seele ist verwünscht worden und er geht noch immer zu nächtlicher Weile in dem Klosterhofe um als ein schwarzer zottiger Hund und treibt auch als ein schwarzer Ziegenbock auf dem Hutberge sein Wesen. Selbst am Tage erscheint er in dieser Gestalt bisweilen. Badende Knaben sind von ihm erschreckt und verjagt worden. Er war sehr reich und wollte doch seinen Reichthum den evangelischen Nachkommen nicht gönnen, sondern vergrub ihn in der St. Annenkirche. Dort liegt dieser Schatz, welcher 24,000, oder wie andere sagen 80,000 Dublonen betragen soll, noch ungehoben bis auf den heutigen Tag. Man weiß wohl, daß eine an dem einen Pfeiler der Kirche befindliche Figur die Stelle andeutet, wo der Schatz liegt: aber gerade der Arm, welcher darauf hinweiset, ist abgebrochen und so hat man ihn nicht auffinden können.

177. Der schwarze Hund in Görlitz.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellschaft, Sektion für Alterthümer No. 4. Mss.

In Görlitz war bis vor wenigen Jahren an der Ecke der Jüdengasse und Büttnergasse im Pflaster ein großes Abzugloch. Das war zur Hälfte mit einem großen viereckigen Steine bedeckt und hieß im Volksmunde das Hundeloch, und der daneben wohnende Bäcker hieß davon der Hundebäcker. Das kommt daher: In der Weihnachtsnacht zwischen zwölf und ein Uhr spukt in Görlitz ein großer schwarzer Hund. Der kommt aus einem ähnlichen Wasserloche am Jakobshospital heraus, geht zum Frauenthore hinein

bis an jenes Loch, wo er verschwindet, aber nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommt, um seinen Rückweg anzutreten. Manche sagen, er nehme seinen Weg durch die Verräthergasse, und Viele, die ihn gesehen haben, versichern, daß er nur drei Beine habe. Wegen dieses Hundes ließen die Stadtsoldaten am Frauenthore allemal in der Weihnachtsnacht das Pförtchen auf, weil sie sich fürchteten, ihn in seinem Wege zu verhindern, und es war dies ein Geheimniß unter den Stadtsoldaten, in das jeder Rekrut erst dann eingeweiht wurde, wenn er einmal die Weihnachtswache hatte. Es war aber einmal ein beherzter Kerl unter ihnen, der fürchtete sich vor dem Teufel selber nicht, spottete über die Erscheinung und beschloß dem Hunde entgegen zu treten. Es war ein sehr stürmischer Weihnachtsabend. Die andern Soldaten blieben in der Wachtstube, er aber schloß sorgfältig die Pforte und stellte sich mit aufgestecktem Bajonett an der inneren Seite desselben auf. Kaum hatte es zwölf Uhr geschlagen, da kam der Hund groß, schwarz und zottig, und als er das Thor nicht geöffnet fand, schüttelte er sich zornig und machte so große feurige Augen, daß es erschrecklich anzusehen war. Plötzlich aber setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über das hohe Gitter hinweg. Die Soldaten in der Wachtstube hörten ein furchtbares Schnauben und Poltern, dann war Alles still. Wie sie endlich hinaus gehen, finden sie ihren Kameraden leblos am Schilderhause. Seine Flinte aber war zusammen gedreht wie eine Schraube. Als der Soldat erwachte, erzählte er, was ihm begegnet. Er ist aber nicht wieder gesund geworden und schon nach drei Wochen gestorben.

178. Der feurige Pudel in Görlitz.

Breslauer Handschrift No. 11.

Rechts neben dem heiligen Grabe, an der Ecke der heiligen Grabsgasse und dem Gäßchen, welches zum Bache Kidron führt, steht hoch auf dem Berge ein Haus. Vor dem zeigt sich um Mitternacht ein feuriger Pudel mit glühenden Augen und fletschenden Zähnen, der die Vorübergehenden gar erschrecklich angrinst. Viele haben den Pudel gesehen und noch heute laufen die Menschen, wenn sie zur Geisterstunde den Ort passiren müssen, eilig vorüber oder machen am liebsten einen Umweg.

179. Der schwarze Hund am Hopfenberge zu Rothwasser.

Nach Schön.

Zwischen Rothwasser und Langenau liegt der sogenannte Hopfenberg; durch ihn führt ein schmaler, hohler Fußweg bis an den Tschirnefluß. Wenn der Fußgänger des Nachts in der zwölften Stunde diesen Weg passirt, so liegt zu gewissen Zeiten an der rechten Seite des Tschirnefluſſes, da wo der Steg hinüber führt, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, der ihm den

Weg streitig macht, indem er sich quer über den Weg legt und ihn mit grossen feurigen Augen anglotzt. Nimmt der Wanderer jedoch den Stock in die linke Hand, so steht er auf, macht Platz und begleitet denselben auf der rechten Seite eine weite Strecke durch den Berg, jedoch mit matten, erloschenen Augen, langsam und wie widerstrebend. Auf der Höhe des Berges verschwindet er und Niemand sieht, wo er hingekommen ist.

Die Sage erzählt, es sei der Geist eines Bauern aus Langenau, der ein roher Kerl und Gotteslästerer gewesen, im Tode hätte er kaum ersterben können, und als die Grabebegleiter vom Kirchhofe zurückgekommen, habe er in leibhaftiger Gestalt zum Fenster heraus gesehen, und seitdem so entsetzlich im Hause gespukt und rumort, daß seine Hinterlassenen sich an den einäugigen Scharfrichter von Görlitz um Abhülfe wendeten. Der kam, citirte den Geist, verwandelte ihn in einen Hund und zauberte denselben schließlich in einen Sack, wobei er genöthigt war, den Widerspenstigen tüchtig mit seinem Stocke zu bearbeiten, trug ihn hinaus auf's Dorf und verbannte ihn schließlich an den Hopfenberg.

Anmerk. Vielleicht der einäugige Scharfrichter Kaspar, der Anno 1512 zu Görlitz lebte.

180. Das weiße Pferd auf dem Frauenkirchhofe zu Görlitz.

Mündlich.

Auf dem Frauenkirchhofe in Görlitz zeigt sich zuweilen und zwar an einer bestimmten Gruft ein weißes Pferd. In jener Gruft fand man einst die verschütteten Gebeine eines Pferdes, und die Leute sagen, es rühre aus den Kriegszeiten her, da habe einmal ein russischer Kosak sein Pferd auf dem Kirchhofe weiden lassen. Das arme Thier verirrte sich in die Gruft, stürzte hinab und mußte elendiglich umkommen. Damals glaubte alle Welt, das Thier sei davon gelaufen oder gestohlen worden.

Anmerk. Ob und wie diese Sage in Beziehung steht zu der alten Sitte, bei der Einweihung eines Todtenackers zuerst ein lebendiges Pferd (Odin's Todtenroß oder das Todtenpferd der Unterweltsgöttin Hel, die auch Pferdejungfrau, Glitnis gna hieß) zu verscharren, sei dahin gestellt. Vergl. Grimm, Mythol. S. 804.

181. Der Alex zu Horka.

N. L. Magazin 1839 S. 359.

In einer alten Kammer in der Kirche zu Horka findet sich ein altes, roh aus Holz geschnitztes Heiligenbild, sitzend, das Haupt mit der Hand stützend, dem Alt und Jung den unerklärlichen Namen „Alex" beilegen. Dieses Bild ist ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für Viele. Einst ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu schneiden, vor jener dunklen Kammer, in der sich das gefürchtete Bild befindet, vorüber. Leichtsinn und Uebermuth verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung:

„Alex, komm, hilf Gras schneiden!“ Urplötzlich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung.

In einer stürmischen Nacht um die Zeit der Geisterstunde sah einst der Nachtwächter die verrufene Gestalt am Kirchhofthore.

Anmerk. Der Name Alex scheint schier unerklärlich. Holscher im N. L. M. vermuthet dahinter einen heiligen Alexius. Dem scheint aber zu widersprechen, daß das Bild einst auf der Flucht von der Kirche betroffen wurde. Dies ist ein entschieden heidnischer Zug.

Wie wenn es eine Erinnerung wäre an jene unbekannte Gottheit der Semnonen, von der Tacitus sagt: numini nomen Alcis (sing. nach Grimm alx) Germ. c. 43? Diese dunkle Stelle läßt zwei Erklärungen zu. Erstens: numen bezieht sich auf eine wirkliche persönlich gedachte Gottheit. Dafür spricht, daß Tacitus dieselbe mit dem Dioskurenpaare Castor und Pollux vergleicht. Zweitens: numen bezieht sich auf den heiligen Hain, althochd. alhs, der selber wie eine Gottheit verehrt wurde, und der Vergleich des Tacitus beruht auf einem Irrthume. (So Grimm.)

Zu der ersten Meinung wäre anzuführen: al ist die allgemeine Stammsilbe für ein hohes Heiligthum, Altar, Tempel, heiliger Hain. Die Urbedeutung der Silbe al ist die der Höhe, der älteste Gottesname Elohim ist davon abzuleiten, al = Höhe, el = Kraft, alles Hohe ist stark. Elohim wird übersetzt die Starken oder die Kräfte. Der älteste Gottesdienst war Höhendienst. Die späteren Juden schafften ihn ab, aber die Israeliten behielten ihn bei, daher ist in ihrem Gottesnamen Allah das ursprüngliche, sozusagen noch naturalistische und pantheistische al geblieben. Aber auch durch Hinzutritt des c und resp. x wird die allgemeine Bedeutung specialisirt in die der Kraft. (Vergl. Alcon, Alcmene, Alexander u. s. w.) Alcmene gebar aber allerdings ein Zwillingspaar, Heracles, als Sol invictus auch Alcaios, der Starke genannt, und den Tag darauf den Iphicles. (Dem römischen Geschichtsschreiber lag es freilich nahe, bei einem Zwillingspaar zuvörderst an die Dioskuren zu denken.) Wie wenn dies eine Bestätigung der Nachricht wäre, daß Heracles, d. i. sein Kultus, auch zu den Deutschen gekommen sein soll? (vergl. die Sage von der Isis). Der Singular dürfte weniger auf die Mutter Alcmene, als auf den ältesten Bruder Alcaios zu beziehen sein, aus dessen Namen ein dem Zwillingspaar gemeinsamer sich gebildet hätte; der Alex in unserer Sage kann eine Erinnerung daran sein.

Zu der zweiten von Grimm aufgestellten Meinung vergleiche man unsere Sage No. 1., wo allerdings dem heiligen Semnonenhaine Ehren wie einem persönlichen Gotte erwiesen werden, und die Anmerkung 4. zu der Sage von den Heinchen (No. 42.), wo ausgeführt ist, wie im Worte Hain die Begriffe Wald, Götzenbild, Tod, Zwerg zusammentreffen. Ebenso kann ganz gut im Namen Alex der Begriff des Götzen und des Waldes sich zu einer Anschauung vermischen. Wie die Bernstädter sagen: im Burgsberge liegt ein goldener Hain (Götzenbild), so nennen die Horkaer die von ihnen für ein Götzenbild gehaltene Figur mit jenem uralten Namen Alx oder Alex = alhs = Hain. Diese Erklärung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn nachgewiesen werden kann, daß dieser alte Name in der Lausitz noch anderweitig anzutreffen, und ich bin in der That nicht abgeneigt, die Sage von dem heiligen Haine bei Elster am Elsterflusse dahin zu deuten, daß der Name Elster (wendisch halstrow) eben weiter nichts bedeutet, als heiliger Hain (Vergl. No. 15. und No. 145.).

Eine dritte Spur dieser alten heiligen Wurzel dürfte in den Ortsnamen Oelsa, Langen-Oels, Oehlisch (mit einem alten Opferplatze) und in dem Namen des Oelberges bei Königshain zu suchen sein. Auch das Flüßchen Oelse im Laubaner Kreise hat wohl dieselbe Bedeutung wie die Elstra.

Prof. Dr. Anton hat in einem Schulprogramme ebenfalls eine Erklärung jener dunklen Stelle des Tacitus gegeben. Er erklärt die Gottheit für eine slavische, findet das Zwillingspaar wieder in dem slav. Worte holži, Jünglinge, und in der lithauischen Sage von einem schamaitischen Brüderpaare, welches sein Volk aus der Sklaverei befreite und denselben Namen holzi führte. Den heiligen Hain verlegt Anton ohne eine lokale Berechtigung dazu in die Königshainer Berge. Es käme darauf an, ob die Etymologie einen Zusammenhang des wendischen Wortes und des schamaitischen Namens mit der von Grimm zuerst aufgestellten Bedeutung der Silbe alhs nachweisen könnte.

182. Eine Teufelsdohle besucht die oberlausitzischen Stände.

Gerber S. 394.

Als in Böhmen der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin, um zu berathen, wie sich in solchen Kriegsläuften das Land zu verhalten habe. Als sie so dasaßen und sich beriethen, klopfte es an's Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit ihrem Schnabel an die Glasscheiben. Als man nun das Fenster geöffnet, ist das wunderliche Thier in das Zimmer gehüpft und hat ganz vernehmlich gekrächzt: „Ihr Herren, was machet ihr da?" ist etliche Male im Zimmer auf- und abgegangen und endlich wieder zum Fenster hinausgeflogen. Die Herren sind gewaltig erschrocken und haben es gleich für eine böse Vorbedeutung genommen.

183. Der verwünschte Hecht in Melaune.

Mündlich.

Beim Burgberge zwischen Döbschütz und Melaune ist ein kleiner Teich. In diesem wohnt ein in einen Hecht verzauberter Prinz. Viele haben den Fisch gesehen. Er ist sehr groß, trägt eine goldene Krone auf dem Haupte und ein goldenes Band um den Hals. Was es mit dem Prinzen für eine Bewandtniß gehabt hat, daß weiß man nicht, aber soviel ist gewiß: Wer sich unterfangen würde, nach dem verwünschten Hechte zu fahnden, dem würde es schlecht bekommen. Vor etwa 20 Jahren haben zwei übermüthige Jägerburschen in einer stillen Mitternacht den Versuch gemacht. Aber ihr Netz wurde plötzlich so schwer, daß sie es nicht mehr bewältigen konnten. Da bekamen sie Angst, ließen das Netz im Stich und liefen davon. Der eine ist drei Tage darauf verstorben. Der andere aber wurde schwer krank und hat Zeit seines Lebens einen Knax davon gehabt. Und aus dem Munde seines leiblichen Bruders ist diese ganze Geschichte.

Anmerk. 1. Die Sage ist sehr kurz, wahrscheinlich unvollständig, aber doch ein merkwürdiger Fund. Auf dem Burgberge zwischen Döbschütz und Melaune soll ja eben das Schloß Meran (Melaune) gelegen haben, das nach seiner Vertreibung 1179 König Wladislav von Böhmen zu seinem Aufenthalte wählte (siehe „das Schloß Meran" im 2. Bande). Ist diese Sage eine dunkle Erinnerung an diesen König? Der Teich erscheint gewissermaßen als das Wahrzeichen und Symbolum der Herrschaft Döbschütz. Der Name Meran ist verwandt mit Mare, Meer, es heißt auch geradezu: das Schloß Meer und die Schild-

sage der Döbschütze (oder Debschitze) erinnert ebenfalls an einen See. Nach Sinapius soll der Name des Geschlechts vom slavischen topin, tauchen, herkommen und das Seeblatt im Wappen ein Andenken an einen kühnen Wasserritt des Ahnherrn sein (siehe die Schildsagen).

2. Nach slavischer Sage verrieth ein redender Hecht das Versteck, wohin der Unhold Kaszej den von ihm geraubten Fischer des Wladimir gebracht hatte (Vollmer, Wörterbuch der Mythologie S. 1029). In der märkischen Sage spielt ein Hecht den Wahrsager und den Zauberer, indem er einen Bauerburschen mit einer Prinzessin verheirathet (Kuhn, S. 270). In einem See in der Eifel sind zwei Hechte, deren Erscheinen allemal den Tod eines Erben des Hauses Ulmen verkündigt (Wolf, deutsche Märchen und Sagen S. 210).

184. Der gebannte und befreite Geist.

Sammlung von Schön No. 67. Msc.

Im sogenannten Grün-Erlicht bei Nieder-Neundorf hat man öfters in den Dreiwochen (Advent) ein Geschrei gehört, auch deutlich die Worte vernommen: „Hülfe, ach helft doch.“ Viele Leute sind mit Laternen und Stangen hinausgezogen, allein von der bald hier, bald da rufenden Stimme nur vexirt worden. Es haben aber einmal an derselben Stelle ein Paar Bauern Stöcke gerodet und sind dabei unter der Wurzel eines Stockes auf eine hohle Stelle gekommen. Da haben sie weiter gegraben und endlich einen hölzernen Kasten gefunden. Sie ziehen ihn heraus, öffnen ihn und finden darin ein Ei von der Größe eines Gänseeies. Jedoch, wie sie sichs betrachten, zerspringt mit einem Male das Ei und heraus fliegt ein Vogel mit dem Geschrei: „Ich bin befreit, ich bin befreit!“

Anmerk. Bechstein (Thür. Sagen IV. S. 137) erwähnt eines Kobolds, der in einer Schachtel unter einem Birnbaume vergraben war.

185. Der unruhige Geist.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 111. Gräve S. 94.

Auf den Litschener Teichdämmen steht eine alte hohle Eiche. Bei derselben hörte man öfters ein ängstliches Hülferufen, konnte aber nie etwas sehen. Einst ging ein Mann aus Litschen dort vorbei, und da er beherzt war, antwortete er dem Rufe und fragte, was er helfen solle? Das unsichtbare Gespenst sagte, es sei eine Seele, die nicht zur Ruhe kommen könne, aber er könne sie zur Ruhe bringen. Morgen um 12 Uhr solle er nur mit der ganzen Schule, dem Küster und dem Geistlichen an die hohle Eiche hinziehen, gleich als wollten sie einen Todten mit einem Leichensermone bestatten. Das geschah zwar, aber die Uhren waren alle stehen geblieben und nach der Sonne konnte man sich nicht richten, weil ein trüber Tag war, man verpaßte also die rechte Zeit und kam zu spät an. Da fiel das Gespenst über sie her, hockte einigen auf, warf andere in das Wasser und

Alle ergriffen mit Schrecken die Flucht. Lange Zeit hat es noch alle Abende unter den Fenstern des Bauern gerufen und ihn heraus verlangt, er ist aber nie gekommen, und endlich hat es der Geistliche beschworen und vertrieben. Dieses Gespenst hat, wenn Jemand von 11—12 Uhr mit einer Laterne an der Eiche vorbeigegangen ist, gewöhnlich das Licht darin ausgelöscht; öfters hat es aber auch die Vorübergehenden dadurch zu erschrecken gesucht, daß es eine solche Menge Eicheln abschüttelte, daß man bis an die Knie darin waten mußte. Ist man aber des andern Morgens zur Eiche gekommen, so hat man auch nicht eine einzige Eichel gefunden.

186. Die Saufgespenster.

Frenzel, hist. natur. III. 1468. mss.

Anno 1556 am Sonntage Judica oder dem schwarzen Sonntage hat ein junger Edelmann in unserer Lausitz des Teufels Anfechtungen folgendermaßen erfahren müssen:

Nachdem er mit etwa neun oder zehn anderen jungen Edelleuten in einem nahe gelegenen Dorfe die Kirche besucht, ist er von zweien seiner Kameraden, welche daselbst einen Edelhof besaßen, nebst den andern zum Mittagsmahl geladen worden, wo man denn alsbald angefangen hat, tapfer zu zechen und einander „mit Halben" zuzutrinken. Wie nun unter jungen Leuten solches Zechen selten friedlich endet, so erhob sich auch hier zwischen zweien der Gäste ein Streit um ein Glas Bier, indem der eine dem andern nicht mehr hat wollen (oder können) Bescheid thun, bis sie endlich einander nach den Köpfen griffen und mit Fäusten also traktirten, daß viel Blut geflossen. Da besorgte jener oben erwähnte junge Edelmann, der ein frommer Herr und erst zwanzig Jahre alt gewesen, es möchte mit einem von Beiden ein schlimmes Ende nehmen; und als sie von Neuem anfangen wollten, mit den Fäusten zu fechten, ist das gute Gemüth dazwischen gesprungen, und hat den einen bei Seite genommen und mit ihm den Weg nach seines Vaters Hause eingeschlagen. Zu Hause angekommen, hat der Vater den fremden Gast wohl aufgenommen, ihn zur Tafel geladen und mit dem besten Trunke bewirthet. Nachdem sie nun manch gutes Glas mit einander ausgezecht und sich trefflich berauscht hatten, begiebt sich der Vater mit dem Gaste zu Bette; den Sohn aber, der sich einen allzu steifen Rausch angetrunken hatte und mit dem Kopfe auf der Tafel liegend eingeschlafen war, ließ er daselbst zurück. Er wird wohl aufwachen und sein Bett schon finden, dachte der unbesorgte Vater. Spät in der Nacht weckt den berauschten Junker ein seltsames Rascheln und Rauschen am Fenster. Das kam von lauter kleinen schwarzen spannelangen Männlein, die zum Fenster hereinsteigend bald das ganze Zimmer anfüllten. Der Junker entsetzt sich und will zur Thüre hinaus. Da kommt ihm plötz-

lich ein heller Schein entgegen und an der Thüre steht ein langer Mann mit einem ellenlangen schwarzen Barte und einem großen Lichte in der Hand. Zugleich wird es auch hinter ihm helle, und wie er sich umsieht, ist der ganze Tisch besetzt mit Lichtern, Trinkkannen und Humpen und rings herum setzen sich die kleinen Männlein und werden plötzlich lang und immer länger, und haben große schwarze Bärte und schwarze Mäntel, weiße geschlitzte Wämser und auf dem Kopfe braunschweigische schwarze Hüte mit Hahnenfedern und güldenen Borten, und es will den Junker bedünken, als wären etliche seiner Zechbrüder darunter, mit denen er den ganzen Tag über getrunken. Sie grüßen ihn auch einer nach dem andern, heben die Humpen, trinken und rufen ihm zu, der eine: Hans, es gilt Dir; der andere: Hans thu' Bescheid; ein dritter: Hast Du heut können saufen, Hans, so kannst Du auch jetzt mit uns saufen; ein vierter: Mußt saufen, Hans, oder wir drehen Dir den Hals um. Da fiel der Junker auf die Kniee, hob die Hände auf und wollte beten. Und wie er anfing zu beten, siehe, da stand plötzlich vor ihm ein Mann in einem langen weißen Gewande, mit schönen goldgelben Locken und einem hellen lieblichen Angesichte. Der sprach zu ihm: Hans, trinke nicht mit ihnen, sei standhaft, bete zu Gott dem Herrn im Namen Jesu Christi. Der wird Dein Helfer sein in diesen Nöthen. Da betete der Junker brünstiglich und wo er nicht weiter konnte vor Angst, da half ihm der Mann im weißen Gewande und sprach zu ihm: Du hast heute einen Todtschlag verhindert, darum wird Dir Gott beistehen wider diese Unholde, so Du ihn anrufest; aber thue Buße und lasse ab vom Saufen und Fressen, ermahne auch Deine Gesellen ein Gleiches zu thun. Mit diesen Worten verschwand der Mann im Lichtgewande, und zu ihm traten zwei schwarze Gestalten, ähnlich gekleidet wie die gespenstischen Zechbrüder, nur mit langen schwarzen Pluderhosen, und peinigten ihn, da er jenen Bescheid zu thun sich standhaft weigerte, mit Zwicken, Zerren und Raufen, daß er zu unterschiedlichen Malen laut aufschrie, bis endlich der Hahn krähete und der ganze Spuk urplötzlich mit großem Gepolter verschwand. Als der Junker sich allein sahe und wiederum zu sich kam, kroch er auf allen Vieren zur Thür hinaus, wo er gar kläglich jammernd liegen blieb, bis daß der Vater und das Gesinde von seinem Jammern geweckt aufgestanden sind, und ihn an der Stubenthür liegend gefunden und in sein Bette gebracht haben. Das Gesinde hatte wohl sein Geschrei gehört, aber vermeinet, es sei etwa ein Streit ausgebrochen unter den drei Zechern und gehe sie nichts an. Des andern Tages hat der Junker gebeichtet und das heilige Sakrament genommen, auch seinen Zechbrüdern mitgetheilt, was ihm begegnet, und sie ermahnt, gleich ihm Buße zu thun. Es hat sie aber gedäucht als ein Märlein, Schwank oder Traum, haben ihn nur verlacht und ihr wüstes Leben fortgesetzt. Diese Geschichte hat der Pfarrer des Ortes nachmals mit Bewilligung des Edelmannes öffentlich von

der Kanzel verkündiget: „Jobus Fincelius aber, welcher diese Begebenheit aufgezeichnet und in Druck gegeben hat, versichert, ihm sei sowohl der Name des Junkers als auch der Ort der Begebenheit wohl bekannt."

187. Der blutende Geist.

Gräve, S. 194.

Als am 6. Juli des Jahres 1698 Heinrich Karl Joachim, Rittmeister auf Sarisch, und Jakob auf Zescha, Gebrüder von Theler bei ihrem Vetter Wolf Ehrenreich von Theler auf Reschwitz, unweit Budissin, bei einem freundschaftlichem Gastmahle waren, erhob sich zwischen diesen erstgenannten Beiden ein Streit über politische Meinungen, welcher so heftig wurde, daß dieselben in ein Nebenzimmer gingen und die Degen zogen. Der Wirth Wolf Ehrenreich, dieses bemerkend, eilte ihnen nach, um Frieden zu stiften, redete zur Sühne und ergriff, sich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwüthigen einen Stich erhielt, an dessen Folgen er am andern Tage starb.

Seitdem erscheint zuweilen auf dem alten Schlosse zu Reschwitz im sogenannten Orangenhause während der Mitternachtsstunde der Getödtete als eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloß herum geht und dann mit einem tiefen Seufzer wieder verschwindet.

188. Die nächtlichen Säemänner.

Görlitzer Wegweiser 1834 S. 70.

Es gingen einmal zwei Männer von Moys nach Schönbrunn. Sie hatten sich im Kretscham verspätet, und als sie auf das Feld hinaus kamen, schlug es eben Nachts zwölf Uhr. Da hörte auf einmal der Sturm auf, der bis dahin furchtbar gewüthet hatte, die Wolken zertheilten sich und der Mond trat leuchtend hervor. Da erblickten sie etwas ganz Sonderbares. Zwei Säemänner in weißen Kleidern schritten rüstig über die Felder hin und säeten fleißig, am Rande des Ackers aber standen zwei volle Säcke Getreide. In dem Wahne, daß diese Säemänner ein Paar überfleißige Landwirthe wären, welche die milde Witterung und den schönen Mondschein zur Bestellung ihres Feldes benutzten, rief einer der Wanderer ihnen zu: „He, Nachbarn, nur nicht zu fleißig!" Aber er hatte kaum die Worte aus dem Munde, so waren die beiden Säemänner verschwunden. Nur die Säcke standen noch auf dem Raine. Da sagte der eine zum andern: „Bruder, die Kerls sind weggelaufen, wir wollen das Feld vollends besäen." Als sie aber zu den Säcken kamen und hinein griffen, zerstoben auch diese in Rauch und Dampf nnd zwei blaue Flämmchen zuckten aus der Erde.

189. Der gespenstische Ochse bei Horka.

N. L. Magazin 1838 S. 385.

Bei Horka ist eine Hügelreihe, welche sich von Westen nach Süden hinzieht und den Namen der Weinberg führt, weil ehemals daselbst ein Schloß gestanden haben soll, wo man Wein geschenkt hat. Weit und breit sind die Leute zu Wein hingegangen und hingefahren, wo es dann geheißen hat: wir fahren auf die hork'schen Berge zu Weine. Die hork'schen Unterthanen haben auch alljährlich einen gewissen Geldzins, sowie einen gemästeten Ochsen dahin entrichten müssen.

Ein solcher Ochse geht dort noch jetzt um. Der Ochsenknecht vom Schlosse zu Ober-Horka hat ihn noch vor mehren Jahren gesehen, als er gegen Abend die Ochsen hütete. Etliche Abende hinter einander erschien ihm nämlich ein Ochse, von Farbe ganz weiß. Als der Knecht vor Furcht nicht mehr allein austreiben wollte, so ging der Pächter, der Jäger und mehre Andere mit Flinten bewaffnet mit. Da nun der Ochse, wenn man spricht, sich wieder entfernt, so hatte man dem Ochsenknechte gesagt: „Wenn der Ochse kommt, so laß mir die Peitsche fallen." Dies geschieht; als aber die übrigen keinen Ochsen sehen, so fragt der eine Begleiter, wo denn der Ochse wäre? — „Dort kehrt er wieder um, und geht jetzt gerade über die Brücke weg," antwortete der Knecht. Sie mußten also unverrichteter Sache nach Hause gehen.

Anmerk. Wohin mußten die hork'schen Bauern den Ochsenzins entrichten? Nach dem Berge? Sollte dort je ein Schloß mit einer Weinschänke gestanden haben? und wie hängt der Ochsenzins damit zusammen? War vielleicht dieser Berg ein Opferberg, der Ochse ein Opferstier? Darauf deutet auch seine weiße Farbe.

Im Mannsfeldischen versammeln sich die Bauern auf einem Bierhügel, um ein Tanzfest zu feiern und dabei eine Tonne Bier zu trinken. Thäten sie das nicht, so heißt es, würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläße fordern (Neue Mittheilungen des Thür. Sächs. Vereins V. 2. 130 ff.).

Wie hier der dem Gotte geweihte weiße Stier, so spukt auf dem Löbauer Berge ein weißes Pferd.

190. Das Galgengespenst bei Löbau.

Borott S. 61. Gräffe S. 592.

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Löbauer Berge auf der Straße nach Bernstadt eine weiße Gestalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die späten Wanderer, ja sie versucht sie sogar festzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von diesem unheimlichen Galgengespenste verfolgt und beim Mantel ergriffen. Glücklicherweise läßt es sich nur selten sehen, gewöhnlich im Herbste.

191. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1669 am 7. April, am schwarzen Sonntage des Abends in der neunten Stunde, gehet Christian Lehmann, Kramer, und Martin Möller, Schuster zu Budissin, vom Taubenheimer Markte heimwärts. Der letztere war ein versoffener Bruder und einer der greulichsten Flucher zu seiner Zeit. Als sie beide in der Nähe von Postwitz sind, kommt ein schwarzes Gespenst mit feurigen Augen und rings von Rauch umgeben querfeldein ihnen entgegen. Es hat sie auch gedäucht, als sähen sie nichts denn eitel Wasser vor sich, da doch in jener Gegend sonst keines ist. Da sind sie beide in großen Schrecken gerathen, aber doch ihres Weges fürbaß gegangen. Martin Möller nimmt sein Messer aus dem Schubsack und wirft's weg, damit er sich keinen Schaden thue. Lehmann aber hebt an zu singen: Ach bleib' bei uns Herr Jesu Christ; fährt fort: Gott der Vater wohn' uns bei, und schließt mit dem Verse: Auf meinen lieben Gott trau' ich in aller Noth. Als sie nun unter dem Gesange an dem Gespenste vorbei geeilt und dasselbe einen Steinwurf weit überholt, sehen sich die Beiden um und werden gewahr, daß Alles wie lauter Funken aus einander fährt und verschwindet, haben auch hernach nichts mehr gemerkt.

Anmerk. Der Chronist deutet das Wegwerfen des Messers falsch. Er weiß nicht, daß das Eisen eine Dämonen überwindende Kraft hat. Nicht nur gilt dies von den Wassergeistern, sondern auch von Luft- und Feuergeistern. Messer in die Luft geschleudert kommen blutig zurück und vertreiben nach der Meinung der Wenden noch heute das Gewitter. Uebrigens gilt überall in der Lausitz das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei" als Talisman gegen böse Geister; Viele singen es, wenn der Nachtjäger vorbeizieht.

192. Der todte Junge bei Droskau.

N. L. Magazin 1889 S. 359.

Zwischen Laubnitz und Droskau im Sorauer Kreise hütete in einem Busche ein Junge die Kühe. Nach Weise der Hirten machte er sich ein Feuer an und legte sich auf die nicht weit davon entfernte Holzklafter. Der Junge schlief ein und das Feuer griff weiter um sich; es währte nicht lange, so stand die Klafter in Flammen und der Knabe verbrannte. Seit dieser Zeit sieht man an jener Stelle oft ein helles Feuer auflodern; geht man näher hinzu, so ist es weg. Dann sagen die Leute: der todte Junge hat wieder gebrannt, was wird's nur zu bedeuten haben?

Anmerk. Todter Junge und todter Mann sind sonst Bezeichnungen für den Holz- und Reiserhaufen, den die Leute nach altheidnischer Sitte (genannt „das Reiserlegen") dort nach und nach errichten, wo einer umgekommen ist, indem jeder Vorübergehende einen Zweig dazu wirft. Ein solcher Haufen hat vielleicht einmal gebrannt und so diese Sage veranlaßt.

193. Die tanzenden Steinmänner in Königshain.

Gräve S. 109. Mündlich.

Auf den Königshainer Bergen steigen in der Johannisnacht wun-
derliche Gestalten, vom Volke Steinmänner genannt, aus der Erde herauf,
versammeln sich rings auf den Berggipfeln und springen dann von Stein
u Stein, bis sie alle auf der Platte des Todtensteins zusammen kommen
nd, paarweise gereiht, feierliche Tänze aufführen bis zum grauenden Morgen.
Wenn ein Mensch sie tanzen sieht, so bedeutet's ihm und seiner ganzen Ver-
wandtschaft den Tod.

Anmerk. Entweder eine Reminiscenz an die Opfertänze der Heiden oder eine Art Todten-
tanz. Der Schauplatz ist ein Heidenkirchhof. Der Name Steinmänner bedeutet nicht,
daß sie von Stein sind, sondern zu den Göttersteinen der Königshainer Berge gehören.
In vielen Gegenden kann man in der Johannisnacht auf dem Kirchhofe einen Leichenzug
von allen denen sehen, die im Laufe des Jahres sterben. Hier ist der Schauplatz ein
Heidenkirchhof und die Tänzer sind die Geister der dort begrabenen Heiden oder ihrer Priester.

194. Der Reiter ohne Kopf bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Auf dem Wege zwischen Görlitz und Hennersdorf ist es nicht ge-
euer. In dunklen Nächten treibt daselbst ein gespenstischer Reiter sein We-
n, der im Galopp vorüber sausend den einsamen Wanderer erschreckt; aber
as Schrecklichste ist, daß er keinen Kopf hat. Dieser kopflose Reiter war bei
ebzeiten ein Görlitzer Gerbermeister, ein Flucher, Säufer und Gotteslästerer,
r ein wüstes Leben führte und allgemein gefürchtet und verabscheut wurde.
ls er einst voll von Wein nach Hause ritt, stürzte er bei dem Vorwerke
o. 1020. vom Pferde, brach das Genick und gab unter schrecklichem Fluchen
n Geist auf.

195. Der spukende Böttchergeselle bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Altherthümer No. 4. Msc.

Am Fußsteige von Görlitz nach Hennersdorf, 400 Schritt von der
ischbrücke stehen zwei Eichen, die sind verhext, so daß viele Leute sich scheuen,
r Nachtzeit da vorüber zu gehen. Viele sind daselbst von unsichtbarer Hand
i der Irre herumgeführt worden, so daß sie sich erst nach Stunden wieder
rechtfinden konnten. Die Pferde scheuen oft an dieser Stelle und der
eiter thut gut, abzusteigen und sein Pferd behutsam vorüberzuführen.
as Alles kommt von einem ersäuften Böttchergesellen, dessen Geist keine
uhe hat.

Eine Botenfrau aus Görlitz erzählte, daß sie ihn deutlich gesehen habe,
nd daß er vor ihren sichtlichen Augen im Graben verschwunden sei. Bei
ebzeiten war der Spukgeist ein fleißiger und ordentlicher Böttchergeselle, der

bei einem Görlitzer Meister in Arbeit stand und sich viel Geld verdiente, weil Niemand so schöne Arbeit liefern konnte als er. Da er aber uneins wurde mit seinem Meister, kündigte er diesem die Arbeit auf und wollte von ihm das Geld, das er ihm „zur Aufbewahrung" gegeben, zurück haben. Aber sein Besitzthum war längst von dem liederlichen Meister durchgebracht worden. Um sich seiner zu entledigen, bewog ihn eines Tages der Meister, mit ihm einen Spaziergang nach Hennersdorf zu machen, und stieß ihn in der Nähe der beiden Eichen in die Neiße, daß der arme Bursche schmählich ertrinken mußte.

196. Der ruhelose Geist in Görlitz.

O. u. N. L. Chronik S. 111. Bresl. Handschrift No. 10.

Am linken Ufer der Neiße, wo sie Görlitz von seiner Vorstadt trennt, stehen noch die Ruinen eines Kastells. Dieses Festungswerk, Ochsenkopf genannt, (ob von seiner Stärke oder seiner ovalen Gestalt?) diente ehemals zur Vertheidigung der Stadt und zum besonderen Schutze der Neißbrücke, nebenbei wurde es aber auch zur Marterkammer benutzt, die bei der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung des Mittelalters nirgends fehlen durfte. Auch dieses Gebäude ist der Schauplatz gar vieler geheimer ruchloser Schandthaten gewesen und war angefüllt mit all den Marterwerkzeugen jener rohen Zeit. Unter andern berichtet die Sage, daß die Seele eines dieser unschuldig Gemarterten ruhelos allnächtlich in der Geisterstunde im Kastell umherwandele und alle seine Bewohner in Furcht und Grauen versetze. Viele haben jenen Geist in Gestalt eines Flämmchens zwischen den Zinnen sitzen gesehen.

197. Das Militärgespenst in Budissin.

Gräve S. 177.

Im Jahre 1734 reiste Herr von Schmiedel, lustiger Rath Friedrich August's II., durch Budissin. Als er bei der Wohnung des damaligen Platzkommandanten Oberst von Schmiskal, welcher in der Kornsasse (No. 262.) wohnte, vorüberkam, sah derselbe zufällig zum Fenster heraus. Da rief ihm Schmiedel scherzhaft zu: „Nun warte, warte! Dich werden sie auch bald beim Schlaffittchen (Schlagfittig) nehmen!" Schmiskal, der sich mehrer Ungerechtigkeiten und Unterschleife bewußt war, erschrak, denn er hielt dies für eine Warnung und erschoß sich bald darauf aus Furcht vor einer Untersuchung. In der Nacht seines Todestages spukt sein Geist im Hause umher, schreitet in voller Uniform den Saal entlang und verschwindet mit furchtbarem Gepolter.

198. Das Abenteuer des Fähndrich's Sinclaire auf dem Beitscher Berge.

Gräve, S. 180.

Es war im Jahre 1706. Karl XII. von Schweden hielt seinen siegreichen Durchzug durch Sachsen und seine Soldaten überschwemmten das

ganze Land. Durch die Niederlausitz marschirte das Regiment Kronemann und eine Abtheilung rückte eines Tages in die Herrschaft Pförten ein, um einen Rasttag zu halten. Bei dieser Abtheilung befand sich auch ein junger Fähndrich aus einer alten irischen Familie, dessen Väter schon seit Jahrhunderten den schwedischen Fahnen gefolgt waren. Sein Name war Malcolm Sinclaire. Als derselbe nun am Rasttage müßig die Gegend durchstreifte, da kam er auch an den Beitscher Berg, der ihm seiner schönen Aussicht wegen wohl gefiel, so daß er bald beschloß, die kommende Nacht, es war herrliches Septemberwetter, auf dem Berge zuzubringen. Gesagt, gethan. Er läßt sich einige Lebensmittel, seinen Mantel, Degen und Pistolen bringen und besteigt in der zehnten Stunde den Berg. Der Mond warf sein magisches Licht auf die umliegenden Fluren und der Fähndrich, auf dem Rücken des Berges hin- und herwandelnd, ergötzte sich an dem einfachen Schauspiele und seinem selbstgewählten, einsamen Wachtposten. Es mochten Heimathserinnerungen durch seine jugendliche Seele ziehen. Denn Nordlands Krieger haben einen schwärmerischen Zug und lieben die Poesie des Mondes, und die Soldat gewesen sind, die wissen, wie ein einsam verlebter Rasttag im fremden Lande manchmal lange schlummernde Gefühle plötzlich aufweckt und unauslöschlich im Gedächtniß steht.

Plötzlich — im fernen Dorfe hatte die Uhr eilf geschlagen — weckte ein seltsames Geräusch auf der einen Seite des Berges unseren Fähndrich aus seinen Träumen. Er horcht auf — das Geräusch bleibt dasselbe. Schnell gefaßt versichert er sich seiner Waffen und nähert sich, von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, vorsichtig dem Abhange des Berges. Was findet er? Eine große Höhle, die er am Tage nicht gesehen, thut sich vor ihm auf, in deren Hintergrunde eine lange Reihe von Kriegern in dem Kostüm des dreißigjährigen Krieges, um eine mit Speis' und Trank wohlbesetzte Tafel gelagert, große Becher von Hand zu Hand gehen lassen. Unerschrocken tritt der Jüngling näher — er erkennt das kostbarste Silber- und Goldgeschirr, er erkennt die gelbe Feldbinde, die schwedische Montur, ja es sind Landsleute, in Deutschland gefallene Schweden des vorigen Jahrhunderts.

Schweigend verharrt der zugleich erfreute und betroffene Fähndrich in ruhiger Stellung. Da erhebt sich eine hohe, ehrwürdige Gestalt aus der Reihe der Zecher, tritt vor ihn hin, läßt sein Auge lange mit festem Blicke auf den Zügen des unerschrockenen Jünglings ruhn, erhebt einen großen mit Wein gefüllten Pokal und reicht ihn dem Fähndrich zum Trunke. Er nimmt den Becher, setzt an, aber ihn schaudert vor dem Weine, den abgeschiedene Geister trinken, und langsam läßt er den Inhalt des Bechers über seine Achsel laufen. Da ist mit einem Male Zecher und Zechtisch, Höhle und Alles verschwunden und der Fähndrich steht betäubt vor Schreck auf der Stelle, wo

er Anfangs das Geräusch vernommen. Nur der Becher in seiner Hand sagt ihm, daß er das Alles wirklich erlebte.

Als er den andern Morgen in seinem Quartiere erwachte, bemerkte Sinclaire, daß der vergossene Wein, dort wo er die Wolle der Montur getroffen, dieselbe zerfressen hatte, und pries sich glücklich, den Trunk nicht gethan zu haben.

Aber als er den Becher, der von reinem Silber und stark vergoldet war, näher untersucht, da findet er, daß derselbe das Sinclaire'sche Wappen trägt und liest mit Schrecken auf einem am Fuße des Bechers befindlichen Pergamentzettel die Worte:

„Vaeh tibi, cruenta morte misere peribis 1739."

Wehe Dir, Du wirst im Jahre 1739 elendiglich eines blutigen Todes sterben. Jetzt erkannte Sinclaire, daß der Geist eines Ahnen aus des großen Gustav Heere ihn, seinen Enkel, vor seinem traurigen Tode hatte warnen wollen. —

Der Krieg war längst beendigt, Karl XII. hatte seinen Tod vor Friedrichshall gefunden und der nunmehr zum Major beförderte Malcolm Sinclaire lebte friedlich am Hofe zu Stockholm. Das Jahr 1739 kam heran. Da erhielt eines Tages Sinclaire von der schwedischen Regierung den Auftrag, einen Subsidientraktat mit der Pforte abzuschließen und die Schuldscheine des verstorbenen Königs in Empfang zu nehmen. Auf der Rückreise von Konstantinopel mußte er wiederum die Niederlausitz passiren, wo ihm einst jene unheimliche Prophezeihung geworden war. Da ward er am 17. Juni des Jahres 1739 zwischen Naumburg und Christianstadt gräßlich ermordet gefunden.

Anmerk. Der Herzog Biron von Kurland, die Grafen Münnich und Ostermann waren Anstifter dieses Mordes. Die Vollstrecker desselben: Hauptmann Küttler, Lieutenant Lesawitzky und fünf Unteroffiziere. Man nahm ihm Alles ab, sendete es jedoch in einem Beutel versiegelt nach Stockholm. Siehe Briefe eines schwed. Offiziers, Görlitz bei Anton 1811 II. S. 233. Europ. Annalen 11 Stück v. J. 1806 No. 1.

199. Die Erscheinung des verstorbenen Eheherrn.

Gräve S. 81.

Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchseß ihre Freundin, die Frau von Gersdorff auf Baruth, um daselbst das Ende des Sommers zuzubringen. Der Gemahl der ersteren befand sich damals als österreichischer Offizier im Feldzuge gegen die Türken. Am zwölften September des Jahres wurde bekanntlich Wien entsetzt, und dieses wichtige Ereigniß überall, wohin die Kunde davon gelangte, mit Dankgebeten und Freudenfesten gefeiert. So geschah es auch einige Tage nach dem Siege auf dem Schlosse zu Baruth. Da trat am hellen Tage ein österreichischer Krieger in's Tafelzimmer und stellte sich

hinter den Stuhl der Gräfin. Diese sich umwendend erkennt mit freudigem Erschrecken ihren Gemahl: „Graf Truchseß!“ ruft sie aus, springt auf, um ihn zu umarmen. Allein — verschwunden war der Ritter. — Man hielt es anfänglich für einen Scherz, womit er seine Gattin habe necken wollen, und durchsuchte das ganze Schloß, aber ohne ihn zu finden. —

Die Gräfin wurde nach langem vergeblichen Harren gefährlich krank. Nach mehren Tagen traf die Nachricht ein, daß Graf Truchseß im Gefecht einen tödtlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er — und zwar an dem Tage und zur Stunde dieser Erscheinung — gestorben sei. Ein Gemälde im Baruther Schlosse, das noch vor sechszig Jahren daselbst zu sehen war, trug dieses Ereigniß auf die Nachwelt. Es stellt eine Gesellschaft von Damen und Herren im Kostüm des 17. Jahrhunderts dar, welche um eine reich besetzte Tafel sitzt. Ein österreichischer Krieger mit sonnverbranntem Gesicht beugt sich über den Stuhl einer schönen noch jugendlichen Frau, auf deren Antlitz der Ausdruck freudigen Erschreckens unverkennbar ist.

200. Wiederkehr eines todten Pfarrers.

Mündlich.

Christoph Cato war einer von den evangelischen Geistlichen, welche in der Zeit der Jesuitenverfolgungen aus Schlesien vertrieben in den sächsischen Landen Zuflucht und Anstellung suchten; 1635 Pfarrer zu Sirgwitz, 1641 Diakon in Löwenberg und dort von der furchtbaren Reformations-Kommission schon 1642 verabschiedet, gelangte er 1654 zum Pfarramte in dem oberlausitzischen Kirchspiel Schönbrunn. Ehe er am zwölften September 1665 starb, hatte er eine lange Unterredung mit seinem erwachsenen Sohne, der ebenfalls Christoph hieß, und nach Beendigung seiner Studien als Wittenberger Magister und Kandidat des Predigtamtes sich bei dem Vater aufhielt. Den Inhalt des Gespräches weiß man nicht; nur soviel ist bekannt, daß der Vater den Sohn, welcher in der Schönbrunner Gemeinde sehr beliebt war, zu dem Entschlusse zu bewegen suchte, nicht sein Nachfolger zu werden, und ernstlich in ihn drang, ihm vor seinem Tode zu versprechen, wenn man ihm das Amt antragen würde, es nicht anzunehmen. Nach langem Sträuben entschloß sich auch der Sohn, dem sterbenden Vater die Hand darauf zu geben.

Der alte Pfarrer starb und ward begraben. Sofort machte die Gemeinde dem Sohne den Antrag zur Uebernahme des erledigten Amtes. Dieser sträubte sich zwar Anfangs dagegen, und machte allerlei Umstände und Ausflüchte; allein da er von allen Seiten immer mehr bestürmt wurde, gab er endlich sein Jawort. Er mochte wohl denken: Es ist ja recht besehen doch nur eine Grille des Alten gewesen, daß ich nicht sein Nachfolger werden

sollte, ich habe ihm nur das Versprechen gegeben, damit er ruhig sterben möchte, und es wird ja wohl nichts auf sich haben, wenn ich in diesem Falle mein Wort breche. Aber weit gefehlt; das Wort, dem Sterbenden gegeben, muß den Hinterbliebenen stets heilig sein. Hört, was geschah. Des nächsten Sonntages, nachdem Cato, der Sohn, Gottesdienst gehalten und in der Predigt der Gemeinde seinen Entschluß kund gethan hatte, ihr Pfarrer zu werden, und er dann spät Abends dem Ereignisse des Tages in des Vaters Studirstube nachdenkt, stürzt auf einmal die alte Pfarrmagd herein und spricht athemlos: „Ach, Herr Magister, kommen Sie nur herunter, der Herr Vater ist wieder da, er sitzt unten vor der Hausthüre.“ Der Sohn erschrickt, macht sich aber sogleich auf, schreitet die Treppe hinunter und tritt in die Hausthür. Richtig, da sitzt der Verstorbene, wie sie ihn in's Grab gelegt, angethan mit seinem geistlichen Gewande, in der Laube an seiner alten Stelle, von wo aus er immer so gern der untergehenden Sonne nachgeschaut, und winkt dem Sohne, sich neben ihn zu setzen. Der thut's auch ungescheut und sie reden mit einander. Was das gewesen, weiß Niemand; denn der Magister hat nie es irgend einem Menschen vertraut und die lauschende Magd konnte kein Wort verstehen. Darauf erhob sich der Alte, ging über den Hof durch das Thor, welches sich von selbst öffnete und schloß, auf den Kirchhof zurück und verschwand an seinem Grabe. Das konnte die alte Hanne ganz deutlich sehen, während der Magister, der sogleich aufgestanden war, nachdenklich wieder hinauf in die Studirstube schritt. Des anderen Morgens in aller Frühe ließ er den Schulzen kommen und erklärte ihm, es wären Umstände eingetreten, die es ihm unmöglich machten, das ihm angetragene Amt anzunehmen, er möge dies der Gemeinde bekannt machen. Dann zog er sich seinen Magisterrock an, ließ sich auf dem Hofe bei dem gnädigen Herrn anmelden und gab gegen ihn dieselbe Erklärung ab. Der aber wollte die Entsagung nicht annehmen, machte ihm alle möglichen Vorstellungen und entließ ihn endlich mit den Worten; „Lieber Magister, überlegen Sie sich's noch einmal recht reiflich! ich nehme Ihre Erklärung vor der Hand als nicht geschehen an.“ Als nun der Magister vom Herrenhofe kam, da wußte es schon das ganze Dorf, daß er nicht bleiben wolle, und Alt und Jung trat ihm in den Weg, begleitete ihn auf den Pfarrhof und bat ihn flehentlich und mit Thränen, daß er doch die Gemeinde nicht verlassen wolle. Wer hätte diesem Andrange widerstehen können?

Der tiefbewegte Magister schickte die guten Leute endlich mit der Aeußerung fort, daß er sich's noch einmal überlegen wolle. Nächsten Sonntag predigte er wieder, that aber gegen die Gemeinde keine Aeußerung wegen seines Dableibens oder Wegganges. Abends genau um zehn Uhr, wie vor acht Tagen, saß der verstorbene Pfarrer wieder in der Laube, und wieder kam die alte Hanne und sagte es dem Sohne an, und der ging hinunter

und redete mit dem Vater wohl eine halbe Stunde lang, worauf dieser auf den Kirchhof zurückging und verschwand. Die ganze Woche lang konnte der Magister zu keinem festen Entschlusse kommen; denn die Liebesbeweise der Gemeinde häuften sich und die Pfarrstelle ist eine der besten in der Gegend. Aber nachdem die Erscheinung sich noch einmal wiederholt hatte, folgte er der ernstlichen Mahnung und hielt das seinem Vater gegebene Wort, indem er die Nichtannahme des Amtes bestimmt erklärte. Nun hatte der Geist seine Ruhe und die Erscheinungen hörten auf.

Anmerk. Die Sage stimmt nicht ganz mit der Geschichte. Nach Otto (Lexikon der oberlauf. Schriftsteller und Künstler I. 167.) war Cato der Jüngere siebenzehn Jahre Pfarrer von Schönbrunn, ehe er das Primariat in Löbau antrat, wo er im Jahre 1699 starb. Er hatte die Gewohnheit, die Hauptsätze seiner Vorträge in Reime zu bringen, und wir besitzen von ihm mehre dergleichen gedruckte Leichenpredigten; z. B.: Herzlich verliebtes und schmerzlich betrübtes Vorbild, wie Eltern sich von Herzen grämen, wenn ihre Kinder Abschied nehmen. — Die aus Gottes Gnad und Rath hocherbaute Gottesstadt. — Der alte Vater Abraham vom Schubartischen Stamm, wie er in seinem Amte bestehet, wie es ihm in demselben ergehet, wie er von Jesu wird erhöhet.

201. Das versunkene Schloß bei Wittichenau.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 110. Gräve S. 94.

Am Fußwege von Wittichenau nach Dubrig hat einst ein Schloß gestanden. Wegen der Bosheit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Besitzer ist es versunken Noch sieht man den Wallgraben und daneben ein Feld. Auch vernimmt der bei nächtlicher Weile vorbei eilende Wanderer nicht selten Geheul und Wehklagen, und sieht Gestalten aus der Erde auftauchen und schnell wieder verschwinden.

202. Das versunkene Schloß bei Kosel.

Sammlung von Schön. No. 16. Mss.

An dem Fußsteige, welcher von Trebus nach Kosel führt, ist hinter dem Busche ein Sumpf. Wenn man in stillen Nächten dort vorüber geht, vernimmt man nicht selten ein leises melodisches Singen und Klingen. Horcht man genauer hin, so kann man deutlich die schrillenden Töne der wendischen Geige und der Tarakawa unterscheiden, welche den Gesang eines bekannten wendischen Tanzliedes begleiten. Diese Nachtmusik rührt von den Geistern einer lustigen Gesellschaft her, welche dort mitten in ihrem wüsten Jubel einst versank. Denn an der Stelle stand vor Zeiten ein schönes, großes Schloß, in welchem ein Raubritter hauste, welcher nicht blos nach den Kaufmannsgütern der ehrsamen Bürger in den Sechsstädten Verlangen trug, sondern auch nach ihren schönen Töchtern lüstern war. Stets hielt er eine

Anzahl derselben gefangen und belustigte sich mit ihnen durch Gesang, Spiel und Tanz und andern Kurzweil.

Eines Tages ging es auf der Burg wieder einmal recht wild und lustig zu. Trunkenen Muthes kannten der Junker wie seine Zechgenossen kein Maaß noch Ziel ihrer fleischlichen Lust. Alles drehte sich mit den Buhldirnen in üppigen Tänzen unter Kosen und Scherzen im Saale umher. Da zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf; die wilde Gesellschaft aber achtete dessen nicht. Unter Donner und Blitz sank das Schloß langsam immer tiefer und tiefer; aber lauter nur tönte die Musik und wilder raste der Tanz. Als das erste Stockwerk schon in der Erde stand, sprangen sie jauchzend in's zweite hinauf, als auch dieses nicht mehr gesehen ward, diente der Boden zum Tanzsaal. So tanzten und sangen und jauchzten sie fort, bis die Erde sich über ihnen schloß und ein Sumpf die Schandstätte zudeckte.

203. Die versunkenen Menschen.

Sammlung von Schön No. 39. Msc.

An der Straße von Neundorf nach Kaltwasser und Krausch a befindet sich am Eingange in den Busch ein runder, gleich einem Kessel gestalteter, sehr tiefer Brunnen, welcher ehemals von bedeutendem Umfange gewesen und Kesselbrunnen genannt wird. Schon mehren Personen sind daselbst verschiedene Spukgestalten, weiße Frauen in sogenannten Schobehüteln, Hunde, sowohl am Tage als auch in der Dunkelheit erschienen, aber gleich wieder verschwunden, so daß kein Mensch gewußt, wo sie hingekommen sind. Die Sage erzählt: ein reisender vornehmer Herr sei an dieser Stelle mit Wagen, vier Pferden und Hunden versunken, ohne daß er hätte gerettet werden können; denn die Stelle ist ein sogenanntes Schunkel- oder Schaukelbett gewesen und hat sich gleich wieder über dem Hineingefallenen geschlossen.

Anmerk. Der Geiersberg bei Rengersdorf soll ebenfalls eine solche sumpfige Stelle haben, in der einstmals ein vornehmer Herr mit seinem vierspännigen Wagen versunken sei.

204. Die spukenden Kugeln.

Breslauer Handschrift No. 6.

Auf dem grünen Graben vor dem Reichenbacher Thore in Görlitz stand bis vor Kurzem eine noch wohl erhaltene Bastei, welche zu einem Magazine benutzt wurde. Einst im dreißigjährigen Kriege, da der schwedische Oberst Wanke die Stadt besetzt hielt und die Sachsen sie einnehmen wollten, ward um sie blutig gestritten. Unter dieser Bastei soll sich ein Keller befinden, darin liegen zwei ungeheure steinerne Kugeln, die werden in gewissen Nächten von unsichtbaren Händen wie Spielbälle umhergeschleudert, so daß von dem Getöse der Thurm erzittert und die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe aufschrickt.

205. Spuk in Rieda.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 803. msc.

Im Jahre 1687 hat sich im Dorfe Rieda in dem alten Kaplanhause, so zur Pfarre gehört und darin dazumal fromme Schustersleute gewohnt, am einundzwanzigsten November und in den folgenden Tagen und Nächten ein greuliches Gespenst hören lassen, hat den Leuten die Mütze vom Kopf, des Schusters Töchterlein die Weise aus der Hand geschlagen, mit den Thüren geschmissen, ob man gleich dieselbigen mit Stricken angebunden, in Stuben, Kellern, Boden rumoret, Kisten und Kasten unter einander geworfen, dem Schuster das Leder umhergestreuet und keinen Menschen in Ruhe gelassen. Der Schuster hat einen Zettel mit dem Namen Jesu an die Thüre geheftet, den hat's über Nacht zerrissen, und ob man gleich nichts gesehen, hat der Lärm neun Tage und Nächte lang gedauert, bis das Gespenst von selbst aufgehört.

Anmerk. Aehnliche Spukgeschichten, wo rumort und gepoltert, gequält und geneckt wird, ohne daß man etwas sieht, giebt es in den Chroniken aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte unzählige. Z. B. schreibt Haberkorn in seiner Chronik von Kamenz (S. 860): „Den siebenten Dezember Anno 1607 hat in der Obermühle zu Kamenz ein Kobold mit Werfen und Schlagen viel Schaden gethan, also daß etliche Wochen die Mühle wüste gelegen hat, weil Niemand darinnen hat mahlen dürfen.

206. Der Futterschneider und die unheimlichen Gäste.

Frenzel, hist. natur. III. 1443. msc.

Anno 1554 ist das Sprichwort wahr befunden worden: Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt wohl ungebeten oder läßt sich gar leicht erbitten.

Ein Futterschneider zu Budissin, wohnhaft in der sogenannten A—kerbe vor der äußersten Lauengasse, dessen Ehefrau eine Schleierweberin gewesen, ist am dreizehnten September zur Kirmeß nach Oberschütz gegangen, wo man dazumal gutes Bischofswerder Bier schenkte, hat sich daselbst weidlich bezecht und erst spät in der Nacht mit etlichen Gesellen auf den Heimweg begeben. Es sind lustige und beherzte Brüder gewesen, und da ihr Weg sie zufällig am Hochgerichte vorüber geführt, wo gerade vier Gehenkte im Winde gebaumelt und mit den Gebeinen an einander gerasselt haben, sind sie nicht etwa abseits gewichen, sondern vorwitziglich unter den Galgen getreten, um die armen hangenden Sünder zu verspotten. Der Futterschneider vornehmlich bietet ihnen einen guten Abend, fragt höflichst nach ihrem Befinden, nennt sie seine lieben dürren Brüder und ladet sie ein, mit ihm nach Hause zu gehen, er hätte noch einen kalten Braten, den sollten sie ihm verzehren helfen. Darauf wandert die Gesellschaft fort. Der Futterschneider kommt nach Hause. Wen findet er in seiner Stube? Die dürren

Brüder alle viere; da sitzen sie leibhaftig mit ihren Ketten am Halse hinter dem Tische und fordern die versprochene Mahlzeit. Hu, wie erschrak da der gastfreie Futterschneider! wie gerne wäre er die unheimlichen Gäste wieder los geworden! Die aber, nicht faul, erheben sich, reißen das Garn vom Webestuhle, binden ihrem Wirthe die Füße, hängen ihn mit dem Kopfe unten über den Tisch und verschwinden. Sein Geschrei weckt glücklicherweise bald seine Frau und die Nachbarn, welche herbei eilen, ihn aus seiner unbequemen Lage zu erlösen; er hat aber keinen Galgenvogel wieder zu Tische geladen.

Anmerk. Aehnliche Sagen aus Herzogenbusch bei Wolf (D. S. No. 116.) und fast ganz dieselbe, nur von einem Edelmanne, in Simon Grunau's Chronik, Tract. XIX. c. 6. (Kloster XII. S. 424).

207. Die zur Buße vermahnenden Geister.

Frenzel, hist. natur. III. 1445. msc.

Der Teufel weiß sich zuweilen als ein Engel des Lichtes zu stellen, wie er denn in allen Stücken des Herrgottes Affe ist, daher auch etliche Gespenster die Menschen zur Buße und Besserung ihres Lebens ermahnen.

Anno 1602 am dreizehnten August, einem Dinstage, ist in Biesnitz an der Landeskrone dem Voigte auf dasigem Vorwerke, Namens Adam Heinrich, urplötzlich ein Mann in einem weißen glänzenden, enganliegenden Gewande erschienen und hat selbigen aufgefordert, die Leute zur Buße zu ermahnen, ihm auch noch eine weitere Mittheilung gemacht, welche er erst über vierzehn Tagen offenbaren solle. Dieser Mann ist auch nachmals persönlich vor den Bürgermeister der Stadt Görlitz, Bartholomäus Scultetus, gefordert, und in Gegewart des Rathes und des Pastor Primarius Martinus Moller über eine Offenbarung vernommen worden, die er in Betreff der damals üblichen kostbaren Halskragen von jenem Geiste erhalten habe: nämlich die Görlitzer sollten sich solch stolzer und üppiger Kleidertracht enthalten, sonst werde ihnen der Herrgott den Brodkorb höher hängen. Als nun diese Warnung öffentlich verkündigt worden war, da haben sich viele Leute in Görlitz sonderlich vom anderen Geschlechte der stolzen Halskrausen entäußert und schlichte Kräglein umgethan.

208. Ein Mädchen wird durch die Luft geführt.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1605 am achten Mai, am Sonntage Cantate, ist Maria Magdalena Räpin von Ebersdorf, drei Meilen von Berlin in der Mark gelegen, wie sie selbst ausgesagt, vom bösen Geiste sechsundzwanzig Meilen weit durch die Lüfte weggeführt und vor der Stadt Görlitz auf Martin Schwegler's Wiese niedergesetzt worden. Den zwanzigsten Mai hat sie George Steinkirch, Leinweber auf dem Töpferberge daselbst, zu sich in

Herberge genommen. Als diese Sache ruchbar geworden, hat jedermann das Frauenzimmer gern sehen wollen, auch ist sie am siebenundzwanzigsten Mai von der Frau Gräfin aus Friedland besuchet worden.

209. Einem Bauerjungen werden die Kleider vom Leibe gerissen.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1600 im Juli hat bei Gröditz (in der Nähe von Weißenberg) ein Gespenst einen Bauerjungen übel geplagt und ihm die Kleider vom Halse gerissen, da man doch nichts gesehen hat.

Fünfte Abtheilung:

Zauber-Sagen.

V.

Zaubersagen.

210. Die beiden Zauberer bei Neschwitz.

N. L. Mag. 1838 S. 135. Grävę S. 77.

Zwischen Budissin und Neschwitz ist ein Wäldchen, das war aber einst ein großer Wald mit Bären und Wölfen. Dort haben auch einst zwei heidnische Zauberer gehaust. Die waren sich gegenseitig feind und haßten sich bis auf's Blut. Der eine war ein Herr über die Feuer- und Erdgeister, der andere aber herrschte über die Wassergeister. Die kamen einst in einen heftigen Streit, und der Feuerkönig rief Flammen vom Himmel und aus der Erde, um seinen Feind zu verderben. Aber der Wasserkönig zog herbei die Wolken von oben und die Flüsse und Quellen von unten und die Flammen kämpften mit den Gewässern. Aber sie mußten bald verlöschen; eine ungeheure Ueberschwemmung ersäufte den Wald und den Feuerkönig dazu, und die Fluth war so heftig, daß die großen Felsen nur so hin und her gewälzt wurden. Davon sieht man noch heute die Spuren.

211. Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge.

Nach Grävę S. 52.

Zur Zeit, als das Christenthum erst kleine Wurzel geschlagen hatte in der Lausitz, lebte in der Gegend von Bautzen ein heidnischer Zauberer. Er hauste auf dem jetzt mit Birken und Kiefern bewachsenen Berge bei Teichnitz. Der plagte das umwohnende Christenvolk mit seinen Zaubereien auf die entsetzlichste Weise. Er besaß eine Zauberpfeife, mit der er sich die bösen Geister dienstbar machte. Endlich wurde ihm doch das Handwerk gelegt und zwar durch seinen Zauberlehrling. Der wurde dem Meister feind, stahl ihm, während er schlief, die Pfeife und verrieth ihn an die Budissiner Häscher. Die verbrannten ihn auf jenem Berge und der Lehrling warf auch die Pfeife

in die Flamme, denn er hatte sich zum Christenthume bekehrt und die heilige Taufe empfangen.

Am Vorabende des Sonntags Oculi erscheint bei Nacht der Zauberer und bläst mit entsetzlich grellem Pfiff auf seiner Zauberflöte.

Anmerk. 1. Gräve leitet von dieser Geschichte das Todaustreiben her. Verbindet das Volk wirklich Beides miteinander, oder ist es eine ungeschickte Erfindung Gräve's?

2. Gräve weiß seinen Namen, Draho, aber — wer einmal lügt, ja wer hundertmal lügt — dem glaubt man nicht.

212. Der Krystallsarg im Kottmarsberge.

Nach Gräve S. 204.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die waren unermeßlich reich und hatten nur ein einziges Töchterlein, das sie unbeschreiblich lieb hatten, und die Tochter liebte wieder ihre Eltern, so daß sie sagte, sie wolle nie heirathen und bei ihren Eltern bleiben, bis sie stürben. Dann aber wollte sie nach Rom gehen und sich taufen lassen, denn es war noch zu den Zeiten des Heidenthums. Die Jungfrau war aber so wunderschön, daß sie sich vor ihren Freiern gar keinen Rath wußte. Es kam immer einer nach dem andern, obgleich sie alle den Entschluß der Jungfrau kannten; aber sie mußten alle traurig abziehen und das Land war voll Trauer, daß die Schönste im Lande nicht heirathen wollte. Der schönste von den Freiern war aber ein böser Zauberer. Der hatte ein großes Schloß über den Bergen im Böhmerwalde. Aber er konnte ihr nichts anhaben, denn sie trug ein silbernes Kreuz auf der Brust. Das hatte ihr einmal ein alter Einsiedler geschenkt.

Eines Tages aber kam eine alte Bettlerin vor das Schloß. Die stand vor der Thüre und bettelte. Das Fräulein eilte hinab, um ihr ein Almosen zu geben, und die Eltern sahen zum Fenster hinaus. Sie hatte aber ihr silbernes Kreuz in der Kammer liegen lassen. Da kam plötzlich ein goldener Wagen durch die Luft gefahren. Den zogen zwei fliegende Rosse und darinnen saß ein wunderschöner Knabe mit lichten Locken. Die Jungfrau wollte entfliehen, aber die Thüre war in's Schloß gefallen. Da ergriff sie der Knabe, hob sie auf den Wagen und führte sie weit hinweg über die Berge in das Schloß des Zauberers. Die Eltern jammerten und klagten Tag und Nacht, aber die Jungfrau kam nicht wieder.

Nach vielen Jahren aber kam der Einsiedler zu den einsamen Eltern und sie flehten ihn an, ihnen ihr Töchterlein wieder zu verschaffen. Er war aber ein heiliger Mann und konnte Wunder thun. Er führte die Eltern auf einen nahe gelegenen Berg. Da war eine Thür im Felsen. Durch die kamen sie in eine große Höhle. Die war herrlich erleuchtet von vielen Tau-

send Lampen, und in der Mitte stand ein krystallner Sarg. Da lag das holde Töchterlein in all ihrer Schönheit und frisch und roth, als wenn sie lebte, aber regungslos und stumm. Täglich gingen die Eltern in die Höhle und schmückten den Sarg mit Blumen und pflegten ihrer wie einer Lebenden. Jedesmal aber, wenn sie fortgingen, legten sie einen Stein unter den Sarg. Als sie starben begrub man sie in das Gewölbe, aber der Sarg war verschwunden; nur die Steine waren noch da.

Auf dem Kottmarsberge bei Kottmarsdorf zeigt man noch heute einen Einbug im Felsen, der einer Thüre nicht unähnlich ist. Dort, sagt man, sei die Höhle und Viele haben an jener Stelle drei blaue Flämmchen hin und her hüpfen gesehen.

Anmerk. 1. Vieles erinnert an Schneewittchen. Ohne die Erwähnung des Kottmarberges wäre es ein Märchen und keine Sage. Augenscheinlich ist der Zauberer verwandt mit dem Zwergenkönige der alten deutschen Heldensage, der als Laurin oder Goldemar die schöne Königstochter in seinen Berg entführt. (W. Grimm, Heldensage 174. J. Grimm, Mythol. S. 262.)

2. Aber diese Sage enthält auch die Spuren eines noch höheren Alterthumes. Wem möchte es entgehen, daß der Raub der Grafentochter (oder Königstochter) große Aehnlichkeit hat mit dem Raube der Persephone? Der Zauberer spielt mit seinem Wagen die Rolle des Pluto, sein böhmisches Schloß ist die Unterwelt. Die Trauer der Aeltern erinnert an Demeter's Schmerz. Auch hier ist die Rückkehr nur eine halbe. Der Scheintod tritt an die Stelle des zwischen Ober- und Unterwelt getheilten Lebens der Persephone. Da nun aber in der griechischen Mythe Persephone nichts Anderes bedeutet, als die sommerliche Erde, die einen Theil des Jahres dem finstern Gott des (Winter-) Todes zum Opfer fällt, so gewinnt nun auch die Verlegung der Sage nach dem Kottmarberge an Bedeutung, wo ja die wendische Göttin Mara noch heute als Blumen- und Früchtespenderin erscheint (s. No. 8.) — ganz wie Demeter in der griechischen Mythe. Die Grafentochter ist also eine wendische Persephone, die namenlose Tochter der Demeter-Mara.

Zum Schluß verschwindet die Scheintodte, d. h. sie ist wieder aufgelebt. König Lenz hat sie befreit. Dies verschweigt die Sage. Das Hinlegen der Steine ist ein Mißverständniß. Das Umgekehrte ist das Ursprüngliche. Im Märchen von der verschlafenen Frau und ihrem starken Sohne (s. die Märchen im Anhange) wird ein Stein nach dem andern weggenommen, alle Jahre einer, nach sieben Jahren (sieben Monden — so lange dauert der Winter) ist endlich die Gefangenschaft zu Ende.

3. Dieses Mißverständniß erklärt sich aus der bis auf diesen Tag hier und da in der Lausitz üblichen Sitte, an der Stelle, wo Jemand gestorben oder begraben ist, aus Steinen (oder Reisern), zu denen jeder Vorübergehende einen Beitrag giebt, nach und nach einen Hügel zu bilden. Ein solcher Hügel heißt ein „todter Mann," die Sitte selbst das „Steinelegen, Reiserlegen."

213. Der in einen Frosch verwandelte Heide bei Milkwitz.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Zwischen Milkwitz und Nebelschütz liegt links am Wege ein einsamer Steinblock; der hat ganz die Gestalt eines Frosches.

Zur Zeit, als Christenthum und Heidenthum in der Lausitz noch mit einander kämpften, hauste dort ein heidnischer Zauberer, der verfolgte die Christen mit unerhörter Tücke und Grausamkeit. Doch seine Stunde schlug. Es kam ein Wanderer einst in später Nacht bei Sturm und Regen an seine Hütte, der klopfte leise an die Thür. Der Zauberer rief: Was gieb's? Der Wanderer antwortete mit engelsanfter Stimme: Gelobt sei Jesus Christus, gieb mir um seiner Liebe willen Herberge. Aber der Zauberer trat heraus und rief: Verflucht sei Jesus Christus, hob seine Faust und schlug den frommen Wanderer. Der aber sprach: Du sollst ein Zeichen sein, wie Gott die Sünder straft, und berührte ihn mit seinem Wanderstabe. Da ward der Ungläubige in einen Frosch verwandelt.

Anmerk. Frösche und Kröten sind Teufelsthiere, die den betenden Mönch in der Andacht stören. Schnetzler, Bad. Sagen I. S. 160. II. S. 171. Wolf D. S. No. 299. Kuhn, Märk. S. N. 192. Ein lauf. Sprüchwort sagt: Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold. Vergl. die Krötensteine No. 299.

214. Die verbannten Bauernburschen bei Gölenau.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Bei Gölenau in der Nähe von Kamenz ist ein Busch mit einem daran grenzenden kleinen Teiche. Die Stelle heißt das Gölenauer Weidig und es ist ein unheimlicher Ort. Dort hört man bei Nachtzeit ächzende, pfeifende, zischende, auch wehklagende Töne. Dort sieht man in der Luft gespenstige Gestalten. Manchem Wanderer haben sie schon aufgehockt, daß er todmüde und schweißtriefend im Dorfe ankam. Andere brachten Beulen und Striemen mit nach Hause, die ihnen anflogen wie Pfeile. Und wer thut das Alles? Es sind die verbannten Bauernburschen aus dem Teiche. Gottlose Gesellen waren es bei Lebzeiten, Säufer, Flucher und Sabbathschänder. Eigentlich waren sie aus dem Dorfe Neukirch und waren einmal (am Tage vor Weihnachten 1537) nach Pulsnitz zu Weine gegangen. Auf dem Rückwege konnten sie vor Trunkenheit den Weg nicht finden, verirrten sich und fluchten greulich über die finstere Nacht. Da kam des Wegs ein heiliger Priester mit seinem Sakristan, der verwies den Burschen mit sanfter Rede ihre gotteslästerlichen Flüche. Sie aber verhöhnten ihn, lästerten sein heiliges Amt und warfen ihn mit Schnee. Da ergrimmte der Heilige im Zorn, wie weiland der Prophet Elisa und verbannte sie in jenen Teich.

215. Viehsterben durch Zauberei bewirkt.

Frenzel, hist. natur. II. 1085. msc.

Im September 1682 ist von Südwesten her nach der Lausitz eine große Viehseuche gekommen, welche alle vierundzwanzig Stunden um zwei Meilen Länge

und vier Meilen Breite vorrückte, und unter dem Rindvieh und den Pferden gräßlich wüthete, indem sie denselben die Zungen anfraß, also daß sie faulten und dann binnen Kurzem der Tod eintrat. Diese Viehseuche ist durch Zauberei bewirkt worden, welche in einer damals zu Budissin herausgekommenen Schrift folgendermaßen erzählt wird:

„Es sind zwei Franzosen in's Schweizerland zu einer Kindbetterin gekommen, aber verkleidet; einer hatte eine Mönchskutte angehabt, der andere eine Kapuzinerkutte. Diese haben von der Kindbetterin, als ihr Mann nicht zu Hause gewesen, begehret drei Tropfen von ihrer Milch und drei Haare aus ihrem Haupte; sie aber hat's ihnen diesmal verweigert und gesagt, es könne jetzt nicht sein, sie sollten in zwei Stunden wieder kommen. Während dieser Zeit aber kömmt ihr Mann nach Hause, da erzählet ihm die Frau gleich, was die zwei Mönche von ihr begehret haben; als er aber vernommen, daß sie ihrem Begehren nicht nachgekommen, ist er ganz freudig gewesen, jedoch zu ihr gesagt, sie solle drei Tropfen Kuhmilch nehmen und drei Haare aus einem Füllenschweif ziehen und so sie wieder kämen, es ihnen geben. Siehe, die Mönche kommen auf benannte Stunde und begehren dasjenige wie zuvor. Die Kindbetterin giebt's ihnen wie ihr Mann befohlen. Sie nehmen's und gehen damit fort, nehmen hiernach ein Glas, thun diese Stücke darein und treiben damit Hexerei, geben sodann das Glas einem Buben in die Hand und heißen ihn damit auf einen Baum steigen, da solle er in das Glas sehen. Sie fragen ihn zum ersten Male, was er sähe; er antwortet: nichts. Als sie aber zum dritten Male fragen, antwortet er, er sähe ein ganzes Feld voll todtes Vieh. Da sie dieses höreten, sprachen sie gleich zusammen: wir sind betrogen."

„Es haben aber die zwei obigen Zauberer auch noch andere vier in das Mailändische geschickt, die mit der Kuhmilch dergleichen verfluchte Zauberei angerichtet."

Anmerk. 1. Ein besonders präparirtes Glas oder Krystall, durch welches man entweder mit oder ohne Anwendung von Zauberspruchen sieht, ist ein nothwendiges Stück in der Hexenküche. Uebrigens erzählt J. Rist (Alleredelste Zeitverkürzung p. 255.) also ein glaubwürdiger, wenn auch nicht vorurtheilsfreier Mann, wirklich einen solchen Krystall erprobt zu haben. Spengler (Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch's de defectu oraculorum) hatte einen solchen Krystall zum Geschenke bekommen, brauchte aber die Vermittelung eines unschuldigen Knaben. Als seine Ehefrau schwanger wurde, erschienen auch ihr (durch Vermittelung der Frucht?) im Krystall die Gestalten, welche man haben wollte. — Spengler'n wurde die Sache aber unheimlich. Er zerstampfte den Krystall und versenkte ihn — in des Pilati geheime Kanzlei.

2. Im Jahre 1161 wurden in Böhmen 85 Juden wegen Anzauberung von Senchen verbrannt und ihre Asche in die Moldau geworfen. Scheible, Das Kloster, 12. Bd. S. 1049.

216. Die Pestgrube zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 23. Msc.

Als in uralter Zeit die Pest in der Umgegend von Rothenburg weit und breit wüthete und nur wenige Menschen am Leben blieben, verschrieb man aus dem nahen Böhmerlande einen berühmten Zauberer, der die Seuche beschwören und vertreiben sollte. Dieser kam an und ließ an dem Zechberge bei Tormersdorf eine große Grube graben und mit Steinen ausmauern. Hierauf erhob er seinen gewaltigen Zauberstab, trat zu der Oeffnung der Grube und fing an die Pest durch seine Beschwörungsformeln an sich heranzuziehen. Wie eine blaue Wolke kam es nun von allen Orten der Umgegend herangezogen und verschwand in der Grube. Nachdem er noch angeordnet, daß Niemand jemals die Grube wieder öffnen sollte, sank er selbst hinein und man sah nichts mehr als eine Vertiefung des Erdbodens, welche noch heute vorhanden ist und die Pestgrube genannt wird.

Anmerk. 1. In dem ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man sich die Pest in Gestalt einer daher ziehenden Wolke. Es ist der schwüle Nebel, der Seuchen voran zieht.

Zu Erbach wurde sie in die Sakristei der Stadtkirche eingemauert. (Vgl. Grimm, Mythol. S. 1135.)

Zu Conitz in Preußen wurde sie in ein Loch in einer Linde gebannt. (Tettau und Temme S. 222.) Daran erinnert die von Magnus (Chronik von Sorau S. 19) mitgetheilte Nachricht, daß man 1338 auf die Pestgrube zu Sorau, die zwischen der Hauptkirche und der Schule gegraben wurde, zum ewigen Angedenken eine Linde pflanzte.

2. Bis auf den heutigen Tag werden in der Lausitz „Bannmänner" aus dem benachbarten Böhmen verschrieben; besonders wenn es gilt, plötzlich krank gewordenes Vieh zu kuriren, d. h. von der ihm angethanen Behexung zu befreien. Und zwar ist das nicht blos Sitte bei den Bauern, — man weiß selbst von Pfarrfrauen, daß sie zu diesem Mittel ihre Zuflucht nahmen. Die Kuren dieser Bannmänner sind verschieden. Bei einem Bauer in der Nähe von Görlitz wurde unter unheimlichen Ceremonien ein Brei gekocht, in einen Topf gethan und auf dem höchsten Gipfel einer in der Nähe des Gehöftes befindlichen Fichte gehangen. Der Pastor des Ortes konnte leider nicht erfahren, woraus der Brei bestand.

217. Elvil's Zauberpferd.

Frenzel, hist. nat II. 1057. msc. L. Mon. Schr. 1793. I. 823. Handschr. Annal. von Görlitz. a. a. 1330. Knauth's Handschrift, „von lausitzischen Festen."

Zur Zeit Königs Johannis, ungefähr um's Jahr 1330, residirte auf dem Schlosse zu Gerlachsheim ein tapferer Ritter, Namens Hans Elvil. Der hat mit dem Rathe von Görlitz einen Streit gehabt der Obergerichte wegen, wobei in einem Tumulte seine Ehefrau von den städtischen Reitern niedergerannt worden ist. Daraus erhub sich eine lange Fehde zwischen der Stadt und dem Ritter. Obwohl nun Ritter Elvil oft in Gefahr gewesen ist, von dem städtischen Kriegsvolke gefangen zu werden, hat

man ihm doch nichts anhaben können. Das machte, er besaß von seinem Schreiber ein bezaubertes Pferd, welches jedesmal mit den Füßen die Erde gescharret, wenn es seines Herrn Feinde von ferne gewittert hat, und je näher ihm sein Widerpart gewesen, desto heftiger hat es geschlagen und gestampft. Mit diesem Pferde ritt er auch einmal in die Stadt, wo ihn wenig Leute persönlich kannten, kaufte sich ein Paar Schuhe und sprengte zum Thore hinaus mit dem Rufe: Hans Elvil ist da gewesen.

Das war den Görlitzern denn doch zu arg, und sie machten einen Wall um ihre Stadt und bauten feste Mauern. Aber es ging ihnen wie den Römern. Die erste Mauer war sehr niedrig, und als Hans Elvil mit viel Reisigen wiederkam und die Stadt belagerte, da ging's heiß her und die Bürger kamen in große Bedrängniß. Da es aber gerade am Tage des heiligen Hippolyt war, so fingen sie an zu diesem zu beten und gelobten ihm, wenn er ihnen hülfe, diesen Tag alle Jahre bei Wasser und Brod zu feiern. Und weil ihnen damals der heilige Hippolyt geholfen hat, so haben sie seitdem treulich seinen Tag als einen besonders heiligen Fasttag gefeiert.

Anmerk. Ob eine mythische Beziehung zwischen dem Zauberpferde und dem heiligen Hippolyt (d. i. dem von Pferden zerrissenen) stattfinde, will ich dahin gestellt sein lassen. Der Name Elvil oder Eluvil klingt sehr mythisch, fast elfisch.

Die Sage ist sehr alt und findet sich in fast allen Görlitzer Chroniken, während in Gerlachsheim weder eine schriftliche noch mündliche Ueberlieferung aus jener Zeit existirt. Auch ergiebt kein Name eines späteren Ortsbesitzers eine Aehnlichkeit mit dem Namen Elvil.

Uebrigens ist es in vielen alten Sagen ausdrücklich „Des Schreibers Pferd," durch welches der Held gerettet wird, so auch Karl der Große (in der Heidelberger Handschrift No. 336., Maßmann, Kaiserchronik III. 1032).

218. General Sybilski.

Gräve S. 88.

Der königlich polnische und churfürstlich sächsische General Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677 gest. 1763), von Geburt ein Pole und ein tapferer Soldat, stand mit dem Bösen im Bunde und konnte allerlei Zauberkünste. Den Tag vorher, als er bei Zehren und Lommatzsch (13. Dezember 1745) die preußische Arrieregarde total schlug und dabei keinen Mann verlor, ließ er sein Regiment zu drei Mann über einen schwarzen Mantel marschiren und rief ihnen zu: Burschen, wenn ihr in's Gefecht kommt, vergeßt nur meinen Namen nicht. Es bleibt kein Mann, der Feind verliert einen Großen! (den General von Röhl).

Vor der Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) soll er allemal beim neunten Mann jedes Gliedes einige unverständliche Worte gemurmelt und seinen Leuten den Sieg versprochen haben. Der glückliche Zufall bewahrheitete es, und das Regiment erbeutete neun Fahnen.

Da er noch als junger Offizier in Polen stand, fand einst in Dresden ein glänzender Maskenball statt, worüber einer seiner Kameraden äußerte, wie er von Herzen gern demselben beiwohnen möchte, allein es fehle ihm an Geld, auch sei, da der Ball übermorgen stattfinde, die Zeit zu kurz, selbst wenn man Dr. Faust's Mantel besäße, um zur rechten Zeit daselbst einzutreffen. Sybilski, der es gehört, nahte sich und raunte ihm in's Ohr: Geld ist's wenigste, vertraue mir Kamerad. Uebermorgen Nachmittag um drei Uhr stelle Dich vor dem Thore bei der großen Fichte ein, wir brechen auf und sind noch vor dem Beginn der Redoute in Dresden! Verblüfft sah ihn der Ballustige an, wollte sprechen, allein Sybilski gebot ihm Stillschweigen und entfernte sich. Zur bestimmten Zeit erschien am verabredeten Orte der Krieger und fand Sybilski, der in seinen rothen Mantel gehüllt angeschritten kam; er schlang selbigen um ihn, befahl ihm weder rück- noch vorwärts zu blicken, und nun ging's fort durch die Luft, als flögen sie davon. Abends Schlag 5 Uhr befanden sie sich in Dresden, hatten noch Zeit genug, sich zu sammeln und einen Maskenanzug zu wählen, worauf sie mit jugendlichem Frohsinn der Redoute beiwohnten und auf dem Mantelfuhrwerke Mittags um 11 Uhr auf dem Paradeplatze in Warschau, probemäßig gekleidet, eintrafen.

Dem Pächter auf dem Ostravorwerke bei Dresden soll er einmal die Schafe in Schweine verwandelt haben, wobei selbiger nichts verlor. Auch erzählt man, er sei jener böse Herr in Groß-Särchen gewesen, der immer von diesem Dorfe aus in der Luft nach Dresden kutschirte und bei dieser Gelegenheit die Spitze des Kamenzer Kirchthurms zu Schanden fuhr.

Martin Pumphut, der berühmte vagabondirende Müllerbursche und Hexenmeister, war eine Zeit lang sein Adjutant und treuer Spießgesell.

219. Von einem bösen Herrn in Groß-Särchen.

N. L. Magazin 1837 S. 203.

In Groß-Särchen bei Hoyerswerda war einst ein gar böser Herr. Derselbe hat den dort vorbeifließenden Bach (um ihm eine andere Richtung zu geben) umgeackert; da er aber den davor gespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat. Derselbe Herr fuhr oft in wunderbar kurzer Zeit nach Dresden. Immer lenkte er selbst die Pferde und befahl dem Kutscher, sich hinten in dem Wagen schlafen zu legen. Einmal aber wachte der Kutscher auf und, als er sich umsah, nahm er wahr, daß die Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut und wollte aufstehen, sein Herr bedrohte ihn aber sehr und befahl ihm, sich ruhig wieder niederzulegen; sie könnten sonst Beide sehr unglücklich sein. Ueber dem Gespräche waren sie auch wirklich schon in Gefahr

gekommen, denn die Pferde, auf die der Herr nicht Acht gegeben, hatten sich nicht hoch genug halten können und der Wagen war an die Spitze des Kamenzer Thurmes angefahren, welche noch bis auf den heutigen Tag davon krumm gebogen ist.

Dieser Herr hat auch bisweilen schwarzen Hafer in den Kacheltopf gethan und dazu einige Worte gesprochen. Darauf sind gleich Soldaten, anfangs nicht größer als Haferkörner, hervorgekommen; zusehends aber sind sie gewachsen und endlich wie andere Menschen geworden, haben sich auch im Schloßhofe aufgestellt und sind hin- und hermarschirt, wie der Herr sie kommandirt hat. Wenn er dann wieder ein Paar Worte gesprochen, so sind sie kleiner und immer kleiner geworden und alle wieder in den Ofentopf hineingegangen und sah man hinein, da war darin nichts als schwarzer Hafer. Einmal behorchte der Großknecht den Herrn und merkte sich die Worte und versuchte das Kunststück auch, als der Herr eben auf dem Felde war. Es gelang ihm auch richtig; wie er aber die Soldaten wieder in den Kacheltopf bringen wollte, wußte er das Wort nicht und sie fielen alle über ihn her und schlugen auf ihn los, und er gerieth in große Todesgefahr. Der Lärm, den sie machten, war so groß, daß der Herr ihn auf dem Felde hörte. Der kam schnell herzu gelaufen, befreite den vorwitzigen Großknecht, kommandirte das wilde Heer in den Ofentopf hinein und machte es wieder zu Haferkörnern.

Anmerk. In der niederländischen Sage (Wolf No. 184) ist es der Teufel, welcher ein neues Flußbett pflügt.

220. Martin Pumphut.

Gräve S. 83.

Martin Pumphut, der wandernde Müllerbursch, ist so eine Art Tyll Eulenspiegel, von dem man sich nicht nur in der Lausitz, sondern auch im sächsischen Voigtlande wunderbare Geschichten erzählt.

Sein Name rührt her von einem großen spitzen Hut, den er zu tragen pflegte und der ihn überall kenntlich machte. Manche nannten ihn auch Graumännchen, weil er immer einen grauen Kittel trug.

Martin Pumphut ist geboren in dem kleinen Dörfchen Spuhle bei Hoyerswerda. Bald nach seiner Geburt verschwand er einmal aus der Wiege, in der man statt seiner eine große, aber unschädliche Schlange fand. Die erschrockenen Eltern eilten sofort in alle Himmelsgegenden, um das Knäblein zu suchen. Als sie ihn nirgends fanden und verzweiflungsvoll nach Hause kamen, lag er wieder frisch und gesund in der Wiege.

Als er sechs Jahr alt war, zog eine Zigeunerbande durch das Dorf. Eine Zigeunerin, welche bei seinen Eltern bettelte, erblickte kaum das Kind, als sie wahrsagend ausrief: Martin würde weit in der Welt herumkommen,

zwar in niederem Stande bleiben, aber viel Reichthümer erwerben, großes Aufsehen machen und endlich durch ein Frauenzimmer um's Leben kommen.

Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner wendischen Muttersprache auch noch die deutsche und zeichnete sich bald durch Schlauheit und Neigung zu lustigen Streichen vor seinen Altersgenossen aus. Auch will man Nachts, wenn er schlief, sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wo er im Dunkeln ging, umhüpften ihn Flämmchen.

Als er erwachsen war, lernte er die Müllerprofession und führte von nun an ein lustiges Wanderleben, indem er immer dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefiel, da blieb er, und für einen Schnaps und ein Stück Brod machte er den Leuten allerlei ergötzliche Schwänke und spaßige Dinge vor. Nur wo man ihm absichtlich schlechte Kost vorsetzte oder ihn gar hungern ließ, spielte er den Leuten arge Streiche. Sonst war es ein gar harmloser Kerl.

Zu seinen übernatürlichen Künsten gehörte, daß er auf papiernen Kähnen die Flüsse passirte; Elbe, Saale und Mulde hat er auf diese Weise überschritten. Zuweilen ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft. In Budissin zerschnitt er einen Mühlstein, was man noch heute daselbst in der großen Mühle abgebildet sehen kann.

Bei Dresden setzte er einmal bei großer Windstille alle Windmühlen in Bewegung, indem er durch ein Nasenloch blies, während er das andere zuhielt.

Als er durch Volkersdorf wanderte, zimmerte man eben eine Mühlwelle. Er bemerkte im Vorübergehen, daß sie ja viel zu kurz sei, aber man lachte ihn aus. Bald aber überzeugte man sich von der Wahrheit seiner Bemerkung, und als er wieder vorüberkam, bat ihn der Müller um Rath und Hülfe. Da dehnte mein Pumphut einfach die Mühlwelle aus, wie Brezelteig und setzte so die fehlende Elle zu.

Zu Heiligenbeil schleuderte er seine Axt an den Kirchthurm, wo sie noch heute zu sehen ist.

In Leipzig ließ er im Gasthofe zum goldenen Siebe am hellen Tage zur Meßzeit eine Menge Hasen aus dem Kacheltopfe heraus- und wieder hineinspazieren.

Den Müllern, die ihm das übliche Geschenk verkürzten oder verweigerten, leitete er das Wasser ab. So machte er es z. B. mit einigen Saalmüllern. Wer ihn freundlich aufgenommen hatte, dem fehlte es nie an Wasser auf der Mühle.

Zu Wallengrün im Voigtlande zauberte er alle Fliegen, die im Zimmer waren, in seinen Hut, um ungestört essen zu können.

Einst wandert er ermüdet auf der Landstraße einher. Da kommt ein Roßtäuscher mit Pferden geritten. Laß mich ein Stück mitreiten, Kamerad, bittet ihn Pumphut. Aber der grobe Kerl hört gar nicht auf die Bitte des Ermüdeten. Dafür fand er am nächsten Morgen im Stalle statt seiner Pferde — Strohwische.

Lange Zeit hielt er sich beim General Sybilski auf. Dieser warf einst schwarze Haferkörner in den Kacheltopf, welche sich auf der Stelle in ein Fußvolk verwandelten, herauskletterten, sich auf dem Schloßhofe versammelten, manövrirten, sich wieder in ihre kupferne Kaserne begaben und als schwarze Haferkörner darin lagen. Pumphut langte aus einer am Fenster stehenden Mulde einige Erbsenkörner heraus und warf sie ebenfalls in den Kacheltopf, welchem sofort eine ganze Schwadron vollständig equipirte Reiter entstiegen. Allein da er Sybilski's Worte nicht wußte, vermochte er sie nicht wieder in den Kacheltopf zu bringen, vielmehr setzten sich ihre Klingen auf seinem Buckel in unangenehme Bewegung, bis ihm der General zu Hülfe kam, der sie sofort Kehrt machen hieß, dahin wo sie hergekommen waren.

Uebrigens soll Martin Pumphut auch früher schon zu Hildesheim sich als der Geist Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein, als graues Männchen wesentliche Dienste geleistet haben und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung jenes berüchtigten Hutes aus einem Gasthofe zu Paderborn zu Ende des siebenjährigen Krieges verschwunden sein.

Anmerk. 1. In der Lausitz spielen Mühlen und Müller eine auffallend bedeutende Rolle. Sie kommen wiederholt mit Nixen und Schlangen und vor Allem mit dem Teufel in Berührung. Ist es nur die hervorragende Stellung, die auf dem Lande der Müller und die Mühle, die oft ein halbes Gasthaus ist, einnehmen? Mahlen hat eine mystische, erotische Bedeutung. Bei Theocrit ist μυλλος = membrum femininum. Am Feste der jungfräulichen Vesta standen in Rom alle Mühlen still. (Ovid. Fast. 6, 310.) Apollo und Zeus führen den Beinamen μυλευς. — Die wendische Braut muß, während sie von ihren Freundinnen zur Hochzeit geschmückt wird, auf einem Mehlfasse sitzen. Werden die Müller vielleicht als Wasserpriester betrachtet?

2. Der Ofentopf wird wiederholt zum Zauberkessel (s. No. 218. u. 219.). Er giebt auch Orakel. Mädchen ziehen sich am Weihnachtsabende nackend aus und lauschen am Ofentopfe. Das Geräusch, das sie darin hören, je nachdem es dem Hämmern, Sägen u. s. w. gleicht, ist prophetisch für den Stand des Zukünftigen. Dies ist ein Ueberrest vom heidnischen Feuerkultus. Es wird vor dem Ofen gekniet, es wird ihm geopfert, wie einst dem Moloch. (Daumer, die Geheimnisse des christl. Alterthums 1847 I. 19. Grimm, Mythol. I. S. 298.) In einem altdeutschen Lustspiele heißt es: Kommt, wir wollen vor dem Ofen knieen, vielleicht erhören die Götter unser Gebet. Andere Beispiele vom Ofenkultus s. bei Friedrich, Symbol. u. Mythol. der Natur S. 85. Bekannt ist der Ofen als Hexenweg.

Ueber die Schlange in der Wiege, die hier die Rolle eines Wechselbalgs spielt, vergl. No. 82. u. N. L. Mag. 1860, Schlangensagen. Der Hut ist wie der des Fortunatus mehr als eine bloße Nebelkappe.

221. Der Pelzmann zu Schmölln.

Gräve S. 125. Winter, in d. Constit. Zeitung, Dresden 1854 No. 219. Gräffe No. 157. u. No. 735.

Zu Schmölln geht der Pelzmann, eine Männergestalt in einen dicken Pelz gewickelt — vornehmlich um die Weihnachtszeit — im Dorfe umher; er neckt wie ein Kobold die Leute durch unschädlichen Spuk, klopft an die Fenster, erschreckt den spät Nachhausegehenden und warnt besonders die Leute vor einer drohenden Gefahr. Da heißt es, der Pelzmann geht um, der Pelzmann hat sich gezeigt.

Dieser Pelzmann war im Leben ein Herr von Grünau, der lange Zeit am Hofe des Churfürsten Johann Georg I. Leibpage war. Das Volk erzählt sich von ihm allerhand seltsame Geschichten. Das sogenannte Pagenbette auf der Festung Königsstein hat von ihm den Namen. Denn als er im Jahre 1675 mit seinem fürstlichen Herrn auf der damals sogenannten Christiansburg gespeist und tapfer gezecht hatte, kroch er im Rausch durch eine Schießscharte und legte sich am steilen Abhange des Felsens hin um seinen Rausch auszuschlafen. So fand man ihn früh Morgens. Der Churfürst ward gerufen, ließ Stricke um den hart am Abgrunde ruhig Schlafenden legen, und ihn sodann durch Trompetengeschmetter und Paukenschall aufwecken.

Noch zweimal entging er der Todesgefahr auf eine wunderbare Weise. Das eine Mal setzte sein scheu gewordenes Pferd mit ihm von der Dresdner Brücke in die Fluthen. Das andere Mal stürzte er bei einer Jagd im Rathener Grunde in eine tiefe Schlucht.

In seinem Alter zog er sich nach Schmölln zurück und beschäftigte sich außer der Jagd fast nur mit der Natur und ihren geheimen Kräften, sammelte Kräuter und hatte in seiner Wohnung Todtenschädel, Menschengerippe und allerhand unheimliche Thiere ausgestopft oder in gläsernen Flaschen. Das Volk hielt ihn für einen Zauberer und Schwarzkünstler.

Am Tage seines Begräbnisses schlich sich ein Neugieriger in seine Studirstube und blätterte eben in einem alterthümlichen Buche, das wahrscheinlich Zaubersprüche enthielt. Da rauschte es plötzlich am Fenster und man sah eine Unzahl schwarzer Dohlen, Krähen, Elstern und Sperlinge schreiend und flatternd das Fenster der Studirstube umschwärmen und hörte sie an die Fenster picken. Entsetzt floh der Neugierige, soweit ihn seine Beine trugen.

222. Der kluge Mönch von Kamenz.

N. L. Mag. 1832, 446., 1838, 131. Haberkorn, Chronik von Kamenz S. 48. Carpzov's Ehrentempel I. 308. O. L. Kirchengalerie S. 49.

Im Kamenzer Franziskaner-Kloster lebte im 16. Jahrhundert ein verrufener Mönch mit Namen Matthäus Rudolph. Woher er stammte, ist ungewiß, Einige nennen Annaberg in Sachsen, Andere Geyer in Baiern

als seinen Geburtsort, noch Andere sagen, er sei der uneheliche Sohn eines lausitzischen Adligen, Namens von Pflugk, gewesen. Dieser Mönch hatte in Leipzig und Paris die schwarze Kunst und andere geheime Wissenschaften erlernt, war von der evangelischen Lehre zum Papstthum zurückgetreten, hatte sein Eheweib vergiftet und um dem Galgen zu entgehen die Mönchskutte genommen. Vom Kamenzer Kloster aus verfolgte er die Evangelischen mit seinen Zaubereien, brachte viele zum Papstthum zurück, machte aber auch allerlei Wunderkuren. Er besaß Geisterſiegel, Krystallspiegel, Galgenmännlein, Wünschelruthen und allerlei wunderliche Kräuter und Thiere.

Einst, als man einem Goldschmiede ein Stück Goldes zum Verarbeiten gebracht, dieser es aber wegen seiner Härte nicht zwingen konnte, nahm er zu Bruder Rudolph seine Zuflucht, welcher das Gold mit einem Pulver einrieb, wodurch es sofort fügsam wurde.

Viele vornehme Leute besuchten seine Zelle, um sich Rath bei ihm zu erholen und er sammelte durch seine Zauberkünste unermeßliche Reichthümer.

Um Lätare des Jahres 1562 starb Bruder Rudolph plötzlich in Seitschen, auf der Rückreise von einem reichen Manne, den er kurirt hatte. Bei seinem Tode erhob sich ein gewaltiger Sturm mit Donner, Hagel und Blitz. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, Fenster eingeschlagen, und nicht eher legte sich der Sturm, als bis der Teufel seine Seele geholt hatte.

Noch nach seinem Tode wurde der Prozeß wegen Zauberei gegen ihn angestrengt. Seine Magd und ihr Sohn gestanden auf der Folter, daß der Verstorbene ein Hexenmeister gewesen und daß sie ihm bei seinen Zaubereien thätliche Hülfe geleistet. Beide wurden im Jahre 1564 hingerichtet.

Anmerk. Vergl. No. 163.

223. Pastor Pech, der Hexenmeister.

Nach Gräffe, S. 481.

Zu Neukirch am Hochwalde lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein evangelischer Pfarrer, Namens Johann George Pech. Der war sehr gelehrt und verstand auch die schwarze Kunst und das Volk erzählt sich manche unheimliche Geschichte von ihm.

Es waren aber einmal zu Neukirch drei junge Burschen, der Lieb, der Lob und der Ehregott. Und der Lieb hatte zu Hause im Bodenwinkel ein Buch gefunden, das von geheimen Dingen handelte. Und er sagte es dem Lob, und der Lob sagte es dem Ehregott, und sie beschlossen, mit dem Zauberbuche den großen Schatz zu heben, der im Falkenberge vergraben ist. Es standen aber auch allerhand Beschwörungen in dem Buche und die drei Burschen beschlossen einen Versuch damit zu machen. Eines Abends kamen sie beim Lieb zusammen. Der holte aus dem Schranke das Buch, das war ganz schwarz und erfüllte die enge Stube mit einem unheimlichen Modergeruch.

Und darin standen geschrieben schwarze, blaue und rothe Buchstaben, aber es war sehr schwer zu lesen.

Als die alte Wanduhr Mitternacht zu schlagen begann, da fing Lieb an zu lesen Wort für Wort und die Gefährten horchten aufmerksam zu. Und es dauerte auch nicht lange, da entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel hob sich und heraus sprang ein kohlschwarzer Ziegenbock. Der fing an sich auf die Hinterbeine zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen. Da sagte der Lob: Hör' auf, Lieb, der Zauber ist richtig, morgen geht's auf den Falkenberg und die Braupfanne ist unser.

Aber Lieb war einmal im Eifer und las immer lauter und schneller. Da that sich der Deckel der kupfernen Pfanne von neuem auf und heraus kam allerhand unheimliches Gethier und die Stube füllte sich mit schwerfälligen Eulen, krächzenden Krähen, plappernden Elstern, schwirrenden Fledermäusen, meckernden Ziegenböcken und anderen lang geschwänzten, krumm gehörnten, unbekannten und sonderbaren Geschöpfen. Lob und Ehregott riefen voller Angst: „Um Gotteswillen, Lieb, hör' auf." Dem Lieb aber stand der Angstschweiß auf der Stirn — jetzt kam die Beschwörung zum Ende und da stand's: Wenn er die Gäste wieder los sein wolle, so müßte er die ganze Zauberformel — rückwärts lesen. Rückwärts lesen! das konnten Lieb und Lob und Ehregott alle drei nicht und ihre Angst wuchs, denn die Böcke fingen an, die Burschen von hinten und vorn zu stoßen. Es entstand ein greulicher Kampf in dem engen Zimmer.

Lies das Teufelsbuch zurück, Lieb, schaff das Viehzeug fort, Lieb, riefen die beiden Andern in Todesangst.

Da fiel dem Lieb zum Glück der Pfarrer ein und mit dem Ausrufe: Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hülfe herbeischaffen, sprang er durch's Fenster in's Freie.

Der Pfarrer saß noch zwischen seinen großen Büchern in der Studirstube, als Lieb hastig bei ihm eintrat und in abgebrochenen Sätzen und unverständlichen Worten um Hülfe bat. Still, sagte der Pfarrer, ich weiß schon, ich habe schon seit einer Viertelstunde auf Dich gewartet, komm Lieb, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben.

Gott sei Dank, ich komme nicht zu spät, rief der Pfarrer, als sie auf den Kampfplatz traten, ergriff das Buch und las die Beschwörung ohne alle Umstände rückwärts, worauf das Gethier mit sichtlichen Zeichen ohnmächtigen Widerstrebens seinen Rückzug durch die Ofenpfanne antrat. Als die Uhr Eins schlug, war Alles verschwunden.

Dankt Gott, daß ich noch fertig wurde, sprach er sodann. Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges dieser Höllenthiere hier verblieben, so hätte Euch der Böse den Hals umgedreht. Ach, Herr Pfarrer, rief der Lob,

ich bin am ganzen Leibe wie zerschlagen. Ach, Herr Pfarrer, rief der Ehregott, ich habe einen Knacks davon mein Lebelang. Aber der Pfarrer sagte ernst: Es hätte Euch der Seelen Seligkeit kosten können. Versprecht mir feierlich, nie mehr dergleichen zu versuchen. Das thaten sie zerknirschten Herzens. Der Pfarrer nahm das Zauberbuch zu sich und die Braupfanne mit Gold ruht noch bis auf diese Stunde im Falkenberge, denn Niemand weiß den Zauberspruch. Lieb und Lob und Ehregott sind aber alle drei in jungen Jahren verstorben.

Als Pastor Pech's Frau gestorben war und die Träger mit der Leiche schon vor dem Pfarrhause standen, da soll die Selige aus einem Fenster im ersten Stock ihrer Beerdigung zugesehen haben. Alles sei erstarrt vor Erstaunen und Furcht, der Pfarrer aber, schnell gefaßt, habe ein weißes Taschentuch hervor gezogen und nach dem Fenster hinauf gewinkt, darauf sei die Erscheinung sogleich verschwunden.

Bei seinem eigenen Begräbniß 1808 soll er aber auch selbst zugesehen haben. Man zeigt noch die Maueröffnung am Kirchthurm, wo seine ehrwürdige Gestalt stand.

Vor seinem Tode hatte er seinen Angehörigen befohlen, einige seiner Bücher, namentlich das sechste und siebente Buch Moses, in deren Besitz er war, gleich nach seinem Ende zu verbrennen. Als dies nicht geschah, ließ sich der Geist des Pfarrers mehrmals mahnend sehen. Einmal soll er sogar durch die Esse, gleich einem Sturme, eingefahren sein, worüber eine Magd bis auf den Tod erschrak und starb. Die Bücher wurden endlich vernichtet und der Spuk hörte auf.

224. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde.

Gräve S. 130. Winter, Constitut. Zeitung 1854. No. 208. Gräße S. 574.

Auf dem Hochwalde bei Zittau, der nach dem „Wahlenbüchlein" kostbare Edelsteine bergen soll, geht zu Zeiten ein kleines aschgraues Bergmännlein umher. Bart und Haar sind schleierweiß. Seine schwarze mit Roth verbrämte Kutte umschließt ein goldgelber Gürtel, auf dem Haupte trägt es eine trichterförmige grüne Mütze und in der Rechten einen bunten Stab. Dieses Männchen zeigt dem, der ihm in den Weg kommt, nicht blos Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jakob Sahrer, den Einige den frommen Jakob, andere den hinkenden Boten nannten, weil er im dreißigjährigen Kriege als kaiserlicher Reitersmann einen Schuß in's Knie bekommen hatte, der ihn zum ewigen Hinken verurtheilte. Er war ein beliebter und wegen seiner Frömmigkeit auch geachteter Mann; Jeder kaufte ihm gern seine Heilkräuter ab, die er in den Bergen sammelte, oder gab ihm durch Botenschicken Etwas zu verdienen. Auf solch einem Botenwege begegnete ihm einst

das Bergmännlein. Das wußte wohl auch von seiner Frömmigkeit und daß er ein rechtschaffener Mann war, winkte ihm und führte ihn die Kreuz und Quer durch den Wald, bis sie endlich an einem kleinen Hügel ankamen. Dort schwang er seinen Zauberstab nach allen Himmelsgegenden hin, und senkte ihn dann auf die Erde. Da that sich der Hügel auf und es strömte hervor, wie ein Springbrunnen von lauter Gold, Silber und Edelsteinen, eine lange Weile. Das mußte nun der fromme Jakob Alles aufraffen und in seinen Mantel packen. Zum Abschiede gab ihm das Bergmännlein noch ein Buch und verschwand vor seinen sichtlichen Augen. In dem Buche aber lag ein Zettel, auf dem stand zu lesen in lateinischer Sprache eine Vermahnung, daß er seines Fundes sich mit Weisheit bedienen und der Armen und Kranken sich annehmen solle. Utere bene memorque sis aegrotorum pauperumque. Denn das Buch handelte von den geheimen Kräften der Wurzeln und Kräuter. Der brave Invalide hat mit seiner Hülfe noch vielen, vielen Menschen das Leben gerettet, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts selber starb seine sämmtlichen Reichthümer der Kirche und frommen Stiftungen vermacht.

Jenes Bergmännchen aber ist der Geist eines weisen und wohlthätigen Mannes, der einst an der böhmischen Grenze lebte und weite Streifereien nach der Lausitz, wie auch in's Oesterreich'sche unternahm, allenthalben den Boden untersuchte und die ersten Bergwerke in jenen Gegenden anlegte. Durch seine Wissenschaft der Kräuter und Wurzeln heilte er Menschen und Vieh selbst von der Pestkrankheit und dem schwarzen Tode. Die Leute aber, deren Aecker dem Bergbau übergeben worden waren, haßten ihn und überfielen ihn einst am Fuße des Berges, wo dann die Lausitzer seinen Leichnam gefunden, ihren Wohlthäter beweint und in jenem Hügel begraben haben.

225. a) Kaspar Dulichius.

Haberkorn, Chronik von Kamenz Fol. 421. 447. 450. 452. N. L. Mag. 1838 S. 397. Joh. Gfr. Lessing, Zweihundertjährige Gedächtnißschrift der ersten ev. Prediger in K. 1727. 8.

Kaspar Dulichius war um das Jahr 1642 Pfarrer zu Kamenz. Dieser Geistliche führte aber ein so wenig geistliches Leben und zeigte einen so zanksüchtigen und narrenhaften Charakter, daß er bald wieder abgesetzt wurde. Nachdem er zehn Jahre in der Irre umhergewandelt und viele schlimme Streiche verübt hatte, setzte man ihn in Verwahrung auf den Pulsnitzer Thurm. Nun aber kam es erst heraus, daß er mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde war; denn am 7. Oktober 1652 war er bei verschlossenen Thüren vom Thurme gestiegen und hatte mit mehren Personen auf der Straße gesprochen, und doch am anderen Morgen sich wiederum in seinem Gefängnisse befunden. Dazu kam das Gerücht, daß er in Wien zur katholischen Religion übergetreten sei und sein eigenes Geständniß, daß er eine Nuß besitze, vermöge welcher er sich unsichtbar machen könnte, sowie daß ein von Haaren

geflochtener Kranz ihm die Herrschaft über die Geister des Schattenreichs verleihe. Man schritt daher zur Inquisition und verschickte die Akten zum Spruch an den Leipziger Schöppenstuhl, welcher auf die Tortur erkannte, um ihm das Bekenntniß seines Bundes mit dem Teufel auszupressen. Aber schon der Anblick der Marterinstrumente brachte den Delinquenten zu dem Geständniß, daß er im engsten Verkehre mit Satanas stände, durch dessen Hülfe er auch vom Thurme gestiegen sei. Darauf wurde das Todesurtheil über ihn gesprochen und vom Kurfürsten Johann Georg bestätigt.

Obgleich er nun, als am 6. November 1654 der Spruch an ihm vollstreckt werden sollte, seine Aussage widerrief, wurde dennoch vom Leipziger Schöppenstuhle das vorige Urtheil bestätigt, und ihm am 8. Juli 1655 auf dem Markte zu Kamenz der Kopf abgeschlagen.

225. b) Von einem Schwarzkünstler in Sorau.

Magnus, S. 168.

Anno 1621 ließ der Landvoigt der Nieder-Lausitz Graf Promnitz zu Sorau einen Münzmeister Namens Johann Huser aus Oesterreich kommen, um neue Münzen zu schlagen. Dieser Huser war ein Schwarzkünstler, Schatzgräber und Teufelsbanner. Denn bei uns zu Sorau ist in dem Walde, nicht weit von Looß, ein Raubschloß; da hat man auch ehemals Silber gegraben. Daselbst hat nun Huser etliche Wochen alle Tage von eilf bis zwölf fleißig gegraben und einen Schatz gesucht. Nach vier Wochen kam er an die Braupfanne, darinnen der Schatz und das Gold liegen sollte. Davor aber war eine eiserne Thüre, welche er mit einem Stoß oder Schlag aufrennen sollte. Wo er dieses nicht auf einmal würde bewerkstelligen, so wollte ihm der Teufel den Hals entzwei brechen. Er wollte es zwar wagen, aber der Herr Landvoigt verbot es ihm und er durfte nicht mehr hingehen. Da sagte Huser, es würde nach ihm den Schatz kein Mensch mehr finden, wie sehr er es auch mit dem Teufel halten würde.

Derselbige Huser hatte einstmals Gäste gebeten, darunter der Herr Rektor Zahn und der Herr Konrektor Lehmann auch waren. Als sie nun über der Mahlzeit vom Teufel und seinen Erscheinungen zu reden anfingen, so sprach Huser, wenn sie den Teufel sehen wollten, so wollte er denselben alsbald in Gestalt einer Fliege in ein Glas bannen und zwar ohne allen Schaden. Aber da die Gäste erschraken, aufstanden und fortgehen wollten, so ließ er sein Vorhaben bleiben.

226. Die Hexen.

L. Mon. Schr. 1797. II. 758. Mündlich.

Alte Frauenzimmer, seltener junge, die mit dem Teufel einen Bund gemacht haben und Buhlschaft mit ihm treiben, nennt man auch bei uns

Hexen und die Wenden wenigstens glauben an ihre Zauberkünste hie und da noch bis diese Stunde und rothe Augen bei alten Weibern bringen noch heute in den Verdacht der Hexerei. Sie behexen der Nachbarn Kühe, daß sie keine Milch geben, während es ihnen selber nie an Milch und Butter fehlt. Sie können ihrem Nächsten eine plötzliche Krankheit, besonders das sogenannte „böse Wesen," an den Hals werfen. Sie haben die Macht, sich in einen Hasen, in eine Katze und dergleichen zu verwandeln. Ein Hase, der bei lichtem Tage durch's Dorf läuft, ist sicher eine Hexe. Zu Walpurgis reiten sie auf Besen zum Schornstein hinaus auf den Blocksberg (Bruchelsberg), sie versammeln sich auf den Gückelsbergen, deren es mehre in der Lausitz giebt. Damit sie im Vorüberziehen keinen Schaden anrichten, besteckt man die Stallthüren und Düngerhaufen mit grünen Reisern, angemalten Kreuzen und den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Auch zündet man Besen an und nennt es Hexenbrennen. Die Kinder ihrer Buhlschaft mit dem Teufel sind die Elben.

Anmerk. 1. Der deutsche Name „Hexe" ist von der bei Gelegenheit der „Hainchen" in den Zwergsagen besprochenen Sprachwurzel hag (ἅγιος) herzuleiten, was in der geschichtlichen Thatsache Bestätigung findet, daß das Hexenwesen ein fortgesetztes heidnisches Priesterthum ist. — Der Hexenname Drude bezeichnet eine druidische Priesterin, aber auch einen weiblichen Alp.

2. Der wendische Hexenname Kodota bezeichnet ebenfalls Alp. Drittens aber auch einen grauen Schmetterling. Aus einer schlafenden Zauberin fährt der Geist in Gestalt eines Schmetterlings. (Grimm S. 613.)

Die Leute in Ostritz glauben, daß wenn der erste Schmetterling, den man im Frühlinge sieht, ein weißer ist, der Tod in diesem Jahre entweder einen selber, oder ein Glied in der Familie trifft. Sie nennen es das Todsehen; ob sie damit den Begriff einer Hexe verbinden, weiß ich nicht. Viele weiße Schmetterlinge auf einmal bedeuten Theurung oder Seuchen.

227. Die Hexenkur.

N. L. Mag. 1832 S. 88.

Einer Bäuerin wurden die Kühe im Stalle plötzlich behext, daß sie keine Milch gaben. Da ging sie zur weisen Frau und fragte sie, was wohl bei diesem Uebelstande zu thun sei. Die weise Frau sprach: Deine Kühe sind von einer Hexe bezaubert. Willst Du den Zauber bannen, so gehe um Mitternacht bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg, nimm einen Sack mit und knüpfe darin drei Knoten, lege ihn auf den Kreuzweg und haue ihn mit Knütteln wacker durch, so lange Du kannst; alle Schläge, die Du thust, treffen die Hexe. Dann gehe schleunig zurück und sieh Dich nicht um. Die Bäuerin befolgte den guten Rath, ging auf den Kreuzweg und fing an auf den Sack zu hauen. Da erschienen von allen Seiten Irrwische, Nachteulen, Salamander, Wehrwölfe und anderes greuliches Ungethüm. Aber die Bäuerin ließ sich nicht erschrecken, hieb wacker darauf los und ging endlich eilig zum

Dorfe zurück, ohne sich umzusehen, obgleich es hinter ihr drein brauste, wie die Wellen eines Meeres und rasselte wie von tausend Wagenrädern.

Des andern Morgens gab die Kuh die schönste Milch von der Welt, ihre Nachbarin aber, die böse Barbara, war plötzlich krank geworden und hatte den ganzen Körper voller Wunden und Beulen. Niemand wußte warum, wir aber wissen's und auch die weise Frau und auch die Bäuerin.

Anmerk. In der schleswig-holsteinschen Sage wird eine unheilbringende Katze in den Sack gesteckt und tüchtig geschlagen. Hernach aber fällt ein todtes altes Weib heraus. (Müllenhof No. 313., vergl. Grimm, Mythol. S. 623.)

228. Verunglückte Bierschank-Hexerei.

Frenzel, hist. natur. III. 1416. msc.

Auf eine sonderbare Art suchte eine Bürgersfrau zu Budissin (eine Randbemerkung bei Frenzel nennt: Ilsmer Hansen's Eheweib), auf der Reichengasse wohnend, sich einen guten Bierschank zuwege zu bringen. Anno 1677, den 6. December, hatte sie ihr Bier offen, des Nachts um 12 Uhr mußte ihre Magd bei Peter Stephan auf dem Fleischermarkte, der auch Bier schänkte, mit einem Flederwische sein Kegelloch ausfäubern, vor der Hausthüre herum kehren und das Kehricht in der Schürze in ihr Haus bringen. Dies sollte dazu helfen, daß sie gut Glück im Bierschank habe und die Biergäste von dort weg sich möchten bei ihr einfinden. Auf den folgenden Tag ward diese Sache ausgebracht und die Magd in die Büttelei gesteckt. Man fand auch, da visitiret worden, unterm Schänkfaß ein genähtes Glückfäckchen liegen.

Anmerk. Daß anderweitig sogar ausgegrabene Menschengebeine zur Verbesserung des Bieres benutzt werden, siehe bei Frieder. Germanus, de miraculis mortuorum. Dissert. de cadaveribus No. 192. p. 121.

229. Große Dürre durch Hexerei.

Magnus S. 214.

Anno 1653 hat es um Sorau herum ganzer sechszehn Wochen nicht geregnet; daher entstand eine so große Dürre, daß die Brunnen und Bäche austrockneten. Daran waren die Sorau'schen Bleichweiber schuld mit ihrer Zauberei. Das hat ein ehrlicher Bürger und Fleischhauer deutlich wahrgenommen; denn als er bei einem Spaziergange hinter'm Zaune gestanden, hat er gesehen, wie eine alte Vettel mit dem bloßen Hintern rückwärts gegen eine aufsteigende Regenwolke gelaufen ist und dazu gesagt hat: Regne mir in den — und nicht auf meine Leinewand! worauf dann die Wolke wieder vergangen. Der Bürger lief der alten Hexe nach, um zu sehen, wer sie wäre, aber er konnte sie nicht einholen und ehe er sich's versah, war sie vor seinen sichtlichen

Augen verschwunden. Als dies nun dem Grafen Seifried von Promnitz hinterbracht worden, ließ er eine scharfe Untersuchung anstellen, konnte aber nichts erfahren. Er verbot daher das Bleichen gänzlich, und siehe, alsobald regnete es.

Anmerk. Hexen lesen Eichenlaub in ein Mannshemd und hängen es, angefüllt mit den Blättern, an einen Baum. Sofort erhebt sich der Wind, der allen Regen vertreibt und trockenes Wetter erhält. (Grimm, Mythol. S. 616.) Umgekehrt zaubern sie durch Schlagen in's Wasser und andere Zaubermittel fürchterliches Ungewitter herbei, wovon ich kein lausitzisches Beispiel weiß. Vielleicht aber hat das beim Todaustreiben an einer Stange in's Dorf zurückgetragene Hemde der zerstörten Winterpuppe die Bedeutung eines (heilsamen) Regenzaubers.

230. Helena Gottschalk, die bezauberte Jungfrau.

Frenzel, hist. nat. III. 1420. msc. Unschuldige Nachrichten 1702. S. 936. De puella Zittaviensi incantata. L. Mag 1783. S. 66. Zedler, Universallexikon LXII. 1763. Hoffmann, Script. Lus. II. p. 250.

Einst lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalk genannt (geboren 1691), die stets von furchtbaren Krämpfen heimgesucht war, auch lange Zeit von einer Unzahl von Läusen geplagt wurde, bis sie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: Da hast Du Deine Läuse wieder, Du alte Hexe! von sich warf, und so räthselhaft irre sprach, daß man glaubte, sie sei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewisse alte Frau, Namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgasse mit Gottschalk's Familie in einem Hause gewohnt hatte; und von dem unglücklichen Mädchen selbst als die, welche sie behext, bezeichnet ward. Sie ward also als Hexe eingesetzt und damit sie die Erde nicht berühre, im Stockhause frei aufgehängt*). Doch fand man sie eines schönen Morgens todt (21. Juni 1702); ob sie sich selbst erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht, sie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarer Weise ward indeß noch in demselben Monat das Mädchen völlig von ihren Uebeln befreit.

231. Hexenprozeß in der Niederlausitz vom Jahr 1621.

L. Monatsschrift 1796. S. 276.

Auf ihrem Schlosse bei Lübbenau lebten nach des alten Herrn von Weltwitz Tode seine beiden Töchter, die Edeljungfrauen Margarethe und Elisabeth und hielten lustigen Hof daselbst. Obgleich ihnen der Vater, der ein flotter Herr gewesen, nichts als Schulden hinterlassen, wurde es doch nie von lustigen Junkern leer im Schlosse, die den schönen Schwestern den Hof machten, ja es ging das Gerücht, daß es wenig ehrbar herginge bei

*) Aehnliches geschah 1678 zu Budissin mit einem Räuber und Mörder, der den Teufel hatte. (S. Peschek, Gesch. v. Zittau, Bd. II. S. 746. Anmerk.)

Man glaubte, sobald eine Hexe die Erde berühre, könne sie sich verwandeln. (Grimm S. 607.)

ihren Gelagen. Aber das lustige Leben kostet Geld. Was nun etwa übrig geblieben war von des alten Herrn barem Vermögen, das hatte der damalige Landvoigt des Markgrafthums Niederlausitz, Heinrich Freiherr von Promnitz, in Verwaltung genommen, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen, und weigerte sich hartnäckig, den Edeljungfrauen von Weltwitz das auszuzahlen, was ihnen, wie sie meinten, zukäme. Da schwur das Schwesternpaar Rache. Sie gingen zu einer alten wendischen Hexe, Namens Katharina Lehmannin, die in Körigk ihr unheimliches Wesen trieb und ihnen schon manchmal Liebestränke bereitet und Zaubermittel gegeben, um sich vor den Folgen ihrer Buhlschaften zu bewahren.*) Darauf ist im Juli des Jahres 1621 der Landvoigt urplötzlich bei einem Aufenthalte in Lübben in eine schwere und seltsame Krankheit gefallen, daß er vor Körperschmerzen und Seelenbangigkeit schier zu sterben gemeint hat. Kein Arzt hat ihm helfen können, denn keiner kannte die Krankheit. Da kam endlich eine frühere Magd der Edeljungfrauen von Weltwitz, die verrieth den ganzen schändlichen Handel und daß die alte Katharine den Herrn behext habe.

Alsobald ward die Hexe mit List nach Lübben gelockt und auf der Stelle verhaftet. Darauf nahm man ihr ihre Zauberkleider ab, und als man ihr ein kleines Bündlein vom Halse nahm, ist sie ganz kleinlaut und unkräftig geworden. Im Verhöre gestand sie, daß die Edeljungfrauen von Weltwitz sie zur Bezauberung des Landvoigts gedungen, bat um ihre Kleider und erbot sich auch den Zauber wieder zu lösen. Aber man hat noch mehr von ihr wissen wollen über ihre Hexerei, und da sie nicht gestanden, hat die Juristenfakultät zu Frankfurt a./O., darum befragt, entschieden, daß genugsam Ursache zur Tortur vorhanden wäre und daß die Zauberin dem Angstmanne zu übergeben, der Pein zu unterwerfen und sodann mit den Weltwitz'schen Jungfern zu konfrontiren sei. Darauf ist sie den Scharfrichtern von Lübben und Kottbus übergeben worden, die haben die alte Frau auf die Tortur gespannt, und da sie nichts als etwa einige Zauberformeln bekannt hat, also gräßlich gepeinigt, daß sie den Geist aufgegeben hat. Da man befand, daß sie das Genick gebrochen, also daß es geknirscht hat, wenn man den Hals des Leichnams angriff, so haben die beiden Henker versichert, daß es müsse der Teufel gewesen sein; denn auch zu Hennersdorf und sonst hätten sich Exempel ereignet, daß der Teufel einer Zauberin den Hals gebrochen, als sie von der Leiter losgelassen worden. Das alles beschworen sie. Nachdem nun also der ferneren Zauberei der Hexe „in Form Rechtens" gesteuert worden, hat man die beiden Edeljungfrauen vorgenommen; da sie aber die Zauberei sowohl wie allen andern verbrecherischen Lebenswandel hartnäckig von sich abgeleugnet,

*) In Zittau wurde 1581 eine alte Frau von Wittgendorf geköpft und verwiesen, „weil sie den Dirnen Tränke gesotten." (Peschek, Gesch. v. Z. II. S. 193.)

und im Gefängniß ein solches Zetergeschrei über den Landvoigt und dessen Familie erhoben, daß kein Wächter bei ihnen verharren wollte, so wurde beschlossen, auch bei ihnen die Tortur anzuwenden und mit Elisabeth, der jüngsten und schwächlicheren, zu beginnen. Da wurden nun die üppigen Leiber der schönen Sünderinnen auf die Tortur gespannt und zwar in Gegenwart des Schloßhauptmannes Hans von Wehlen; diesen Vorzug verdankten sie ihrer adligen Abkunft. Beide gestanden unter den Qualen der Tortur ihren verbrecherischen Lebenswandel sowohl wie die Zaubereien durch die Hexe Katharina und eine andere, die schwarze Else, ein, widerriefen zwar des andern Tags ihr Geständniß, mußten es aber, mit schärferen Martern bedroht, endlich gestehen, daß sie den Landvoigt durch Hexerei zur Herausgabe des Geldes hätten nöthigen wollen, und daß sie sich zu dem oben angedeuteten subtilen Kindermorde des Zaubertranks der schwarzen Else bedient. Beide wurden durch den Ausspruch des Leipziger Schöppenstuhls zum Tode durch's Schwert verurtheilt.

Anmerk. Heinrich Anselm Freiherr von Promnitz war überhaupt von Zauberinnen verfolgt (vergl. No. 234.). Zu seiner Zeit wurde in Sorau und der Niederlausitz Alles auf die Hexen geschoben.

Magnus sagt von ihm (S. 170): „Plagte ihn auf gerechte und heilige Zulassung unsres Gottes der Grimm des Satans durch Zauberinnen, o so war er geduldig und sprach mit Hiob: Ob mich der Herr gleich tödten wollte, dennoch will ich auf ihn hoffen Als er Sonntag Oculi Anno 1622 im Königl. Schloß zu Lübben den Tod herannahen fühlte und Herr M. Rambach ihm das heilige Abendmahl verabreichte, rief er aus: Der Teufel wird erschrecken, wenn er sehen wird, daß meine Lefzen werden mit dem rosinfarbnen Blute meines Erlösers Jesu Christi gefärbet sein."

Anno 1661 fand man bei Schönewalde einen Mann todt im Walde, der hatte den Hals nur ein wenig mit dem Kinn in eine Schlinge gelegt und war doch erwürgt. Als aber der Henker zusah, befand er, daß das Genick gebrochen sei, sodaß der Kopf nur so hin und her schlotterte. Daraus erkannte man deutlich, daß ihm der Teufel selber den Hals gebrochen, zumal dieser Mann, ein alter Fuhrmann, sich selbst oft verlauten lassen: er sei des Teufels Eigenthum mit Leib und Seele; er sei ein Höllenbrand und helfe ihm kein Beten. (Magnus S. 237.)

232. Zauberspiegel.

Görlitzische Jahrgeschichte Msc. a. a. 1564.

Anno 1564 wurde zu Görlitz ein altes Weib, auf der Kahle wohnhaft, Landes verwiesen, welche im Geruch der Zauberei stand. Sie kam in Verdacht, Ursache zu einer Feuersbrunst in der Hothergasse gewesen zu sein, wurde in Güte und in Schärfe befragt, hat aber Alles geleugnet und die Tortur ausgehalten. Doch bekannte sie, daß sie einen Zauberspiegel besäße, mit dessen Hilfe sie verlorene Sachen wieder verschaffen könne, wie sie denn dem Herrn J. F. auf K. zwei silberne Löffel, so auf seiner Tochter Hochzeit abhanden gekommen waren, wieder verschafft hätte. Solche Kunst habe sie

aber nicht vom Teufel, sondern von einer klugen Frau aus Böhmen. Da man ihr Glauben schenkte (und eine vornehme Frau mit im Spiele war!), hat man ihr das Leben geschenkt.

233. Zauberlichter.

Magnus S. 152. cf. S. 126.

Den 13. April 1619 hat man nach Sorau einen Landsknecht gefangen gebracht und am 7. August mit glühenden Zangen gepeinigt, gerädert und noch lebend auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Dieser Landsknecht hatte auf der Tortur bekannt, daß er drei schwangere Weiber ermordet und aus ungeborener Kindlein Därmen, so er auf Bretter gespannt und abgedörrt, wie auch aus ihren Fingerlein Zauberdrähte zubereitet, solche mit Wachs, welches am heiligen Christtage von den Altarkerzen abgetropfet, überzogen und im Namen aller Teufel gewelkert habe. Solche Nachtlichter hat er auch dem Koche auf dem Schlosse zu Sorau (Namens George Schreiber) gegeben, der damit „erschreckliche Thaten verrichtet" und des Herrn Landvoigts Fräulein Schwester, Sidonia Elisabeth, dergestalt erschreckt, daß sie eiligst gestorben. Dieser Koch bekannte auf der Tortur, daß er außerdem sieben Mordthaten begangen, wurde auch zum Lohne dafür mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und auf einen Tisch gespannt, wo ihm der Henker erstlich das Gemächte abschnitt, mit dem Messer von unten auf den Leib zerschlitzte, das Herz herausriß, ihm dasselbe um das Maul schlug, und schließlich den Körper in vier Theile zerstückte, wovon die rechte Hand und das Haupt bei dem Gerichte, die linke auf dem Kunzendorfer Viehwege, der eine Schenkel auf der Salzstraße und der andere bei Alt-Sorau am Wege angenagelt ward, das Eingeweide aber ward im Kreise mit Feuer verbrannt.

Anmerk. Mit den Fingern ungeborener Kinder kann gezaubert werden. Angezündet geben sie eine Flamme, welche alle Leute des Hauses im Schlafe erhält. Schamberg, de jure digitor p. 61. Prätorius, Von Diebsdaumen, Lipf. 1677.

Die Hexen graben die Leichen junger Kinder aus und schneiden ihnen die Finger ab. In Budissin wurden i. J. 1602, den 29. Nov, zwei Mörder hingerichtet, die auf der Tortur gestanden, daß sie sich auf dieselbe Weise, wie oben erzählt, ungeborner Kinder Fingerlein verschafft und, um sich fest zu machen, in Bier gethan und gegenseitig zugetrunken. Ihre Helfershelferin war eine Hexe, welche „den Teufel in Gestalt eines Rothkehlchens am Wasser gebannet" und damit viel Unheil angerichtet hatte. (Mühlwolff, Chron. von Budissin. Msc. Fol. 49.)

234. Zauberei in Sorau.

Magnus S. 152.

Den 19. December 1619 wurde dem Adam Schneider zu Sorau die rechte Hand auf öffentlichem Markte abgehauen und in den Busen gesteckt, die linke aber auf den Rücken gebunden, ihn selbst aber setzten die Henkers-

knechte rücklings auf eine Schleife und führten ihn also bis zum Gerichte, daselbst hängten sie ihn an einen Schwenkgalgen und schlugen die rechte Hand auf denselben zugleich auch an. Die Ursach' alles dessen war diese: 1. hatte er mit der Kreutzigin, so in diesem Jahre zu Ende des Augusts vor'm Oberthore auch lebendig geschmäuchet worden, in Ehebruch gelebt, 2. hatte er durch Zauberei mit der Dorothee Kreutzigin Ihro Gnaden, dem Herrn Landvoigt nach dem Leben gestanden, 3. hatte er sich mit Leib und Seele dem Teufel ergeben, und wenn ihm wollte Gott der Herr gleich gnädig und barmherzig sein, so wollte er doch solche große Gnade des allmächtigen und barmherzigen Vaters im Himmel nicht annehmen.

235. Liebeszauber rächt sich.

Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 103. Msc.

In Wittichenau war eine Jungfer, die wollte gern erfahren, wie ihr Zukünftiger aussehen würde. Um ihre Neugier zu befriedigen, machte sie Folgendes:

Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Um Mitternacht that sich die Thüre auf, ein schmucker Bursch trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstig, wie er gekommen war, von dannen. Sein Messer und Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen, und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt endlich der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: Wo hast Du das Messer her? Nun, spricht sie, weißt Du nicht mehr, wie Du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest. Was? ruft er aus, bist Du's, die mich damals so geplagt hat? Nimmt das Messer und sticht es ihr durch's Herz.

Anmerk. Aehnliche Zauberei wird noch heute vielfach am Andreasabende, in der Weihnacht oder zu Sylvester von den Mägden getrieben, besonders aber zu Weihnacht. Am Andreasabende legt die Neugierige einige Körner Hafer mit einigen Körnern Lein vermischt in ihr Bett und in alle vier Winkel der Kammer. Dazu spricht sie:

„Eas Reas,
Mein lieber Sankt Andreas,
Ich sä', ich sä' Haberlein,
Daß mir mein Schatz allerliebst erschein
In der That und in der Wahrheit,
Was er um und an sich hat."

Dann kommt der Zukünftige in leibhaftiger Gestalt zur Thüre herein. — In den meisten Fällen ist es Vorschrift, sich dabei nackend auszuziehen.

236. Zauberprozeß in der Oberlausitz.

N. L. Magazin 1833 S. 331.

Im Jahre 1638 haben viele Edelleute, Pfarrherren und Gerichtsschöppen in Ober-Haynewalde einen Gerichtstag gehalten, weil ruchbar geworden, daß ein Maurer daselbst mit Zauberei umginge, ein Teufelsbanner und Schatzgräber sei und einen Diebsdaumen von einem Gehängten, sowie das Glied einer Galgenkette und Tuch oder Leinwand von einem gehenkten Diebe bei sich trüge, auch besäße er eine Wurzel, wenn er dieselbe bei sich hätte, so wäre ihm Jedermann günstig.

Da der Maurer einen Theil der Anschuldigungen, im Besonderen daß er einen Diebsdaumen von einem zu Hansbach Gehängten eine Zeit lang besessen, gutwillig eingestand, so hat man ihn zum Feuertode verurtheilt, nachmals aber zu vier Wochen Halseisen, Kirchenbuße und Geldstrafen begnadigt.

237. Der verliebte Hengst.

Mündlich.

Am Thurme der Klosterkirche zu Sorau sieht man in Stein ausgehauen das Gesicht eines jungen Mädchens und daneben einen Pferdekopf, als Denkmäler einer wunderbaren Begebenheit, welche sich auf dem Klosterhofe zugetragen. Dort ist ein Brunnen, zu welchem die Stadtmädchen häufig kommen, um Wasser zu schöpfen. Als dies eben eine sehr schöne Jungfrau that, erblickte sie ein junger Hengst, welcher in dem nahe liegenden Stalle angebunden stand, riß sich los und sprang auf sie zu. Die Jungfrau lief um den Brunnen herum, zwei-, dreimal, der Hengst lief ihr immer nach. Da sie aber sich so nicht vor ihm retten konnte, eilte sie flüchtigen Fußes dem Thurme zu und die Wendeltreppe hinauf Doch auch hierhin kam ihr der Hengst nach, und keinen Ausweg erblickend stürzte sich die Jungfrau, übermannt von Schreck und Grausen, hoch oben aus dem Fenster auf den Hof hinab; ihr nach der Hengst. Zerschmettert lagen beide todt neben einander.

Eine andere Sage fügt hinzu: Das Mädchen liebte den Knecht, der das Pferd zu hüten hatte. Der aber wollte nichts von ihr wissen. Da schenkte sie ihm mit einem Butterbrode einen sogenannten Liebesbissen, den die kluge Frau zurecht gemacht hatte. Der Kutscher aber ahnt nichts Gutes und giebt das Brod dem Pferde. Daher des Gaules Verliebtheit.

Anmerk. 1. Eine von den vielen Sagen, die sich das Volk ausdenkt, um die Pferdeköpfe an Gebäuden zu erklären, deren ursprüngliche Heilsbedeutung verloren gegangen ist.

2. Pferde haben erotische Bedeutung. Wie hier ein Pferd empfänglich ist für Liebeszauber, so ist es im alten Aberglauben selbst ein Stück Fleisch von der Stirn eines Pferdes, Hippomanes genannt, welches man besonders präpariren und sodann von der Person berühren lassen muß, deren Liebe man sich verschaffen will. (Scheible, die gute alte Zeit, Stuttg. 1847 S. 194.)

238. Das herumirrende Stiefelpaar.

Segnitz I., 293. Gräve S. 38.

Im dreißigjährigen Kriege ging's auch in der Lausitz wild her und die Buttler'schen Dragoner waren eben nicht die letzten im Plündern, Rauben und Leuteschinden. Sie kamen auch einmal durch Lauban marschirt; da hatten's die armen Laubaner schlimm. Kommt auch ein recht verwegener Dragoner einem ehrlichen Schuster auf die Werkstatt gerückt und wollte neue Stiefeln haben. Die ihm nicht paßten, schmiß er dem Schuster an den Kopf und als endlich ein Paar gut genug waren, da gab er dem Schuster eine gar treffliche Auszahlung mit der flachen Klinge, daß der arme wehrlose Mann nur so schrie. That aber dabei auch einen Fluch und rief: Nun, so wollt' ich doch, daß der Teufel die Stiefel regieren sollte, daß sie ewig herumirren müßten. Da hat aber der Dragoner nur dazu gelacht. — Nun wurde doch im selbigen Jahre, es war nämlich im Frühling Anno 1632 gewesen, bei Lützen die große Schlacht geschlagen. Da war mein Buttler'scher Dragoner auch dabei und auch die Laubaner Stiefeln; aber nicht lange, denn da ist eine schwedische Kugel gekommen und hat sie ihm sammt den beiden Beinen unter'm Leibe weggeschossen. Und da ist auch des Schusters Fluch in Erfüllung gegangen, denn die Stiefel mit den Beinen sind richtig ruhelos umher gelaufen und müssen gut marschiret sein, denn schon am dritten Tage nach der Schlacht, da haben die Laubaner gesehen, wie die Stiefel auf dem Steinberge umher gelaufen sind. Weil's aber Winterszeit war, wo nicht viel Leute im Freien sind, ist die Sache nicht recht beachtet worden. Aber viele Jahre später haben einmal die Fuhrleute an einem 9. November die Stiefel gesehen und die Sporen klingen gehört; ist auch ruchbar geworden, daß sie am hellen lichten Tage ein Paar Kinder umgerannt haben, so am Steinberge des Holzlesens halber sich aufgehalten. — Das ist die Sage von den wandernden Stiefeln.

Anmerk. Der Geist Stiefeli oder Stiefelireiter im Aargau erscheint ebenfalls den holzlesenden Kindern, (Rochholz S. 301, wo die Sage mit einem falschen Schwur bei Schöpfer und Richter in Verbindung gebracht wird). In beiden ist der letzte Grund eine Uebervortheilung. Der Schuh verwandelte sich aber schon frühe in ein Rechtssymbol für Auflassung von Gut und Erbe (Grimm, Rechtsalterth. 156., 379.) und der bei diesen Rechtsverhandlungen Uebervortheilte bekommt eben deswegen wiederum den Namen Stiefel, insofern er mittelst dieses symbolum traditionis betrügt.

In dem Schlosse Kalenberg haust ein kleiner Geist, Namens Stiefel. (Grimm, D. S. No. 77.) Er trägt einen großen Klappstiefel, weil ihm einmal ein Bein beschädigt wurde. In obiger Sage kommt noch hinzu der Glaube an die Meilenstiefeln der Märchen, deren ältestes Exemplar in des Hermes geflügelten Schuhen zu suchen ist.

239. Ein Bauer macht, daß die Diebe stehen bleiben müssen.

Frenzel, hist. nat. III. 1416 msc.

Zu Friedersdorf unter der Landeskrone war einst ein Bauer, der konnte mehr als Brod essen. Wenn er des Nachts im Bette lag und die

Leute auf sein Feld kamen, um Rüben zu stehlen, wußte er einen Zauberbann, daß sie mußten stehen bleiben und nicht von der Stelle konnten. Hatte er sie dann mehre Stunden in allen Aengsten stehen lassen, dann erhob er sich gemächlich, ging hin und machte sie wieder los, nachdem er sie tüchtig ausgescholten hatte. Von einem andern Friedersdorfer erzählt man auch, daß er, auch ohne hinzusehen, immer gewußt habe, was seine Knechte machten. Ja, wenn er weit vom Orte entfernt mit seinen Zechgenossen in einer Schänke saß, hat er ihnen oft haarklein erzählt, wie es in dem Augenblicke zu Hause zuginge: denn er sähe Alles vor sich, als wenn er dabei stände.

240. Hieb- und Stichfest.

Frenzel, hist. nat. III. 147. msc. Magnus S. 200.

Es ist von vielen, auch berühmten Personen bekannt, daß sie hieb- und stichfest waren, und leidet keinen Zweifel, daß man eine zauberische Kunst hat, durch welche man es so weit bringen kann, daß einem kein Hieb oder Stich Etwas schadet. Aber bisweilen werden doch die Leute damit betrogen und es ergeht ihnen wie jenem schwedischen Soldaten von dem Wankeschen Regimente zu Görlitz Anno 1640. Der berühmte sich auch gegen seine Kameraden in der Schänkstube, daß er ganz stahlfest wäre und wollte solches mit einer verwegenen That beweisen, steckte daher einen Degen in die Wand und lief mit aller Gewalt auf denselben zu. Es hat ihm aber der Teufel den Pakt nicht gehalten: denn der Degen ist ihm durch den Leib gegangen und hat ihn dermaßen aufgespießt, daß er in seinen Sünden bald gestorben ist. Das Aas haben sie dann auf der Viehweide begraben.

Anno 1640, den 29. Mai, nach einem Schwedenscharmützel zu Sorau, sahen die Bürger dieser Stadt mit schrecklicher Verwunderung, wie etliche Schweden sich erbärmlich quälen mußten und nicht eher, als bis die Sonne untergegangen war, sterben konnten, ob sie gleich tödtlich verwundet waren und man sie auch noch dazu mit Aexten, Steinen und dergleichen jämmerlich schlug und zerschmiß. Und dieses kam daher, weil sie sich durch Hülfe des Teufels stahl- und eisenfest gemacht hatten.

Anmerk. Lausitzische Recepte zum Festmachen: Moos, welches auf der Hirnschaale eines Gehenkten oder Geräderten wächst, muß man sich in seine eigene Kopfhaut nähen.

Man trägt eine Kugel bei sich, womit ein anderer Mensch erschossen ist.

Runde Brodkügelchen heimlich unter's Altartuch gelegt, sodaß drei Messen darüber gelesen worden. Wer eins verschluckt, ist auf einen Tag fest.

Ein Mannsfeldscher Thaler von 1611 und 1613 mit dem Bilde des heiligen Jürgen, wie er den Lindwurm tödtet und den Umschriften: bei Gott zu Rath und That; auf der andern Seite: das Schifflein Christi in Meereswellen mit den Worten: in tempestate securitas, Schutz im Unglück.

Ein sogenanntes Nothhemde. Das Garn dazu von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen. Die Nähte mit Kreuzstichen. Darüber drei Messen gelesen. Probatum est.

Vergl. Ruhland's Taschenbuch f. d. L. II. S. 94.

241. Die Mordsuppe.

Fata Lusatica, Budissin 1725. cap. 18. S. 125.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts hat sich um Markliſſa herum eine räuberische Rotte aufgehalten, vornehm und gering beraubet, den adligen Hof in Gerlachsheim verwüstet, Greiffenberg (1603) eingeäschert, Markliſſa, Zittau (1608), Friedland und viele andere Ortschaften angezündet. Ihr Anführer war George Beer von Beerberg. Der hat die ganze Bande zusammengelesen und eine große Zusammenkunft gehalten, wo ein jeder von einer Mordsuppe essen mußte, so Beer aus dem Herzgeblüt ungeborener Kinder gebrauet hatte, wie er denn selbst bekennet, daß er sein Eheweib getödtet, um des Blutes seines eigenen Kindleins habhaft zu werden. Nach genossener Mahlzeit haben sie vermeinet hieb- und stichfest zu sein, auch die Tortur und Marter, so sie gefangen würden, leichtiglich ertragen zu können. Hat ihnen aber zuletzt Alles nichts genützt. Sind eingefangen, zusammengekoppelt und allesammt in ein großes Feuer geworfen worden.

Anmerk. Die gebirgige Gegend von Markliſſa bis Meffersdorf hat überhaupt in unsern Sagen fast nur Schauderhaftes und grausam Blutiges aufzuweisen.

242. Valentin Dominus und der Görlitzer Henker.

Frenzel, hist. nat. III. 1418. msc.

Anno 1582 Montags nach Cantate hat sich ein reicher Bauer zu Horka, Namens Valentin Dominus, aus Verzweiflung selbst erstochen. Er hatte nämlich mit dem Görlitzer Henker einen langen Handel wegen drei gestorbener Pferde gehabt, in welchem Handel der Henker den Kürzeren gezogen und von dem Rath zu Görlitz gestrafet worden war. Da hat ihm der Henker aus Rache die schwere Melancholie an den Hals gezaubert, und hat also müssen eines unschuldigen Menschen Leben in des Henkers Hände fallen.

243. Von einem andern zauberischen Henker.

Haberkorn, Chronik von Kamenz ad annum 1607.

Anno 1607 herrschte in der Kamenzer Gegend ein großes Viehsterben. Das kam so plötzlich, daß man allgemein der Meinung war, es sei verfluchte Hexerei im Spiele. Der Verdacht fiel auf den Kamenzer Henker, Namens Peter Vabus. Er wurde gefänglich eingezogen, bekannte auf der Tortur sein Verbrechen und wurde auf dem Markte zu Kamenz hingerichtet.

244. Die Kerbemühle bei Markliſſa.

L. Mon. Schr. 1793 II. 354. Samml. von Schön No. 9. Msc.

Zwischen dem Burgholze und der Viehweide ohnweit Markliſſa stand sonst eine Mühle, die Kerbemühle genannt. Es ist aber schon sehr lange

her, daß sie gänzlich verfallen ist, so daß man auch keine Spur mehr von ihr sieht. Ihr Untergang wurde durch den Geiz und die Habsucht des letzten Besitzers herbeigeführt. Dieser betrog nicht nur die Mahlgäste ganz erschrecklich mit dem Mehle, sondern wucherte auch unmenschlich mit seinem Gelde und kerbte den armen Leuten, die in der Noth zu ihm borgen kamen, oft mehr Zinsen an, als das Kapital betrug, hatte auch richtig halb Marklissa auf seinem Kerbholze. Aber er kriegte seinen Zahlaus. Hört, wie das kam!

Eines Abends, da es draußen regnete und stürmte und ein Wetter war, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, klopfte ein hübscher schmucker Müllerbursche an, sagte gebührlich seinen Willkommen und Handwerksgruß und bat um das Geschenk, wie auch um eine schlechte Lagerstatt und Nachtherberge. Da schnaubte ihn der geizige Müller an und wies ihm die Thüre, nachdem er ihm das Geschenk, welches er dem Burschen nach Handwerksgebrauche einmal nicht verweigern konnte, auf den Tisch hingeworfen hatte. Der aber ließ das Geschenk liegen und sagte: Behaltet euer Geschenk, Meister! Ich mag nichts von euch; ich schüttle den Staub von meinen Füßen und gehe hinaus wieder in die finstere Nacht. Ihr werdet aber einst wünschen, daß ihr mich behalten hättet; denn auch ihr habt hier am längsten eure Herberge gehabt, und damit ging der schmucke Handwerksbursche zur Thüre hinaus und verschwand in der Finsterniß. Und denkt euch was geschah! Gleich des andern Morgens fanden sich in der Mühle eine große Menge Ottern ein, daß man sich ihrer nicht erwehren konnte. Wenn der Müller aß, so krochen sie auf den Tisch und langten mit in die Schüssel. Wenn er ging, um aufzuschütten, folgten sie ihm nach und schlangen sich um seine Beine. Wenn er sich in's Bett niederlegte, schlüpften sie mit hinein und ließen ihn nicht schlafen. Er mochte mit dem Schürbeil um sich hauen, mit Knütteln in sie hineinschlagen, sie stoßen oder treten, es half Alles nichts, er ward sie nicht los. So blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Mühle zu verlassen, die nun leer und öde stand und nach und nach gänzlich verfiel. Um 1750 standen noch die Trümmer des untern Stockes, von Ottern in großer Menge bewohnt; jetzt ist wenig mehr davon zu sehen.

245. Der Feuersegen zu Budissin.

Klar S. 101. Gräße S. 484.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Thore. Allein kaum gelang es den Armen, einige geringe Gaben zu erhalten, sie aufzunehmen bezeugte Niemand Lust, und so mußten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in

der feuchten Herbstnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie nun am Thore; da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürftig aussah. Dieser fragte sie, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Noth gestanden, da führte er sie mit den Worten: nun kommt nur mit mir! in seine schlichte Wohnung in der Gaschwitz unfern der äußeren Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen Trank, theilte mit den Unglücklichen sein Abendbrod und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. So übte er mehre Tage lang sein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis sie im Stande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimath nach Ungarn fortzusetzen. Ehe sie Abschied von dem menschenfreundlichen Manne nahmen, sprach der genesene Zigeuner zu ihm: wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen, sondern ein bleibendes Zeichen zurücklassen. Von dieser Stunde an wird dieses Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Asche verwandelt würde, so wird doch kein Feuer dieses Haus anfassen! Damit murmelte er den sogenannten Feuersegen und ging von dannen. Zwar glaubte anfangs der Besitzer des Hauses den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines Andern belehrt, und erfuhr zu seinem nicht geringen Staunen, daß der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obristen von Golz als Stadtkommandanten zurück. Dieser ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte der Stadt in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald stand diese in Flammen. Nur ein unbedeutendes Haus in der Gaschwitz blieb unversehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte. Die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Anmerk. Ganz dieselbe Geschichte wird von einem Hause zu Neubrunn in Franken erzählt. (Bechstein, Fr. S. S. 278.)

Ein Gegenstück dazu bildet eine lausitzische Fluchgeschichte. In Gerlachsheim lebte um's Jahr 1660 ein reicher, aber hartherziger Bauer, Namens Seibt. Den baten auch einmal wandernde Zigeuner, die dem Verschmachten nahe waren, um Herberge. Er aber stieß sie unbarmherzig von seiner Thüre. Da sprachen die Zigeuner einen Fluch über ihn und es vergingen kaum vier Wochen, so fingen alle Hausbewohner an, erst am Leibe zu verlahmen; dann verloren sie sämmtlich den Verstand und sind so in Raserei gestorben. (Moritz Käuffer, Geschichte von Gerlachsheim 1847.)

246. a) Das Dorf ohne Sperlinge.

Sing. Lus. XVI. 240.

Unweit Budissin liegt ein Dorf mit Namen Sorah, welches nach Wilthen eingepfarrt ist. Von diesem erzählen die Bewohner und ihre Nach-

barn, daß es dort nie und nirgends Sperlinge giebt, welche leidigen ungebetenen Gäste doch sonst überall in der Erntezeit ihre Schmarotzermahlzeiten halten, wo nur immer Korn in Garben liegt oder gedroschen wird. Ja, wenn von ungefähr einer dieser Korndiebe sich nach Sorah verirrt hat, so leidet's ihn nicht allda, er muß wieder fort. Noch viel weniger hat sich jemals einer unterstanden, dort zu hecken. Und wie geht das zu und wo kommt das her? Von Zigeunern, sagen die Leute. Denn die Soraher haben einmal eine herumziehende Zigeunerbande, die Niemand hat aufnehmen wollen, beherbergt und ihnen alle Liebe erzeigt. Zum Dank haben diese Leute mit ihrer geheimen Kunst jene leichtfertigen und gefräßigen Vögel auf ewige Zeiten aus dem Umkreise des Dorfes verbannt.

Anmerk. In der Kreuzkirche zu Dresden hat einmal ein lutherischer Pastor gegen die Sperlinge gepredigt, welche in großer Zahl in der Kirche hausten und nicht hinwegzubringen waren, da sie in des Teufels Diensten standen, um durch ihre Leichtfertigkeit und Geilheit die Gemeinde zu verwirren und zu zerstreuen. — (Sing. Lus. l. c.)

246. b) Das Zauberschloß auf dem Stromberge.

Büsching II. 206. L. Mag. 1838 S. 283.

Zu gewissen Zeiten war auf dem Stromberge ein wunderschönes Schloß zu sehen und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie die Bewohner daselbst ihr Wesen trieben. Niemand wagte sich dann in die Nähe des Berges oder gar in das Schloß selbst, jeder warnte den andern davor. Dennoch aber geschah es einst, daß ein Bürger aus der benachbarten Stadt Löbau, ohne daß er selbst davon wußte, jenes Schloß und seine Bewohner näher kennen lernte. Die Geschichte ist folgende:

Vor langer, langer Zeit war einst ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weißenberg zu Markte gewesen, wobei ihn sein Weg vor'm Stromberge vorbeiführte. Als er spät Abends wieder nach Hause zurückkehrte, verirrte er sich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange schon ohne Weg und Steg im Finstern herumirrend gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichts. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen ging er darauf zu, staunte aber nicht wenig, als er bei mehrer Annäherung ein schönes, großes und erleuchtetes Schloß gewahrte, das ihm nicht im Geringsten bekannt war. Denn daß es das berüchtigte Strombergsschloß sein könnte, ahnte er entweder nicht oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, sich endlich aus seiner Verlegenheit helfen zu können, suchte er den Eingang, um dort sich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe er seine Reise besser und bequemer zu beendigen gedachte.

Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schlosses, welches erleuchtet war und erkannte darin zwei Herren.

Einer saß an einem Tische und schrieb eifrig, was ihm ein anderer, der mit verschlungenen Armen auf- und abging, in die Feder zu sagen schien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieser erzählte nun seine Geschichte und trug ihm sein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt blos die Antwort von ihm, daß er es sich vor der Hand gefallen lassen müsse, drei Tage und drei Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm überlassen bleiben solle, sich selbst die Arbeit zu erwählen, die er während dieser Zeit bei ihnen verrichten wolle.

Der Schuhmacher aber, der so wenig zu dem einen als zu dem andern Lust bezeigte, konnte sich zu keiner bestimmten Arbeit entschließen; es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während seines Aufenthalts auf dem Berge Steine zu karren. So beschwerlich ihm auch dieses Geschäft sein mochte, so wagte er, aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung, es dennoch nicht, sich dessen zu weigern.

Endlich am Abende des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren seiner Arbeit wieder, gaben ihm nach seinem Wunsche eine Laterne und erlaubten ihm nach Hause zu gehen. Doch der Schuster, der wo möglich gern einen Ersatz für die dreitägige Versäumniß in seiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, sondern er wagte es sogar, sich einen Lohn für die ganzer drei Tage lang treulich geleistete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten endlich empfing er nicht mehr und nicht weniger als — einen Silberdreier und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldstück von sehr geringem Werthe sei, dennoch sehr glücklich sein werde, indem, so lange er dieses besitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde.

Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuster diesen Dreier sorgfältig, beurlaubte sich dann von den beiden Herren und trat seinen Weg nach Hause an. Spät erst in der Nacht kam er heim und fand die Thür seines Hauses schon verriegelt und verschlossen; er klopfte daher mit aller Macht an und rief und schrie, damit seine Frau ihn hören und sobald als möglich einlassen möge.

Endlich aus dem Schlafe erweckt erschien diese, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als sie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den sie schon längst für todt gehalten hatte. Denn anstatt daß er blos drei Tage weggewesen zu sein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr weggewesen, und in seiner Heimath hatte man angenommen, er müsse verunglückt sein, da er von dem damaligen Weißenberger Markte nicht zurückgekommen war.

Da er seinen Gedanken nach gar nicht lange abwesend geblieben, so war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterschiede, daß er nun, seitdem der Heckdreier vom Stromberge in

seinem Beutel wohnte und diesen immer von Neuem füllte, sich selbst nicht in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte und anstatt, wie sonst, fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müssiggange und Trunke sich ergab, weil er augenscheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nöthig habe, dieses ihm aber vergnügtere Tage gewähre. Der Trunk aber war wiederum die Ursache, daß er seinen Schatz einbüßte. Denn als er einst in einem starken Rausche seinen vollen Beutel hervor suchte und seine Zeche bezahlen wollte, gab er aus Unachtsamkeit jenen glückbringenden Heckdreier aus und ward dadurch, daß er sich nun einmal an ein müssiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

Anmerk. Der Stromberg ist eine heidnische Opferstätte (s. No. 21. Anmerk.), wo auch Zwerge hausen.

Sechste Abtheilung:

Schatz-Sagen.

VI.

Schatzsagen.

247. Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Büsching II. 105. IV. 337. Frenzel, hist natur. msc. II. 771. Großer, Merkw. V. 14. O. u. N. Lauf. Chronik S. 79. Taschenbuch Gedenke mein, Wien u. Leipzig 1840 S. 103. Breslauer Handschrift No. 28. Gräße, S. 493 ff. Borott S. 39. Leipziger Generalanzeiger 1845 No. 1. Preusker, Blicke ꝛc. I. S. 78. Gräve S. 118. Winter, in der Constit. Zeit. 1854 No. 24.

Erste Sage.

Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorüber, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird, denn es liegt ein Schatz darin, groß genug die ganze Lausitz zu kaufen. Viele sagen, die Hüter des Schatzes wären die verstorbenen Bürgermeister von Löbau, und sie würden die Stadt unterstützen, wenn sie in Noth käme. Das Thor desselben ist geschlossen, und nur an hohen Festtagen zu bestimmten Stunden ist es Einzelnen vergönnt, in's Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Aber es muß ein ganz uneigennütziger Mensch sein, den der Zufall hierher geführt.

Einmal war ein Löbauer Bürger ausgezogen den Schatz zu heben. Aber vor übergroßer Begier sich von den Schätzen, die er fand, soviel als möglich anzueignen, hatte er ganz vergessen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen sei. So mußte er sieben Jahre im Berge bleiben. Als sich nach sieben Jahren der Berg wieder öffnete, da ließ er gern alle Schätze im Stich und war zufrieden, nur seine Freiheit wieder erlangt zu haben.

248. Zweite Sage.

Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entführte der Wind sein leichtes Strohhütchen und wehte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht

wieder zu seinem Eigenthume. Aus Furcht vor Strafe, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause zurückkehrte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte nnd kroch von einem Stein auf den anderen und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen.

Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle. Hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu müssen und gerieth so, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen erstaunten Blicken aufthat.

Hier sah er nun zwar immer noch nichts von seinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen runden Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, kein lautes Wort aber von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganze unermeßliche Braupfannen voll von blanken Thalern und Goldstücken.

Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken, doch ein gräßlicher feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er fast allen Muth verlor. Von Neuem aber winkten die Herren und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück.

Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zuwinken wagte es endlich der Knabe sich heranzuschleichen, ging nun hart an dem Hunde vorbei, so daß er fast über ihn hinweg steigen mußte, und steckte sich von den blanken Thalern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da Alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnaubenden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unverhofftes Glück, das ihn statt seines strohernen Hütchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte wieder oben auf dem Berge und eilte mit der Baarschaft vergnügt nach Hause.

Der andere Knabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft seines Gefährten aus der Felsenkluft geharret und beinahe schon gefürchtet, daß er wohl verunglückt sein könnte.

Doch als er ihn nun nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen wiederkehren sah und noch obendrein hörte, wie leicht und gefahrlos er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen.

Er warf daher sein Hütchen absichtlich in die Felsenkluft und kletterte ihm nach. Nach langem Klettern kam auch er in den Felsenkeller. Aber die stummen Herren an dem großen runden Tische sahen ihn mit böser und zürnender Miene an und bedrohten ihn auf's strengste, wenn er es wagen würde hineinzukommen; auch der feuerschnaubende Hund sah so grimmig aus, als wenn er ihn auf der Stelle zerreißen wollte.

Da machte sich der Knabe so schnell er nur konnte auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davongekommen zu sein. Nur mit großer Mühe konnte er die steile Höhe wieder erklimmen, schund sich noch dabei die Knie wund und mußte mit zerrissenen Hosen und ohne Hut nach Hause gehen. Welche Belohnung ihn dort empfing, kann man sich denken.

249. Dritte Sage.

Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Thüre des Geldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Charfreitage Morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und in der Hoffnung, einen Schatz und somit Glück darin zu finden, so wie schon so mancher Andere vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größeren Schatz, nämlich ihr einziges Kindlein, auf den Armen trug. Ueberall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großmächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Aber nirgendwo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen. Ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange und einige Aepfel, so frisch sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf.

Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten; sie aber scharrte und sammelte so viel des blanken Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte, und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus.

Alsbald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber, o Jammer! nimmer und nimmer konnte sie jetzt die Thüre des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben erst war herausgetreten, und weder Weinen und Greinen, noch Klagen und Zagen mochte ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur davon konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigete, die zu Rathe sitzen, so konnten sie ihr doch nicht rathen und helfen; ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, so viel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte.

Und als nun wiederum die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus die Stelle zu suchen, wo sie vor'm Jahre so glücklich und doch so unglücklich gewesen; und siehe! da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, thränend und sehnend, sah nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzet, munter spielte mit den frischen Aepfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all' die todten Schätze den lebenden. Doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kindlein ihr in den Armen.

Eine andere Sage erzählt, das Rind habe nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, die von einem wunderthätigen Manne mit Hülfe der im dicht daneben liegenden Kräutergärtlein wachsenden Heilkräuter gehoben worden sei. Das Kind war selbst als Mann nie wieder auf den Berg zu bringen gewesen und in die weite Welt gegangen.

Anmerk. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an die Landskrone bei Görlitz und den Falkenberg bei Stolpen, an den Meisengrund beim Tollenstein in Böhmen u. s. w.

250. Vierte Sage.

Nach einer andern Sage öffnete sich der Geldkeller allemal am Johannistage Mittags zwölf Uhr, um sich des Nachts wieder um dieselbe Stunde zu verschließen. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen, nüchternen Augen den unermeßlichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er thun oder lassen sollte, entschloß er sich endlich, seine Taschen und Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein in der Trunkenheit seines Glückes verirrte er sich in den Kreuzgängen und die verhängnißvolle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloß, ertönte. Furchtbare Finsterniß umgab ihn. Niemand hörte seine Klagen. Verzweiflungsvoll warf er sich zu Boden. Da versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr am Johannistage wieder erwachte; Taschen und Mütze fand er zwar leer, aber die Freiheit war ihm lieber als alle Schätze der Erde.

251. Der feurige Hund auf dem Löbauer Berge.

Borott, der Löbauer Berg 1854 S. 59.

In dem sumpfigen Gebüsche am östlichen Abhange des Löbauer Berges läßt sich zuweilen ein feuriger Hund sehen. Wer demselben muthig folgt, den führt er zur Diamantgrube. Ein Bauernmädchen aus Herwigsdorf kehrte einst spät in der Nacht vom Löbauer Jahrmarkte zurück. Da begegnete ihr der Hund, und seltsamer Weise hatte sie Muth genug ihm zu folgen und

gelangte auch richtig in einen glänzenden Saal, wo Alles in diamantenem Lichte blitzte und strahlte. Die anwesenden Personen fragten sie, was sie wollte. Nur einen einzigen von euren kostbaren Steinen, antwortete ängstlich bittend das bescheidene Mädchen. Kaum aber hatte sie den Wunsch geäußert, als der Feuerpudel sie wüthend anfuhr und mit solcher Gewalt in die finstere Nacht hinausschleuderte, daß sie erst unweit ihrer Behausung sehr unsanft auf dem Boden ankam. — Sie erzählte Alles ihrem Bräutigam; um ihn heirathen zu können, hatte sie ja nur die Berggeister gebeten. Der Bursche fing die Sache klüger an. Den nächsten Abend folgte er dem Pudel und kam ebenfalls in den Diamantensaal zu den Berggeistern.' Aber er stellte sich entsetzlich dumm und that wie blödsinnig. Er äußerte nur kindische Freude über den Glanz und die Pracht und als er ganze Körbe voll Diamanten sah, freute er sich nur über die gläsernen Haselnüsse, wollte auch keine annehmen, weil er sie ja doch nicht beißen könnte. Nun so nimm doch Deinem Mädchen wenigstens einige mit, sagte einer der Berggeister und füllte ihm alle Taschen mit Diamanten. Hierauf empfahl er sich tölpisch und da der Pudel ihm wieder hinableuchtete, kam er glücklich in's Thal. Er aber lachte sich in's Fäustchen, die Geister getäuscht zu haben, heirathete sein Mädchen und kaufte sich das ganze Dorf.

Anmerk. Der Löbauer Berg ist eine heidnische Opferstätte (s. No. 21.), wo auch Zwerge hausen (s. No. 29.), der wilde Jäger sein Wesen treibt (s. No. 141 b.) und die Wunderblume blühte (s. No. 295. u. 297.).

252. Der Schatz auf dem Stromberge.

Büsching, Nachr. II. 202. Vergl. Lyser, Abendl. 1001 Nacht, XI. 23. Preusker I. 85.

Erste Sage.

Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müssig da und dort herum schlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen das schönste Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies that, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen, schnell langte er auch nach diesem, doch schon glänzte wieder ein neues dort aus dem Grase hervor und noch eins, und dort noch eins! So ging es fort und schon hatte der Knabe zehn der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammen gelesen, als ihm auch noch ein eilftes vor den Augen spiegelte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt, eben als er sich danach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch die übrigen zehn bereits gesammelten Goldstücke im Nu wieder verschwunden und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er immer gewesen war.

253. Zweite Sage.

Eine Frau, die in einem der wenigen Häuser wohnte, welche am Fuße des Strombergs stehen, gewahrte eines Sonntags früh während des Gottesdienstes, wie an einer Stelle des Berges Funken aus der Erde hervor sprühten und blaue Flämmchen empor loderten. Augenblicklich nahm sie ihr Taschenmesser und warf es auf die Flämmchen, denn sie wußte gar wohl, daß man durch Draufwerfen von Metall den Schatz, der unter dergleichen Flämmchen zu liegen pflegt, vor dem Weiterrücken bewahrt. Dann lief sie in ihre Wohnung zurück, holte Hacke und Schaufel, fing rüstig an zu graben und siehe da! sie hatte sich nicht getäuscht, denn sie fand eine große Menge uralter Silbermünzen.

Eine andere Frau hatte von dem glücklichen Funde gehört und paßte nun alle Sonntage auf, ob sie nicht auch solche Flämmchen entdecken würde. Und richtig, einmal während des Mittagsgottesdienstes gewahrte sie die Funken und Flammen, warf ein Messer darauf und grub dann eine große, große Menge harter Silberthaler aus der Erde, soviel daß sie dieselben kaum in der Schürze bis in ihre Wohnung schleppen konnte. Sie konnte es nicht erwarten, die Summe zu erfahren, die sie gewonnen hätte, und zählte die harten Thaler auf Tischen und Bänken auf, daß Alles mit Silber bedeckt war. Aber wie sie im besten Zählen ist, däucht es ihr plötzlich, als hörte sie Feuerlärm. Das ganze Dörfchen scheint in Flammen zu stehen und die Lohe schlägt schon glühendroth an's Fenster. Sie läßt Alles stehen und liegen und eilt bestürzt hinaus, die Gefahr zu untersuchen. Draußen aber ist Alles still und in der größten Ruhe; kein Gedanke an eine Feuersbrunst. Da wird ihr unheimlich zu Muthe. Sie eilt in's Zimmer zurück, aber ihr ganzer Schatz war verschwunden.

254. Dritte Sage.

Ein reisender Kavalier aus Flandern kam auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des Strombergs. Es war ein muthiger Herr und hatte immer Lust zu Abenteuern. Als er hörte, daß auf dem Stromberge unheimliche Geister ihr Wesen trieben, so war's ihm grade recht, und als es finster geworden war und Mitternacht heran kam, nahm er sein Schwert und bestieg den Berg. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergoß zauberisch die alten Schloßruinen und der Kavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war still und offen stand ein kleines Pförtchen. Der Held schritt hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten stand. Ein Augenblick genügte und die Halle hatte sich mit einer Schaar grauer Männchen gefüllt. Der Kavalier stand staunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten,

stieß mit dem Fuße daran, aufsprang der Kasten und was lag darin? Ein langes, weißes, beinernes Menschengerippe. Es richtete sich langsam auf und wandte die hohlen Augen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem Kavalier, näher zu der Braupfanne und dem Golde zu treten. Er that es, doch im Nu sank die Braupfanne unter fürchterlichem Getöse in ein unterirdisches Gewölbe hinab und der Boden verschloß sich wieder. Ein gellendes Gelächter erscholl aus dem Munde der Berggeister, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle fliehenden Kavalier mit einem blinkenden Messer in der knöchernen Faust. Sobald der Flüchtige außer dem Bereiche des Schlosses war, sah er sich wieder allein. Kein Lüftchen regte sich und schweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schloßruinen herab; doch nicht mehr gelüstete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

255. Vierte Sage.

Der Schatz verläßt den Stromberg.

Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daselbst. Die ihn bewachenden Geister hielten es einst, vielleicht weil man demselben allmählich zu sehr auf die Spur gekommen war, für nöthig, ihn auf den felsigen Rothstein bei Sohland zu bringen. Man erzählt sich davon folgende Geschichte: Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einst am Fuße des Strombergs; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht woher, auf sie zu und verlangte, daß sie ihm sogleich ein Gespann von sechs rothen Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Strombergs von diesem auf den benachbarten Rothstein gebracht werden sollte. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gab ihm unverzüglich jeder den an seinen Pflug gespannten Ochsen, und zum Glück waren es lauter rothe. Dann holten sie schleunig aus dem Dorfe noch ein anderes Paar rothe Ochsen. Das Bergmännchen fragte sie darauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten. Eins von beiden dürften sie wählen. Die beiden Bauern hatten Angst und sagten, sie wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brausen hörten.

256. Der Schatz auf der Landeskrone.

Mündlich. Büsching's Volkssagen I. 178. Frankenberg, Leben Jakob Böhme's, Amsterd. 1715 4. S. 3. N. Lauf. Mag. 1838 S. 383. Schön's Handschrift No. 30. Gräve, S. 29. Preusker II. 100. Akten d. Naturf. Gesellsch. No. 93.

Erste Sage.

In der Landeskrone ist von alten Zeiten her ein großer Schatz vergraben. Jakob Böhme, der berühmte Görlitzer Schuster und Philosoph

hat ihn einst gesehen. Als er noch ein Knabe war und das Vieh hütete, pflegte er schon, in tiefsinnigen Betrachtungen versunken sich von seinen Gefährten abzusondern. So kam er einmal in Gedanken in der Mittagsstunde auf den Berg. Auf dem Gipfel fand er einen Eingang, wie von rothen Steinen gemauert, und als er hineinging, erblickte er eine große Bütte mit Gold. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne sich Etwas von dem Gelde zu nehmen. Als er nachher mit andern Knaben mehrmals auf den Berg stieg, konnte er den Eingang nicht mehr finden.

Im 17. Jahrhunderte hat sich ein berühmter Schatzgräber zu Forste, Namens Bernhard Adelmann, dem Magistrat zu Görlitz angeboten und gesagt, er wollte den Schatz heben. Aber er hat zu viel für sich selbst verlangt.

Eine andere Sage berichtet, es habe ihn ein fremder Schwarzkünstler gehoben und hinweggeführt, habe aber dadurch einen Fluch auf sich geladen, daß er eines schmählichen Todes verstorben.

Zur Weihnachtszeit um Mitternacht kann man den Eingang finden. Zum Schlüsselloche paßt ein jeder Kanzelschlüssel, welchen man in der Christnacht abziehen muß. Andere sagen, es müsse der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein und man brauche dazu die ebendaselbst liegende große Habermann'sche Altarbibel.

Auch heißt es, daß der Schatz gehoben werden könnte, wenn soviel reine Jungfrauen zusammen kämen, daß der Berg durchgesägt werden könnte. Daher sagt man von einer spröden Jungfrau, die nicht heirathen mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb giebt: „Sie will warten, bis die Landskrone durchgesägt wird und dabei helfen".

257. Zweite Sage.

Görlitzer Wegweiser 1837 S. 442. Beschreibung der Landeskrone 1847 12. S. 31.

Einmal hat auch eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landeskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Thüre zu dem Schatze gefunden, ist hineingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrieen, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen. Sie hat aber vergessen ihr Kindlein, welches neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Thür zu dem Gewölbe, noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

258. Dritte Sage.

Mündlich aus Görlitz.

Der alte Postillon Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landeskrone und erhob dort von dem Schatze des Ziszibor jedesmal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten das die Leute steif und fest und die Weißenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mitnehmen wollte, denn die guten Bürger wollten gern der Stadt Schulden bezahlen, und wußten nicht wovon.

Wenn man in das Gewölbe hinein kommt, wo der Schatz liegt, so sieht man Ziszibor vor ihm sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei großen Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücke, in der andern die harten Thaler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man drei ganz schwarze Thiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könnte, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landeskrone ankäme, so würde sich die Thüre von selbst aufthun, und man könnte dann nehmen, soviel man wollte. Beim Weggehen muß man sich nur hüten, einen Blick rückwärts zu thun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Anmerk. Der Wendenfürst Ziszibor ist der sagenhafte Erbauer der Burg. Näheres von der Landeskrone s. unter den Ortssagen im 2. Buche. Vom Teufel auf der Landeskrone berichten No. 101., 102. u. 113.

259. Der Schatz auf dem Protschenberge.

Lausitz. Mag. 1838 S. 128. Köhler, Bilder aus der O. L., Bud. 1854 S. 114.

Erste Sage.

In der sogenannten Teufelshöhle am Protschenberge, welche ein etwa 5—6 Schuh weites Felsenloch ist, sollen unermeßliche Schätze liegen, welche von drei alten Männern in langen weißen Bärten bewacht werden.

Vor mehren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissin's am Fuße des Protschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungssorgen zu sehr geängstigt haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Protschenberges umher kletterte, sah er vor sich die schon damals berüchtigte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten.

Er faßte sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt. Auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genöthigt hatte, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich soviel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte ihm das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, irgend Jemandem von alle dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abende im Wirthshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimniß. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun Beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen und hat sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder geöffnet.

260. Zweite Sage.

Ziehnert III. S. 267. Gräffe S. 473.

Einst spielten Kinder armer Eltern am Protschenberge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armuth ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen welche mitzunehmen, da sie doch zu Etwas brauchbar sein könnten. Die Eltern freuten sich über das gute Brennmaterial und die Kinder nahmen ein Körbchen und holten nun auch den Ueberrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten die armen Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen und fanden einen großen Haufen Goldstücke.

261. Dritte Sage.

Ziehnert III. S. 265. Gräffe S. 472.

Ein Mann, Namens Reichard, aus der Seydau hatte nicht nur von dem Schatze und ihren Wächtern auf dem Protschenberge, sondern auch von einem kleinen grauen Männchen gehört, welches zur Hebung desselben behülflich sein könnte. Er beschloß das Wagstück zu unternehmen, nahm von den Seinen rührenden Abschied und begab sich bei finsterer Mitternacht auf den Weg. Und richtig, kaum hatte er den Gipfel des Berges erreicht, da stand auch vor ihm das kleine graue Männchen mit einem langen weißen

Bart. Als sich Reichard vom ersten Schreck erholt hatte, faßte er sich ein Herz und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier treibe. Froh und hastig erwiederte dasselbe: Ich bin ein Geist aus diesem Berge und bin um eines Versehens willen von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzusteigen, bis meine Stunde der Erlösung kommt. Habe Dank, daß Du mich gefragt, Du bist mein Erlöser und darfst nun auch den großen Schatz heben, der in dem Berge verborgen ist. Reichard weigerte sich, das allein zu thun, und das Männlein erlaubte ihm, seinen Bruder dazu zu holen. Als sie nun mit Hacke und Schaufel ankamen, gebot ihnen das Männlein, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte sie zu tödten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichard's Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten. Da sank der Schatz mit donnerndem Gepolter in die Tiefe.

262. Vierte Sage.

Lauf. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 171.

Ehe die Juden aus Budissin vertrieben wurden, hatten sie in der Höhle des Protschenberges, welche noch jetzt von Manchen die Judenschule genannt wird, ihre Schätze und Kostbarkeiten zusammengeschleppt, um in den für sie so unsichern Zeiten im Falle der Noth einen Hinterhalt und Hülfsmittel zu haben. Aber ihre Vertreibung erfolgte so plötzlich, daß sie ihren Schatz im Stiche lassen mußten. Die Wenigen, die darum gewußt hatten, waren nach und nach gestorben oder verdorben. Am Tage Ursulä 1618 ging der Seydauer Martin Reike in diese Kluft und gelangte an eine mit mehren Schlössern und Riegeln verwahrte eiserne Thüre. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen gleich einem vom Felsen herabstürzenden Wasserfalle und bemerkte, wie sich Riegel und Schlösser von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff die größte Angst und Bangigkeit und zitternd und bebend enteilte er der Höhle, die sich vor seinen Augen verschloß und deren Stelle und Eingang er nachher nimmer fand.

263. Fünfte Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 70.

Auf dem Protschenberge bei Budissin befindet sich an der gegen die Ortenburg zu gelegenen Seite eine Art Höhle, die anfangs schmal, sich

endlich erweitert und acht Fuß in den Berg hineingeht; sie heißt im Munde des Volks die Judenschule und die Sage erzählt sich Folgendes von ihr:

Zur Zeit der Judenverfolgung haben sich in dieser Höhle, die wahrscheinlich damals noch größer war, die Juden versammelt, um ihren Gottesdienst ungestört abzuhalten und sich dabei feierlich gelobt, daß, wenn sie unentdeckt blieben und sich mit ihrem Vermögen nach Polen retten könnten, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte eine reichliche Spende vertheilen wollten. Ihr Abgang muß ungehindert geschehen sein, denn als einst im sechszehnten Jahrhundert eines Sonntags gerade am Erinnerungstage der Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft, ein ehrsamer Bürger Budissins, Namens Gotthelf Arnst, nach der Frühkirche in dieser Gegend lustwandelte, trieb ihn die Neugierde, diese Höhle zu besuchen. Er trat hinein und erblickte sieben Männer in polnischer Judentracht, mit ehrwürdigen weißen Bärten, sitzend um eine runde Tafel und in Goldstücken wühlend. Bestürzt wollte er zurückgehen, allein einer derselben redete ihn freundlich an und sprach: „Fürchte Dich nicht, denn wir sind nicht da, um Böses, sondern um Gutes zu thun, wie wir vor vierhundert Jahren gelobt haben; wen wir an diesem Tage hier treffen, den beschenken wir mit Gold. Nimm daher soviel Du kannst und willst; denn nur einmal ist es Jedem zu kommen erlaubt, aber beeile Dich, denn bald ist verronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu weilen.

Arnst that, wie ihm geheißen wurde und entfernte sich dankend, von dem Gelde aber kaufte er sich Häuser und Aecker und ward ein reicher Mann. Auch der sogenannte Weinberg gehörte ihm, den später ein gewisser Steinberger ausbaute.

Anmerk. 1. Wahrscheinlich sind diese Juden ursprünglich Zwerge, wie sie in vielen deutschen Bergen mit langen weißen Bärten um einen steinernen Tisch sitzen. Die langen Bärte und die verborgenen Schätze haben vermuthlich diese Umdeutung veranlaßt.

2. Der Protschenberg ist ein heidnischer Opferberg, s. No. 22., Anmerk. 35.

264. Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse.

Erste Sage.

Nach Gräve S. 148.

Auf dem Kirschauer Berge sieht man noch heute die Trümmer einer Burg, welche einst ein berüchtigtes Raubnest war. Im Berge aber liegt ein großer Schatz in einem eisernen Kessel, den man in einer bestimmten Nacht und unter gewissen Zauberformeln heben kann.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hülfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben. Auf seine Beschwörung öffnete sich der Berg und der Kessel wurde sichtbar; aber der Bauer hatte einen Theil der Zauberformel

vergessen und stockte in seiner Beschwörung. Da erschien plötzlich ein furchtbar geharnischter Ritter in schwarzer Rüstung und blutrothem Helmbusch. Feuer flackerte aus der Erde und eine schauderhafte Stimme rief: Wehe, wehe Dir und Deinen Thaten! Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesichte entseelt in der Ruine.

Anmerk. Wahrscheinlich sind die Trümmer Ueberreste von der im Jahre 1352 von den Städtern eingeäscherten Raubburg „die Körse."

265. Zweite Sage.

Nach Gräve S. 148.

Um den Schatz zu heben, muß man in der Nacht vom 22. zum 23. Februar geboren sein und in drei auf einander folgenden Jahren allemal den ersten August das heilige Abendmahl genossen haben. Die Zauberformel träumt einem dann in der Christnacht. Die Hebung des Schatzes kann nur am ersten August — Petri Kettenfeier — geschehen. Man braucht dazu einen schwarzen Kater, einen schwarzen Hahn und eine schwarze Schlange. Die muß man in der Burgruine schlachten, das Blut mit Bilsenkraut vermischen, sich damit Gesicht und Hände waschen und nun dreimal die Zauberformel sprechen. Das Weitere findet sich dann von selbst.

Im Jahre 1607 lebte zu Budissin ein junger Mann von achtzehn Jahren, Namens Karl Leude, ein abenteuerlicher und verwegener Gesell. Der wollte gern auf recht leichte Art zu Reichthum und Ansehen gelangen. Er beschloß den Kirschauer Schatz zu heben, denn er war am 23. Februar geboren. Alle Vorschriften hatte er befolgt, die Zauberformel hatte er geträumt und mit den nöthigen schwarzen Thieren versehen bestieg er am ersten August die Ruine. Zitternd schlachtete er die Thiere, aber als er sich mit dem Blute derselben gewaschen hatte, kam eine wunderbare Kraft über ihn. Alle Furcht zerrann, seine Muskeln stählten sich und sein Geist wurde stark und muthig.

Kaum hatte er die Zauberformel ausgesprochen, so öffnete sich vor seinen Augen eine Pforte. Er schritt hinein und gelangte in eine von hellem Kerzenscheine erleuchtete Höhle. In deren Mitte stand ein steinerner Tisch. Darauf lag ein blankes Schwert und daneben stand ein goldener Helm mit schwarzem Federbusch. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurrothen Lippen. Lange blonde Locken fielen auf ihre Schultern herab. Auf ihrem Haupte glänzte ein goldener Reif, um ihren weißen Nacken eine goldene Kette und ein langes weißes Gewand umhüllte die hohe Gestalt. Schweigend trat sie zum Tische, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge, und als er ihn auf's Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu:

Folge mir nach! Die Wanderung ging durch einen langen schmalen Gang und endigte in einem hohen mit Mauern umgebenen Schloßhofe. Hier stand gegen das Schloß zu eine hohe steinerne Säule. Rette mich, rief flehend die Jungfrau, schlage dreimal mit dem Schwerte an die Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter und gieb dem Falken auf dem Goldkessel das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.

Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die hohe steinerne Säule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühten. Die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel, mit eitel Gold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer, furchtbarer Ritter, einen blutrothen Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte. Um seine Schultern hing eine goldene Ritterkette. Auf dem Kessel aber lag ein strahlender Schild. Darauf saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel an dem ehernen Gefieder.

Karl schaute nach der Jungfrau und schwang sein Schwert gegen den Ritter. Dieser hob das seinige und der Kampf begann. Da flog der Falke auf, schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Karl sah es, ein Angstschrei entfloh seinem Munde, das Schwert entsank seiner Hand. Da traf ihn ein zweiter Schwertstreich des Ritters und lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder. Als er wieder zum Bewußtsein kam, hörte er aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen. Von dem Ritter, dem Schatz und dem Falken war keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Trümmer des Schlosses erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe. Da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagstück nicht noch einmal unternehmen.

266. Der Schatz auf dem Zangenberge.

Erste Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 383. O. L. Nachlese 1769 S. 86. L. Mon. Schr. 1793 II. 355. Gräve S. 99. Handschrift der Breslauer Lusatia No. 19.

Im Zangenberge bei Markliſſa liegt ein großer Schatz, welcher von einem weißen und einem schwarzen Hunde bewacht wird, und aus den Zeiten herrührt, da auf diesem Berge die alte Burg Lesna gestanden hat, die in der Theilungsurkunde vom Jahre 1267 vorkommt und der Stadt Markliſſa den Namen gegeben haben soll.

Zwei arme Häusler aus Hartmannsdorf gingen einst mit einer Wünschelruthe bewaffnet nach dem Zangenberge, um den darin befindlichen Schatz zu heben. Die Ruthe zeigt ihnen die Stelle, wo er liege, und sie

fangen an eifrig zu graben. Da sieht der eine auf, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und, voll Entsetzen den andern mit dem Arme stoßend, flüstert er ihm zu: Dort ist der Teufel, er sieht grimmig her. Laß ihn sein, erwiedert der andere, ich will den Schatz aber heben. Beide gruben nun wieder emsig fort. Der erste kann es aber nicht lassen wieder aufzusehen und mit dem Ausrufe: Dort ist der Teufel immer noch, er haut einen Galgen, wollte er die Hacke wegwerfen und entfliehen. Aber der andere hält ihn fest und murmelt ohne aufzusehen wieder: Laß ihn sein, ich will meinen Schatz heben. Da ermannte sich der Erschrockene und grub mit Eifer weiter. Plötzlich hörten sie es rascheln und knistern. Sie blicken auf und vor ihnen steht der Böse, die kralligen Hände ausgestreckt und mit seinen flammenden Augen sie gräßlich anstierend. Da packt sie Entsetzen; sie lassen alle Werkzeuge liegen und fliehen so weit sie nur ihre Füße tragen von dem fürchterlichen Orte. Ein mächtiger Sturm hatte sich erhoben, die Tannen auf dem Berge rauschten wild durch einander und in dem allgemeinen Getöse hörten sie von Zeit zu Zeit ein gellendes Hohngelächter. Schweißtriefend kamen die Schatzgräber zu Hause an und haben es nie mehr gewagt, einen Schatz heben zu wollen. Die Stelle aber, wo sie gegraben, hat man niemals wieder finden können.

Anmerk. Kleine naturgetreu nachgebildete Miniaturgalgen, an denen ganz kleine daumlange Männchen die Ebenbilder der Schatzgräber hangen, spuken in mehren Schatzgräbergeschichten der Lausitz.

267. Zweite Sage.

Köhler S. 18. Gräffe 480.

Einst machten sich in der Christnacht mehre Bürger Markliſſa's auf den Weg, den Schatz im Zangenberge zu heben. Es wurde auf der bezeichneten Stelle ein Kreis gemacht und mit einem seidenen Faden umgeben. Die Schatzgräber stellten sich in den Kreis und stellten ein brennendes Licht in die Mitte. Als sie aber anfingen zu graben, da erhob sich ein gräßlicher Sturmwind in den Fichten des Berges. Nur in dem Zauberkreise ging kein Lüftchen. Auf einmal erschienen schauderhafte großbärtige Gestalten. Da erschraken die Schatzgräber und liefen so schnell sie konnten auf und davon.

Anmerk. Andere Sagen bringen diesen Schatz in Verbindung mit einer dort sich zeigenden weißen Frau, die jedoch auch zuweilen in schwarzer Kleidung erscheint und an die beiden Hunde erinnert, von denen der eine schwarz, der andere weiß ist. S. No. 168. I.

268. Das Teufelsfenster am Tschernebog.

Segnitz I. 115.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie,

die wegen einer runden Oeffnung an dem oberen Theile des Felsens als das Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Oeffnung sollen noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt in's Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Werth, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller that sich auf, am Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

269. Der Goldkeller am Frageberge.

Nach Segnitz I. 115.

Der nordwestliche Theil des Tschernebog bildet eigentlich einen zweiten, aus großen Felsblöcken bestehenden Berg, der nach sichern Kennzeichen wie jener eine heidnische Opferstätte war, wie denn auch der Name Frageberg, der hauptsächlich von diesem Theile des Berges gebraucht wird, auf die Weissagungen heidnischer Priester zurück deutet. Unter dem Opferfelsen ist eine tiefe Schlucht. In dieser soll ein unermeßlicher Schatz liegen.

Ein armer Kuhhirt aus einem nahen Dorfe hatte von dem Schatze gehört. Sein einsames Leben gab ihm Gelegenheit genug zu Träumereien von Glück und Reichthum. Einst war er am brennenden Mittage am Fuße des Berges in Schlaf gesunken. Wie er erwachte vermißte er eine der Kühe, hörte aber ihr Glöcklein oben auf dem Berge. Er springt auf und eilt den Berg hinan, um sie zur Heerde zurück zu treiben. Aber nirgends kann er die verirrte entdecken. Auch das Glöcklein hört er nicht mehr. Alles um ihn herum ist still und unheimlich. Als er aber wie zufällig in die Felsenschlucht hinabsieht, da glänzt es ihm daraus hervor wie schimmerndes Gold. Mit klopfendem Herzen geht er näher, steigt hinab, kommt in eine weite Höhle. Sie wird immer heller, ohne daß er sieht, wo das Licht herkommt, und plötzlich gewahrt er vor sich einen großen Kessel, gefüllt mit lauter Goldstücken.

Er wirft Stock und Hut, die er in der Hand gehalten, weg, füllt mit gierigen Händen seine Taschen und eilt klopfenden Herzens den Weg, den er gekommen, zurück. Am Fuße des Berges angekommen, fällt ihm ein, daß er ja seinen Hut in der Höhle hat liegen lassen. Er war ein Geschenk seiner Braut, und rasch entschließt er sich zurück zu gehen, findet ihn auf der Stelle,

wo er ihn hingelegt, rafft ihn auf und stürzt dem Ausgange zu. Aber welche Angst ergreift ihn, er findet die Oeffnung nirgend; so viel er tastend umherirrt, das Felsenthor bleibt geschlossen.

Vorübergehende hörten ihn winseln und noch jetzt vernimmt man in nächtlicher Stunde oder am brütenden Mittage des Eingeschlossenen Klagetöne.

Anmerk. Näheres von Tschernebog s. unter No. 4. und No. 17. Bei dem Hute denke ich an den oft wiederkehrenden Zug, daß der arme Hirte zufällig eine schöne Wunderblume findet und auf seinen Hut steckt. Nun erst steht ihm auf einmal der Ein- und Ausgang zu dem Schatze des Berges offen. Eine solche Wunderblume blüht auch auf dem Frageberge.

270. Der Schatz im Vennsberge bei Ostritz.

N. L. Mag. 1836 S. 5., 1838 S. 282.

Im Venusberge bei Ostritz liegt ein Schatz. Er wird von Greisen mit langen weißen Bärten bewacht. Wenn während der Christnacht in der Kirche zu Ostritz die Wandlung vor sich geht, so öffnet sich der Berg, und wer in diesem Augenblicke da ist, der kann hineingehen und sieht die alten Männer um den Tisch herum sitzen, die ihm zurufen: Greif' ein'n Griff und streich' ein'n Strich und packe Dich.

Anmerk. Ein heidnischer Opferort s. Anm. No. 22. mit Zwergsagen (s. No. 35.).

271. Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge.

Schön No. 18. Msc.

Es geht die Sage, daß auf diesem Berge, da wo einst die Burg gestanden haben soll, sich eine Felsspalte öffne. Wenn man hindurch sieht, so erblickt man einen Mann, der schreibend mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzt. Auf dem Tische aber liegen unzählige Haufen Goldes.

Anmerk. Auch im Zauberschlosse auf dem Stromberge wird geschrieben.

272. Der Schatz auf dem Schwosdorfer Berge.

Nach Gräve S. 114.

Auf dem von Kamenz nach Schwosdorf gen Königsbrück führenden Wege erhebt sich rechter Hand ein mit Buschwerk bewachsener Berg mit einem fünf Ellen hohen Steinklumpen von Granit.

Dort ging einst an einem grimmig kalten Winterabende des Jahres 1600 ein armes Mädchen aus Brauna auf die Holzlese. Als sie mit einem schweren Reisigbündel beladen den Rückweg machte, brach ein furchtbares Schneewehen los. Da sah sie plötzlich an dem Schwosdorfer Berge ein Lichtlein schimmern und freute sich schon, vielleicht ein Obdach zu finden. Aber da kam ihr ein weißes Männchen entgegen und fragte ganz freundlich, was sie denn da trage. Ach, nur ein Bündel Reisig, entgegnete das erschrockene

Mädchen. Da sprach das Männchen: Gieb mir das Holz, ich will Dir etwas Besseres dafür geben. Da gab sie ihm das Holz und folgte ihm auf die Anhöhe des Berges bis zu dem Felsen, und aus dem Felsen sprangen die Silbermünzen nur so heraus, und es war Alles ganz hell erleuchtet. Füll' Deinen Korb mit Silber, sprach der weiße Mann, aber das Mädchen fürchtete sich und fing bitterlich an zu weinen. Da füllte ihr der Mann den Korb mit Münzen und geleitete sie auch noch bis an das Haus, wo ihre Eltern wohnten. Da war großes Erstaunen und unermeßliche Freude.

Als das die habgierigen Bauern hörten, gingen sie alle hinaus mit Hacken und Schaufeln und gruben und gruben, haben aber nichts gefunden.

Auf einigen Münzen war die heilige Maria abgebildet, auf anderen ein Bischof und manche hatten ausländische und alterthümliche Umschriften. Der verstorbene Graf von Geiersberg auf Brauna soll noch welche davon besessen haben.

273. Die Weihnachtsbescheerung im Krischaer Wäldchen.

Nach Gräve S. 184.

Bei Krischa, zwischen Bautzen und Görlitz, ist ein kleines Wäldchen nahe am Wege. Dort stand noch Ende des vorigen Jahrhunderts eine Betsäule mit verwitterter Schrift, an die sich folgende Sage knüpfte:

Zu Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Budissin ein armer Strumpfwirker. Der hatte einst um die Weihnachtszeit Arbeit nach Görlitz getragen, aber kein Geld dafür bekommen und wanderte nun am heiligen Weihnachtstage nach seiner Heimath zurück, schweren Herzens, denn er hatte seinem Weib und Kindern einen Görlitzer Striezel und andere Weihnachtsgeschenke versprochen und hatte nun nichts, was er ihnen bescheren konnte. Der Abend war schon hereingebrochen und am Himmel glänzten die Sterne und in den Häusern, wo er vorüber kam, die lieben Weihnachtsbäume. Aber als er in die Nähe des Krischaer Wäldchens kam, da glänzten auch zwischen den Bäumen viele hundert Lichter und er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Aengstlich und neugierig blieb er stehen, betete ein Vaterunser und getraute sich endlich auf das Gebüsch zuzugehen. Und da trat ihm auch schon ein kleines vier Spannen langes Männchen entgegen, das war ganz weiß angezogen und das größte an ihm war der Bart, den hatte das putzige Männlein zwischen den Beinen durchgezogen und auch noch hinten durch seinen großen runden Hut hindurch gesteckt. Und der Strumpfwirker wußte nicht, ob er über ihn lachen oder sich vor ihm fürchten sollte. Aber das weiße Männlein redete ihn gleich an und sprach mit einer feinen Stimme, daß es wie eine Flöte klang: Fürchte Dich nur nicht, sondern folge mir nach, es soll Dein Glück sein. Und da führte es ihn in die niedrigen Fichten hinein und die waren erleuchtet mit vielen hundert Lampen und hingen ganz voll Aepfel, Birnen, Nüsse und

Pfefferkuchen, daß es eine Herrlichkeit war. Pflücke Dir ab, soviel Du willst, es ist alles für Deine lieben Kinder, sprach das Männlein, und mein Strumpfwirker läßt sich dies nicht zweimal sagen und füllte den Sack zur Hälfte mit den Süßigkeiten. Aber ganz voll füllte er ihn nicht, denn es war gar eine bescheidene Seele und sprach immer zu: Ach es ist zu viel, es ist ja zu viel. Das Männlein lächelte zufrieden und der Glückliche ging seines Wegs voller Freude und Dankbarkeit. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, da dünkte ihm der Sack zu schwer, daß er gar nicht mehr wußte, wie er ihn erschleppen sollte und — so leid's ihm war, er mußte ein Paar große Pfefferkuchenmänner herausnehmen und auf den Weg legen. Es ging nicht mehr und der Sack ward immer schwerer und er war froh, als er endlich zu den Seinigen in die Stube trat. Jetzt kommt's Christkindel, rief er den jubelnden Kindern entgegen und warf ihnen den ganzen Sack entgegen. Aber da klirrte es ja und klimperte und heraus fielen lauter funkelnde Gold- und Silberstücke. Da fielen sie alle auf die Knie und dankten Gott, dann aber war großer Jubel und sie kauften sich Strietzel und Pfefferkuchen und Spielzeug so viel sie wollten und wurden reiche Leute und der Vater legte eine große Strumpfwirkerei an und ward ein angesehener Bürger. Am Krischaer Wäldchen aber ließ er zur ewigen Erinnerung jene Betsäule errichten.

274. Der Schatz in der Blösaer Schanze.

Preusker II. S. 203.]

Aus dem Keller eines Bauerguts in Blösa führt ein unterirdischer Gang nach der benachbarten alten Heidenschanze. Daselbst liegt ein Schatz. Eine Platte mit wunderlich geschnörkelter Schrift verschließt ihn, aber sie ist verschüttet. Zu einem Bauernmädchen im Dorfe ist einst ein graues Männchen gekommen und hat sie gebeten, den Schatz zu heben. Sie würde dadurch reich und glücklich, er aber erlöst werden. Sie brauche nur mit ihm in die Höhle zu gehen und die Hand auf die Platte zu legen. Sie hat sich's aber nicht getraut.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

275. Der Schatz auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz.

N. L. Mag. 1838 S. 132. Gräve S. 46.

Auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz soll eine mit Schätzen aller Art gefüllte Braupfanne vergraben sein, welche von einem kleinen grau gekleideten Kobolde bewacht wird.

Wer ihn heben will, muß in der Johannisnacht den Berg besteigen. Ein blaues Flämmchen wird ihm die Stelle andeuten, wo der Schlüssel zum Schatze liegt. Auf der Ostseite des Berges wird man sodann eine eiserne

Thür finden, welche der Schlüssel öffnet. In der Höhle liegt das Gold. Aber man darf es nicht anrühren, sondern werfe irgend einen Gegenstand darauf und gehe zurück, ohne sich umzusehen. Nach drei Tagen grabe man an der Stelle nach, wo man das Thor gesehen. Dort liegt der Schatz.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

276. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau.

Görlitzer Wegweiser 1833 S. 670.

Wenn man von Görlitz über Nieder-Langenau nach Kohlfurth reiset, so liegt auf der Mitternachtseite am Dorfe, rechts der Straße ein Hügel mit Birken bewachsen, welcher unter dem Namen: Scheibe's Birkberg bekannt ist. Hier soll Geld vergraben liegen und dasselbe sich durch eine blaue Flamme in gewissen Nächten, als zu Johannis, Weihnachten ꝛc. zeigen, daher man sich mancherlei Spukgeschichten von diesem Berge erzählt. Das Gold wird von einem großen schwarzen zottigen Hunde bewacht, welcher schon manchen in der Mitternachtstunde vorüber gehenden Wanderer angefallen hat oder ihm aufgehockt ist.

277. Der Schatz auf dem Junkersberge bei Lauban.

Sammlung von Schön No. 40. Msc.

Nordöstlich von Lauban auf Wünschendorf zu liegt ein Klostergut, welches den Namen Junkersberg führt. Der Erbauer desselben hieß nämlich Junker. Derselbe hatte auf unrechtmäßige Weise viel Geld zusammen gescharrt und ehe er starb im freien Felde vergraben. Aber seine Seele hat keine Ruh' und muß den Schatz in Gestalt einer Korngarbe bewachen, bis er einmal wird gehoben und das Geld unter die Armen vertheilt sein. — Viele haben diese Garbe gesehen, und noch im Jahre 1822 wurde ein Versuch gemacht, den Schatz zu heben, wobei ein fremder Betrüger die Leute um ihr Geld brachte. Aber was man nicht hob, war der Schatz, wohl aber zog man sich eine polizeiliche Untersuchung zu.

Anmerk. Ist die gespenstige Korngarbe im freien Felde vielleicht eine dunkle Reminiscenz an die dem Swantewit oder Odin und seinem Pferde gewidmete Korngarbe, welche beim Erntefeste unter gottesdienstlichen Ceremonien auf freiem Felde dem Gott stehen gelassen wurde? Noch heute spielt in den Erntefestgebräuchen der Wenden die letzte Garbe (Schwade) eine Rolle. Der Besitzer versteckt nämlich unter dieselbe einen lebendigen Hahn, der dem gehört, welcher beim Zusammenraffen des Getreides auf ihn trifft. Jedoch muß er den davonfliegenden Hahn sich erst haschen. Dieses ist der feierliche Beschluß des Erntefestes und heißt das Hahnhaschen, Hahnwischen (erwischen) wend. Kocota Capac, und das bei dieser Gelegenheit den Ernteleuten verabreichte Bier heißt das Hahnenbier, s. Wend. Lied II. S. 221. Looke, Chronik von Guben. An manchen Orten spielt man das bekannte Hahnschlagen. Dieser Hahn war ein dem Swantewit dargebrachtes Opfer und das Hahnbier ist der Ueberrest einer Opfermahlzeit.

Das Erntefest war das Hauptfest des Jahres, wie dies bei einer ackerbauenden Nation in der Ordnung ist. Der Hahn sowohl als die überall noch heute gebräuchlichen Erntetänze wurden dann in christlichen Zeiten auf den heiligen Veit, Sanctus Vitus, der der Namenähnlichkeit wegen des Gottes Erbe übernehmen mußte, (Svantewit wird übrigens übersetzt heiliges Licht oder heiliges Wesen), übertragen. Daher der Name Veitstanz, und daher auch erklärlich, warum Bischoff Otto an die Reliquien des heiligen Veit das Bild eines Hahnes befestigen ließ, damit das noch halb heidnische Volk der Pommern ihn verehren sollte (Barthold, Gesch. von Rügen I. S. 230).

Der slavische Name für Korngarbe, Schwade soll Heiligthum bedeuten. — In manchen Gegenden der Niederlausitz wurde die letzte Garbe mit Bändern aufgeputzt und aufrecht hingestellt, so daß sie aussieht wie ein Mann. Diesen Mann nannten sie „den Alten." Die Mägde brachten ihn in feierlichem Aufzuge zum Hofe hinein, wobei sie immerfort sangen: „Jetzt bringen wir den Alten." (Fielitz, Laus. Wochenblatt 1811 S. 443). Was bedeutet wohl dieser Alte?

278. Der Schatz auf dem Kückelsberge bei Kamenz.

Gräve S. 103. O. u. N. Laus. Chronik S. 84. Preusker I. 184.

Auf dem Kückelsberge bei Wohla in der Nähe von Kamenz lag ein Stein. Der war nicht groß, doch gab er einen wunderbaren Klang, wenn man an ihn klopfte. Man nannte ihn auch den Teufelsstein. Dort liegt eine Braupfanne mit einem Schatze, den der Teufel selber bewacht. Ein Paar Leute aus den benachbarten Dörfern Biela, Tschorna und Bernbruch haben ihn heben wollen und den Stein zu untergraben angefangen. Schon hob sich der Stein. Da entsteht auf einmal ein furchtbares Wetter, obgleich erst ein schöner Vormittag gewesen ist, und ein fremder, seltsam gekleideter Mann läuft herzu und schreit sie an: Seht ihr denn nicht eure Dörfer brennen? Erschreckt drehen sie sich um und sehen nichts als Rauch und lichte Flammen. Da versinkt der Stein mit einem furchtbaren Krach in die Erde und die Bauern laufen erschreckt auf ihre Dörfer zu. Aber da hat die Sonne wieder freundlich geschienen und es ist nichts von einer Feuersbrunst zu sehen gewesen. Doch haben sie für immer die Lust verloren, weiter nachzugraben.

Anmerk. 1. Nach Preusker ein heidnischer Opferort. Vgl. No. 96.

2. Gickelsberge oder Kückelsberge giebt es auch sonst noch in der Lausitz, z. B. bei Königshain. Auf dergleichen Bergen versammeln sich die Hexen zu Walpurgis. Es sind meistens heidnische Opferorte. Der Name kann verschieden abgeleitet werden. Nämlich 1) von gucken, ausschauen, so daß es nur ein anderer Name für das bei uns ebenso häufig vorkommende Wachtberg wäre; 2) von gigeln = gaukeln, in Bezug auf heidnischen Götzendienst oder Hexerei; 3) von Kukuk, dem Teufelsvogel.

279. Der Schatz auf der alten Burg bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 57. Msc.

Nicht weit vom Städtchen Triebel befindet sich eine alte verfallene Burg, worin der Sage nach ein großer Schatz vergraben ist, welcher jedoch von drei wilden Thieren bewacht wird.

Es wollten einmal ein Paar beherzte Leute den Schatz heben und glaubten auch schon nahe daran zu sein. Allein auf einmal hörte man von drei Seiten zugleich ein schreckliches Gebrüll wilder Thiere, und zwar eines Löwen, Bären und Tigers. Da rissen die Schatzgräber eiligst aus und der Schatz blieb ungehoben.

280. Der Schatz beim Quitzdorfer Raubhause.

Handschrift des Landesältesten v. Oertzen im Archiv der O. L. Ges. d. Wissensch.

Bei der Ruine des Quitzdorfer Raubhauses am nördlichen Walle steht eine große Eiche, unter welcher der Schöpsfluß vorüber fließt. Dort liegt eine Braupfanne voll Geld, auf deren Deckel ein glühendes Kalb Wache hält. Ein Paar Leute wollten den Schatz heben und waren durch ihre Zaubermittel bereits so weit gekommen, daß sie die Braupfanne erblickten. Da kam plötzlich der Teufel auf einem dreibeinigen Ziegenbocke über die Wiese geritten. Der rief ihnen unaufhörlich zu: Ihr werdet den Schatz doch nicht heben. Sie wußten aber, daß er sie blos zum Sprechen bringen wollte, ließen sich nicht irre machen und gruben, ohne einen Laut zu geben, weiter. Da schrie der Teufel dem einen von ihm, der rothe Hosen anhatte, zu: Wart' nur, Du mit Deinen rothen Hosen, Dich will ich hängen. Der Angeredete vergaß die Zauberregel und antwortete: Das sollst Du wohl bleiben lassen. Augenblicklich verschwand der Schatz und der Teufel ritt höhnisch meckernd von dannen.

281. Der Schatz auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha.

Sammlung von Schön No. 84. Mss.

Am Kommenauer Berge bei Königswartha befindet sich ein großes Loch, welches noch heut zu Tage zu sehen ist. Die Sage berichtet Folgendes darüber:

Es liegt ein großer Schatz in dem Berge in einer großen Braubütte und mehre beherzte Burschen von Königswartha wußten darum und wollten ihn heben. Vermöge ihrer richtig angebrachten Opfer und Beschwörungsformeln fanden sie auch die richtige Stelle und gelangten grabend bis zur Braubütte. Aber einer war darunter, der konnte das Maul nicht halten und rief freudig erschrocken mit lautem Munde: Ach seht, da ist furchtbar viel Geld. Kaum war das Wort gesprochen, so entstand ein entsetzlicher Sturm und als sie sich umsahen, kam ein rother feuriger Ochse auf sie zu, brüllte entsetzlich und warf mit seinen Füßen den heraus gegrabenen Boden wieder in die Grube hinein. Die Schatzgräber aber ergriffen das Hasenpanier und der Schatz soll heute noch gehoben werden.

282. Der Schatz im Dittersberge auf dem Eigen.

Preußker I. 53.

Im Dittersbacher Berge, wo die Zwerge hausen, liegt auch ein Schatz vergraben. Vor nicht langer Zeit wollten einige beherzte Leute den Schatz heben. Als sie eine Weile gegraben hatten, sahen sie ihn. Da rief einer, wider die allbekannte Regel, in der Hast: „Hebt!“ und sofort war der Schatz verschwunden. Den Unvorsichtigen aber haben seine Kameraden gehörig durchgewalkt.

Spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wieder aufgeben, weil sich plötzlich ein ungeheurer Sturm erhob, und ein Anderer — es ist ungefähr 30 Jahre her — der sich durch den Sturm nicht abhalten ließ, wurde durch einen Geist so erschreckt, daß er wochenlang krank daniederlag.

283. Der Schatz auf dem Schafberge bei Baruth.

Gräve S. 193.

Auf dem Schafberge bei Baruth sieht man oft um Mitternacht einen feurigen Mann, der weit umher seine Flammen verbreitet.

Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermeßlicher Schatz verborgen. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer von Baruth, ließ einst Nachgrabungen anstellen und nicht ohne Erfolg. Nach vielen Mühen und Hindernissen gelangte man an die Truhe, auf welcher noch ein hölzernes Kästchen stand, und meldete dem Grafen den Fund. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und das Kästchen. Aber auf demselben lag ein zusammengerolltes Pergamentblatt, darauf stand mit großer Schrift geschrieben: Wer dieses Kästchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich der Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn. Der Graf, welcher nur 2 Söhne besaß, die er beide gleich lieb hatte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

284. Der Schatz in der Budissiner Mönchskirche.

Gräve S. 112.

Auf den Fensterbrüstungen der halb eingeäscherten Franziskanerkirche in Budissin sieht man von Zeit zu Zeit am St. Michaelistage ein großes goldenes Krucifix, goldene Kelche und Leuchter. Aber nicht Jeder kann diese Herrlichkeiten sehen und nicht alle Jahre erscheinen sie. Man sah sie das erste Mal bei der Geburt August II., Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen, dann wieder am Tage seines Todes und das letzte Mal vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

285. Schätze bei Muskau.

Mündlich.

Am Ende des schönen und berühmten Parkes von Muskau, dort wo jetzt die sogenannten „neuen Anlagen" den Park erweitern sollen, liegt ein mit hohen Bäumen bewachsener Berg und in diesem befindet sich ein Schatz, der von einem Geiste bewacht wird. Der alte Bergmann Nugla in Muskau, der die Kunst verstand, vermöge der Wünschelruthe vergrabenes Gold zu entdecken, wurde oft, wenn er in der Dämmerung dort vorüber ging, von einem unsichtbaren Geiste flehentlich um Erlösung gebeten unter dem Versprechen des unterirdischen Schatzes. Der alte fromme Mann ging zum Pastor, der ihn wenigstens darüber beruhigte, daß es kein Teufel oder böser Geist sei, der ihn verführen wolle, aber er hat sich doch nicht getraut, den Schatz zu heben.

Auch auf Köbeln zu liegt ein Schatz. Dort ist eine Stelle, die heißt der Judentempel. Alte Mauern sind die Ueberreste desselben und in der Nähe stehen vielhundertjährige Bäume. Man hat dort oft eine weinende Frauenstimme gehört, auch viel nachgegraben, aber die rechte Stelle hat noch Keiner getroffen. Der Glaube an den Schatz war aber so fest und allgemein, daß der vorige Besitzer Jahre lang zögerte, den Platz zu verkaufen.

Wo sonst noch Schätze liegen.

286.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc.

Im Pfarrkeller zu Schönau auf dem Eigen, den Peter von Temritz hat bauen lassen, erscheint zu Zeiten ein Geist, welcher einen dort verborgenen Schatz bewacht.

287.

Frenzel, hist. nat. II. 766. msc.

In dem Keulenberge bei Reichenbach und unweit Königsbrück liegt ein Schatz. Wer den richtigen Ort trifft und denselben neunmal um Mitternacht umkreist, der kann den Schatz heben.

288.

N. L. Mag. 1832, 547.

Bei Stargardt liegt ein Damm, der wird der Borchelt genannt, darin sollen sich unterirdische Höhlen befinden, in welchen große Schätze liegen, die von Geistern bewacht werden.

Anmerk. Borchelsberge, vielleicht = Bruchelsberge = Brocken, giebt es mehre. (Handschriftl. Bauern-Chronik von Königshain S. 64).

289.

Sammlung von Schön S. 39. Msc.

Am Abhange des Steinberges bei Lauban ist eine hohlklingende Stelle. Dort liegt eine große Braupfanne mit Gold vergraben.

290.

Gräve, S. 33.

Unter den Trümmern der Burgruine auf dem Oybin liegt ein Schatz vergraben, den böse Geister bewachen. Viele haben ihn heben wollen, aber es ist ihnen nicht gelungen, ja sie sind mit plötzlicher Verarmung oder lebenslänglicher Krankheit bestraft worden.

Anmerk. 1. Diese Schatzsagen könnten in's Unendliche vermehrt werden. Wo liegen schließlich nicht vergrabene Schätze? Meistens stehen sie in Verbindung mit Sagen von alten Burgen, Schlössern; viele sind archäologische Zeiger für Urnen und andere heidnische Alterthümer. So liegt ein Schatz in der Hainmauer bei Nieda, im Hainberge und in der Schanze von Lichtenberg, in der sogenannten Schwedenschanze bei Niethen, im Limasberge, in der Nackel'schen Schanze, Slotnik = Goldberg genannt, im Rehnsdorfer Burgstall u. s. w. u. s. w. Aus neuerer Zeit giebt es Sagen von vergrabenen Kriegskassen an vielen Orten, z. B. bei Löbau, in Zodel bei Görlitz u. s. w.

2. Zum Schluß dieser Reihe als Kuriosum eine selbsterlebte moderne Schatzgeschichte. In einem Dorfe bei Görlitz ist ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Pastor, der ein ächter Menschenfreund war, einer armen Wittwe Herberge und Unterkommen gegeben. Die Frau war herrnhutisch erzogen und hatte manches Seltsame, aber ihre halberwachsene Tochter Amalie war ein ganz eigenthümliches Geschöpf. Sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher begegnete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts vernahmen, wurde zu Zeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blaß umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen, daß sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Als sie 15 Jahre alt war, wurde sie förmlich hellsehend und nachtwandelnd. Da träumte ihr einmal, sie würde von einem grauen Männchen an der Hand genommen und in das Kirchgäßchen geführt. Dort zeigte ihr der Geist einen unter der Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen, und als der Abend kam machten sich die Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet, auf den Weg, den Schatz zu heben. Amalie bezeichnete die Stelle an der Mauer mit großer Sicherheit; man fand eine Schicht Knochen, dann wieder Erde und endlich eine steinerne Platte, wie es das Mädchen voraus gesagt hatte. Aber den schweren Stein konnten sie nicht heben. Sie eilten in's Pfarrhaus, aber anstatt ihre Eltern in's Geheimniß zu ziehen, vertrauten sie sich einer zufällig im Hause beschäftigten starkarmigen Bauerndirne an und führten sie an Ort und Stelle. Aber auch das Bauernmädchen versicherte, der Stein sei ihr zu schwer, sie wolle morgen Abend wieder hingehen und eine tüchtige Schaufel mitnehmen. — So geschah's, die Erde wurde wieder zugeschüttet und der nächste Abend fand die Schatzgräberinnen wieder an Ort und Stelle. Da ging der Stein merkwürdig leicht vom Boden zu heben und da fand man denn ein von Ziegelsteinen viereckig gemauertes Behältniß, wie es Amalie voraus-

gesagt hatte, aber keine goldene Kette und keine goldenen Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heirathete bald darauf ihren Geliebten und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden.

291. Der unterirdische Gang in Spremberg.

Sammlung von Schön No. 59. Msc.

Nahe bei Spremberg, jenseit der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotirte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu dieser Kapelle, sagt die Sage, führt von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Die Spremberger wollten einmal den Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurtheilten Verbrecher das Leben, daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war damit sehr zufrieden und machte sich auf den Weg, kam aber niemals wieder zum Vorschein. Jedermann glaubte, er sei in dem Gange verunglückt oder von bösen Geistern zerrissen worden, daher auch weiter keine Untersuchung angestellt wurde.

Einige Jahre später kommen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau. Wem begegnen sie dort? dem zum Tode verurtheilten armen Sünder. Sie erkennen ihn auf der Stelle, obgleich er ein wohlhabender und angesehener Bürgersmann geworden war. Unter der Hand hat er nun den Sprembergern vertraut, wie es ihm ergangen. Wie er eine Weile in dem Gange fortgeschritten, hat er Hundegebell über sich gehört, woraus er geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf erschien ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortet: Ich bin zum Tode verurtheilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme. Geh' nur fort, antwortet Jener, Dein Glück ist gemacht. Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit.

In's Freie gelangt ging er der Grenze Böhmens zu. Dort zerschlug er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich schließlich als ehrsamer Bürger in Zittau nieder.

Die Oeffnung ist wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert. Die anderen eilf Apostel warten noch immer auf ihre Erlösung.

Anmerk. 1. Der unterirdischen Gänge giebt's viele in der lausitzischen Sage. Meistens liegen Schätze darin. Sie sollen alle aus dem Mittelalter herrühren, aus der Zeit der Klöster und Burgen. Viele aber hangen mit heidnischen Opferorten zusammen, (vergl. No. 22. Anmerk. und die Ortssagen des 2. Theiles).

2. War etwa auch der Berg des heiligen Georg vormals ein Opferberg? Und wurde nicht der Verbrecher ursprünglich zum Opfertode begnadigt? dann wäre vielleicht Zittau, wo er wieder auflebt und glücklich wird, ursprünglich Walhalla. Die goldenen Apostel erinnern an die goldenen Haine (Götzenbilder), die anderswo unter der Erde liegen, z. B. bei Bertsdorf. Der heilige Georg, der Lindwurmtödter und Schimmelreiter, ist der christianisirte Odin und Swantewit. Der Weg zu ihm ist der Weg zu Odin, d. h. der Weg zum Tode. — Alles Winke für besser unterrichtete Forscher.

292. Der unterirdische Gang in Sorau.

Sammlung von Schön S. 39. Msc.

Auch in Sorau zwischen der Klosterkirche und der Stadtkirche befindet sich ein unterirdischer Gang. Dort ging einmal ein Kind verloren. Ein Priester, sagt man, habe es eingebüßt. Mit dreißig sei er hineingegangen aber nur mit neunundzwanzig herausgekommen. Alles Suchen sei vergeblich gewesen und nie sei das Kind mehr zum Vorschein gekommen.

Anmerk. Eine von den Sagen, die von Daumer unerhört einseitig und mit wahrhaft fanatischem Eifer ausgebeutet worden sind, um dem katholischen Mittelalter und überhaupt dem Christenthume der Vergangenheit geheimen und öffentlichen Kindermord als einen kirchlichen Gebrauch anzudichten.

Von anderen weniger bedeutungsvollen unterirdischen Gängen melden viele Ortssagen des 2. Theiles.

293. Die drei goldenen Kronen im Neschwitzer Wallgraben.

Gräve S. 98.

Zu Neschwitz residirte einst ein Fürst, der hatte drei Söhne. Die wollte er einmal recht fürstlich beschenken und ließ von Dresden einen berühmten Goldschmied kommen. Der sollte auf seinem Schlosse wohnen und drei goldene Kronen für seine drei Söhne schmieden. Zu Weihnachten sollten sie fertig sein. Da wollte er seine Söhne damit überraschen. Der Goldschmied arbeitete nun Tag und Nacht in einem einsamen Zimmer des Schlosses, das er nur zur Essenszeit verließ. Aber die drei Söhne waren neugierig zu wissen, was der fremde Mann in dem einsamen Zimmer wohl triebe, und wußten ihn zu überlisten und das Geheimniß zu entdecken. Als dies der alte Fürst erfuhr, ward er sehr zornig, nahm die drei Kronen und warf sie zum Fenster hinaus in den vorüberfließenden Wallgraben. Da liegen sie noch und wer Glück hat, kann sie sehen. Aber sie zu fischen und durch sie reich zu werden, ist noch Keinem geglückt.

Siebente Abtheilung:

Wunder-Sagen.

VII.

Wundersagen.

294. Von dem Kräutlein Sonnenthau.

Frenzel, hist. nat. II. 806. msc.

An vielen Orten der Lausitz, besonders aber im Görlitzer Weichbilde, wächst ein Kräutlein, das heißt das Kräutlein Sonnenthau. Es ist gar ein klein und bescheiden Blümchen, von einer fröhlichen purpurrothen Farbe, und doch ist es eine Wunderblume; denn ob auch rings alle anderen Blumen vom heißen Sonnenbrande vertrocknet sind und nach Labung lechzen, das Kräutlein Sonnenthau ist immer frisch und schimmert hell von tausend Thautröpflein, und je heißer die Sonne sticht, desto mehr der Tröpflein hat es, und wenn du sie ihm abwischest, so kommen sie desto zahlreicher wieder zum Vorschein. Es ist aber auch ein Kräutlein, das nicht nur ein Wunder ist, sondern auch Wunder thut, das macht: es blüht im August, wenn die Sonne im Löwen steht. Thut man das Kräutlein oder seinen Saft in ein Glas voll Gift, so springt das Glas plötzlich in Stücken, und ist's in einem silbernen Becher, so schäumt und sprudelt der Trank wie kochendes Wasser über den Rand des Bechers. Ist Einer von einem bösen Geist besessen, so hängt ihm das Kraut um den Hals, dem Kräutlein Sonnenthau kann der Teufel nicht widerstehen und wird alsbald von ihm ausfahren. Gebärenden Frauen erleichtert es die Wehen; wer es bei sich trägt, dem kann kein Unfall widerfahren; wer ermüdet ist von Arbeit oder einem weiten Wege und kaut das Kräutlein Sonnenthau, der wird wieder stark und frisch. Die Astrologen halten es gar hoch und wissen noch manches Geheimniß vom Kräutlein Sonnenthau.

295. Das Veilchen vom Tschernebog.

Köhler, Bilder aus der O. L. S. 43. Gräffe S. 488.

Als noch das Wendenland in heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen Tschernebog, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe

hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christenthum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle hundert Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

Anmerk. Diese Sage könnte als Motto unserm Buche voranstehen. Das Heidenthum ist todt. Der finstere blutige Götzendienst ist zerstört. Die Altäre der Götter sind zu ihrem Sarkophage geworden; da liegen sie auf den grünen Bergen in majestätischer Ruhe, aber zu ihren Füßen blüht das Wunderblümchen der Sage, ein verstecktes, bescheidenes, heimliches Veilchen, dunkelfarbig und düftereich, eine verzauberte Jungfrau, ein Götterkind, geschmückt mit dem Reize der Poesie, und wir pflücken die Wunderblume und ziehen sie an's Herz, und die Schauer der Vorzeit, die um den alten Steinsarg wehen, bewegen uns das Innere zugleich mit der Wonne uralter und doch ewig junger Dichtung.

296. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Nach Gräve S. 41.

Erste Sage.

Auf der Mittagsseite des Löbauer Berges führt ein Theil des Waldes den Namen Kräutergarten, denn es ist da ein großer Reichthum von heilsamen Kräutern. Dort blüht in der Johannisnacht die Wunderblume. Lilienähnlich ist ihre Gestalt, purpur und golden ihre Blüthe und ihre langen Blätter schimmern von silbernen Rändern. Ihrem Wohlgeruche gleicht nichts auf der Welt. Alle Leute wissen von ihrem Dasein, aber wenige nur haben sie gesehen. Nicht jeder darf sie brechen, aber wer es dürfte, der ist von Gott gesegnet.

Ein Löbauer Jäger (Kajetan Schreier war sein Name und er war des Städtleins Rathsförster) weilte einst zur Nachtzeit auf jenem Berge. Er hatte einen Rehbock geschossen und fing an ihn auszuweiden. Da drang plötzlich ein wunderbarer Wohlgeruch vom Winde getragen zu seinen Sinnen. Er ging einige Schritte dem Wohlgeruche nach, aber sonderbar — er, der Kenner jedes Baumes und Strauches auf dem Berge, ging irre und drehte sich in einem Kreise. Wunderbare Töne drangen in sein Ohr und, von himmlischem Glanze umleuchtet, schimmerte ihm die Wunderblume entgegen. Geblendet und verwirrt starrte er das Wunder an. Da schlug die Thurmuhr des Städtchens Mitternacht. Ein Blitz, ein Krach und die Erscheinung war verschwunden und der Wald wieder finster und still wie zuvor. Er eilte an den Ort, wo er das Wunder gesehen. Keine Spur von der Blume. Aber ein Zettel lag an der Stelle, wo sie geblüht, und auf schwarzem Pergament mit goldener Schrift standen die Worte:

Mortalis, immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest, et uti bonis quae praebeo; sin minus, fugiat longe.

Dies geschah im Jahre 1570.

Eine alte fast unleserliche Handschrift, die noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel im Original, nebst einem gerichtlich aufgenommenen Protokolle über die Aussage des Försters auf der Löbauer Rathsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt Folgendes:

Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbawer Berge, allein aller 100 Jahr, gar in der Mitternachtsstund von St. Johannis Enthäubtung gar ein wunderseltsam Blühmlein, von anmuthiger Gestalt undt lieblichem Gedüft, welches der, so reines Herzens ist, leicht aus der Erd reißen kann undt dadurch zu hoher Ehr undt vielen Geld gelangt, sintemalen die stark, groß Wurz, sowie das Blühmlein selbst von purem Gold, Silber undt köstlichem Gesteine ist. Wer sich aberst nit vest und sicher weiß, der berühr es ja nit; sonst verleurt er sin Lewen. Wofür Gott behut.

297. Zweite Sage.

Gräffe S. 500.

Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloschen allmählich in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelte und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!“ Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nach einander gestorben und sie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das thauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit. Plötzlich sieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz schimmern, sie eilt darauf zu und vor ihr steht die Wunderblume mit ihrem leuchtenden Kelche. So hatte sie ihr einst der Vater geschildert, als sie allabendlich, das Köpfchen auf die Hand gestützt, seinen Erzählungen lauschte, und immer hatte er dazu gesagt, daß wer sie pflückte zum höchsten Glücke gelange.

Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: Pflück' mich ab, pflück' mich ab. Und als sie die Blume abgepflückt hatte, verlosch der Glanz und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen todt mit gefalteten Händen liegen. Die Wunderblume hatte ihr das höchste Glück beschert, des Himmels Seligkeit.

Anmerk. Es ist ein zarter und rührender Zug der Sage und der uralten Volkspoesie, daß die entweichende Seele durch eine aufblühende Blume versinnbildlicht wird. Ein Kind trägt eine Rosenknospe heim, die ihm ein Engel im Walde geschenkt hat. Als die Rose erblüht, ist das Kind todt. (Grimm, K. M. 2. 295, vergl. Grimm's deutsch. S. 477.) Allgemein verbreitet ist die Anschauung, daß die Seele als Blume aus dem Grabe wächst. Ein Liebespaar stirbt, aus des Mädchens Grabe wächst eine Rose, aus des Jünglings Grabe eine Rebe, die wachsen beide ineinander.

298. Die Wunderblume auf dem Schalkstein.

Gräve S. 104.

Bei Neu-Johnsdorf bei Zittau steht mitten im Walde zwischen Haidekräutern und niedrigen Bäumen ein schöner Felsenkegel. Dort blüht in der Johannisnacht mitten auf dem kahlen Felsen ein Wunderblümchen auf, um beim Anbruch der Morgenröthe wieder zu welken. Der Glückliche, der des Blümchens Blüthenstunde belauscht und es bricht, wird dadurch eines großen Schatzes Herr, der dort vergraben liegt, doch schuldlos muß er sein und reines Herzens.

299. Der Goldvogel in der Muskauer Haide.

Gräve S. 178.

In der Muskauer Haide läßt sich zuweilen ein Vogel mit schönem bunten Gefieder, goldenem Schwanze und Flügeln sehen. Er hat die Größe eines Goldrabens und wird von den Wenden Zitžemi, auch Bilarz genannt. Wem er erscheint, dem bringt er Glück. Er ist der Geber von Springwurzeln, Glückswürfeln, heilsamen Tropfen und dergleichen. Wem er Federn aus seinen Flügeln giebt, der hat Glück in Allem, was er vornimmt. Seine Schwanzfedern bringen Glück im Feld-, Obst- und Weinbau und verschaffen eine gesegnete Nachkommenschaft. Seine Brustfedern machen den Beschenkten zu einem berühmten Manne und geben ihm die Gabe der Beredtsamkeit. Man glaubt, er sei ein wohlthätiger Zauberer gewesen, der von einem boshaften aber mächtigeren in diese Gestalt verwandelt worden sei.

Anmerk. In einem böhmischen Märchen kommt ein Glücksvogel vor, von dem geglaubt wird, daß der, der sein Herz esse, reich und der, der seinen Kopf verzehre, König werde. Milenowsky, Volksmärchen aus Böhmen, Breslau 1853, S. 187. Wolf's Zeitschrift II, S. 446.

300. Der Walstein.

A. Frenzel, nomenclator in Script. II. 26. Ejd. Lexicon slavicum I. 41. msc.

Bei Besko findet man den Walstein oder Beinbruch, auf mancherlei Art gestaltet, bald wie ein Arm, bald wie ein Bein, oder auch ein Finger; ja einer dieser Steine soll ganz die Gestalt eines Menschen gehabt

haben. Er ist besonders heilsam für die, welche einen Arm oder Bein gebrochen haben.

301. Der Krötenstein und der Herzstein.

Destinata lit. Lus. VI., 559. 581.

In der Niederlausitz werden häufig Echiniten gefunden. Der gemeine Mann nennt dieselben Knopfsteine, Kreuzsteine, auch Krötensteine und glaubt, daß sie sich in dem Gehirne des Krötenkönigs erzeugen. Der Krötenkönig ist eine alte Kröte, die eine Krone auf dem Kopfe trägt, und soll in Frankreich und Spanien ganz gemein sein. Dieser und einer anderen Art von Echiniten (E. cordatus), die unter dem Namen Herzstein bekannt sind, schreibt man die Kraft zu, daß sie durch bloßes Streichen und Reiben die Entzündung der Augen wegnehmen, giftige Bisse und bösartige Geschwülste heilen und, wenn sie äußerlich nur getragen werden, vor Vergiftung schützen und die Beinschmerzen heben. Ja, man braucht sie sogar zur Stärkung der Mannheit.

Anmerk. Der Krötenkönig ist in mancher Beziehung dem Schlangenkönige und der Krötenstein dem Schlangenei an die Seite zu stellen.

Ein Gedicht des Wiener codex 428. v. 136. sagt:

Ich höre von den Steinen sagen,
Die Nattern und Kröten tragen,
Daß große Tugend darin liege.
Wer sie habe, der geslege.

Wie die giftige Schlange, so ist auch die giftige Kröte nach homöopathischer Regel des Volksglaubens zugleich heilkräftig.

Kröten sind, wie Drachen, Schatzwächter: Oberlausitzer Sprichwort: Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold. Sie sind, wie die Drachen, feindselige Teufelsthiere, Symbole des unfruchtbaren Winters. Im wendischen Märchen: Recht bleibt immer Recht; (W. L. II. 18. 1.) wird die große Stadt Raumla von Durst geplagt, weil eine Kröte, so groß wie ein Ofentopf, auf der Quelle sitzt und dieselbe stopft. Ein lausitzer Aberglaube sagt: Wenn man in die Grundmauer eines Hauses eine Kröte mit einmauert, so bleibt trocknes Wetter, bis das Haus fertig ist.

302. Von den Geschlechts-Karpfen.

Jak. Daniel Ernst's curiöse Hist. Blumenlese II. 1364. Frenzel, hist. nat. I. 535. msc.

An mehren Orten der Lausitz giebt es Fischteiche mit uralten Karpfen, welche oft mehre hundert Jahre zählen. Auf dem Schlosse zu Diehsa zeigte man früher ein Bild, welches drei Karpfen darstellte, die laut der dabei befindlichen Inschrift eine ganze Reihe von Besitzern erlebt hatten, und von denen einer zur Zeit der Inschrift 126, zur Zeit Frenzel's 186 Jahre zählte. Auch im Teiche zu Ullersdorf soll es dergleichen uralte Karpfen geben.

303. Der Jugendbrunnen.

N. Lauf. Mag. 1840. S. 402. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 287. u. II. 149.

Es giebt in vielen Gegenden Deutschland's sogenannte Heil-, Queck- oder Jugendbrunnen, die in alten Zeiten heilig gehalten wurden, ja, wohl göttliche Verehrung genossen. Noch bis in das spätere Mittelalter hinein findet sich der Glaube, daß wer in solchen Brunnen, hauptsächlich in der Johannisnacht, bade, der werde gesund und verjüngt und selbst vor künftigen Krankheiten bewahrt. Auch bei Görlitz hinter dem heiligen Grabe ist ein solcher Jugendbrunnen, den hat der Rath zu Görlitz im Jahre 1489 zu Herrn Georg Emmerich's Zeiten bis an die Peterskirche leiten lassen. Auch bei den Wenden giebt es heilige Brunnen und der Glaube, durch Baden in denselben verjüngt zu werden, kommt in alten Liedern derselben vor.

Ein schönes Mädchen ging im grünen Jungfernkranze einher, doch heimlich hatte sie schon neun Kinder geboren und getödtet. Sie wußte aber einen Jugendbrunnen. Da badete sie sich jedesmal und bekam ihre vorige Jugend und Schönheit und ihr jungfräuliches Aussehen wieder.

Eines Sonntages früh aber, als die Schöne wiederum zum Jugendbrunnen geht, um darin zu baden, da entdeckt ein alter grauer Mann den Betrug, und wie sie über den Kirchhof geht, kommen die Geister der gemordeten Kinder und brechen ihrer Mutter das Genick.

Anmerk. In dem einen Liede (II. 149.) heißt es:

Mägdlein ging zur Kirche,
Hinter ihr verdorrete das Gras,
Vor ihr bluteten die Steine.
Mägdlein über'n Kirchhof ging,
Oeffneten sich neun der Gräber.
Mägdlein in die Kirche ging,
Folgeten ihr neun der Seelen u. s. w.

In einem anderen „von der schönen Jungfrau Aria" (I. 287.) kommen die neun Kinder ohne Köpfe ebenfalls auf dem Kirchgange zu ihr. Sie wollen der Mutter die Sünde vergeben, aber Gott vergiebt ihr nicht, und als sie zum Altare geht, demüthig niederkniet und das heilige Kreuz macht,

Da ach! versinkt urplötzlich sie,
Nichts weiter war von ihr zu sehen,
Nichts weiter als ihr gelbes Haar.

In einem dritten (I. 290.) ist zwar der Jugendbrunnen und der Kindermord nicht ausdrücklich ausgesprochen, dafür aber finden sich andere eigenthümliche Züge. Es ist am Hochzeitstage der Mutter. Ein Schäfer auf der grünen Wiese hört ein weinendes Kind in einer alten Weide. Es verlangt in das Hochzeitshaus und der Schäfer trägt's hinein:

„Guten Abend, Hochzeitsgäste,
Meine Mutter ist die Braut.
Schon uns neune sie gebar
Und das zehnte trägt sie noch."

Die Braut vermißt sich, der Teufel solle kommen und sie zum Höllentanze holen, wenn sie des Kindes Mutter sei. Da kommt der Teufel zum Fenster hinein,

„Riß ihr ab den grünen Kranz,
Flog mit ihr zum Fenster hinaus."

In einem solchen Jugendbrunnen legte bekanntlich die rauhe Else, die den Wolfdietrich entführt, ihre rauhe Haut ab und wird nun „Frau Sigeminne, die Schönste über alle Lande."

304. Der güldene Brunnen bei Werchau.

Schmidt, Kalauer Chronik S. 91.

Hinter dem Dorfe Werchau bei Kalau ist ein Gesundheitsbrunnen, genannt der güldene Brunnen, der besonders den Kindbetterinnen große Erleichterung verschafft. Durch einen Hofnarren am Dresdener Hofe, Namens Hans Naboth, einen geborenen Kalauer, ist dies Wasser so berühmt geworden, daß die Kurfürstin Anna, als sie gesegneten Leibes war, dasselbe bis nach Dresden hat bringen lassen. Ob's geholfen hat, weiß ich nicht.

Anmerk. Brunnen sind Symbole der Fruchtbarkeit, wie Becken und Becher. Wasser ist das Bild aller Erzeugung (ἡ θάλασσα — τῆς γενέσεως σύμβολον). Der Storch holt die Kinder aus dem Brunnen. Der Queckborn in Dresden hat auf seinem Dache einen Klapperstorch. Weiber werden durch Baden im Hollenteiche fruchtbar. (Grimm: D. S. II. S. 165. Bechstein Fr. S. S. 174. Barth: Altd. Rel. I. S. 145.) Vielleicht hängt Born und Gebären sprachlich zusammen. (Vgl. φρέαρ und φέρω, κρήνη und κράω, creo)

305. Der Hankabrunnen in Collm.

Frenzel, hist. natur. msc. I. 483. N. L. Mag. 1833 S. 590.

In Collm unterm Weinberge ist ein Brunnen, den nennen die Wenden Hanka. Er hat das ganze Jahr Wasser, ausgenommen vom Feste Johannis des Täufers bis Michaelis. Das hat folgende Bewandtniß. Es war einmal ein schönes Mädchen, Hanka genannt, das bleichte dort seine Leinwand manches Jahr und verdiente sich viel Geld damit. Einst beschuldigten es die Leute, es führe keinen keuschen Lebenswandel, sondern sei unzüchtig und unrein. Da vermaß und verschwor es sich und sagte, wenn das wahr wäre, was die Leute von ihm sagten, so solle Gott diesen Brunnen vertrocknen lassen. Kaum hatte es diese Worte gesprochen, so versiegte der Brunnen, und versiegt seitdem noch alle Jahre um diese Zeit, und zum Gedächtniß daran nannte man ihn Hanka.

306. Der Brautbrunnen bei Lichtenberg.

Mündlich.

Bei Lichtenberg, am Wege nach Neukretscham, ist ein jetzt fast versumpfter Brunnen, der heißt der Brautbrunnen. Das hat aber folgende

Bewandtniß. Vor langer, langer Zeit, wie noch Neukretscham zu Lichtenberg eingepfarrt gewesen, ist einmal ein Brautpaar von da herüber in die Kirche gekommen und hat sich trauen lassen. Es war ein großer und lustiger Hochzeitszug. Aber er nahm ein Ende mit Schrecken; denn auf der Heimfahrt fiel der Wagen um, darinnen Braut und Bräutigam saßen, und sie fielen heraus und in den Brunnen hinein und sind da Beide in treuer Liebe gestorben. Der Brunnen war so tief und man konnte sie nicht wieder herausholen. Nur der Brautkranz schwamm oben auf den Wellen. Und danach heißt der Born bis auf den heutigen Tag der Brautbrunnen, und welche Braut eine reine Jungfer ist, die kann den Kranz noch heute ganz deutlich auf dem Grunde des Wassers erblicken, hat sie aber ihr eigenes Kränzlein verloren, so ist ihr auch der Brunnenkranz nicht sichtbar. Daher führen die Burschen des Dorfes ihre Bräute zu dem Quell, um ihre Reinheit zu erproben. Es soll aber noch nicht vorgekommen sein, daß eine den Kranz nicht gesehen hätte. Wenigstens haben sie's immer gesagt.

307. Der Gotschdorfer Heilbrunnen.

Haberkorn, Chronik von Kamenz S. 432.

Erste Sage.

Bei Gotschdorf und Neukirch, eine halbe Meile von Königsbrück, war in früheren Zeiten ein heidnischer Götzentempel mit einem heiligen Brunnen. Dieser Tempel wurde später in eine christliche Kirche verwandelt, aber nach wie vor kamen die Leute an gewissen Tagen, um in dem Brunnen zu baden und von seiner Wunderkraft immerwährendes Heil und Kraft zu erlangen, so daß die christlichen Priester Geld dafür nahmen und große Schätze sammelten. Erst als eine der vorigen Königsbrücker Herrschaften ihn überdecken ließ, hat er seine Kraft verloren, aber doch nicht gänzlich seine Heiligkeit eingebüßt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts kamen an einem bestimmten Tage des Jahres die Neukircher Burschen, um den Brunnen feierlich zu reinigen.

Anmerk. Gotschdorf soll aus Gottesdorf korrumpirt sein. Die ganze Gegend hat allerdings viele Spuren heidnischen Götzendienstes.

Die Sage von der in christlichen Zeiten und unter christlichen Priestern fortdauernden Heiligkeit beruht vielleicht auf Thatsachen, wie bei dem Marienbrunnen zu Rosenthal. (s. die Legenden im 2. Theil).

308. Zweite Sage.

Frenzel, hist. natur. I 487. 501. mss. J. Lohde, hist. Discours von dem Schellendorff'schen Heilbrunnen.

Eine halbe Meile von Königsbrück ist eine Quelle, welche die Eigenschaft haben soll, daß Steine, welche man hineinwirft und einige Zeit darin liegen läßt, weich werden. Im Jahre 1646 ließ der Freiherr von Schellen-

dorf, damaliger Besitzer von Königsbrück, die Quelle untersuchen und fassen, und es fand sich bald ein Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die ihr Wasser als Heilmittel benutzten. Ein Bauersmann kam auch dahin und gebrauchte den Brunnen. Da er aber nicht sogleich eine heilsame Wirkung verspürte, verachtete er die Gottesgabe und sprach spöttisch: „Wasser ist Wasser: ich lobe mir eine Kanne Bier dafür", worauf ihn der Schlag auf der Stelle gerührt, daß er stumm geworden, bis er etliche Tage nachher gestorben ist. Es geht auch eine alte Sage, daß in derselben Gegend, wo dieser Heilbrunnen befindlich ist, vor Zeiten zwei Salzquellen gewesen, deren Wasser die Landleute zum Salzen der Butter gebraucht haben, davon sie viel besser geschmeckt, als wenn dazu gemeines Kochsalz gebraucht worden.

In der Hussitenzeit, wo Alles ringsumher verwüstet worden, sollen auch diese Salzquellen in Abgang gekommen, mit Schlamm verstopft und von Gehölz überwachsen sein, daß man sie gar nicht mehr hat auffinden können.

Anmerk. 1. Salzquellen hatten bei den alten Germanen besondere Heiligkeit. Um ihren Besitz wurden blutige Kriege geführt. Sie glaubten, salzhaltige Gegenden lägen dem Himmel näher und das Salz käme vom Himmel. Aber auch bei den Wenden hat das Salz besondere Heiligkeit. Fast stets findet man auf ihren Tischen ein Salzfaß stehen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird erst Brod und Salz gegessen. Die Ehrenfrau bei der Hochzeit, gewöhnlich die Pathe der Braut, heißt Salzmeste u. s. w.

In der Görlitzer Haide und bei Hirschfelde giebt es sagenhafte Salzquellen.

2. Obige Quelle heißt auch Pan-Quelle, Pan = Herr, also: herrschaftlicher Brunnen.

Auch der Schwepnitzer Jäger in der Nachbarschaft heißt Pan-Jäger, wahrscheinlich in derselben Bedeutung.

309. Der Zehrbrunnen bei Giehren.

Frietzsche, die Wigandsthal-Meffersdorfsche Kirchfahrt 1767 S. 9.

Oberwärts von Giehren bei Wigandsthal hat vor Alters eine Kapelle zum heiligen Wolfgang gestanden. Dabei war ein heiliger Wunderbrunnen. Seit aber die Kapelle verschwunden haben die Wunder des Brunnens aufgehört. Heut zu Tage heißt er schlechtweg der Zehrbrunnen. Er war aber in alten Zeiten gleich dem Teiche Bethesda und hatte seine größte Kraft, wenn der heilige Wolfgang mit unsichtbarer Hand ihn in Bewegung setzte. Wer alsdann zuerst daraus trank, hatte sogleich seine Gesundheit wieder, mochte er vorher auch noch so krank gewesen sein. Man sagt, daß ganze Haufen von Krücken und Stäben hier gelegen hätten, welche die Genesenen daselbst zurückgelassen. Aber auch gar viel Gold und Silber pflegten sie daselbst niederzulegen auf den Altar des heiligen Wolfgang. Davon wurde die Kapelle unermeßlich reich. Als aber später gottlose Menschen die Kapelle zerstörten, wurde der Schatz in den Brunnen versenkt und liegt noch heute da, und das Hauptstück dabei ist ein großes goldenes Krucifix in Lebensgröße.

Ein Mönch aber bewacht den Schatz, den haben viele gesehen, den Schatz aber hat noch keiner gehoben.

310. Der Schönberger Gesundbrunnen.

Frenzel, hist. natur. msc. I. S. 497. Mündlich.

Der Gesundbrunnen bei Schönberg kam im Jahre 1643 zum Vorschein, indem auf einer Hutung zwei Hirtenknaben mit ihren Stöcken auf die Erde schlugen, um sich im Takthalten beim Dreschen zu üben und unter ihren Schlägen ein Wasserquell in die Höhe sprang. Dieses Wasser, das auf eine so merkwürdige Weise entdeckt wurde, kam sehr bald in Aufnahme. Von nah und fern strömten die Menschen herzu und wurden gesund. Allein als die damalige Herrschaft, die Frau Rittmeisterin von Nostitz, das Heilwasser zu einer Geldquelle für sich machen wollte und es nur gegen Bezahlung verabfolgen ließ, verlor es seine Kraft; denn eine solche Gottesgabe soll man die Menschen frei gebrauchen lassen. Erst 1714 bekam die Quelle ihre alte Kraft wieder, wurde von Neuem gefaßt und ein Häuschen darüber gebaut. Aber aus derselben Ursache ward sie auch bald wieder unkräftig. In der neuesten Zeit, da nur noch eine dunkle Sage im Volke von ihr bestand und der Brunnen ganz verfallen war, hat man die Quelle wieder gefaßt und viele benutzen sie mit Erfolg zum Trinken und Baden.

311. Das heilende Wasser bei Wittichenau.

Sammlung von Schön No. 41. Msc. N. Lauf. Mag. 1837 S. 201. Gräve, S. 94.

An dem Fußwege nach der Mittelmühle beim Städtchen Wittichenau befindet sich ein fast wie ein Kreuz gestaltetes Holz, über vier Ellen hoch und eine halbe Elle dick, in welchem früher ein Muttergottesbild gestanden. Als einst eine verderbliche Pest in der Oberlausitz wüthete und fast alle Einwohner von Wittichenau gestorben waren, flüchtete sich der Ueberrest hierher. Wegen des großen Durstes, der sie quälte, tranken sie aus einer nahe gelegenen Pfütze, wodurch sie gesund wurden.

312. Der Hungerbrunnen bei Uhyst am Taucher.

Lauf. Monatsschr. 1797 I. 412.

Im Kirchdorfe Uhyst am Taucher ist eine weissagende Quelle. Sie führt den Namen: der Hungerbrunnen, weil sie seit undenklichen Zeiten jede Mißernte und Hungersnoth, ja auch Krieg und Pestilenz angezeigt hat. Wenn dies Brünnlein reichlich fließt und Wasser genug giebt, dann wird's ein gutes Jahr, fließt aber das Brünnlein dünn und spärlich, also daß es schier vertrocknen will, dann tritt gewiß Mißwachs und Theuerung ein. Ist's einmal im Frühling ganz trocken, so ist's gar schlimm und es kommt gewiß

im Laufe des Jahres eine große Hungersnoth mit Krieg und Peſtilenz. Alſo haben's die umwohnenden Bauern immer erfahren bis auf den heutigen Tag.

Anmerk. Aehnliche weiſſagende Quellen ſind zu Halle (Grimm D. S. I. S. 163), bei Oldenburg (Müllenhof N. 121.), im Hennebergiſchen (Bechſtein Fr. S. S. 265), bei Schweinfurth (Bechſtein l. c. S. 174.), bei Baden (Schnetzler II. S. 194.), bei Freiburg i. B. (Derſelbe I. S. 369.) u. a. a. O.

Bei mancher dieſer Quellen iſt das Anzeichen umgekehrt, d. h. ſie haben die größte Fülle, wenn ein trockenes Jahr eintreten ſoll.

313. Der Engelsbrunnen bei Oberwitz.

Frenzel, hist. natur. I. 483. msc. Luther's Tiſchreden. J. Wolff, Lect. memorabil. Cent. XVI. T. II. f. 440. A. Hondorf, Promptuar. Fol. 197. Carpzow, Anal. V. 271.

Im Jahre 1538 war eine große Theuerung in der Oberlauſitz, ſo daß die armen Leute ſehr Hunger leiden mußten. Eine gottesfürchtige, fromme Pfarrerswittwe hatte gar nichts mehr, womit ſie ihre beiden Kinder ernähren ſollte. Einſt ging ſie in ihrer Herzensangſt mit dieſen an einen Brunnen und betete zu Gott, daß er ſie in der theueren Zeit erhalten und erquicken wolle. Trat zu ihr ein Mann und fragte, was ſie da mache? ob ſie glaube, daß ſie mit ihren Kindern von dem Brunnenwaſſer ſich ſatt eſſen könne? — Sie ſprach: Ja, warum nicht? Gott, dem Herrn, der das Volk Iſrael vierzig Jahre in der Wüſte mit Manna geſpeiſet hat, iſt nichts unmöglich und er kann auch mich mit bloßem Waſſertrinken erhalten. Da ſprach der Mann: Siehe! weil Du ſo gläubig biſt, ſo gehe heim; Du wirſt in Deinem Hauſe drei Scheffel voll Mehl finden. Und als ſie zu Hauſe ankam, war es ſo. Da erkannte ſie, daß der Mann ein Engel geweſen war, und wie die wunderbare Geſchichte ſich unter dem Volke ausbreitete, ſo nannte es den Brunnen, wo ſie gebetet hatte, den Engelsbrunnen, wie er denn auch heißt bis auf den heutigen Tag.

314. Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf.

Morawetz im Oberlauſ. Journ. 1851, Okt. S. 167.

An der ſogenannten alten Leipa'er Straße im Olbersdorfer Forſte findet ſich ein ſtark quellender Brunnen zur Rechten des Weges, zur Linken aber ein Denkmal in den Felſen gehauen. Es ſtellt ein Brod dar mit einem Kranze darum, ſodann ein Kind in einem länglich runden Rahmen und eine jetzt ganz unleſerliche Inſchrift. Die Sage erzählt, bei einer großen Hungersnoth (im Jahre 1539) ſei eine fromme Mutter aus Zittau mit ihren beiden Kindern in die äußerſte Noth gerathen und in ihrer Herzensangſt an den Brunnen gegangen, um dort zu beten. Da ſei ihr ein Engel vom Himmel erſchienen und habe ſie und ihre Kinder geſpeiſt und geſättigt.

Anmerk. 1. Das Bildwerk vereinigt gar schön die drei Symbole der Fruchtbarkeit: Brunnen, Brod und Kind. Der Kinderbrunnen auf dem Rammelsberge bei Goslar zeigt in Stein gehauene Kinder. Dort soll nämlich eine Frau mit Zwillingskindern niedergekommen sein. (Grimm: D. S. S. 163.)

Der Engel war wohl ein christianisirter Brunnengeist, etwa Frau Holle. Sonst hat die Lausitz keine Brunnennymphe aufzuweisen. Die Nixen wohnen in Seen und fließendem Wasser, und die Fee (?) Pschipowniza in der Sage von der Gründung Löbau's scheint mir novellistische Ausschmückung zu sein. Auch der Hollenbrunnen ist nicht Wohnung der Göttin, sondern Weg zu ihr. Nur in größeren Weihern oder Seen pflegen Nerthus und Holle zu baden. (Grimm: Myth. S. 275.)

2. Mehrfache Ueberlieferungen bestätigen, daß diese Heilquellen besonders bei eintretendem Frühlinge gottesdienstliche Verehrung genossen. Sie wurden beim Frühlingsfeste feierlich geweiht. (Gerber: Unerkannte Wohlthaten S. 14.)

Bis heutigen Tag werden die Hirten, wenn sie das erste Mal das Vieh auf die Weide getrieben, beim Nachhausekommen mit Wasser begossen.

Die deutsche Göttin Ostara, für deren Verehrung bei den Göttersagen und in den Legenden noch einige Spuren nachgewiesen sind, diese Frühlings- (und Liebes-) Göttin der alten Deutschen hatte einen ausgebreiteten Quellenkultus.

Am Ostermorgen holen die Mägde das sogenannte „stille Osterwasser". In der Wendei läuft am Ostermorgen die ganze Jugend im Dorfe umher und jeder Begegnende wird mit Wasser begossen und besprützt. Dies geschieht auch mit dem Vieh in den Ställen. In der Quelle am Sybillensteine badete sich Mann, Weib, Kind und Vieh (S. No. 15.)

3. Im katholischen Mittelalter wusch man zu Ostern (am grünen Donnerstage) die Altäre. Nicht nur das Kerzenfeuer, sondern auch der Taufstein und das Taufwasser wurden für's ganze Jahr am Ostertage feierlich geweiht. Ostern war früher allgemeiner Tauftermin — daher jetzt noch Termin der Konfirmation, in welcher das Taufgelübde bestätigt wird. — Das Taufwasser wird in manchen Gegenden zu allerhand Aberglauben benutzt. — Zu Himmelfahrt goßen die Priester Wasser in großen Kannen über die in der Kirche versammelte Gemeinde. (Magnus: Gesch. v. Sorau S. 23. vgl. Worbs: Neues Archiv S. 272.)

4. Wenn die wendische Braut von der Trauung nach Hause kommt, geht sie in den Kuhstall und stößt dort eine mit Wasser gefüllte Kanne mit dem Fuße um. — Ehe die Brautleute zu Bette gehen, nehmen sie einen frischen Trunk Wasser (nach alter auch schlesischer Sitte ein auch bei gerichtlichen Verhandlungen gebräuchlich gewesenes Symbol „angelobter Treue"). (S. Worbs: Neues Archiv S. 94.)

5. Das wendische Begräbniß bringt auch einen Beitrag zum Wasserkultus. In Geislitz bei Hoyerswerda nehmen die Leichenbegleiter ihren Rückweg vom Kirchhofe stets durch ein fließendes Wasser. Diese Sitte wird so streng innegehalten, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, sondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann.

315. Von blutenden Kornhalmen.

Frenzel, hist. natur. III. 1494 msc. Kalender auf das Jahr 1667. Manlius in Hofm. Script.

Im Jahre 1548 hat sich's zu Haußdorf in der Nähe von Naumburg a. O. ereignet, daß in der Ernte, als die Bauern das Korn zu schneiden begannen, die abgeschnittenen Halme geblutet haben, wie ein verwundeter Mensch.

316. Von einem blutenden Todtenknochen.

Frenzel, hist. natur. III. 1497. msc. Ejd. hist. eccl. Schonav. p. 287—302. msc.

Eine Kuhhirtin zu Schönau bei Bernstadt hatte ein Ueberbein, und als ihr gerathen wurde, dasselbe mit einem Todtenbeine zu drücken, holet sie ein solches (einen Unterarmschenkel) aus dem Beinhause. Ihr Dienstherr aber nimmt ihr den Knochen weg, bevor sie mit demselben, wie er meinte, Zauberei treiben könnte, und versteckt denselben in einer Kammer. Einige Tage darauf findet ihn dort die Magd, aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß der Knochen am Ellbogenende blutete, also daß das rothe Blut zur Erde träufelte und nicht eher zu stillen war, bis er wieder bei seinen natürlichen Nachbarn im Beinhause lag.

Anmerk. Die Erzählung ist vom Jahre 1683. Der Pastor loci A. Frenzel berichtet sie selbst (l. l. c. c.) und fügt hinzu, daß er alle Betheiligten zu Protokoll vernommen, er theilt ihre Aussagen und einen darüber abgefaßten Bericht an die herrschaftlichen Gerichte zu Marienstern sehr ausführlich mit und erwähnt dabei, daß er über dieses Wunder in seiner Kirche zu Schönau eine Predigt gehalten habe.

317. Das Baarrecht.

Laubaner Chronik a. a. 1645. Schindler, der Aberglaube des Mittelalters 1858 S. 239.

In Lauban lebte um's Jahr 1645 ein Bleicher, Namens Gruner. Der hat um schnöden Goldgewinnstes willen einen Spitzenhändler, der bei ihm eingekehrt war, um einen Garnhandel mit ihm abzuschließen, jämmerlich erschlagen und den Leichnam, nachdem er drei Tage fest gefroren gewesen, denn es war zur Winterszeit, bei nächtlicher Stunde in den Queiß getragen. Aber wie denn der große Bluträcher im Himmel Alles an's Licht bringt, so ist auch diese That bald ruchbar geworden. Die Leiche wurde gefunden und es entstand ein großer Zulauf. Der Scharfrichter und „die Jüngsten" waren bestellt, um auf den Gruner Acht zu haben. Als aber der Auflauf bei der Leiche größer wird, ist auch der Mörder mit unter dem Haufen gewesen. Da haben alsbald „die Jüngsten" einen Kreis um die Leiche geschlossen und der Scharfrichter ist in die Mitte getreten und hat mit lauter Stimme gesagt: Der Mensch gehöre ihm nicht; der wäre eines gewaltsamen Todes gestorben und der Mörder befände sich unter dem Haufen des Volks. Hierauf haben Alle bei dem Todten vorbeigehen und ihn mit den zwei Zeigefingern an der Stirn anrühren müssen. Als nun die Reihe an den Gruner kommt und er ihn anrühret, läuft das rothe Blut dem Todten aus der Nase. Da hat man den Mörder sogleich ergriffen und festgesetzt.

Anmerk. Das Baarrecht war ein gesetzlich autorisirter Aberglaube. Es kommt schon vor in den Nibelungen (v. 984—986), im Ivein (v. 1555—1564). Vgl. Shakespeare's Richard III. (act. I. sc. 2.) Es findet sich weitläufig beschrieben in einer hessen-darmstädtischen Landesverordnung von 1639. In Pommern wurde es noch 1669 mit Erfolg angewendet und hier und da hat es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegolten.

318. Blutende Leiche verräth einen Mörder.

Annalen der Stadt Budissin von 958—1664. Handschr. a. d. Kgl. Bibliothek zu Dresden No. 27. Gräffe S. 462.

Im Jahre 1500 hat sich in Budissin eine greuliche Mordthat begeben. Es war damals an der Schule daselbst ein Kantor, Namens Jakob Tham, der hat auf der Reichengasse an der Ecke des Marktes gewohnt. Bei dem hat seine Schwiegermutter gelebt, ein altes böses Weib, die fast täglich gezankt und verlangt hat, der Kantor sollte ihr das Haus, in dem er wohnte und das der alten Frau gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böse Feind verführt und ihm mit Versuchungen also zugesetzt, daß er am Tage visitationis Mariae eine Axt genommen, der bösen Schwiegermutter das Genick eingeschlagen und den Leichnam in den Würztrog geworfen hat, als wenn sie sich selbst ersäuft hätte. Hierauf ist er in die Schule gegangen. Hierhin ist sehr bald seine Frau gekommen und hat geschrieen: Ach, lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat sich im Würztroge ersäuft, lauf und komm' doch nach Hause. Hierauf kamen die Nachbarn und die Gerichte, um die Todte zu besichtigen. Da es aber schon gegen Abend war, hat sich Jedermann gegrauet und die Leiche nicht ordentlich angeschauet, sondern haben dem Nachrichter befohlen, sie als eine Selbstmörderin des folgenden Tages, eines Sonntages, auf den Schindanger zu fahren und zu begraben.

Wie nun der Schinder den Körper angreift, hebt derselbe an heftig zu bluten. Da sprach der Schinder: Es gehet nicht mit rechten Dingen zu, wer sich schuldig an diesem Blute weiß, der hat Eile, sich davon zu machen. Darauf haben viele Leute dem Kantor gerathen, zu flüchten oder sich in ein Kloster zu bergen, allein er hat nicht gewollt.

Endlich hat man ihn eingezogen und mit der scharfen Frage belegt, doch hat er nichts gestanden. Am folgenden Tage jedoch hat er den Rathsherrn Hieronymus Ruprecht zu sich kommen lassen und ihm Alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf ist er nächsten Mittwoch hinausgeschleift und auf's Rad gelegt worden.

Ob nun wohl dieses Mörders Eheweib um die That gewußt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung selbst Rath gegeben, hat man sie doch damals verschont und nicht angreifen dürfen, weil sie täglich ihrer Geburt entgegen gesehen, sie ist aber dann länger als ein ganzes Jahr schwanger gegangen und hat nicht gebären können, sondern mußte zuletzt darüber zerbersten.

319. Von blutenden Dielen.

Frenzel, hist. nat. III. 1496 msc.

Zu Budissin lebte bis zum Jahre 1595 ein Pastor Primarius, Namens Laurentius Dresserus, der, als er längst pensionirt und seines Lebens überdrüssig war, einst vom Teufel angefochten, einen Selbstmordversuch

machte, worauf er bald starb. Das geschah in der Pastoratswohnung im Gäßlein beim Kloster. Seitdem haben an dem Orte der That hin und wieder die Dielen angefangen Blut zu schwitzen, wie solches Anno 1601 Herr Martinus Testander beobachtet und bezeuget hat.

320. Von blutigem Brei.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 164. msc. Ejd. hist. nat. III. 1498 msc.

Anno 1616 hat man an vielen Orten in der Oberlausitz auf Aeckern und an Kornhalmen Blut gefunden, das zweifelsohne vom Himmel gefallen. Bei einem Bauer zu Schönau, Namens Elias Richter, wurde ein Mehlbrei, den derselbe gekocht in einen Schrank gestellt hatte, plötzlich über und über mit Blut bedeckt gefunden, welches die Gestalt eines Kreuzes mit einer dasselbe umwindenden Schlange, gleich der in der Wüste erhöheten, abbildete Der Pfarrer des Orts, Christian Friedrich Sculteţus, besah denselben, ließ einen anderen kochen, an dem er dieselbe Wirkung wahrnahm, und hielt darauf, Freitags, den 3. August, eine feierliche Blut- und Bußpredigt.

Als ebendaselbst unter Pastor Frenzel im Jahre 1687 dasselbe Wunderzeichen sich wiederholte, hat auch dieser geistliche Herr, nach seinem eigenen Geständnisse, am Kirmeß-Montage, den 10. November, eine Blut- und Bußpredigt über Joel II., 30. gehalten.

321. Blutiges Wasser.

Frenzel, hist. nat. I. 533. msc.

Anno 1630, den 26. November, hat man zu Görlitz am Graben vor dem Reichenbacher Thore auf dem Eise große rothe Flecken wie von lauter Blut gesehen. Da ist der Bürgermeister mit vielen Hundert Menschen hinausgegangen, der Thorhüter ist in's Wasser gestiegen und hat einzelne Stücken Eis heraufgebracht, die aber in helles klares Wasser zerschmolzen sind.

Ebenso hat man Anno 1631, den 4. Januar, in demselben Wassergraben einen förmlichen Blutquell entdeckt, wovor sich viele Tausend Menschen entsetzt haben. Noch in demselben Jahre aber, den 31. Oktober, wurde Görlitz von den Kaiserlichen besetzt.

322. Blutregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. msc. Zittauische Jahrbücher a. a. 1622 Msc.

Den 28. April Anno 1622 ist zu Zittau mit Verwunderung gesehen worden, daß das Regenwasser, so damals stark gefallen, in den Gerinnen blutfarbig gewesen, gerade so, als ob vorher Fleisch darin wäre abgewaschen worden. Es behielt diese Farbe eine Stunde lang. Etliche gossen es in Gefäße, darinnen es wie Blut zusammen gerann. Der Bürgermeister Friedrich

Birnstein ließ ein weißes Tuch auf seinem Hofe ausbreiten, welches ganz roth wie mit Blut gefärbt wurde. Die Tropfen setzten einen Grund ab, der wie Brasilienroth anzusehen war. Die Nacht darauf erfolgte ein schweres Ungewitter. Auch in Görlitz regnete es den 3. und 4. Juni 1683 Blut, das man deutlich an den Blättern der Bäume, den Dächern und Steinen bemerken konnte.

323. Manna fällt vom Himmel.

Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel S. 259.

Anno 1531, als die große Hungersnoth war und Mensch und Vieh nur so dahin starben, hat der liebe Herrgott den Sorauern Gnade erwiesen, gleich den Kindern Israel in der Wüste, und hat in einer Nacht vom Himmel regnen lassen kleine runde Brödchen, also daß den anderen Morgen alle Felder damit bedeckt waren und Mensch und Vieh sich daran erquickten.

Anmerk. Die braunen Knollen (mit weißen Körnern) Lathyrus tuberosus findet man alljährlich bei Sorau in größerer oder kleinerer Menge. Das Volk nennt sie noch heute Manna oder Himmelsbrod und glaubt, daß sie vom Himmel fallen.

324. Fischregen.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 237.

Anno 1661, den 25. Mai, fiel bei Sorau ein großer Landregen, in welchem auf die Gorkau'schen Felder eine große Menge Schmerlen herunter gefallen, welche die Bauern aufgelesen, von denen auch dieselben ein gut Gerichte dem gräflichen Herrn Hauptmann gebracht, der sie kochen ließ und im Namen Gottes verzehrte.

325. Schwefelregen.

Frenzel, hist. nat. I. 565. msc.

Anno 1622 den 21. Mai, des Nachmittags um 4 Uhr, fiel zu Görlitz ein starker Schwefelregen, so daß man den Schwefel hin und wieder in Wagengeleisen und Pfützen in ziemlicher Menge sammeln mögen. Um dieselbe Zeit (die Chroniken haben den 18. Mai) regnete es auch in Zittau Schwefel, welcher dem gewöhnlichen an Farbe und Geruch ganz gleich war und wie dieser brannte. An etlichen Orten hat er eines Messerrückens dick gelegen. Es folgte bald darauf die unerhörte Steigerung des Geldes und aller anderen Sachen.

326. Getreideregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. msc. Martin Bohemus, Predigten S. 35. Barthol. Scultetus, ann. a a. 1571 msc.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1571 fielen mit einem Regen um Görlitz und Lauban Körner auf die Erde, welche theils wie Roggen,

theils wie Erbsen, theils wie anderes Getraide aussahen, denn etliche waren länglich, etliche aber rund. Man fand sie zu Görlitz des Morgens früh in den Gärten und auf dem Acker so häufig ausgestreut, daß man sie auflas, dörrte und mahlen ließ, auch davon Brod buck, welches gegessen wurde und einen süßlichen Geschmack hatte. Die Körner gaben sehr viel Mehl, und man konnte von einer Metze so viel backen, als von einem halben Scheffel Korn. Solcher Getraideregen erneuerte sich am 18. August 1606. Da hat man hin und wieder bei der Stadt Görlitz und sonderlich auf der Lauban'schen Straße hin fliegendes Korn gesehen. Viele haben's mit den Händen aufgefangen und viel zusammen gebracht.

327. Steinregen.

Reichsanzeiger 1805 No. 267. Lauf. Mon. Schr. 1805 S. 217.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als einige Einwohner von Grävenhain in der Heuernte begriffen waren, kam eines Tages plötzlich eine finstere Wolke hoch über ihnen daher gebraust. Die regnete Steine, stärker als eine Mannesfaust und von runder Gestalt. An den benachbarten Bergen (wo sich die Steine zweifelsohne losgerissen) leuchtete es wie von blauen Flammen und dröhnte wie ein ferner Donner. Der Sturm schnitt das Gras von der Erde ab, als wäre es mit einem Scheermesser weggeschoren. Die Heuschober wurden aufgehoben und verschwanden in der Wolke, und man hat nie wieder Etwas von ihnen gesehen. Da sagte eine Tagelöhnersfrau zu ihrem Manne: Wir wollen nach Hause gehen, hole das Zeug! Du siehst ja, daß der jüngste Tag kommt! Unerschrocken antwortet ihr der Mann: Du Narr! wenn der jüngste Tag kommt, brauchen wir das Zeug nicht.

328. Das verlorene Wasser bei Penzig.

Mündlich und nach Schön's handschriftl. Mittheilung.

In der Haide bei Penzig entspringt ein Wasser, welches in's Rothwasser Gebiet fließt und sich dort verliert. Wohin weiß Niemand. Die Sage aber erzählt:

Vor uralter Zeit hauste in der Görlitzer Haide ein böser Förster. Der plagte die Leute bis auf's Blut und Niemand konnte ihm was recht machen. Einmal ließ er einen Graben aufwerfen und ging selber hin um die Arbeit zu besichtigen. Sie schien ihm viel zu langsam zu gehen und er fing ganz greulich an zu fluchen über die ungeschickten Arbeiter. Da sagte einer von ihnen, ein alter Mann: Herr Förster, wir machen's wie wir können. Wenn wir's anders anfangen sollen, so müßt Ihr's uns schon vormachen, damit wir's lernen. Da ward der Förster verboßt, riß dem Alten die Hacke aus der Hand und fing an unter immerwährendem Fluchen zu graben und

Erde aufzuwerfen. Und es ging wirklich schnell und er steckte schon ganz tief in der Erde, aber es dauerte gar nicht lange, da ächzte er auf und versank in den Boden und Niemand hat ihn wieder gesehen. — Man unterließ es, den Graben weiter zu ziehen, aber das Wasser, welches bis auf diese Stelle fließt und sich dort nach dem Innern der Erde ergießt, heißt bis auf den heutigen Tag das verlorene Wasser.

329. Die Herrenwiese bei Jauernick.

Handschriftliche Sammlung der Breslauer Lusatia No. 7. Görlitzer Wegweiser 1832 S. 157.

Wenn man von Görlitz nach Jauernick geht, kommt man hinter Cunnerwitz über eine große Wiese, mit Gehölz umhegt, welche die Herrenwiese genannt wird. Um dieselbe schwebte einst ein langwieriger Rechtsstreit zwischen dem Kloster Marienthal und dem angrenzenden Gutsherrn.

Dieser Herr wollte den Rechtshandel auf ungerechtem Wege beendigen und das schöne Grundstück also an sich bringen. Er beredete deshalb seinen Jäger mit Namen Ruprecht, unter dem Versprechen, ihn mit einem Mädchen zu verheirathen, welches dieser liebte, als falscher Zeuge aufzutreten und seine Aussage zu beschwören. Nachdem der Jäger, verblendet von seiner großen Liebe zu dem Mädchen und irre gemacht durch eine ihm von seinem Herrn eingegebene Hinterlist, eingewilligt hatte, ward der Gerichtstag angesetzt, die Richter und Schöppen kamen mit den Zeugen an Ort und Stelle und Ruprecht sollte den Eid leisten. Er that dies auch mit gutem Muthe. Denn er hatte sich unter seine Füße Erde von den Feldern seines Herrn gebunden und einen Schöpfer, d. h. einen runden Löffel, auf den Hut gesteckt. Freventlich hob er die Finger zum Schwure empor und betheuerte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, so wahr stehe ich auf dem Grund und Boden meines Herrn.“ Aber wenn auch die Menschen den Betrug nicht merkten, Gott wußte Alles, er strafte ihn. Den meineidigen Menschen verschlang vor den Augen des Gerichts die Erde.

330. Der bestrafte Meineid.

Sammlung von Schön No. 56.

In Friedersdorf hatte in früherer Zeit der dasige Besitzer mit einem Bauer seines Dorfes Streit wegen eines Stücks Acker. Um zum Besitz dieses Ackers zu gelangen, rief er seinen Vogt zum Zeugen an. Dieser legte den Eid in Gottes freier Natur auf dem streitigen Grund und Boden ab; doch ehe er ihn vollendete, versank er zur Strafe des Meineids in die Erde. Er kann auch heute noch nicht Ruhe finden, denn zu gewissen Zeiten im Jahre hört der Vorübergehende an dieser Stelle den Ruf:

Du Grorock (Graurock ?),
Meine Seele hot keen Roth (Rath oder Ruh?).

331. Der falsche Schwur.

Leonhard Lyser, Abendländ. Tausend und Eine Nacht, Bd. 9. S. 18. Gräffe S. 531.

In der Oberlausitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verschiedener feiner Betrügereien hatte. Besonders, so sagte man von ihm, sollten seine Betrügereien im falschen Messen der Garten- und Feldfrüchte bestehen, mit denen er Handel trieb. Auch seine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge und sie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künsten. Einst wurde es entdeckt, daß sie das Gespinnst, mit dem sie handelte, zu kurz weifte. Personen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurückgeben. Sie leugnete, daß dieses kurz geweifte Gespinnst von ihr sei, und endlich kam es zu einem Streite, den die Gerichte enden sollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt und sie schwur mit den Worten: „Gott strafe mich und meine Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied, wenn ich falsch geweift habe und das kurze Gespinnst von mir ist." Sie ward freigesprochen. Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter; beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend ihres Eides und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheiratheten sich, bekamen Kinder, und wieder fehlte diesen an den Fingern ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu Wenig fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

332. Die verfluchte Hand.

Roch's Chronika S. 399.

Anno 1572, den 22. Januar, wurde ein Muttermörder von Gersdorf zu Lauban auf dem Markte erstlich auf allen Kreuzwegen mit glühenden Zangen gerissen, hernach ihm die rechte Hand abgehauen und dann das Herz aus dem Leibe gezogen, worauf er geviertheilt und die vier Stücke an vier Säulen bei dem Galgen aufgehängt wurden. Die abgehauene Hand wurde mit angenagelt. Obwohl nun die Vögel alle Stücke angefressen und zerfleischt, so haben sie doch die Hand nicht berührt, und sie ist noch ganz unverletzt Anno 1577 vor der Ankunft Kaiser Rudolph II. abgenommen und vergraben worden.

333. Der Burgsberg zu Schönberg.

Erste Sage.

Frenzel, hist. nat. II. 1683. msc. Samml. von Schön No. 18. Msc. L. Haupt im Görl. Sonntagsbl. 1854 No. 9.

Nahe bei Schönberg liegt der Berg, von welchem zweifelsohne das Städtlein den Namen hat, denn er ist in der That schön und gewährt eine

reizende Aussicht in die Umgegend. Es geht da hinauf ein Weg so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren können, bis auf den Gipfel. Auf der ganzen Strecke und dort oben auf einem runden Flecke wächst weder Gras noch Holz, gleich als wenn der Erdboden versengt wäre. Denn es ist das eine verfluchte Stelle und geschah die Verfluchung im Jahre 1636. Damals besaß Schönberg Hans Christoph von Nostitz, ein sächsischer Rittmeister und gewaltthätiger Mann. Zu dem kam einmal ein schwedischer Hauptmann, mit Namen Scoß, auf Besuch, der ritt ein wunderschönes Pferd, und das Pferd stach dem Rittmeister so in die Augen, daß er es mit aller Gewalt haben wollte und dem Hauptmann eine große Summe dafür bot. Aber der Hauptmann hatte sein treues Schlachtroß lieb und wollt' es um keinen Preis lassen. Ueber dem Feilschen kamen beide Kriegsmänner in Streit, gaben sich gegenseitig harte und ehrenrührige Worte, und drohten einander dies und jenes. Darüber rief der von Nostitz seine Leute herbei, ließ den schwedischen Hauptmann fesseln, warf ihn in's Gefängniß und machte ihm den Prozeß, weil er gesagt haben sollte: Er würde dem Rittmeister einen rothen Hahn auf das Dach setzen. Wie sehr sich der Gefangene nun auch verschwor, daß er diese Drohung nicht ausgestoßen habe, so wurde er doch verurtheilt, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als er nun dieses Urtheil vernommen, da hat er immerfort geschrieen: Nostitz, Du hast das Urtheil im Finstern gemauset! Wehe über Dich und über Deine Kinder! — Aber was half ihm das Geschrei? Er wurde alsobald den Berg hinauf zur Richtstätte geführt. Auf dem Wege dahin wollte er von einem Zuspruch der Geistlichkeit nichts wissen, sondern schrie immerfort: „Wehe über Dich, Hans Christoph von Nostitz, Du Bluthund! Verflucht seist Du, verflucht sei der Platz, wo ich mein Blut vergießen werde: darauf soll nimmermehr kein Gras wachsen." Und der Fluch ist in Erfüllung gegangen. Der Rittmeister von Nostitz wurde bald darauf in seinem eigenen Hofe erstochen. Der älteste Sohn ist in Polen jämmerlich umgekommen und in Stücke zerhauen worden; der andere ward in Haugsdorf ermordet und der dritte und letzte ist in Rothenburg über der Abendmahlzeit von einem seiner eigenen Unterthanen, dessen Vater, einen Fleischer, er erschossen hatte, mit einem Schusse durch's Fenster getödtet worden.

334. Zweite Sage.

Samml. von Schön No. 18. Msc.

Eine Jungfrau wurde des Kindermordes beschuldigt, und obgleich sie ihre Unschuld mit tausend Schwüren betheuerte, wurde sie dennoch zum Tode verurtheilt. Als schon das Richtschwert über ihr geschwungen wurde betheuerte sie nochmals und rief Gott, den Allmächtigen, zum Zeugen an und sprach: Ich bin unschuldig und Gott wird es bezeugen. Kein Hälmchen

Gras soll je auf dieser Stelle wieder wachsen! Darauf betete sie noch einmal und starb gefaßt. Der Frühling kam und der ganze Berg begann zu grünen, nur auf dem Richtplatze wuchs kein Hälmchen Gras, und wächst dort bis auf diese Stunde nicht.

Anmerk. Eine Teufelssage und eine Schatzsage von diesem Berge s. o. No. 124., No. 271.

335. Der bestrafte Gotteslästerer.

Annalen der Stadt Budissin a. a. 1607. Gräffe S. 46.

Im Jahre 1607, den 24. Dezember, in der Christnacht sitzen etliche Bauernburschen in einem Dorfe, zwei Meilen von Bautzen (Milkel-Wessel oder Nikolwesel genannt), beisammen, saufen und spielen das Glück auf das kommende Jahr, wie es bei den Wenden damals Gebrauch war. Als nun der eine das Seine verspielt, hat er darüber greulich gelästert und geflucht, schrecklich geschworen und sich vermessen. In solcher Gotteslästerung bleibt er hinter dem Tische sitzen, die Augen offen, als sehe er noch, hält auch die Kartenblätter in den Händen und verstummt. Die Andern vermeineten, er zürne, weil er nicht reden und zum Spiel nicht zuwerfen wolle, ermahnen und rufen ihm zu, er solle doch zugeben, rütteln und stoßen ihn: da fällt er um und ist todt, ist also ein solcher Gotteslästerer jählings durch Gottes Strafe und ernstes Gericht dahingefahren und also todt nach Hause getragen worden.

336. Hans Hicke, der bestrafte Sabbathschänder.

Frenzel, hist. nat. II. 1076. msc. Stifler, Historienschatz S. 491. Ernst, Confect-Tafel II. 97.

Um das Jahr 1634 lebte bei Budissin Hans Hicke, ein Schuster, der arbeitete stets des Sonntags und ging nie in eine Predigt; es wäre sein bester Arbeitstag, sagte er, und verlachte den Pfarrer, der ihn oft ermahnte, den Feiertag heilig zu halten. Diesen losen Menschen klopfte endlich Gott auf die Finger, denn als er einst eines Sonntags ein gebundenes Schwein von einem Wagen heben will, beißt ihn dasselbige in die Hand, und ob er viele Aerzte und Bader befragte, konnte ihm keiner die Hand heilen, die Wunde wurde immer schlimmer und bald ward die Hand und der ganze Arm, womit er gesündigt, kohlschwarz und faulte ihm bei lebendigem Leibe, also daß er nach einem Vierteljahre im größten Elende umkommen mußte.

337. Pfarrer Nikolai zu Kunnewalde bei Bautzen.

Handschriftl. Chronik von Budissin ohne Namen des Verf. in der Biblioth. der Oberl. Ges. d. Wissensch. Fol. 20. cf. Jöcher's Gelehrtenlexikon s. lit. K. Scheibele, das Kloster, Bd. XII. S. 497.

Zur Zeit als in der Lausitz das Evangelium schon ganz mächtig zu werden anfing und die Leute nicht mehr zur katholischen Messe gehen wollten,

war zu Kunnewalde bei Bautzen ein katholischer Priester. Der eiferte ganz entsetzlich gegen Dr. Luther und sein Werk und rief eines Tages im unbändigen Zorn von der Kanzel herab: Wenn des verdammten Ketzermeisters Luther Wort und Lehre wahr wäre, so solle ihn doch flugs der Donner erschlagen. Kaum hatte er's ausgesprochen, so zog ein schweres Gewitter am Himmel auf. Da flohen die Leute in Haufen zur Kirche heraus. Der Pfarrer aber stieg von der Kanzel und wollte auf seine Pfarre gehen. Aber noch ehe er zu Hause ankam, fuhr ein Blitzstrahl herab und traf das Lästermaul, daß er auf ewig verstummte und todt liegen blieb. Da wurden viele zum Evangelium bekehrt. Solches ist geschehen am Tage S. Trinitatis im Jahre des Heils 1537.

338. Bestrafte Lästerung.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 18.

Im Jahre 1529 fing das große Sterben in der Lausitz, genannt Sudor anglicus (der englische Schweiß), an, da viele Leute in einen tiefen Schlaf fielen und endlich darinnen starben. Wer sich aber des Schlafes 24 Stunden erwehren konnte, ward meistentheils wieder gesund, weshalb sich viele Leute rütteln, schütteln, hin- und hertragen oder fahren ließen. Dazumal war ein katholischer Pfarrer zu Friedeberg. Der eiferte gegen Dr. Luther von der Kanzel und gab das Unglück der neuen Lehre schuld. Als er eines Tages wieder von der Kanzel geschrieen, die Luther'sche Ketzerei sei des Leidens Ursache, ist er plötzlich, von der Krankheit ergriffen, in tiefen Schlaf gefallen und hat selbst darüber in's Gras beißen müssen.

339. Flucher wird auf der Stelle bestraft.

Mühlwolff, Annalen von Budissin Fol. 47. Msc. cf. Bergmann, bestrafte Zungensünde p. 22 und Meliffander, gel. Historie p. 770.

Anno 1451 fahren an einem Sonntage ein Paar Vornehme von Adel, einer von Schönberg und Wolfgang von Rechenberg, auf den Königlichen Landtag nach Budissin und sitzen bei einander in einem unbedeckten Reisewagen. Als sie nun einige Meilen Weges gereiset, entstehet ein großes Donner-, Hagel- und Regenwetter, worüber der von Schönberg, seine schönen Kleider bedauernd, anfing zu fluchen und sich verwünschte, daß ihn der Donner gleich erschlagen sollte. Der Junker von Rechenberg aber war ein gottesfürchtiger Kavalier und strafte ob dieser Frevelrede seinen Gefährten mit frommen Worten. Aber der von Schönberg fing an, nur desto entsetzlicher zu fluchen. Da fuhr ein Blitz hernieder und erschlug augenblicks den Flucher, aber dem frommen Junker von Rechenberg ward kein Haar gekrümmt.

340. Von einer Besessenen in Sorau.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 238.

Anno 1663 ist in der Michaeliswoche die Frau Stadtschreiberin von Sorau mit dem unsaubern Geiste besessen worden, daß man sie anlegen müssen. Wobei sie öffentlich bekannt, daß ihr Vater 100 Thlr. Blutgeld genommen und es ihr zur Mitgift gegeben. Dafür müßte sie jetzt so schwer büßen und dem Teufel in den Klauen stecken.

341. Wie aus dem Görlitzer Schuster Jakob Böhme ein berühmter Prophet geworden.

I. Büsching's Volkssagen I. 178. Frankenberg im Leben J. B., Amsterd. 1715 S. 3. N. L. Mag. 1838. S. 383. Sammlung von Schön Msc. No. 30. Gräve S. 29. Preuker's Blicke ꝛc. II. S. 100. Mündlich.
II. u. III. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sect. für Alterth. No. 93. Fol. 71. Msc. Schäfer's geneal. Tabellen s. v.

Es haben sich die Gelehrten in ihren Büchern und Schriften gestritten und die Köpfe zerbrochen, wie aus einem armen Hirtenknaben und einfältigen Schuster Jakob Böhme zu Görlitz hat ein so erleuchteter Weiser, weltberühmter Scribent und schier prophetischer Gottesmann werden können. Haben's alle nicht ergründet, aber das einfältige Volk in Görlitz und Umgegend, das seine Schriften nie gelesen, weiß dennoch wohl, wie es zugegangen, und erzählt es weiter von Kind zu Kindeskind.

I.

Zum Ersten: Als Jakob Böhme noch ein kleiner Knabe war und das Vieh hütete, kam er auch eines Tages mit seinen Kühen auf die Landeskrone, wo der große Schatz begraben liegt. Es war um die Mittagsstunde und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete sich plötzlich vor ihm der Berg und er sah ein Thor von schönem rothen Gemäuer und aus dem dunklen Gewölbe funkelte es ihm entgegen wie lauter Gold und Silber. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Als er nachmals mit andern Knaben den Berg erstieg, konnte er den Eingang nimmer finden. — Das ist das erste Zeichen gewesen, welches bedeutet seinen geistlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und natürlichen Geheimnisse.

II.

Zum andern: Als ihn sein Vater bei einem Schuhmacher in Seidenberg in die Lehre gegeben hatte, ist eines Tages ein fremder und ihm ganz unbekannter, auch schlicht gekleideter, doch feiner und ehrbarer Mann vor den Laden gekommen, darinnen Jakob in des Meisters Abwesenheit mutterseelenallein gesessen hat. Dieser Fremde hat ein Paar Schuhe zu kaufen begehrt. Der Lehrling hat sich aber nicht getraut, den Handel für sich allein einzugehen, und als der Fremde dringlich geworden, hat er, um ihn abzuschrecken, einen übermäßigen Preis verlangt. Aber der Fremde giebt ihm ruhig und

ohne Widerrede das Geld, nimmt die Schuhe und geht fort. Aber nicht weit vom Laden steht er still und ruft mit lauter und ernster Stimme: Jakob, komm' heraus! Jakob erschrickt, wie ihn der Fremde bei seinem Taufnamen nennet, steht aber auf und geht zu ihm auf die Gasse. Ernst aber freundlich und mit lichtfunkelnden Augen schaut ihm der Mann in's Angesicht, fasset ihn bei der rechten Hand, sieht ihm stark in die Augen und spricht zu ihm: Jakob, Du bist klein, aber Du wirst ein großer Mann werden und wird eine völlige Veränderung mit Dir vorgehen, daß sich die Welt über Dich verwundern wird. Du wirst viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden, aber sei getrost und fürchte Dich nicht, fürchte aber Gott und ehre sein Wort und bleibe beständig in allen Dingen, denn Du bist Gott lieb und er ist Dir gnädig. Darauf hat ihm der Mann die Hand gedrückt, wiederum stark in die Augen gesehen und ist seines Weges fürbaß gegangen. Jakob aber hat seine Worte wohl in Acht genommen, der Weissagung geglaubet in aller Einfalt und Demuth und das Bild des Fremden nimmer aus seinem Gedächtniß verloren.

III.

Zum Dritten: Im Jahre 1600, im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters, als Jakob schon mehr mit geistlichen Dingen, denn mit Handwerksgeschäften, sich befasset und immer fein fleißig in der Schrift geforschet, da ist er eines Tages beim jähligen Anblick eines zinnernen Gefäßes, darein er sich mit seinen Augen versenket, vom göttlichen Lichte ergriffen worden, also daß der lieblich jovialische Schein ihm in sein Inneres gedrungen und ihn blicken gelassen bis zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur. Aber Jakob hat es für eine Phantasie gehalten und hat sich's wollen aus dem Gemüth schlagen, geht zum Hause hinaus auf die Gassen und in's freie Feld über die grünen Wiesen vor'm Neißthore zu Görlitz. Aber das Gesicht ist nicht von ihm gewichen, und hat's je länger, je mehr klarer empfunden, und wo er hingeschaut, da hat er Thieren und Bäumen, Gräsern und Steinen so recht in ihr innerstes Herz und Wesen zu schauen vermocht, also daß ihm von Stund an die ganze Welt verändert worden und die Natur gewesen ist wie ein geheimnißvolles, doch verständliches Buch, darinnen er allein hat lesen dürfen. — Und also ward der Schuster ein Prophet.

Anmerk. Bekanntlich weissagte Joseph, als er in den silbernen Becher blickte. (1. Moses 44, 5.) Die Hebräer haben für Erz und Zauberei nur Ein Wort נְחוּשָׁה. Vergl. Molitor, Philosophie der Geschichte III. S. 317. und No. 232. der Zaubersagen.

342. Todesprophetin.

I. Frenzel, hist. nat. III. 1518. II. Haberkorn, Chron. von Namenz S. 423.

I.

Anno 1539 ist ein Weib von Görlitz, die schwarze Babe genannt, in den Busch gegangen, um Ruthen zu Besen zu suchen. Als sie bei Deutsch-

ossig auf dem Damme gesessen, ist ihr ein Mann mit einem langen grauen Barte erschienen, der sie also angeredet: Was machst Du hier? Stehe auf, gehe in die Stadt und bereite Dich zum Sakrament, denn in neun Tagen wird es Feuer vom Himmel regnen und die Welt untergehen. Als diese Prophezeihung ruchbar geworden, ist das Volk in der Stadt gewaltig erschrocken, und anderswo sogar die Rede ergangen, als sei Görlitz bereits untergegangen. Als aber die schwarze Babe nicht auf ihrer Rede bestanden, und sich auch sonst verdächtig gemacht hat, ist sie Dinstags vor Francisci zur Stadt hinausgewiesen worden. Görlitz aber steht heute noch.

II.

Anno 1644 ist ein Prophet in Kamenz erschienen, ein Wende, der hat prophezeiet, es würde ein großes Erdbeben kommen und die Häuser einfallen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut auf die Dörfer getragen, zu ihrem großen Schaden, denn das meiste davon ist in die Hände der räuberischen Schweden gefallen.

343. Barthel Kneschke's Weissagung.

Frenzel, hist. nat. III. 1451. msc.

Anno 1652 sind in der Stadt Löbau viele Gesichte gesehen und Prophezeiungen von Engeln des Himmels gehört worden. Sonderlich hat sich ein Bauersmann Namens Barthel Kneschke zu Laube derselben gerühmt, allenthalben Buße gepredigt und unter Anderem eine Sonnenfinsterniß prophezeiet, welche drei Tage dauern sollte. Da hat Herr Jodokus Willichius, Pastor primarius zu Löbau, das Jahr darauf eine „Schriftmäßige Engelsprobe" in Druck herausgegeben, in welchem Buche er mit Aufwand großer Gelehrsamkeit aus der Schrift erwiesen, daß die Engel nicht zu Bußpredigern bestellet seien, und daß am allerwenigsten zu erwarten stände, sie sollten sich gar so gemein machen und zu ungelehrten und einfältigen Bauersleuten kommen. Es sei gar schwer die Geister zu prüfen und der Teufel stelle sich oft als ein Engel des Lichts.

344. Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte.

Frenzel, hist. nat. III. 1448. msc.

Anno 1635 den 9. Mai hat Jungfrau Ursula, Michael Becker's zu Bießnitz hinterlassene Tochter, nach ihrer Aussage folgende Offenbarung gehabt: Es saßen mir zwei Engel zu Häupten, zwei Engel tanzten mit einander. Der eine hatte einen Kranz von Nelken, der andere einen von Rosen, zwei Engel gingen hintennach und sahen gar traurig aus. Unser

Herrgott saß auf einem Throne, hatte ein rothes Sammetkleid an, einen güldenen Hut mit einer weißen Feder auf dem Haupte und that seinen Mund auf und schrie: Wehe, wehe, wehe über die Sechsstädte. Die Stadt Budissin wird heimgesucht werden von einer großen Schlange, die wird hundert Ellen lang sein; um sie umzubringen, müssen 3000 streitbare Männer sein und nicht weniger noch mehr. Die Stadt Zittau wird heimgesucht werden von einem Lindwurm, dessen Maul wird sein, wie ein Haus, er wird zwölf Häupter haben und eine Krone tragen, so groß wie der größte Berg; mit jeder Zacke derselben kann er einen Menschen tödten, darum sollen sie ihn zufrieden lassen und ihm die besten Worte geben. In dem Commersberge wird er wohnen und ein Pferd haben, dem alle Tage achtzig Scheffel Korn gegeben werden müssen. Die Sechsstädte sollen ihm geben eine jegliche Stadt zwanzig Scheffel Gerste und hundert Malter Hafer. Die Stadt Görlitz wird ganz und gar eingeäschert werden, so sich die Inwohner nicht werden bessern, fleißig beten und Buße thun. Wenn sie aber eingeäschert sein wird, so wird man daselbst eine schöne Stadt erbauen, die wird die Neustadt heißen und 6000 Häuser haben und 200 Kirchen mit 300 Pfarrherren; in der Mitte wird ein güldenes Haus stehen mit einem großen Thurme und wird das Wohnhaus genannt werden, darinnen werden große Herren wohnen. Zu Görlitz wird ein Kind geboren werden, das wird vier Augen und drei Köpfe haben. Zu Moyß wird ebenfalls ein solches Kind geboren werden, das soll heißen Ilian. Bis zum jüngsten Tage werden gerade noch 200 Jahre vergehen. Vorher aber wird eine unerhörte Theuerung sein. Ein Scheffel Korn wird fünfzehn Thaler, ein Scheffel Gerste zwanzig Thaler, ein Scheffel Weizen hundert Thaler kosten. Ein halbes Jahr aber vor dem jüngsten Tage wird man den Scheffel Korn für drei Groschen bekommen. Sechs Wochen später wird ein Erdbeben entstehen, alle Häuser werden einstürzen und die Menschen vor Angst nicht wissen wo aus noch ein, werden Löcher in die Erde scharren und hineinkriechen wollen, aber nicht hinein können. — In fünfundzwanzig Wochen wird ein großer Potentat, der Kaiser oder Kurfürst sterben. Dann wird es ärger denn je auf der Erde zugehen. — In drei Jahren wird ein Apfelbaum ein Malter Aepfel und ein Birnbaum nur eine Birne tragen; sie werden mit einander kämpfen und der Apfelbaum wird sprechen zu dem Birnbaume: Hast Du nicht auch getragen? Der Birnbaum aber wird den Apfelbaum erschlagen. Die Wurzeln der Bäume werden sich gen Himmel drehen am jüngsten Tage. Heuer wird ein gut Jahr sein, aber in drei Jahren wird Gras und Getraide verdorren, als wenn's verbrannt wäre; Vieh und Menschen werden Hungers sterben. Ein Mensch wird den andern anfallen und fressen; und wer Mist zu essen haben wird, der wird sich glücklich preisen. — Solches hat mir unser Herrgott offenbart, auf daß ich es verkündige und die Menschen bekehre zur Buße und zum Gebet.

345. Seltsame Ereignisse bei einer Hochzeit.

Frenzel, hist. nat. II. 697. msc.

Als im Jahre 1583, den 24. April, Johann Fabian von Ponikau auf Schloß Elster mit Magdalena von Lichtenhain, einer edlen Jungfrau aus Thüringen, Hochzeit machte, hatte er auch Herrn Sigmund von Maltitz, einen jungen und tapfern Ritter, eingeladen. Derselbe hat auch gemeint, dieser Einladung folgen zu müssen, obschon er verschiedene Anzeichen gehabt, die ihn hätten warnen können, dieser Hochzeit nicht beizuwohnen. Denn als er sich zum Feste geschmückt, sind ihm alle Ringe, die er angethan, an den Fingern entzwei gesprungen und zur Erde gefallen. Als er mit seinem Knechte zu Pferde steigt, ist ihm sein Schwert plötzlich aus der Scheide gefahren auch die Kugelbüchse, die er umgehängt, von selbst losgegangen, so daß die Kugel beinahe sein Pferd erschossen hätte. Doch alles das hielt den muthigen Junker nicht ab, zur Hochzeit zu reiten. Als er zu Elster angekommen mit den anderen Gästen bei Tafel sitzt, löschen 2 vor ihm stehende Lichter von selbst aus. Endlich zeigt sich mitten auf der Tafel ein weißer Stein, den die Gäste wiederholentlich wegwerfen, der aber immer wiederkommt. Des andern Tags ist Sigmund von Maltitz von Heinrich von Lottitz herausgefordert und im Duell erstochen worden. Den wunderbaren Stein aber hat ein thüringischer Gast, Wolfgang von Werther, an sich gebracht und mit in sein Vaterland genommen.

346. Das zersprungene Arzeneiglas.

Frenzel, hist. nat. III. 1507. msc.

Anno 1696, den 28. März, lag zu Colmen bei Hoyerswerda Frau Anna Katharina Frenzel, des Pastors substituti Frenzel daselbst Ehefrau, in einer tödtlichen Krankheit. Es wurde ihretwegen ein Bote nach Budissin abgefertigt, um daselbst Arzenei zu holen. Als dieselbe nun in der Apotheke bereitet und in einem Glase auf den Tisch gesetzt worden war, ist plötzlich das Glas mit einem hellen Klange zersprungen und die Arzenei verschüttet worden. Der Provisor, Namens Johann Greifenhahn, sagte sogleich, dies wäre ein Todesanzeichen und würde die Patientin wohl keiner Medizin mehr bedürfen, wie sie auch in der That zu derselben Stunde in Colmen selig verschieden ist.

347. Zersprungenes Glas.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 194.

Als den 2. Juni 1614 Herr Magister Martin Ramus, Pastor in Triebel, Doktor Garcaei in Sorau Tochter heirathete, war auch auf der Hochzeit der Burggraf von Triebel, Herr Wilhelm Pletzsch. Dem sprang

über Tische ohne alle Ursache plötzlich das Glas. Da schlug er die Hände zusammen: Ach Gott! Dieses wird mir entweder ein großes Glück oder Unglück bedeuten! Folgende Nacht fiel er in seinem Quartiere auf dem Markte aus dem Fenster auf's Straßenpflaster und starb auf der Stelle.

348. Ein ahnungsvoller Traum.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 256.

Als der junge Graf Promnitz auf Sorau zu Gießen studirte und daselbst Rector magnificus war, träumte ihm eines Morgens, es käme ein Mann zu ihm herein, der brächte einen Brief mit schwarzer Seide überwunden mit der Ueberschrift: Dein Vater ist todt. Ob nun wohl der Graf auf Träume nicht viel hielt, so ward er doch einigermaßen bewegt, und siehe da: Ehe noch 2 Stunden verflossen, klopfte ein Bote an, der brachte einen Brief mit der traurigen Zeitung, daß der alte Graf selig verstorben sei.

349. Die Ermordung des Heinrich Gottlob von Döbschütz.

Lauf. Monatsschr. 1795. II. S. 342. 1796. II. 289.

Im Jahre 1692 reiste Heinrich Gottlob von Döbschütz, Sohn des Herrn von Döbschütz auf Lichtenhain, ein weit gereister junger Mann von großer Geistesbildung, zu einer adeligen Hochzeit nach Armenruh in Schlesien. Als man nach beendigter Trauung zur Tafel ging, kam dem Herrn von Döbschütz gegenüber ein gewisser Herr von Braun zu sitzen. Sobald Döbschütz den Mann erblickte, den er noch nie gesehen, fühlte er augenblicklich einen so heftigen Widerwillen gegen ihn und eine so unheimliche bange Furcht vor dem fremden Manne, daß er erblaßte und seinem Nachbar auf Befragen die seltsame Ursache seiner Aufregung mittheilte. Dieses Gefühl der Abneigung war so heftig, daß er es nicht mehr aushalten konnte, sondern aufstehen und sich in sein Zimmer zurückziehen mußte. Die Gesellschaft war schon sehr angeheitert und Herr von Braun halb trunken, als die Abwesenheit des Döbschütz bemerkt und der Grund derselben mitgetheilt wurde. Herr von Braun hielt diesen Vorfall für eine arge Beleidigung seiner Ehre. — Sein erstes Gefühl war Rache. Berauscht, wie er war, sprang er auf, stürzte nach dem Zimmer des Döbschütz, nöthigte diesen vom Bett aufzustehen und das Zimmer zu öffnen und durchbohrte den wehrlos im Hemde Dastehenden mit seinem Degen, daß er niederstürzte und starb.

Der Leichnam des Gemordeten ward auf dem väterlichen Gute zu Lichtenau in der adeligen Kirchengruft beigesetzt.

Als man nach etwa hundert Jahren den Sarg öffnete, fand man — wie jetzt vielleicht noch lebende glaubwürdige Augenzeugen versichern — den Leichnam noch vollständig unversehrt.

Von dem Leichnam eines andern Herrn von Döbschütz (auf Neukemnitz, gestorben 1632) erzählt man ganz dasselbe, so daß sich im Volke die Sage verbreitete, die Herren von Döbschütz seien unverweslich.

350. Das Glöcklein im Nonnenkloster zu Budissin.

Frenzel, hist. nat. III. 1503. msc. Gobelinus Persona, vita S. Meinulfi Diaconi. Simon Majolus, dier. camic. tom I. colloq. 19. p. 437. ed. Mogunt. 1610.

In dem Nonnenkloster zu Budissin hat vor Zeiten ein Glöcklein gehangen, welches sich selbst geläutet, so oft eine der Nonnen hat sterben sollen.

Anmerk. „In Budicensi monasterio Saxoniae" — kann doch wohl nur auf Budissin gehen.

351. Vorzeichen des Todes der Görlitzer Bürgermeister und Geistlichen.

Frenzel, hist. nat. III. 1504. msc.

Am 21. Januar 1507 starb Georg Emmerich, Erbauer des heiligen Grabes und Stifter des Hospitals zu unserer lieben Frauen in Görlitz, und ward in seines Vaters Grab gelegt. An seinem Sterbetage verschwand das eiserne Thürlein am heiligen Grabe und wurde nach langem Suchen in einem Teiche wieder aufgefunden. Man hielt das allgemein für ein Vorzeichen des Todes dieses merkwürdigen und berühmten Mannes. Vor dem Tode Franz Köster's im Jahre 1649, sowie Bartholomäus Gehler's 1671 löschte die Kerze vor dem Altare aus. Dies ist nach der Meinung der Leute das gewöhnliche Anzeichen von dem Tode eines Rathsmitglieds oder Geistlichen. Als am heiligen Christtage 1694 eine Kerze auf dem Altare verloschen war, deutete dies der Primarius Vetter selbst auf sich und sagte zu einer alten Frau: „Es ist etwa am heiligen Feiertage auf dem Altare eine Wachskerze ausgelöschet und viel Redens dessentwegen, als sollte es den Tod eines Priesters bedeuten, und wer weiß, ob mich's nicht am ersten betrifft. Nun, Gott geb's mir selig." Bald darauf ist der Primarius auch wirklich plötzlich vom Schlage gerührt worden und gestorben. In demselben Augenblicke als der Primarius Balthasar Dittrich am 25. November 1614 verschied, riß der Glockenstrang während des Läutens zum Kürabus.

352. Vorzeichen des Todes der Budissiner Rathsherrn.

Frenzel, hist. nat. III. 1506.

Kurz vor dem am 25. November 1614 erfolgten Tode des Bürgermeisters Antonius Böhmer zu Budissin ist plötzlich am Rathsglöcklein ein ganz neuer Strang entzwei gerissen, das Glöcklein aber hat von selbst weiter geläutet, wie es denn allemal zu geschehen pflegte, wenn ein Rathsherr sterben sollte. Jetzt ist das Glöcklein schon längst abgeschafft.

353. Das schwarze Kreuz auf dem Bette.

Frenzel, hist. nat. III. 1506. msc.

Anno 1634 an einem Sonntage hatte der Archidiakonus zu Budissin, Magister Augustus Posselt, seinen Kollegen, Herrn Nicolaum Procopium Pascha, zum Abendessen geladen. Nach vollbrachter Mahlzeit begab sich's, daß der letztere aus der Stube geht und zufällig in die offenstehende Schlafkammer des Archidiakonus blickt. Da wird er denn bei hellem Mondenschein gewahr, daß ein schwarzes Kreuz über seines Kollegen Bette liegt. Als er das darinnen erzählt, will Niemand davon wissen, und als sie gemeinsam hingehen, das Kreuz zu sehen, ist Alles verschwunden. Magister Posselt aber ist wenige Tage darauf, am 6. März, verstorben.

354. Vorboten der Pest.

Frenzel, hist. nat. III. 1545. msc.

I.

Anno 1584 im Anfange des Frühlings, als das neue Siechhaus vor der Stadt Budissin noch unausgebaut war und weder Fenster noch Thüren hatte, ist es geschehen, daß ein betrunkener Bauer, Namens Meister Simon, Abends aus der Stadt gegangen, sich in das halbfertige Haus begeben und daselbst eingeschlafen ist. Als ihn in der Nacht ein Ungewitter erweckt hatte, hat er ein grauenvolles Geschrei wie von vielen weinenden Menschen vernommen, davon das ganze Haus erfüllet gewesen ist, hat aber nichts gesehen. Diese Wehklage ist ohne Zweifel ein Vorbote der im Oktober darauf folgenden, fünfzehn Wochen lang andauernden Pest gewesen, in welcher gar viel Volks jenes Haus mit Wehklagen erfüllet hat.

II.

Anno 1585 vom 24. August bis Anno 1586, den 21. Februar wüthete in Görlitz das sogenannte große Sterben, woran über 2300 Menschen ihr Leben einbüßten. Diese Pest wurde damit vorangedeutet, daß mitten im Sommer die wilden Gänse fortzogen, die Hunde greulich zu heulen anfingen und den 19. Februar 1585 der Blitz in das Rathhaus einschlug und ein Fenster beschädigte. Ebenso ward eines Nachts in der Mitte des Juli ein unausstehlicher Geruch und Geschmack wie nach glimmendem Feuer oder angezündetem Schwefel wahrgenommen, so daß man hier und da glaubte, es sei Feuer ausgebrochen. Es hat sich aber hiernach befunden, daß es ein giftiger Pestgestank gewesen.

III.

Anno 1607 im August und September haben wider den Lauf der Natur in und um Görlitz die Rosen wiederum angefangen zu blühen, worauf das nächste Jahr eine kleine Pest erfolget ist, welche 83 Personen hinweggerafft hat.

355. Vorboten einer großen Theurung.

I. u. II. Frenzel, hist. nat. III. 1547. msc. III. Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 32.

I.

Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1538 ist zu Görlitz von vielen Leuten ein Schwert am Himmel gesehen worden. Nachmals am 20. Mai, Mittwochs nach Pfingsten, ist an unterschiedlichen Orten bei hellem lichten Tage Feuer vom Himmel gefallen, worauf bald folgendes Jahr nach Ostern eine große Theurung ausgebrochen, welche bis zur Ernte des Jahres 1540 gewähret.

II.

Anno 1622, am 28. Mai, Nachmittags um 3 Uhr, ist zu Görlitz das steinerne Viertel oder Maaß der Waage, worin das Getraide abgemessen worden, von selbst ohne alle Ursache in fünf Stücke zersprungen. Den 21. Mai, Nachmittags um 4 Uhr, fiel ein starker Schwefelregen, so daß eine große Menge Schwefelkörner gesammelt worden ist. Vorher, im Monat April, ist in der Kränzelgasse bei Hans Schmieden der Keller eingefallen, bei Martin Schröern eine Giebelwand eingestürzt u. s. w., worauf denn bald die bekannte große Theurung ausgebrochen ist, wovon alle Jahrbücher voll sind.

III.

Am 15. December Anno 1551, als der letzte Biberstein von der Sorauer Linie auf Schloß Friedland selig entschlafen war, wohin er von Sorau aus gezogen war, um daselbst zu sterben, da hat sich in der Nacht darauf in Sorau ein großer Sturm erhoben, der den Knopf sammt dem Strauß vom Rathsthurme warf. Solches wurde allgemein für ein böses Vorzeichen gehalten, wie denn auch darauf folgendes Jahr Theurung, Hungersnoth, Pest, dürre Zeit und anderes Unglück mehr entstanden. So ergoß sich auch das Wasser und geschahen in diesem Jahre große Zeichen am Himmel und auf Erden, sintemal auch um Sorau die Teiche und Brunnen mit Blute flossen.

356. Die bedeutungsvollen Trommelschläge.

Sammlung v. Schön No. 25. Msc.

Als im Jahre 1632 die Pest in der ganzen Lausitz herrschte, wurde für die an der Pest Gestorbenen in Rothenburg ein eigener Todtenacker außerhalb der Stadt angelegt. Man sagt, daß damals auch ein schwedischer Tambour, der auf dem Durchmarsche in Rothenburg erkrankte und starb, dort begraben worden sei. Als im siebenjährigen Kriege wieder Soldaten jene Gegend heimsuchten, hat der schwedische Tambour immer ein Signal gegeben, wenn Feinde im Anmarsch waren. Sollte Einquartierung kommen, so hörte man 24 Stunden zuvor auf dem Kirchhofe Trommelschlag.

357. Von einigen Wunderzeichen am Himmel.

I., II., III. u. V. Frenzel, hist. nat. III. 1502. msc. IV. Magnus, Gesch. v. Sorau. VI. Carpzow, Analecta Fastorum Zittaviensium. Zittau 1716. fol. T. V. cap. 5. §. 6.

I.

Anno 1660 am 8. November, Abends zwischen zehn und eilf Uhr, ist in Görlitz eine Erscheinung wie ein blutiges Schwert und Weltkugeln gesehen worden.

II.

Anno 1670 am 11. Januar in der Nacht ist von Herrn Christian Kürsten, Pfarrer zu Gersdorf bei Reichenbach, und etlichen anderen Leuten bemerkt worden, wie es am Himmel über den Jauernicker Bergen mit Sicheln oder Säbeln gefochten hat.

III.

Anno 1683 am 10. Juni, Donnerstags Abends, ist über dem Nonnen- oder großen Walde zwischen Bernstadt und Friedersdorf folgende Himmelserscheinung gesehen worden: Erstens ist der Tod erschienen als ein Menschengerippe, sodann sind zwei deutsche Reiter und endlich ein Türke aus den Wolken aufgetaucht. Der Tod und ein deutscher Reiter haben zuerst mit einander gekämpft, sind aber bald von einer weißen Wolke bedeckt worden. Hernach hat ein deutscher Reiter mit dem Türken gefochten und ihn überwunden. Schließlich ist Alles von weißen Wolken bedeckt worden.

VI.

Den 3. December 1565 fiel zu Sorau Feuer vom Himmel wie Schneeflocken. — Den 10. Oktober 1566 zeigte sich des Nachts in der Luft ein großes Wunder. Zwei Haufen mit Spießen und Stangen stritten gegen einander. In der Mitte war ein Mann mit einer brennenden Fackel und etliche Reiter. Endlich kamen sie alle Drei zusammen und erhuben ein sehr heftiges Gefecht.

V.

Anno 1621, den 10. Juli, als Kurfürst Johann Georg der Erste zu Kamenz eingeritten, um dem dorthin bestellten Landtage beizuwohnen, hat man am Himmel gerade über der Stadt ein schönes weißes Kreuz gesehen.

VI.

Im Jahre 1593, den 30. Oktober, hat man zu Zittau Abends um 10 Uhr eine wunderbare Himmelserscheinung gesehen.

Mitten am Himmel zeigte sich ein riesengroßer zweiköpfiger Adler mit glänzendem Gefieder, seine Flügel weit ausbreitend über den Himmel. Regungslos und unbeweglich schwebte er in der Luft. Von allen Seiten aber sah man glühende und glänzende Streifen gleich Pfeilen und Lanzen auf den Adler losschießen, bald gegen die Köpfe, bald gegen die Brust. Aber sie konnten ihm nichts anhaben. Unbeweglich blieb der Doppeladler eine ganze

Stunde lang und gewann den Sieg. Da ließ das Schießen der Pfeile immer mehr nach und endlich verschwand auch der Adler vom Kampfplatze. — Einen Monat später aber kam die Nachricht, wie durch Gottes Hülfe das Heer Kaiser Rudolph's viele 1000 Türken geschlagen und über die Donau zurückgeworfen.

Anmerk. 1. Schindler (d. mag. Geistesleben S. 38.) stellt die kriegerischen Erscheinungen am Himmel zusammen mit der Sage vom heiligen Georg, der den kämpfenden Christen bei der Erstürmung Jerusalems erschien und kämpfen half (vgl. die ähnliche vom heil. Michael zu Budissin im 2. Th.). Schindler sagt, es seien Visionen der göttlichen Hülfe im Kampfe. Die lausitzischen Chronisten indessen berichten nur von dergleichen Erscheinungen als schreckhaften Vorzeichen künftiger Kämpfe. Diese Erscheinungen häufen sich besonders im dreißigjährigen Kriege, z. B. bei Leipzig 1631, in Westphalen 1647, in Meißen 1652, in Schweden 1660.

2. Carpzov fügt hinzu: „Solche signa coeli sind auch in Budissin gesehen worden von Valentino Espich, Phil. et Med. D., nebst zwei Rathsherren Nicolao Pico und M. Petro Henrico, ingleichen von Phil. Peucero, des bekannten Casp. Peuceri Sohne."

358. Krähenkrieg.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 18.

Anno 1525 sahe man in der Niederlausitz öfters in der Luft die Krähen sich beißen und dergestalt heftig mit einander streiten und kriegen, daß davon etliche todt auf die Erde fielen. Das Jahr darauf fiel der Türke in Ungarn ein und im Lande regierte die Pest, wovon in Sorau allein 350 Menschen starben.

359. Vorboten der Belagerung von Budissin.

Frenzel, hist. nat. II. 697. III. 1543. msc.

Kurz vorher, ehe Anno 1639 die Stadt Budissin die harte schwedische Belagerung erlitten, sind von vielen Leuten wunderliche und erschreckliche Feuerzeichen gesehen worden. Auf dem Schlosse hat man ein entsetzliches Knallen wie von fallenden Mauern und Steinen, Klirren wie von schleppenden Ketten, Rumpeln wie von fahrenden Lastwagen und über die Schloßbrücke sprengenden Reitern gehört. Auf der Schloßgasse sind Gespenster erschienen und schaurige Klagetöne gehört worden. Unter dem Schlosse vor dem Gerberthore sind drei Männer mit wunderbarer Kleidung gesehen worden. Alle Hunde haben sich zusammen geschaart und besonders den 17. Oktober früh um 8 Uhr bei dem Schulgraben ein jämmerliches Geheul angestimmt. Tags darauf, am 18. Oktober, kamen die Schweden unter Wanke und besetzten die Stadt.

360. Der feurige Besen.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1558 den 14. April nach Mitternacht um zwei Uhr ist über der Stadt Budissin ein feuriger Besen gesehen worden; darauf ist der sogenannte „große Zoll" aufgekommen.

361. Das blutende Kreuz.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1545 den Montag nach Mariä Geburt hat man zu Görlitz am Himmel ein erschreckliches blutrothes Kreuz gesehen. Darauf ist dann bald der unglückliche schmalkaldische Krieg mit Kursachsen ausgebrochen, worauf hier zu Lande der große Poenfall gefolgt.

362. Vorzeichen des Budissiner Brandes im Jahre 1663.

Frenzel, hist. nat. I. 121. msc.

Anno 1538 am Tage Dionysii des Morgens mit Sonnenaufgang ist zu Budissin über der Stadt eine solch entsetzlich helle Flamme erschienen, daß man allenthalben in den Straßen Feuer schrie und doch brannte es nirgends. Ein ähnlicher Auflauf entstand Anno 1663 den 24. März, weil es geschienen, als ob die St. Peterskirche brennte. Den darauf folgenden sechsten April hat es wiederum vielen Umwohnern geschienen, als ob ganz Budissin in Flammen stände. Carl von Nostitz zu Gratitz ist eilends zu Pferde gestiegen und nach der Stadt geeilt, um seine Mutter und sein Haus auf dem Burglehn zu retten. Als er um neun Uhr Abends in die Nähe der Stadt kommt, ist Alles verschwunden. Aber dies war ein Vorspuk, denn das Jahr darauf kam am dritten Juni im Gleinischen Hause auf der Schloßgasse Feuer aus, wodurch fast die ganze Seydau, im Ganzen sechsundfünfzig Häuser, in Asche gelegt wurden.

363. Vorzeichen einer Feuersbrunst in Sorau.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 334.

Die große Sorauer Feuersbrunst vom Jahre 1684 ist durch unterschiedliche Warnungszeichen vorher verkündigt worden:

1. Haben die Landleute auf ihrem Gange nach der Stadt zu wiederholten Malen eine Erscheinung gehabt, als ob die Stadt brennte; es ist aber nichts gewesen.
2. Ist einmal in der Frühpredigt eine Stimme erschollen: „Feuer da", obgleich Niemand dagewesen, der diesen Ruf gethan hatte.
3. Zwei Jahre hinter einander sind unter dem Vieh schreckliche Mißgeburten mit großen Hauben vorgekommen.

4. Zu Droßkau hat ein ungeborenes Kind im Mutterleibe laut geweint, wie solches die Mutter und zum andern Male auch der Vater deutlich vernommen.

Anmerk. Aus einer auf jenen Brand 1685 gehaltenen Gedächtniß-Predigt des Superintendenten Abrah. Rothe zu Sorau. — Unter den Ursachen des Unglücks wird auch aufgeführt das heidnische Räuchern des Viehes zu Walpurgis.

364. Vorzeichen von dem Brande des Postewitzer Pfarrhauses.

Frenzel, hist. nat. I. 122. msc.

Anno 1675 den 30. September gehet Herr Elias Donat, Oberamtsnotarius, aus Budissin nach Postewitz zur Kirmes. Als er hinter Belschwitz oder Urbandörfel kommt, däucht ihn, als wenn das Pfarrhaus zu Postewitz in vollem Feuer stehe, läuft weiter und wird erst bei Heinitz gewahr, daß nichts daran sei. Aber das folgende Jahr, den 30. April, ist das Postewitzer Pfarrhaus nebst anderen Gebäuden durch einen unvorsichtigen Büchsenschuß gänzlich in Asche gelegt worden.

365. Brandwunder.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 265.

Bei dem großen Sorauer Brande vom Jahre 1684 ereignete sich folgendes Wunder: George Schwertfeger, ein sehr frommer und einsamer Mensch, war, von dem Feuer überrascht, über seine Lade gebeugt, fast ganz und gar verbrannt, doch sein Gebetbüchlein, welches Dr. Habermann verfaßt, fand man in seinem Schubsacke unversehrt.

366. Die Goldquelle.

Gräve, S. 86.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte zu Budissin ein ehrsamer Bürger, der die Woche über fleißig arbeitete, aber Sonnabend Abends gern ein Gläschen über den Durst zu trinken pflegte. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten des Jahres 1702 kam er von einer lustigen Landpartie stark berauscht zurück. Aber er konnte sein Haus nicht finden und gerieth — weiß der Himmel wie — in die Ruinen der Nikolaikirche. Dort aber überwältigte ihn die Müdigkeit und auf dem früheren Altarplatze der Ruine streckte er sich in's Gras und fiel sofort in einen festen Schlaf. Als er erwachte, war es finstere Nacht, aber dicht neben ihm leuchtete ein helles Licht. Er rafft sich auf — da sieht er einen festlich geschmückten Altar und ein von Lampen erleuchtetes Altarbild. An den Altarstufen aber quoll es heraus wie ein Springquell von lauter Gold- und Silbermünzen. Erstaunt sieht er sich um, geht wie im Traume hin und her — da stößt er an einen Krug

und plötzlich wird ihm klar, was er zu thun hat. Er faßt sich ein Herz, nimmt das Gefäß und füllt es bis zum Rande mit den Münzen an, füllt auch noch Taschen und Hut und Halskrause. Da schlägt es Eins, ein Hahn kräht in einem benachbarten Dorfe und der Glückliche eilt nüchterner als er gekommen von dannen und nach Hause. Die Goldstücke waren größtentheils aus der Zeit des Königs Maximilian und Matthias. Welchen Gebrauch er von dem Schatze gemacht und ob er heil- oder unheilbringend für ihn gewesen ist, das ist nicht laut geworden.

367. Der wunderbare Brodvorrath.

Frenzel, hist. nat. II. 922. msc. J. B. Carpzov, anal. Fastor. Zittav. l. c. 1. §. 16. fol. 128. Script. Lus. lat. I. part. 11. fol. 134.

Als nach dem großen Brande in Zittau im Jahre 1608 an die armen Abgebrannten Brod vertheilt wurde, begab es sich, daß eines Tages auf dem Väterhofe oder Domo Paracleti (wo jetzt das Waisenhaus steht) viele Arme gespeist, viele aber auf den Nachmittag wieder beschieden wurden. Als nun die Schränke Nachmittags von Neuem geöffnet wurden, siehe da befand's sich, daß sie auf wunderbare Weise wiederum angefüllt waren, als wäre Morgens nichts davon genommen worden.

368. Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf.

Heckel, Beschreibung der Stadt Bischofswerda, Dresden 1713. 4. S. 138.

Im Jahre 1632 wüthete zu Steinigt-Wolmsdorf die Pest äußerst heftig und auch das einzige Töchterlein des Pfarrers Johann Keltner, Anna Regina, ist von diesem Uebel heimgesucht worden. Damit nun aber das Pfarrhaus nicht angesteckt werde, ward das Kind im freien Felde unter einen grünen Baum gelegt. Da hat man neben seinem Bettlein ein liebliches Kind mit einem schneeweißen Kleide angethan gesehen, das hat bei dem Mägdlein gestanden und gebetet bis es starb. Da verschwand auch der Engel.

Berichtigungen.

Seite	21,	Zeile	14	von unten,	statt: n. 331., n. 204. lies: Th. II. n. 189., 270., 290.
„	21,	„	25	„ „	Odius lies: Odin's.
„	53,	„	20	„ „	n. 87. „ n. 68.
„	62,	„	4	„ „	Patrons lies: Petronius.
„	72,	„	15	„ oben,	statt: Wjetrci lies: Wjetrec.
„	75,	„	18	„ „	haben lies: heben.
„	77,	„	8	„ unten,	statt: Schnietzler lies: Schnetzler.
„	104,	„	18	„ „	Pfeifen lies: Pfeifern.
„	127,	„	2	„ „	Julinächten lies: Julnächten.
„	131,	„	22	„ oben,	statt: n. 23. lies: n. 22.
„	155,	„	20	„ „	Israeliten lies: Ismaeliten.
„	246,	„	13	„ unten,	statt: Raumla lies: Ramula.
„	266,	„	7	„ „	כְּחוֹשֶׁת lies: נְהוֹשֶׁת

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Zweiter Theil: Die Geschichte.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1863.

Inhaltsverzeichniß.

I. Völker- und Heldensagen.

		Seite
1.	Von den Völkern, welche früher die Oberlausitz bewohnten	5
2.	Von dem Volke der Luten	6
3.	Die Sueven und die Serben	7
4.	Der Einzug der Wenden	8
5.	Die Caluconen	8
6.	Die Camanen	8
7.	Die Stoderaner	9
8.	Strenge Ehegesetze bei den Wenden	9
9.	Von der Grausamkeit der Wenden	9
10.	Wie sich die Deutschen und die Sorben gegenseitig nennen	10
11.	Roland besiegt die Lausitzer Wenden	10
12.	Von Rolandsbildern	10
13.	Von den Wappen der Ober- und Niederlausitz	11
14.	Bekehrung der Wenden	12
15.	Markgraf Gero	12
16.	Markgraf Gero's Gebot	13
17.	Das Bekehrungskreuz	13
18.	Markgraf Gero tödtet dreißig Wendenfürsten	14
19.	Die Wendenschlacht	14
20.	Die sieben erschlagenen Wendenkönige	14
21.	Wendenkönige als Kesselträger	15
22.	Die heutigen Wendenkönige	15
23.	Herzog Udalrich von Böhmen	16
24.	Herzog Brzetislaw	17
25.	Herzog Spitigneus	17
	Von Wiprecht von Groitzsch, Markgrafen der Lausitz.	
26.	Von des Grafen Wiprecht von Groitzsch Vorfahren, Abkunft und Geburt	18
27.	Wie Wiprecht mit dem Kaiser nach Welschland zieht	18
28.	Wie durch Wiprecht Rom erobert wird	19
29.	Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt	19
30.	Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründet	20
31.	Wiprecht's Schätze	21
32.	Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete	21

Seite

II. Schildsagen.

33 a. u. b. Alter Adel in der Lausitz 25
34. Bünau 26
35. Callenberg 27
36. Carlowitz 27
37. Debschitz 28
38. Einsiedel 29
39. Ende 29
40. Flemming 29
41. Frankenberg 30
42. Gersdorff 30
43. Grünwald 30
44. Haugwitz 31
45. Kittlitz 31
46. Löben 32
47. Nostitz 32
48. Oppel 32
49. Prittwitz 33
50. Pflugk 33
51. Promnitz 33
52. Rechenberg 34
53. Reder 34
54. Rohr 34
55. Rottenberg 34
56. Schindel 35
57. Schimonsky 35
58. Schlieben 35
59. Schönberg 36
60. Schulenburg 36
61. Schweinichen 37
62. Scopp 37
63. Sebottendorf 37
64. Seidlitz 37
65. Stosch 38
66. Tschammer 38
67. Tschirnhaus 38
68. Tschirsky 39
69. Uechtritz 39
70. Vitzthum 40
71. Zedlitz 40

III. Ortssagen.

72. Baruth (erste Sage) 43
73. Baruth (zweite Sage) 43
74. Das versunkene Schloß bei Baudach 44
75. Bernstadt 44
76. Der Hutberg bei Bernstadt 44
77. Beskow 45
78. Bettelsdorf 45

		Seite
79.	Nieder-Bielau	45
80.	Der Hellerstein bei Nieder-Biela	46
81.	Bluno	46
82.	Sagen über die Erbauung von Budissin (1—5.)	46
83.	Das Budissiner Schloß, die Ortenburg genannt	48
84.	Die Lauengasse zu Budissin	49
85.	Die St. Michaeliskirche zu Budissin	49
86.	Der Kopf des Verräthers an der Nikolaipforte zu Budissin	50
87.	Der Mönch und die Nonne in Budissin	50
88.	Der Stein auf dem Markte in Budissin	51
89.	Des Büttels Flasche zu Budissin	51
90.	Der Dutschmann in Budissin	52
91.	Das Hundeführen bis Bautzen (Budissin)	52
92.	Wie die Budissiner den Papst verbrennen	53
93.	Das Semperlaufen der Budissiner Frauen	59
94.	Der Rabenstein zu Budissin	61
95.	Der Protschenberg bei Budissin	62
96.	Das Kreuz am Wege zur Königsmühle bei Budissin	63
97.	Woher das Bautzener Sprichwort kommt: „Zu Bautzen hängt man Diebe zweimal“	63
98.	Der Römerkeller bei Costebrau	64
99.	Der todte Junge bei Deschka	65
100.	Das Burgward Dobrus	65
101.	Das Burgward Dolgowitz	66
102.	Ursprung von Ebersbach bei Zittau	66
103a.	Der heilige Laurentius zu Ebersbach (bei Görlitz)	66
103b.	Das alte Schloß zu Ebersbach (bei Görlitz)	66
104.	Der Eigen	67
105.	Der Lehrberg bei Eybau	67
106.	Die Vogelstange zu Forsta	68
107.	Wie die Biberfteiner zu Forsta christlich wurden	68
108.	Das Raubschloß auf dem Urberge zu Gerlachsheim	68
109.	Gersdorf und seine Heiligthümer	69
110.	Göda	70
111.	Die wendische Prophetin bei Göda	70
112.	Göhren	71
113.	Goldentraum	71
114.	Sagen von dem Ursprunge der Stadt Görlitz (3 Sagen)	71
115.	Die ersten christlichen Kirchen in Görlitz und Budissin	74
116.	Die Peterskirche in Görlitz	74
117.	Erbauung der Jacobskirche in Görlitz	75
118.	Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz	75
119.	Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz	77
120.	Die Steinbilder in der St. Barbara-Kapelle zu Görlitz	78
121.	Der Mönch und die Verräthergasse in Görlitz	79
122.	Der Klötzelmönch zu Görlitz	79
123.	Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz	81
124.	Das Waisenhaus zu Görlitz	82
125.	Die große Linde auf dem Nicolai-Kirchhofe zu Görlitz	82
126.	Der Lutherstieg bei Görlitz	84

*

Seite

127. Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz 84
128. Rudolph v. Habsburg borgt bei einem Görlitzer Bürger 86
129. Der Koberprinz in der Görlitzer Haide 87

Sagen von der Landeskrone bei Görlitz, der Limasburg bei Königshain und der Königsburg im Spreewalde:

130. Von Ziscibor, dem Erbauer der Landeskrone 89
131. Von Crescentius, dem Erbauer der Limasburg und von der großen Wendenschlacht 92
132. König Ziscibor, der Kinderräuber im Spreewalde 95
133. Görlitz von der Landeskrone aus gegründet 96
134. Von Markgraf Siegfried auf der Landeskrone, dem Ahnherrn der Biberstein 97
135. Das Schwein an der Landeskrone bei Görlitz 97
136. Gräfenhain 98
137. Woher Guben seinen Namen hat 98
138a. Der heilige Hain bei Guben 98
138b. Von dem uralten Christenthum der Gubener 99
139. Guben's Stammmutter 99
140. Der Nonnenkopf am Gubener Rathhause 100
141. Das Gubener Weinfest 100
142. Der Kaiser Friedrich Rothbart in Guben 100
143. Welche Grafen stammen aus Guben? 101
144. Halbau 101
145. Hennersdorf 101
146. Die Vexirlinde bei Hermsdorf 101
147. Der Salzteich bei Hirschfelde 102
148. Gründung von Hoyerswerda (Erste Sage) 103
149. Gründung von Hoyerswerda (Zweite Sage) 103
150. Jauernick 104
151. Johnsdorf 105
152. Judendörfer 106
153. Jüterbog 106
154. Der Götzentempel zu Jüterbogk 106
155. Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbogk 107
156. Kamenz 107
157. Der Brunnen des Kamenzer Marktplatzes 108
158. Die drei Kreuze an der St. Jodocuskirche in Kamenz 108
159. Das Kreuz am Elstraer Wege bei Kamenz 108
160. Der einsame Stein bei der rothen Mühle unweit Kamenz 109
161. Das Forstfest zu Kamenz 109
162. Die Kamenzer Nasen 109
163. Burg Karlsfriede 110
164. Kemnitz 110
165. Kirchhain 110
166. Entstehung der Stadt Königsbrück 111
167. Der Keulenberg bei Königsbrück 111
168. Königshain 111
169. Der Guckelsberg bei Königshain 112
170. Die Pestarche in Königshain 112
171. Der Wacheberg bei Königshain 113

		Seite
172.	Die Wolfsgrube bei Königshain	113
173.	Der Kämpferberg bei Königshain	113
174.	Königswartſe	114
175.	Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurth	114
176.	Kotitz	115
177.	Kirſchau	115
178.	Der Urſprung der Stadt Lauban	115
179.	Das Laubaner Stadtwappen	116
180.	Der erſte Pfarrer in Lauban	117
181.	Die weiße Jungfrau in Lauban	117
182.	Das angenagelte Hufeiſen	118
183.	Das Kreuz an der Laubaner Kirchhofmauer	118
184.	Das Männchen ohne Arme und Beine zu Lauban	118
185.	Die Bluttöpfe hinter dem Altar zu Lauban	119
186.	Der Jungfernſtein auf dem Leipaer Berge in der Herrſchaft Hoyerswerda	119
187.	Die Mordgrube bei Liſſa	120
188.	Gründung Löbau's	120
189.	Das weiße Pferd zu Löbau	121
190a.	Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau	122
190b.	Unterirdiſcher Gang in Löbau	122
191.	Vergrabene Kriegskaſſe bei Löbau	122
192.	Lübben	122
193.	Das Burgel bei Lübben	123
194.	Der Frauenberg bei Lübben	123
195.	Paul Gerhard's ſchwerer Todeskampf	123
196.	Die große Stadt Luibni	124
197.	Die Stadt Lusice	124
198.	Die heilige Hufe zu Markersdorf	124
199.	Vom Jungfernräuber auf dem Keſſelſchloß bei Meffersdorf	125
200.	Die Mordhöhle auf dem Drechslerberge bei Meffersdorf	125
201.	Das Schloß Meer, Merow oder Meran	127
202.	Die Denkſäule zu Milſtrich	127
203.	Die Mortkäer trinken aus dem Leeren	127
204.	Der Läuſebrunnen bei Moys	128
205.	Muskau's Urſprung	128
206.	Die weiße Taube auf dem Schloß zu Muskau	129
207.	Die heiligen Eichen bei Muskau	129
208.	Das böſe Ufer bei Muskau	130
209.	Die Zugaben (Pſchidanki) von Nebendorf	130
210.	Neſchwitz	131
211.	Das Kloſter Neuzelle	132
212.	Erbauung der Kirche in Nieda	133
213.	Die Küchenmühle in Nieda	133
214.	Der Klapperberg und die Tetzelseiche bei Nieda	133
215.	Niemitſch und das alte Land	134
216.	Das heilige Land bei Niemitſch	134
217.	Die Kapelle der heiligen Hidda bei Niemitſch	135
218.	Oehna	136
219.	Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Oehna	136

		Seite
220.	Ostro beim Kloster Marienstern	136
221.	Die Bierpfütze bei Ostritz	137
222.	Das Ostritzer Rathhaus und die tapfern Klosterjungfrauen	138
223.	Peitz	138
224.	Die Burgschanze bei Penzig	139
225.	Die drei Kreuzer bei Penzig	139
226.	Der Pestaltar zu Petershain	139
227.	Postwitzer Schwank	140
228.	Die Königsgräber bei Klein-Priebus	140
229.	Purschwitz	140
230.	Das Raubhaus in Quitzdorf (Erste Sage)	141
231.	Das Raubhaus in Quitzdorf (Zweite Sage)	141
232.	Das alte Wendenrathhaus zu Radibor	142
233.	Rammenau	142
234a.	Unterirdischer Gang bei Rehnsdorf	142
234b.	Reichenbach	143
235a.	Rohnau	143
235b.	Der alte Wegweiser bei Rothwasser	143
236.	Ruland	143
237.	Schadewalde	144
238.	Schlauroth	144
239.	Der Schwielochsee	144
240.	Das Kreuz bei Schwosdorf	145
241.	Christoph v. Gersdorf zu See	145
242.	Der Kirchberg bei See	146
243a.	Von Schweinen entdeckte Glocken zu See und Spree	146
243b.	Die Marienfichte bei Spree	146
244.	Seidenberg	147
245.	Das Burgward Sizen	147
246.	Der Spitzberg bei Sohland	147
247.	Das Kreuz bei Sproitz	148
248.	Sommerfeld	148
249.	Sonnenwalde	148
250.	Von dem Grafen zu Solms auf Sonnenwalde	149
251.	Sorau	149
252.	Sorau und die alte Salzstraße	150
253.	In Sorau ist der Tod verbrannt	151
254.	Wie Herr Ulrich von Biberstein auf Sorau die böhmischen Junker beschämt	152
255.	Der wunderbar erhaltene Schüler	152
256.	Starzeddel	153
257.	Strahwalde	154
258.	Tauchritz	154
259.	Der Wunzenteich bei Groß-Teuplitz	154
260.	Das schwarze Kind auf dem Wunzenteich bei Groß-Teuplitz	156
261.	Das steinerne Kreuz und das Lauerbüschel bei Troitschendorf	156
262.	Tschocha	156
263.	Die Todtenlinde bei Uhyst am Taucher	156
264.	Unwürde	158
265.	Der Mägdemarkt zu Betschau	160

Seite

266. Der letzte Heller zu Volkersdorf 160
267. Das steinerne Kreuz in Waldau 161
268. Schiheer und der Hirsch bei Waldau 161
269. Warnsdorf 162
270. Weissag bei Forste 162
271. Der große Wind in Weißenberg 162
272. Die Weißenberger Butterschnitte 163
273. Wittchendorf 164
274. Wittichenau 164
275. Zittau's Ursprung 164
276. Von den Steinringen zu Zittau 165
277. Messer, Schwert und Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche in Zittau . . . 166
278. Der Malzmönch zu Zittau 166
279. Schön Gretchen hinter dem Berge 169
280. Das Königsholz bei Zittau 170
281. Der Oybin bei Zittau 171
282. Der Jungfernsprung auf dem Oybin 172
283. Das Kaiserbett auf dem Oybin 172
284. Die Blutflecken im Schlosse zu Zwecka 173

IV. Legenden.

285. Die Gründung des Klosters Marienstern 179
286. Die Gebeine des heiligen Bernhard (von Kamenz) 180
287. Die heilige Maria von Rosenthal 180
288. Der Marienbrunnen zu Rosenthal 184
289. Das wunderthätige Marienbild zu Rosenthal 184
290. Die frommen Pferde 185
291. Maria und Elisabeth zu Rosenthal 186
292. Von der heiligen Maria zu Göda 186
293. Das Marienbild zu Uhyst 187
294. Das redende Marienbild 187
295. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz 187
296. Von der heiligen Maria zu Haindorf 188
297. Die Stiftung des Klosters Marienthal 189
298a. Die gerettete Aebtissin im Kloster Marienthal 189
298b. Die vom Blitz erschlagene Nonne 190
399. Von Capistrano, dem Bußprediger 190
300. Lot's Weib 191
301. Der Mann im Monde 191
302. Die Flucht Maria's 192
303. Die andächtigen Sänger 192
304. Warum die Espe bebt 193
305. Der heilige Johannistrunk 194

V. Märchen.

A. Deutsche Märchen.

306. Die fleißigen Spinnerinnen 197
307. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein 199
308. Vom tapfern Schmied 202

Seite

B. Wendische Märchen.

309. Jemandes Schaden, Jemandes Spott 204
310. Des Wolfes glücklicher Tag 204
311. Der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen 207
312. Des Wolfes unglücklicher Fischfang 208
313. Der Krieg des Wolfes und des Fuchses 209
314. Die verschlafene Frau und ihr starker Sohn 212
315. Hänschen und Hannchen 215
316. Je größer der Schelm, je größer das Glück 216
317. Vom armen Manne, der die vielen Kinder hat 217
318. Lipskulijan's Bette 217
319. Die Pathenschaft der heiligen Maria 219
320. Die drei Ziegen 222
321. Der schnelle Frosch 222
322. Elsbeth und Kleinholder 223
323. Das Todtenhemd 224
324. Die bösen Räuber 225

Nachtrag.

Noch einige Gubener Sagen.

325. Ein Gubener bei Erschaffung der Welt 229
326. Das Riesengeschlecht 230
327. Der wohlthätige Zwerg bei Guben 231
328. Die Klosternixe zu Guben 232
329. Die Schaukelmännchen zu Guben 233

Zweiter Theil.

Die Geschichte.

Erſte Abtheilung:

Völker- und Heldenſagen.

I.

Völker- und Heldensagen.

1. Von den Völkern, welche früher die Oberlausitz bewohnten.

A. Frenzel, hist. eccl. Schönaviens. msc., nach einer Aufzeichnung in einem alten Kirchenbuche von Jauernick.

Die Gegend, welche jetzt Oberlausitz heißt, ist von sehr alten Zeiten her, kurz nach der Sündfluth von den deutschen Völkern bewohnt gewesen.

Anfänglich nannten sie sich Tuisconen oder Tuitzschonen, nachher von ihrem Könige Suevus oder Schwabus, welcher seinem Vater Gambra in dem germanischen Königreiche nachfolgete, Schwaben. Dieser Suevus kam im Jahre der Welt 1274 zur Regierung und herrschte bis um das Jahr 1320, wo er starb. Nach seinem Tode wurde er als ein Gott verehrt. Dies geschah besonders in einem heiligen Haine, dort wo jetzt die Stadt Görlitz steht, auf eine rohe und grausame Weise, indem man ihm Menschen zum Opfer brachte.

Später bewohnten Vandalen diese Gegenden und zur Zeit Julius Cäsar's die Franken. Aber um das Jahr Christi 550 sind sie ganz und gar in die Hände der Slaven gekommen. Denn die deutschen Vandalen und Franken zogen zum Theil in andere Länder, nach Italien, Frankreich, Spanien, zum Theil wurden sie in den mannigfaltigen Kriegen mit den Römern, Hunnen und Sormaten aufgerieben, so daß diese Gegenden fast öde und vom Volke leer geworden. Da sind die slavischen und sormatischen Völker nachgerückt von allen Seiten und haben sich in die Länder der Deutschen getheilt und ihnen andere Namen gegeben. Also ist der Deutschen Ruhm, Sitte und Recht in dieser Gegend vertilgt worden, daß nicht das geringste Andenken oder Merkzeichen mehr vorhanden, wo ihre Wohnungen, Städte und Dörfer gestanden, oder wie sie geheißen haben, etliche wenige ausgenommen, wie das Schloß Ortenburg bei Budissin, die Städtlein Ruland, Wittichenau und andere, welche jedoch vielleicht nicht von den alten Deutschen, sondern mitten in den wendischen Kriegsunruhen von den Franken erbaut worden sein mögen.

Anmerk. 1. Vgl. Th. I. No. 1 u. 2. Wo der berühmte heilige Hain der Sueven (Semnonen) gelegen habe, ist eine schwierig zu lösende Frage. Die alten Chronisten nennen die Görlitzer Gegend, Andere den Spreewald, Preusker die untere Elstergegend bei

Schlieben. Was Görlitz betrifft, so stellt sich der Verlegung des Haines nach dieser Gegend allerdings die allgemeine Annahme entgegen, daß in der südlichen Lausitz die Silinger gesessen haben, die Semnonen jedoch weiter nördlich.

2. Viel deutlicher, sicherer und wichtiger als die drei oben genannten Ortsnamen sind die Spuren der keltisch-germanischen Urbevölkerung

a) in den Namen der Flüsse: Elster (vgl. Th. I. No. 181. 143), urkundlich 1213 alestra, wend. halstrow (das h ist der slavische spiritus asper) vom ahd. alhs = heil. Hain, Heiligthum; Spree (bei Ditmar „spreva", im Volksmunde Spreu), nach Preusker von „sprenen" = sprengen, nach seinem in der O.-L. heftigen schäumenden Laufe, oder, wie Andere annehmen, eine Erweichung aus Swevus, dem Namen des Flusses, von dem Ptolemäus sagt, daß er zwischen Oder und Elbe in die Ostsee münde, welches letztere dann für einen Irrthum des Ptolemäus erklärt werden müßte.

Preusker bringt in seiner ausführlichen Abhandlung (Blicke ꝛc. II. 95 ff.) auch die Neiße (urkundl. nisa, nizza) mit dem deutschen Verbum „netzen, benetzen" in Verbindung und erklärt Queiß (urkundl. Quiez) für gleichbedeutend mit „weiß" (die „Wittiche" kommt von derselben Wurzel). Dazu kommen:

b) Die mit cyklopischer Kraft aufgethürmten Felsenaltäre (s. Th. I. No. 13—20), welche von Celten und Germanen, nicht aber von Slaven errichtet zu werden pflegten.

c) Mehre Namen derselben (Th. I. No. 13. 14. 16. bezüglich No. 18.).

d) Stein- und Bronzewaffen von so hohem Alterthum, daß sie unzweifelhaft der vorslavischen Periode angehören.

3. Inwieweit viele der vorliegenden Sagen ein urdeutsches und zugleich autochthones Gepräge aufweisen, wie ich dies besonders von den meisten Zwergsagen des ersten Theiles behaupten möchte, dies stelle ich den Kennern anheim. Die Möglichkeit ist vorhanden, denn sicher wich nicht die gesammte deutsche Bevölkerung dem Andrange der Slaven. Besonders in den Gebirgsgegenden mochte sich das Deutschthum, vielleicht auch in ursprünglicher Reinheit, aufrecht erhalten. Ich habe wiederholt auf den engen Zusammenhang der Sagengebilde mit der Topographie des Landes hingewiesen. Sollte dieses Band sich erst im 10ten Jahrhundert zur Zeit der deutschen Wiedereroberung geknüpft haben? Die unter den Slaven zurückgebliebenen Germanen sind vielmehr als die Träger und Bewahrer des alten Glaubens zu betrachten. Man bedenke, daß sie von den friedlichen Slaven nicht als ein besiegtes Volk in slavischer Unterthänigkeit gehalten wurden, sondern sich friedlich mit ihnen vermischten, ja wie es von dem Franken Samo bekannt ist, sie in ihren Kämpfen gegen die Avaren und die Franken anführten. Ueberhaupt war die Kultur der Deutschen in höherem Grade entwickelt als die der Slaven, obgleich von diesen gerühmt wird, daß sie es im Ackerbau weiter gebracht hätten. — Es wird also schon damals wie später und wie überall gewesen sein, daß das wenn auch numerisch geringere, doch kräftigere deutsche Element bei der gegenseitigen Vermischung das siegreiche blieb.

4. Daß Slaven die Ureinwohner der Lausitz gewesen sein könnten, wird nach den gründlichen Untersuchungen von Palacky und Schaffarik wohl Niemand mehr behaupten. Vgl. auch die von der Oberlauf. Gesellsch. der Wissenschaften zu Görlitz gekrönte Preisschrift: Schelz, „Waren germanische oder slavische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen?" Görlitz 1842.

2. Von dem Volke der Luten.

! Destin. lit. II. S. 11. Manlius in Hoffm. script. I. 143. cf. Tacitus Germ. c. 16. 43. Strabo, VII. c. 1. Caesar de b. gall. l. 6. 8. Ptolem. II. 11.

Die Luten, Lusen oder Susen, wie sie auch genannt werden, sind das deutsche Stammvolk, welches vor dem Einbruch der slavischen Sorbenwenden

die Lausitz bewohnte. Diese nahmen nach deren Vertreibung ihren berühmten Namen an und nannten sich Lutitier oder Lusizier, woraus dann das Wort Lausitzer und Lausitz entsprungen ist. Die Luten waren ein großes, tapferes und mächtiges Volk, welches sich weit über die Grenzen der Lausitz ausgebreitet hatte, gehörten zu der Nation der Sueven und wohnten, wie diese pflegten, in offenen Städten und Dörfern, deren Häuser nicht zusammenhängend an einander gebaut waren, sondern zerstreut auf den Fluren und in den Wäldern umher lagen, wie dies schon Tacitus und Julius Cäsar beschreiben. Sie bauten sich gern auf Anhöhen und an Flüssen an, welche mit Wäldern umgeben waren. Einen solchen zerstreuten Haufen von Wohnungen nannten sie eine Burg, und den Hof, wo der Anführer oder Vorsteher wohnte, ein Burgwart.

Anmerk. 1. *Λοῦτοι, λούτιοι, λουτοῖοι* findet sich in manchen Handschriften des Ptolemaeus das Volk geschrieben, welches sonst gewöhnlich *λουγίοι*, bei Zosimus (I., 67.) *λογίωνες*, lat. Lygii, Lugii, Lugiones heißt, ein anderer Name für die Sueven, nach Schafarik (slav. Alterth. I., 406) von geographischer Bedeutung und slavischer Wurzel, denn Luby heißt Wald oder Sumpf. Nach der irrigen, gründlich widerlegten Meinung mancher Slavisten ist ja bekanntlich Ostdeutschland ursprünglich slavisch. Schafarik jedoch verlegt dieses Urland nicht in die Lausitz, sondern zwischen Oder und Weichsel. Wohl aber nimmt er an, daß die Slaven bei ihrer Besitzergreifung der Lausitz den Namen des Urlandes auf ihre neue Heimath übertrugen, was sie um so eher konnten, weil die natürliche Beschaffenheit dieses Landes der Urbedeutung so sehr entsprach. Luzice soll Diminutiv von Luby sein. Die härtere Form Lubi oder Lugi ist noch zu finden in lausitzischen Ortsnamen: Luckau, Luga (wend. Luh). Wald und Sumpf scheinen nicht nur geographisch zusammengehörig, sondern auch sprachlich verwandt. Vgl. lucus und lacus, loh, ahd. = Busch, kelt. lluin und Lache, Lauge, wend. luh Feuchtigkeit, luka Wiese, luza Lache, Lusche. Von letzterem wird gewöhnlich der Name Lausitz abgeleitet und geographisch paßt das auch auf die Niederlausitz sehr gut, welche übrigens die Lausitz *κατ' ἐξοχήν* ist. Der Oberwende versteht unter Luziczan blos den Niederlausitzer, und in der That scheint der Name Lausitz sich von Norden her ausgebreitet zu haben. Die Oberlausitz heißt ursprünglich das Milcziener-Land, später Budissin und das Görlitzer Land. Daß diese zweite Ableitung von Luza, Lusche, Luse = Sumpf vorzuziehen sei, bestätigt auch die zweite Lesart des alten Volksnamens Lusen. (Die dritte „Susen" mag wohl auf einem Schreibfehler beruhen.) Das dem Wald und Wasser Gemeinsame ist übrigens der Begriff des Feuchten (hebr. לח). Vgl. Th. I. No. 145. Anmerk. 2 und 3.

2. Es ist aber auch möglich, daß das Volk der Luten nicht mit den Lygiern zusammenfällt und mit dem Namen der Lausitz ebenfalls nichts zu thun hat, sondern einfach von dem den Germanen wie Slaven gemeinsamen Worte Lud (lut, ljut) = Volk herrührt. (Vgl. Th. I. No. 43. Anmerk.)

3. Von den Luten sollen die Ortsnamen: Lute, Leutel, Leutelchen, Leiter, Laute herkommen.

3. Die Sueven und die Serben.

Manlii Comment. in Hoffm. script. R. L. I. 134. Brotuff S. 2. Abr. Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc. Destin. lit. V. 432. cf. Tacitus Germ. c. 39.

Ober- und Niederlausitz bewohnten in den ältesten Zeiten die Sueven, das tapferste und mächtigste deutsche Volk, welches sich in mehre Stämme

theilte. Der Stamm der Ilinger oder Silinger saß in der Oberlausitz, der der Semnonen in der Niederlausitz. Diese deutschen Bewohner wurden um das Jahr 450, zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Jüngern, von den Slaven vertrieben, welche sich ebenfalls in mehre Stämme spalteten, von denen der der Serben oder Sorben diese Gegenden einnahm. Die Serben hießen so von dem Worte Serp, die Sichel. Einige sagen, sie hätten sich Sichler genannt, weil sie ein ackerbautreibendes Volk waren. Andere meinen, Serp bedeute auch ein Schwert, und da alle Schriftsteller von den stammverwandten Sormaten sagen, daß sie einen Säbel göttlich verehrt hätten, so habe dieser Volksname keine so friedliche Bedeutung, sondern bezeichne sie als Säbelverehrer, als ein kriegerisches Volk.

Anmerk. 1. Von den Semnonen wird gerühmt, daß sie von allen Sueven die edelsten und besten waren, gerecht, redlich, bieder, ein Muster ihren Stammverwandten, so daß Strabo meint, sie hätten ihren Namen von dem griechischen Worte semnos erhalten, welches so viel als ehrenwerth bedeutet.

2. Viele finden in dem Namen des Zillichsteines bei Arnsdorf, also in altheiliger Gegend, den Namen der Silinger. (Laus. Mag. 1823, 36.)

4. Einzug der Wenden.

Aus einer alten handschriftl. Chronik von Böhmen in der Rhediger'schen Bibl. zu Breslau S. 319. Büsching IV. 171.

Etliche des Volks die zogen gegen Preußen, Pommern und Caschuben bis hin gegen Dänemark und an das Meer gegen Mitternacht um und um und wohnten und bebauten die Lande bei dem Meer und in Preußen. Etliche aber des Volkes von Böhmen, da ihrer viel ward, die zogen über die Wasser und kamen auf das Erdreich, da nun Mähren liegt und bauten da den Acker und Städte und nannten das Land Mähren. Etliche des Volkes zogen fort und kamen auf das Gelände, da nun Meißen liegt, und nannten das Land das meißnische Land. Etliche kamen gegen Bautzen, etliche in's Lausitzer Land und bauten und wohnten allda. Und alle diese Lande die waren vorher wüste gewesen, die bauten zuerst das vorgenannte Volk, die Wenden.

5. Die Caluconen.

Melanchthon, Intimationum Academ. T. III. Manlius, comment. in Hoffm. script. I. 140. Albinus, Meißn. L. Chr. S. 74. Matha, Lubena olim magna S. 32. Ptolemaeus lib. II. Frenzel, Lexic. Slavic. I. 587. msc. Schmidt, Calquer Chronik p. 2. sqq.

Die Caluconen, deren schon Ptolemäus erwähnt, sind die um Calau und Luckau (Cal—Lucko—nes) herum wohnenden Slaven. Auch rühmt sich die in Lübbenau ansässige Familie der Calaucer von dieser uralten Nation abzustammen.

6. Die Camanen.

Brotuff, Chronik d. St. Halle. Albinus, Meißn. Chronik IV. S. 105.

Die Camanen, ein wendisches Volk, hatten ihren Sitz um Kamenz herum. Zu Kaiser Heinrich IV. Zeit waren sie mit unter dem Kriegsvolke des Grafen Wiprecht von Groitsch.

7. Die Stoderaner.

Albinus, Meißn. L. Chr. S. 74. Matha S. 32. Manlius in script. I. 141.

Um Luckau und Golßen herum wohnten die Stoderaner, ein wendischer Volksstamm, deren Name sich noch in dem edlen Geschlechte derer von Stutterheim erhalten hat.

Anmerk. So sollen die Herren von Miltitz von dem Volke der Milzener, die Herren von Schlieben von den wendischen Schluben abstammen.

8. Strenge Ehegesetze bei den Wenden.

Ditmar chron. p. 452.

Die lausitzischen Wenden in der Gegend von Cianj (Zinniz) hatten außerordentlich strenge Ehegesetze. Am Markte von Cianj war eine Brücke, dort wurde jeder, der sich durch Untreue an seinem Weibe versündigt — membro, quo peccaverat — an die Brücke genagelt. Neben ihm lag ein Scheermesser und hiermit ward ihm die freie Wahl gelassen, entweder hier auf der Stelle zu sterben oder sich selber loszuschneiden.

9. Von der Grausamkeit der Wenden.

Alberic. Monach. in Chronic. P. I. p. 89 ed. Hannov. 1698. Sancti Bonifacii Epistola ad Ethebaldum. Zeillerus, Theatrum tragicum 1634. p. 341. A. Frenzel, Von den Völkern in der Lausitz. Msc. S. 87. Loocke, Chronik von Guben S. 15.

Die Sorben in der Lausitz hatten manche barbarische Sitte aus dem fernen Asien mitgebracht. Wenn z. B. ein Ehemann starb und eine Wittwe hinterließ, so wurde diese bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen gelegt zu dem Leichnam des Ehemannes und wurde also mit demselben zugleich verbrannt. Solches geschah aber nicht etwa mit Zwang, sondern freiwillig und unter großem Freudengeschrei.

Bei den Sorbenwenden der Lausitz herrschte zu Heidenzeiten der schändliche Gebrauch, daß man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigne Sohn schlug seinen Vater todt, wenn er alt und unfähig wurde, oder er warf ihn in's Wasser, oder er stürzte ihn von einem hohen Felsen hinab. Ja, es sind dergleichen Beispiele selbst noch zu christlichen Zeiten vielfältig vorgekommen.

„Herr Levin von Schulenburg, Ober-Amts-Hauptmann in der Altmark, so um's Jahr 1530 einstmals unter den Wenden gereiset, da etliche einen alten Mann geführet, die er gefragt: Wohin mit diesem Alten? Darauf sie geantwortet: Zu Gott! meineten sie wollten denselben Gott aufopfern, weil er mit Arbeiten seine Nahrung nicht gewinnen könnte!"

„Als der Hauptmann dieses verstanden, hat er den Alten mit Gewalt entledigt, ihn mit sich heim genommen und zu einem Thorwächter gemacht, in welchem Dienste er noch zwanzig Jahr gelebt und zugebracht haben soll."

Anmerk. 1. Eine ältere Erzählung aus Raue, Cosmographia p. 513 citirt Mühlwolff in seiner handschriftl. Chronik von Budissin. Eine Gräfin von Mannsfeld findet in der

(ebenfalls von Wenden bewohnten) Lüneburger Haide einen Bauer, der ein Grab gegraben hat, um seinen daneben stehenden jammernden Vater hineinzulegen. Dies war im J. 1297. — Das obige Datum 1580 ist von erschreckender Neuheit.

2. Die letzte Spur dieser grausamen Sitte finde ich in dem wendischen Liede (Haupt und Schmaler II. S. 94):

Schlaf, Alter, ein!
Junger du mußt frei'n!
Nach dem Alten mit den Steinen,
Nach den Jungen mit den Aepfeln;
Schlaf, Alter, ein!
Junger du mußt frei'n!

10. Wie sich die Deutschen und Sorben gegenseitig nennen.

Knauth, Sorbische Kirchengesch. S. 126.

Wenn die Deutschen mit den Wenden redeten und diese kein Wort verstunden, nannten jene sie: stumme Wände. Den Sorben aber ging es mit den Deutschen gerade so und sie nannten dieselben njemski, d. i. stumme, nämlich Hunde, und so heißen die Deutschen noch bis auf diese Stunde.

Anmerk. Die Wenden selbst nennen sich sserb, von vielen als srp, Sichel erklärt, wahrscheinlich = Volk. Slave kommt von slowo, das Wort, daher njemz, der Deutsche = stumm; so nach Grimm thiudesk, deutsch, aber auch volkisch, die Volkssprache redend. Um Lübbenau heißen die Deutschen bawarski, Baiern, nämlich bairische Ansiedler. Uebrigens wird in der deutschen Oberlausitz ein alberner, ungeschickter Mensch noch heute mit dem Eigenschaftswort „winsch" = wendisch belegt. (Anton's Idioticon St. 15).

11. Roland besiegt die Lausitzer Wenden.

Hosmanni pompa regii ingressus in dedicat. Dav. Chytraei Chronologia. Pantaleon Heldenbuch.

Johann Surius, ein sehr alter Mönch zu Eisenach, der nachmals Probst zu Fulda geworden, meldet in seiner Chronik, zu München gedruckt, S. 335, daß Roland, der im Namen des Kaisers Karl gewaltige Kriege geführt, im Jahre 836 die Wenden in der Oberlausitz mit großem Zwange zum christlichen Glauben gebracht habe. Nachmals aber haben sie wieder ihren alten Göttern gedient, bis sie Markgraf Woldemar 973 wieder zu Christen gemacht hat mit Waffengewalt. Denn wie alle Scribenten einhellig bezeugen, hat es in der Lausitz, besonders auf dem Lande, so ein standhaftig beherztes Volk gehabt, daß auch mancher eher den Tod erduldet hat, ehe er nur von seiner Muttersprache hat lassen wollen. In diesen Kriegen mit den Deutschen flüchteten die vornehmsten ritterlichen Helden hierher, wo sie sich gegen die Feinde hinter gefällten Bäumen trefflich verschanzen und ihren Anfällen widerstehen konnten.

12. Von Rolandsbildern.

Albinus, Meißn. L. Chron. S. 88. Brotuff, Chron. d. St. Halle S. 19. Böhnisch, Chron. v. Camenz S. 101.

Kaiser Karl der Große hat zu der Zeit, als er die Sachsen dreißig Jahre lang bekriegte, einen edlen, trefflich erfahrenen Kriegsfürsten mit Na-

men Roland an seiner Seite gehabt; der war ein Graf von Blois, des Grafen Milon und der Schwester des Kaisers Karl, Bertha, Sohn. Dieser Roland hat im Auftrage des Kaisers den sächsischen Städten die Obergerichte gegeben und deß zu einem ewigen Gedächtniß haben ihm die Sachsen in vielen Städten große Bilder von Stein oder Holz aufgerichtet und an die Gerichtsstätten gesetzt. Solche Bilder standen vor Zeiten auch in der Lausitz, namentlich in Reichwalde bei Luckau, in Finsterwalde und Ruland.

In Budissin, dem Rathhause gegenüber, sieht man auf einem Wassertroge eine steinerne Figur in Ritterrüstung mit einer Fahne von Blech in der Rechten, worauf die Lausitzer Farben gemalt sind. Die Wenden nennen ihn den Dutschmann. Das soll noch so ein altes Rolandsbild sein. Auch in Görlitz war ein ähnliches Standbild auf dem Untermarkte vor dem Rathhause zu schauen.

Als Held Roland, Kaiser Karls Paladin, den Gau Nisin erobert hatte, erwählte er einen Richtplatz, der ist das Rügen-, Ruge- oder Rodeland (bei Heinrichsdorf), ließ daselbst sein Bild hinstellen mit dem Schwert in der einen und einer Erdkugel in der andern Hand.

13. Von den Wappen der Ober- und Niederlausitz.

Manlius lib. II. cap. XI. Hönnius, Wappen der churfürstl. Häuser Sachsens III. p. 39. Albinus XV. p. 190.

In alten Geschichtsbüchern ist zu lesen, daß in den Kriegen der Deutschen und Slaven die ersteren einen Bären, die letzteren aber einen feurigen, fliegenden Drachen auf ihre Fahnen gemalt hatten (Olaus Magnus).

König Heinrikus I. aber, als er die Lausitzer unterworfen, hat der Niederlausitz einen rothen laufenden Ochsen, der Oberlausitz aber eine goldene Mauer mit 3 Zinnen im blauen Felde zum Wappen gegeben.

Anmerk. 1. Vgl. Th. I. No. 10. — Der schwarze Drache, Zirnitra, war das Kriegszeichen der Nordwenden, ein Symbol des Todes, das noch heute viele östliche Nationen, z. B. die Chinesen, in ihren Fahnen tragen. Ohne an asiatischen Thierdienst zu denken, mag es doch erlaubt sein, dem Stiere eine Art Heiligkeit im Glauben der ackerbauenden Wenden zu vindiciren. Eine rothstreifige Kuh wird noch heute bei den Wenden der N. L. Bisanca (= Bison) genannt. — Die wendische Braut vollzieht gleich nach der Trauung ein Wasserorakel, welches im Kuhstalle vorgenommen werden muß und so vieles Andere. Die Umwandlung des kriegerischen Drachen in den friedlichen Stier ist geschichtlich-charakteristisch. Auch die Mauer im Wappen der Oberlausitz bezeichnet gar schön das vorherrschende Städtewesen, das ja im Sechsstädtebunde eine reichsstädtische Blüthe entfaltete.

2. Doch kann ich in Betreff des N. Laus. Wappens nicht verschweigen, daß Drache und Stier in einer alten mythischen und zwar gegensätzlichen und antipathischen Beziehung stehen. In mährischen und russischen Sagen von St. Georg und dem Drachen dient ein Kalb (das Symbol der sommerlichen Fruchtbarkeit) als Lockspeise für den Drachen (Symbol des Wintertodes). In der Edda steckt Thor einen Ochsenkopf an die Angel, um die Mitgardschlange zu fangen. Im wendischen Aberglauben spielt neben dem Drachen vorzüglich das Kalb die Rolle eines Dämons) vgl. Th. I. No. 88. 89. 55.).

14. Bekehrung der Wenden.

Aventinus ann. Bojor. III. 161. Lauf. Mag. VII. 1827. L. Monatsschrift 1799. I. 193. Großer, Merkw. part. 2. p. 6. Carpzov's Ehrentempel p. 27.

Der Wendenkönig Samo beraubte und tödtete die zu ihm geschickten Gesandten des Königs Dagobert, welcher nach dem Tode seines Vaters Lothar im Jahre 631 zur Regierung des fränkischen Reichs gekommen war. Da brachen auf Befehl des Königs die böhmischen Fürsten mit drei Heeren in die wendischen Länder ein, brachten sie zum Gehorsam, unterwarfen sie seiner Oberherrschaft, und legten ihnen das Joch des Christenthums auf. Die Grenznachbarn der Wenden gegen Abend und der Böhmen gegen Morgen waren die Hunnen. Diese kamen dadurch in Bewegung und überfielen die Wenden. Der Wendenherzog Boruthо schickte Gesandte an die Heerführer der Böhmen und verlangte Hilfe. Ohne Zögern kommen die Böhmen den Wenden zum Beistande, stürzen sich bewaffnet in die Reihen der Hunnen, besiegen und vertreiben sie und machen so die Wenden und die benachbarten Völkerstämme den fränkischen Königen sehr geneigt. Unter den Geißeln, welche die Wenden gaben, waren Caraft, der Sohn, und Chiromar, der Enkel des Borutho. Diese wurden nach Böhmen geführt und lernten dort die himmlische Weisheit nach christlicher Weise kennen. So kam die heilsame Lehre schon früh zu den Wenden. Allein tiefe Wurzeln faßte sie nicht, und es waren nur wenige Spuren derselben noch in diesen Gegenden vorhanden, als zweihundert Jahre später die beiden Griechen Cyrillus und Methodius, nach der Bekehrung der Bulgaren und Mähren, in's Böhmerland kamen und den Herzog Borzivoy und seine Gemahlin Ludmilla nebst vielen vornehmen Böhmen von der Wahrheit des Christenthums überzeugten und tauften.

Von hier aus gingen sie auch in die Oberlausitz, predigten den heidnischen Bewohnern das Evangelium und gründeten mehre Kirchen, unter denen man die zu Jauernik und die Peterskirche in Görlitz namentlich anführt. Bei Tachau unfern Görlitz fanden sie den Götzendienst der Isis, rotteten ihn aus und gründeten mitten in dem Haine eine Kirche. Aber auch diese Bekehrung scheint von keinem Bestande gewesen zu sein, da die deutschen Kaiser in späterer Zeit noch immerwährend mit den abtrünnigen Lausitzern zu kämpfen hatten.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 1. 2. 3. 5. (Anmerk.) 13.

15. Markgraf Gero.

Chronica montis Sereni in script. rer. Lusat. T. IV. p. 44. Die Sage von der heil. Hedda s. in den Ortssagen von Niemitsch. No. 217.

Zu den Zeiten des Kaisers Otto I. waren zwei Brüder, der Herzog und Markgraf Gero von der Lausitz und Graf Sifried. Ihre Schwester

hieß Hidda. Gero hatte einen einzigen Sohn, Sifrid, welcher in seiner Jugend starb. Der unglückliche Vater war über diesen Tod so trostlos, daß er nach Rom ging und seine Waffen vor dem Altare des heiligen Petrus niederlegte. Mit einem vom heiligen Vater ihm geschenkten Arme des heiligen Cyriakus kam er nach Hause zurück, floh mit seinem ganzen Erbe zu Christo und erbaute eine Kirche und ein Kloster, welches er nach seinem Namen Gerenrode nannte. Zur Aebtissin dieses Klosters machte er seines Sohnes Wittwe, Hedwig, welche er durch den Bischof Bernhard von Halberstadt einkleiden ließ, und starb, nachdem er Alles glücklich vollendet hatte, am 17. August 965.

16. Markgraf Gero's Gebot.

Hosmann pompa regii ingressus.

Markgraf Gero ließ ein Gebot ausgehen, zu der Zeit als er in Budissin Hof hielt, daß Jedermann den Hut abnehmen sollte, wenn man den Namen Jesu nennt; wer's nicht thäte, der sollte um ein Pfund Wachs gestraft werden.

Anmerk. In manchen Gegenden der Wendei ist es noch heute Sitte, daß die Männer — gleich den Juden und anderen Orientalen — in der Kirche den Hut aufbehalten. Nur beim Namen Jesu, beim Vater Unser und beim Segen nehmen sie ihn ab.

Aus dem 17. Jahrhunderte ist überliefert, daß die Wenden beim Namen Jesu auch mit dem Munde zu schmatzen pflegten. Abr. Frenzel (de pop. Lus. p. 89.) fügt hinzu: „Damit auszudrücken die Süßigkeit des Namens Jesu" und citirt dabei die Worte St. Bernhard's: Jesus mel in ore, melos in aure et jubilus in corde. Vielleicht bedeutete es einfach einen Kuß und war ein Zeichen herzlicher Liebe.

Auch wenn die Kirchenglocken läuten nimmt der Wende den Hut ab, wie denn überhaupt Frömmigkeit ein hervorragender Zug der lauf. Wenden ist. — Aber freilich im 10. Jahrhunderte mochte Gero's Gebot wohl nöthig sein, denn selbst noch im 17. Jahrhunderte berichtet Frenzel, daß vor nicht langer Zeit die Wenden beim Eingange in die Kirche sich zur Sonne zu kehren und sie mit Hutabnehmen zu grüßen pflegten.

17. Das Bekehrungskreuz.

I. Otto Frisingens. de reb. Friderici I. c. 10. f. 217. Dest. L. L. T. III. p. 202. II. Manlius lib. II. c. 23.

I.

Das Kreuz, welches an ihre Kleider die Ritter hefteten, welche gegen die Wenden auszogen, war auf ein Rad gestellt (a rota subterposita in altum protendebatur). Das bedeutete die gänzliche Ausrottung derselben, die man wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an ihren heidnischen Aberglauben sich vorgesetzt hatte.

II.

Wenn die christlichen Sachsenritter auszogen, die heidnischen Wenden zu bekämpfen, pflegten sie auf ihren Kleidern und Schildern ein Kreuz anzuheften, das auf einer Kugel stehend abgebildet war, um anzuzeigen, daß Christus ein Herr sei über den ganzen Erdkreis.

18. Markgraf Gero tödtet dreißig Wendenfürsten.

Excerpta ex And. Hoppenrodii ann. Gernrodens. in script. IV. p. 144. Balbin. Miscell. R. B. II. c. 19. p. 60. Fabricius L. II. c. 5. p. 138. Großer S. 14.

Als Kaiser Otto den Markgraf Gero zum Oberbefehlshaber seiner Heere gegen die Wenden gemacht hatte, berathschlagten die Vagrier, Heveller, Obotriten, Uchern und Zusiker mit einander, wie sie ihn umbringen möchten, da er allen Heiden wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit sowohl, wie seines Kriegsglücks furchtbar war. Es hatte aber Kaiser Otto einen leiblichen Bruder Namens Heinrich, der hielt es mit seinen Widersachern, that sich zu den Sorben und bestärkte sie in ihrem Vorsatze. Dreißig Fürsten beschlossen hierauf, mit vereinten Kräften und einer großen Anzahl von Kriegern ihn anzugreifen und niederzuhauen. Aber Gero hatte von ihrer Ankunft Kunde erhalten, stellte sich, als wäre ihm ihr Anschlag unbekannt, und ließ sie zu sich zur Tafel laden. Diese aber aus angeborner Frechheit und übermüthiger Sicherheit folgten der Einladung wirklich. Da ließ sie Markgraf Gero durch einen Hinterhalt bei Tafel überfallen und tödten. Ueber diese Niederlage der Heidenfürsten haben sich folgende Volksreime erhalten:

Zu Laußnitz erster Fürst war ich,
Dreißig wendische Herren tödtet' ich,
Stiftet Gernrode von eigner Hab,
Daselbst man sieht noch heut mein Grab.

19. Die Wendenschlacht.

Chron. Montis Sereni. L. Mag. 1823. S. 57.

Und es ward eine große Schlacht geschlagen im Lande Lausitz. Markgraf Gero kämpfte mit den Wendenfürsten. Die Lausitzer aber fochten mit Verzweiflung. Sie traten auf die Körper ihrer gefallenen Mitstreiter und die schwer Verwundeten selbst vertheidigten noch, auf ihre Schilder gelehnt, den letzten Theil des vaterländischen Bodens. Gero selbst aber wurde schwer verwundet und büßte die Tapfersten seiner Schaaren, eine ungeheure Anzahl der edelsten Ritter und seinen noch einzigen Sohn Siegfried, einen erst kürzlich verheiratheten jungen Mann von 18 Jahren ein. Dieser Verlust beugte ihn so außerordentlich, daß er seine Würde niederlegte, nach Rom wallfahrtete, seine Waffen auf dem Altare der Peterskirche niederlegte und dem Papste Johann XII. seine Sünden beichtete.

Anmerk. An vielen Orten der Lausitz findet man die Erinnerung an Wendenschlachten. Kämpfer- oder Kämpenberge giebt es z. B. bei Königshain, in der Görlitzer Haide, zwischen Löbau und Eybau („der große und der kleine Kampf") u. a. O. Kriegshügel bei Biehain.

20. Die sieben erschlagenen Wendenkönige.

Mündlich Gräve S. 71. Segnitz I. 365.

Auf sieben Steinen im freien Felde, von dem kampfbereiten Heere umgeben, saßen sieben Wendenkönige und hielten Rath, wie sie die Deutschen aus

dem Felde schlagen und ihre Freiheit erkämpfen möchten. Die Schlacht begann. Sie war heiß und blutig und alle sieben wurden erschlagen. Aber die Ihrigen behaupteten das Schlachtfeld und begruben sie mit den goldenen Kronen auf den Häuptern unter den sieben Steinen, worauf sie gesessen. Diese sind noch heutiges Tages bei dem eine Stunde von Budissin gelegenen Dorfe Ebendörfel auf der Höhe des Berges zu sehen, welche eben deshalb der Thron- oder Kronberg heißt.

Anmerk. Der Kronberg oder Thronberg wird auch Tromberg gesprochen und geschrieben. Vielleicht = Traumberg. Im Wendischen hat er auch 2 Namen: Lubin und Slodin, der letztere ließe sich „Slavisch" deuten (Preußker I. S. 201.), der erstere auf Luda beziehen.

Bei Muskau sind heidnische Begräbnißhügel in großer Anzahl. Die heißen die Königsgräber, in der Görlitzer Haide giebt es Königsberge.

Zweifelhaft ist es, ob die Namen der Dörfer Königswarthe und Königshain auf einheimische Könige aus den Heidenzeiten zu beziehen sein dürften

21. Wendenkönige als Kesselträger.

Alberici chron. ad a. 1003. p. 421. Destinata lit. Lus. P. VII. p. 697. Balbini Epit. hist. Boh. L. II. c. 3. p. 107.

Kaiser Heinrich II. machte sich die Könige der Heiden, welche sich Wenden nennen, so unterwürfig, daß bei seinen Krönungsfeierlichkeiten vier Könige derselben den Kessel, in welchem das Fleisch gekocht wurde, an zwei Stangen, welche durch vier Ringe gesteckt waren, auf ihren Schultern in die Küche trugen.

Anmerk. Balbinus bemerkt, daß der Kessel, welchen man bei des Herzogs Boleslaus und seiner Söhne Bildern findet, nicht eine so schimpfliche, sondern rühmliche Bedeutung hätten, sintemal die böhmischen Herzöge früher nicht Erzschenken, sondern Archi-Magiri oder Erzküchenmeister des römischen Reichs gewesen.

22. Die heutigen Wendenkönige.

Mündlich. Destinata lit. Lus. P. VII. p. 703. Jac. Tollii epist. itineraria ep. 2.

Es ist eine alte Sage, daß die Wenden in der Niederlausitz noch heut zu Tage ihren König unter sich haben, den sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Scepter zustellen und jährlich zu seinem Unterhalte eine Kopfsteuer entrichten. Sie erweisen ihm alle königlichen Ehren und gehorchen seinem Befehle in allen, das ganze Volk betreffenden allgemeinen Angelegenheiten. Jedoch halten sie die Sache so geheim, daß alle Bemühungen, den rechten Grund zu erfahren und den König selbst unter den Bauersleuten ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg gewesen sind. So viel nur weiß man, daß die Königswürde in einer gewissen Familie erblich ist. Diese Familie soll jedoch vor wenigen Jahren mit dem letzten Sproß des wendischen Königsstammes, einer alten siebenzigjährigen Frau, ausgestorben sein. Diese alte Frau hat es noch vor ihrem Tode sehr beklagt, daß sie

Niemand offenbaren könne, was sie über diese Sache wisse. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat schon diesem im Verborgenen waltenden Könige eifrig nachforschen lassen. Es ist ihm auch einstmals ein kräftiger, schlanker und schöner Wendenjüngling als ihr König bezeichnet und gezeigt worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrath gemerkt, hat den jungen Menschen zornig angeredet und gesagt: „Kerl, was stehst du hier gaffen! geh an deine Arbeit!“ ihn mit dem Stocke geschlagen und fortgetrieben. So verhütete er, daß der Kurfürst der Sache nicht weiter nachforschen konnte. Gewiß ist wenigstens, daß sich einmal ein Bauer an die Spitze eines aufsätzigen Haufens stellte und sich als ein König gebehrdete. Als nämlich im Jahre 1548 Franz von Minkwitz seinen wendischen Unterthanen zu Ukro mehr Hofedienste zumuthete, als sie zu leisten schuldig zu sein glaubten, und die Widerspenstigen auspfänden ließ, kam die Sache zu einem förmlichen Aufstande. Unter der Anführung eines Königs berathschlagten sie miteinander, beschlossen alle für einen Mann zu stehen und eine Rede zu führen und widersetzten sich offen ihrem Herrn. Ein großer Theil der umliegenden wendischen Dörfer war in diesen Aufstand verwickelt, so daß der Landvoigt seine schwere Hand darauf legen mußte, den wendischen König greifen ließ und ihn am Leibe strafte. Dieser hatte sich verlauten lassen: dahin wolle er es wohl noch bringen, daß der Minkwitz ihm huldigen müsse.

Anmerk. Im Spreewalde knüpft sich die Sage vom letzten wendischen Fürsten an den Burgberg im Dorfe Burg, wo er residirt haben soll und wo man allerdings unter andern Alterthümern goldene Diademe gefunden hat.

Noch heute bewahren hier wendische Bauernfamilien, anerkannt und mit Bewußtsein, den Glauben an fürstliche Abkunft.

Auch mehre Oberlausitzer Wendengeschlechter in der Gegend von Bautzen rühmen sich königlicher Abkunft. (Preußker II. S. 187.)

23. Herzog Udalrich von Böhmen*).

Ditmar, Chron. VI. p. 145. u. 158. Balbin. Epit. II. c. 14. p. 157. Miscell. 7. sect. 1. cap. 18. p. 66. Spangenberg, Chron. Saxon. cap. 168. p. 246. Fabrit. orig. Sax. II. p. 305. Großer, Merkw. I. p. 23. Carpzov, Ehrentempel c. II. p. 29.

Als die Oberlausitz noch zu Böhmen gehörte, hatte sie einmal einen Herrn, der hieß Udalricus. Der war lange Zeit am Hofe Heinrich's II. Kaisers von Deutschland. Als er aber seine Herrschaft antrat, war er noch unvermählt, und die Seinigen bestürmten ihn täglich, er möge sich eine Jungfrau aus edlem Geschlechte vermählen. Er aber gab ihnen auf solche Reden niemals eine rechte Antwort.

*) Diese 3 Sagen von böhmischen Herzögen (23—25) und streng genommen auch die nächstfolgenden gehören nur in sofern dem Lausitzischen Sagenschatze an, als sie von ehemaligen Gebietern der Lausitz handeln; nichts desto weniger glaubte ich sie, besonders die von Wiprecht von Groitsch, welche wohl noch unbekannt sind, aufnehmen zu müssen, um das historische Bild der Lausitz auch nach dieser Seite hin zu vervollständigen.

Eines Tages ritt er von der Jagd nach Hause, und wie er durch das böhmische Dorf Opuczna kam, sah er ein Mägdlein stehen, barfuß und im bloßen Hemde, die wusch sich in dem vorüberfließenden Wasser und gefiel dem Herzog alsobald so ausnehmend durch ihre Schönheit und Einfalt, daß er sie zu sich auf sein Roß hob und in sein Schloß führte. Daselbst ließ er der Jungfrau herrliche Kleider anlegen, rief seine Untergebenen und verkündigte ihnen, er wolle dies Mägdlein heirathen. Aber die stolzen Ritter murreten, daß sie sollten einer Bauerndirne das Knie beugen und sprachen ihr Mißvergnügen laut aus. Da erzürnte Udalrich und sprach: „Was seid ihr doch für Narren. Geziemt es einem Böhmen-Fürsten nicht ein Weib aus seinem heimischen Stamme zu heirathen, oder wollt ihr lieber eine fremde Fürstin zu eurer Herrin haben? Ich sage euch aber, daß es in meiner Macht steht, in einer einzigen Nacht aus dieser Bauerndirne eine Herzogin zu machen." Also sprach er und lachte. Da waren es die stolzen Böhmen zufrieden und die Hochzeit ward gefeiert mit großer Pracht und Herrlichkeit.

24. Herzog Brzetislaw.

Balbin. Epit. III. c. 11. p. 165. Miscell. 7. sect. 1. c. 171. Chron. Sax. c. 171. p. 248. Hagec, Chron. Boh. p. 199. Carpzov, Ehrentempel S. 30.

Udalricus hatte einen Sohn Namens Brzetislaw, das war ein gar tapferer und kühner Jüngling, und als er zur Herrschaft kam, holte er, dessen Mutter eine Bäuerin gewesen war, sein Weib aus königlichem Stamme. Denn er hatte eine herzliche Neigung gefaßt zu Kaiser Konrad's II. Tochter, Namens Judith. Und als sie in's Jungfrauenkloster nach Regenspurg gegangen war, ließ er sich doch nicht abhalten, um sie zu werben. Aber es war Alles umsonst und er beschloß, sie mit Gewalt zu entführen. Er zerhieb mit einem Schlage die große Kette, die das Kloster umgab, drang in's Kloster, raubte die königliche Jungfrau und floh mit ihr in's Böhmerland.

25. Herzog Spitigneus.

Hagec, Chron. Bohem. p. 212. Balbin. Miscell. 7. sect. I. c. 21. p. 78. Carpzov, Ehrentempel S. 30.

Spitigneus II., Herzog von Böhmen, war ein grausamer Herr, konnte die Deutschen nicht leiden und gab einmal den Befehl, es sollten innerhalb dreier Tage alle Deutschen das Land verlassen.

Aber eines Nachts erschien ihm der heilige Veit im Traume, hielt ihm seine Bosheit vor und redete ihm so derb in's Gewissen, daß Spitigneus nachmals aus einem sehr bösen der allerbeste Herr geworden ist.

Von Wiprecht von Groitsch, Markgrafen der Lausitz.

Historia de vita et rebus Viperti in Hoffm. Script. rer. Lus. I. 1. Schöttgen, Historie Graf Wiprechts. Chronica von dem loblichen, thewren Helde, Graf Wiprechten zu Groitsch, gedr. zu Eisleben 1584. Historia gantz lustig zu lesen, von dem tewren Kriegshelden, hochberühmten Fürsten und Edlen Herrn Wiprecht, Marggraffen zu Lausnitz ꝛc., von Brotuff. Leipzig 1556.

26. Von des Grafen Wiprecht Vorfahren, Abkunft und Geburt.

Es war ein König von Deutschland mit Namen Emelreich, der hatte zwei Brüder, Ditmar von Verden und Herlib von Brandenburg. Herlib hatte drei Söhne, Emelreich, Friedel und Herlib, welche die Harlunger geheißen wurden. Herlib heirathete die Tochter des Königs von Norwegen und pflanzte sein Geschlecht durch zwei Söhne fort, von denen er den einen Svetibor, den andern Wulf nannte. Svetibor zeugte den Scambor und seine Brüder. Wulf erlangte die Herrschaft über die Pommern, wurde aber nachher aus dem Lande vertrieben und floh zu dem Könige der Dänen, heirathete dessen Tochter, und als der alte König starb, tödtete er seine Schwäher, die ihm vormals viel Uebles gethan, und ward König von Dänemark. König Wulf zeugte drei Söhne, Otto, Hermann und Wiprecht. König Wulf ward sehr alt und war so geliebt von seinem Volke und so gefürchtet von seinen Feinden, daß ohne ihn nichts ausgerichtet wurde, und da er nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, banden sie ihn auf das Roß und führten ihn in die Schlacht und sein Anblick erschreckte die Feinde, daß sie flohen, so weit sie konnten. König Wulf starb und ward begraben nach heidnischer Sitte. Da wurden aber seine alten Feinde wieder mächtig und verjagten seine Söhne. Otto floh nach Griechenland, Hermann nach Rußland und nur Wiprecht behielt einen Theil des väterlichen Erbes und regierte im Balsamerlande. Es war aber das Balsamerland ein Gau in der alten Mark bei Salzwedel, Osterburg und Arneburg und hat seinen Namen von einem Flüßchen, welches noch heutigen Tages der Balsamerbach genannt wird. Und Wiprecht war ein gar tapferer Held und sein bester Freund war Goswin Graf von Leige. Der gab ihm seine wunderschöne Tochter Sigena zur Gemahlin und eine große Mitgift an Gold und Ländereien. Und Sigena gebar ihm einen Sohn und er nannte ihn Wiprecht. Das ist Graf Wiprecht von Groitsch, nachmals Markgraf der Lausitz, und dieses ist sein uraltes ruhmreiches Geschlecht.

27. Wie Wiprecht mit dem Kaiser nach Welschland zieht.

Kaiser Heinrich IV. zog über die Alpen, seine treulosen Dienstmannen in Italien zu züchtigen. Wiprecht aber war einer seiner tapfersten Degen und zog Allen voran mit Borvi, dem Königssohne von Böhmen, denn er hatte dem Böhmerherzoge Wratislaw die Königskrone verschafft.

Und sie verwüsteten Lombardien und kamen nach Rom und schlossen es ein. Sie belagerten aber die heilige Stadt drei Jahre lang. Die Römer

machten einen Ausfall und es war eine heiße Schlacht. Und König Heinrich focht bis ihm die Hand steif wurde. Da schlug ihm ein Römer das Schwert aus der Hand. Der König rief nach Wiprecht. Und Wiprecht eilte herzu und gab dem Kaiser sein eigenes Schwert.

Und Wiprecht hatte einen gewaltigen Schild in der Hand. Mit dem schlug er auf die Römer ein, und hatte kein Schwert und trieb allein mit seinem Schilde die römischen Krieger vor sich her an die Mauern der Stadt. Und war seit Simson's Zeiten solch ein Held nicht erfunden worden.

28. Wie durch Wiprecht Rom erobert wird.

Es hatte aber Wiprecht unter den Seinigen einen gescheidten Kerl, mit Namen Ras. Den schickte er bei Nacht unter die Mauern der Stadt, zu erforschen, wo etwa eine unbewachte Stelle wäre. Denn die Römer sind leichtfertige Leute. Und Ras fand eine Mauer, da war kein Wächter dabei. Solches meldete er dem Grafen, und Wiprecht nahm zwei Leitern und einige von den Seinigen, und sie erstiegen unbemerkt die Mauern. Ras zuerst und Wiprecht zur Zweit und vierzig Mannen Wiprechts hinterdrein. Und ließen's dem Könige sagen und der König kam herbei mit großer Kriegsmacht und hieb die Thore entzwei. Die Römer aber schrieen sehr und wehrten sich tapfer; aber es half ihnen nichts. Also ward durch Wiprecht's Witz und Kühnheit Rom erobert.

Der Papst aber wollte durch die Peterskirche in das Haus Theodorich's fliehen. Da verlegten ihm die Deutschen den Weg und so wurden die Römer in der Kirche eingeschlossen. Und waren darin drei Tage lang und machten häufige Ausfälle durch die Kirchthüren, wehrten sich tapfer. Da nahm Wiprecht einen großen Balken und wie sie wieder einmal zurückflohen durch die Thüre, warf er den Balken dazwischen, stürmte nach und eroberte also die Peterskirche. Da floß in dem heiligen Gotteshause das Menschenblut wie das Wasser in dem Tiber.

29. Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt.

Es waren aber bei dem Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Halberstadt und Münster und andere Fürsten und Herren aus dem Gefolge des böhmischen Königssohnes. Und es kam die Rede auf Wiprecht und sie rühmten alle seinen Heldensinn und seine Tapferkeit und sagten, er sei der unerschrockenste Degen wohl auf der Welt. Der Kaiser sprach: Ist dem also, wohlan, so lasset uns eine Probe anstellen, ob es nicht möglich wäre, ihn zu erschrecken. Gehet hin zu Wiprecht und holt ihn flugs zu mir. Und es ging einer, ihn zu holen. Es war aber da in einem verschlossenen Hause ein wüthender Löwe, den befahl er, auf den Hof hinaus zu lassen. Der Löwe kam heraus und brüllte furchtbar und alle Anwesenden

flohen an sichere Orte. Graf Wiprecht aber wußte von dem Handel nichts und schritt ruhig in den Hof hinein. Der böhmische Königssohn wollte ihn flugs warnen, aber schon kam der Löwe auf ihn zugesprungen mit wüthendem Brüllen. Wiprecht heischte auf der Stelle sein Schwert, das sein Schildknappe hinter ihm her trug, aber der treue Diener warf sich für seinen unbewaffneten Herrn dem wilden Thiere entgegen. Doch Wiprecht war nicht der Mann, der sich auf anderer Leute Kraft verlassen wollte. Er ergriff seinen Knappen, warf ihn zurück und fiel ohne Waffen mit beiden vorgestreckten Fäusten den Löwen an und zerzauste ihm mit seiner Riesenkraft also die Mähne, daß das Thier ganz demüthig ward und bald von ihm abließ. Die Fürsten aber sahen hinter den Pfeilern versteckt das Schauspiel an und staunten über des männlichen Helden große Kühnheit.

Wiprecht aber ließ den Löwen und ging ruhigen Schritts, als sei nichts geschehen, hinauf zum König, trat hin und fragte, was der König von ihm begehre und warum er ihn habe holen lassen.

Der König sprach: „Warum? Um deines eignen Heils willen, denn nun haben wir durch einen Versuch erprobt und wissen in der Wahrheit, daß dir allewege das Glück hold ist.“ Dem Grafen aber genügte diese Antwort nicht. Da sagten ihm die Fürsten den ganzen Handel. Aber Wiprecht ward zornig und sprach zum Könige: „Du hast meine treuen Dienste schlecht belohnt. Ich bin deiner Fahne gefolgt nicht zum eitlen Spiele, sondern zum ernsthaften Kampfe. Ich habe dir redlich gedient sammt meinen Mannen und bin in allen Abenteuern der Anführer und Vorsänger gewesen. Das mögen mir Alle bezeugen, die solches hören. Nun aber mag ich dir nicht länger dienen. Ich gehe hinfort zu anderen Fürsten, die meine Dienste besser lohnen und mich nicht um eitler Augenweide willen den wilden Thieren preisgeben.“ Also sprach der mannliche Held und der König fing an, sich schier vor ihm zu fürchten.

Wiprecht aber ging stolz in seinen Waffen davon.

30. Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründete.

Nachdem der Kaiser den Grafen Wiprecht wieder ausgesöhnt, ihn mit vielen und großen Ländereien beschenkt und ihn endlich zum Markgrafen der Lausitz eingesetzt hatte, ist Wiprecht noch oft zu Felde gezogen und hat noch manche Fehde ausgefochten. Sein treuer Freund aber, der König Wratislaw von Böhmen, gab ihm seine schöne Tochter Judith zum Weibe und sie brachte ihm als Morgengabe den Gau Nisin und das Land Budissin mit, welche Länder bis dahin zu Böhmen gehört hatten. So ward Graf Wiprecht einer der mächtigsten Herren im ganzen deutschen Reiche. Aber als er alt wurde, da dachte er ernstlich an seiner Seelen Seligkeit und es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er zu Rom die Schwelle des heiligen

Apostels mit Blut befleckt und daß er einst zu Zeiz die Kirche des heiligen Jakob verbrannt hatte. Und es kam über ihn eine große Sündenangst und eine heftige Reue. Da berieth er sich mit den Bischöfen zu Magdeburg und Merseburg und pilgerte endlich nach Rom, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen und netzte mit Thränen die Stätte, wo er einst Blut vergossen. Und als er dem Papste alle seine Sünden gebeichtet, wallfahrtete er weiter nach Hispania zum Patriarchen von Campostella, und der Patriarch von Campostella gab ihm auf, die Kirche zu St. Jakob, die er verbrannt, wieder aufzubauen und auch ein Kloster dabei zu stiften und verehrte ihm eine kostbare Reliquie, den Daumen des heiligen Jakob, segnete ihn und ließ ihn ziehen. Da kam Wiprecht zurück nach Groitsch und die Seinen empfingen ihn mit großer Freude. Bald darauf kam er durch ein Dorf, Hila genannt, daselbst war ein armseliges Kirchlein. Wiprecht ging hinein zu beten, denn es war seine Gewohnheit, ohne Andacht bei keiner Kirche vorüberzufahren, und einer seiner Getreuen, Namens Geißler, war mit ihm. Und als er aufstand vom Gebet, siehe, da that sich der heilige Schrein über dem kleinen Altare von selber auf gleich einem Buche und ein heller Glanz strömte heraus und das Herz des tapferen Mannes erbebte vor Schrecken. Da hatte er fürder keine Ruhe und erbaute alsogleich das Kloster zu Pegau und trug mit eigenen Händen zwölf Körbe voll Steine an die zwölf Ecken des heiligen Gebäudes und ließ sie weihen zu Ehren der heiligen Mutter Maria und des heiligen Apostels Jakobus.

31. Wiprecht's Schätze.

v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, II. 403.

Wiprecht, obwohl er viele Kirchen und Klöster gar reichlich bedacht, hat doch unermeßliche Schätze aufgesammelt. Davon geht im Volke die Sage, daß er, als anno 1116 die Schlacht vom Kaiser Lothario mit Böheimb verloren worden, alle seine Baarschaft an Kleinodien und Silbergeschirre mit Hülfe seines Kämmerlings an der Sala an gewisse Oerter vergraben. Darauf seien sie Beide in den Krieg gezogen und darin erschlagen worden. Der Schatz aber liege noch an seinem Orte und sei mehr als eine Million an Werth.

32. Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete.

Chron. Mont. Ser. ad a. 1177. ap. Mencken II. col. 196. Annal. Vet. Cell. ad eundem annum cf. Luden XI. S. 376. und Raumer's Hohenstaufen II. 262.

Zur Zeit als Kaiser Friedrich der Rothbart des deutschen Volkes König war, da war Dietrich, Konrad's Sohn, ein Markgraf der Lausitzer, und war ein gar tapferer unerschrockener Herr und treuer Dienstmann des Kaisers.

Es war aber dazumal Krieg in Welschland und der Herzog von Sachsen (Heinrich der Löwe) war dem Kaiser ungetreu, aber Markgraf Dietrich blieb bei seinen Heeren wie im Glück so im Unglück. Da ward bei Legnano eine große Schlacht geschlagen und der Kaiser ward besiegt und zog nach Venedig um Frieden zu machen mit dem Papste.

Der kam gar stolz zu Roß einher gesprengt und der Kaiser ging ihm entgegen, beugte seine Kniee vor ihm und hielt ihm demüthig den Steigbügel.

Da juckte den Papst der Hochmuth und setzte seinen Fuß auf Kaiser's Nacken und sprach: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen".

Und Markgraf Dietrich stand auch dabei, der ergrimmte im Herzen über die Schmach, rief seinem Herrn zu: „Mein Kaiser, man beschimpfet deine Würde" und schritt mit wüthender Geberde auf den Papst los. Da erschrak der feige Wälsche und es reute ihn sein Uebermuth, hob schnell den Kaiser auf, küßte ihn in großer Hast und sprach, er wolle den Kaiser nicht loslassen, bis er ihm Leib und Leben zugesichert hätte.

Zweite Abtheilung:

Schildsagen.

Es war aber dazumal Krieg in Welschland und der Herzog von Sachsen (Heinrich der Löwe) war dem Kaiser ungetreu, aber Markgraf Dietrich blieb bei seinen Heeren wie im Glück so im Unglück. Da war bei Legnano eine große Schlacht geschlagen und der Kaiser ward besiegt und zog nach Venedig um Frieden zu machen mit dem Papste.

Der kam gar stolz zu Roß einher gesprengt und der Kaiser ging ihm entgegen, beugte seine Kniee vor ihm und hielt ihm demüthig den Steigbügel.

Da juckte den Papst der Hochmuth und setzte seinen Fuß auf Kaiser Nacken und sprach: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten junge Löwen und Drachen".

Und Markgraf Dietrich stand auch dabei, der ergrimmte im Herzen über die Schmach, rief seinem Herrn zu: „Mein Kaiser, man beschimpfet deine Würde" und schritt mit wüthender Geberde auf den Papst los. Da erschrak der feige Wälsche und es reute ihn sein Uebermuth, hob schnell den Kaiser auf, küßte ihn in großer Hast und sprach, er wolle den Kaiser nicht loslassen, bis er ihm Leib und Leben zugesichert hätte.

t S. 73.

:m Land
ß, denn
und an=
ıehmſten
es Land
ſchanzen

hen, aus
(No. 7.)

)en An=
t wenig
ı. Und
ſtlich in
nitz und
ht wenig
.uberiſchen
)en gethan.
ı, haben ſich
ſich in bemeld=
)l verhalten die

II.

Schildsagen.

33. Alter Adel in der Lausitz.

I. Rosmanni Pompa Regii ingressus init. Chytraei Chronologia or. III. II. Meißn. L. u. B. Chronik S. 73. Rivander genealogia Bibersteiniorum.

I.

„In alten Chroniken ist zu lesen, daß man vor Alters in keinem Land habe beherzter, kühner und männlicher Volk gefunden als in Lausnitz, denn als Kaiser Carolus M. so ernste Musterung in Sachsen, Meißen und andern Orten wegen der christlichen Religion gehalten, da sind die vornehmsten ritterlichsten Helden und Adelspersonen mit ihrem besten Volke in dies Land Lausnitz geflohen, weil sie sich mit Niederfällen der Bäume haben verschanzen können und daraus dem Feinde trefflichen Widerstand gethan."

Anmerk. Daß die Sage auch von einem noch viel älteren, und zwar einheimischen, aus heidnischen Slavenzeiten herstammenden Adel weiß, haben wir bereits oben (No. 7.) gesehen.

II.

„Viele adelige Geschlechter in diesen Landen haben einen gleichen Anfang und sind aus der Schweiz gebürtig, daraus es vor Zeiten nicht wenig tapfere Leute gegeben, die zu gebrauchen gewesen und passiret haben. Und sind Anno 965 in dem großen vielfältigen Einfall der Vandalen erstlich in diese Lande kommen, weil dieselben Völker dieser Gegend in Lausnitz und Schlesien großen Schaden mit Mord und Brand angerichtet und nicht wenig zugesetzet. Auf der andern Seite haben sich diese Lande auch der räuberischen Völker der Hunnen besorgen müssen, die bisweilen großen Schaden gethan. Als hat man wegen solcher Einfälle in steten Furchten gestanden, haben sich auch um wohlversuchte Rittersleute trefflich bemühet. Und als sich in bemeldtem Einfall der Vandalen in diesem Lande vor andern wohl verhalten die

Herren Wenceslaus von Zedlitz und Hans von Nostitz, welche zwo leibliche Schwestern gehabt, als sind in großer Autorität und Ansehen bei allem Volke kommen, ihnen ist auch frei zugelassen worden, einen Ort zu ersehen, welcher ihnen am bequemsten oder wo sie am liebsten wohnen möchten, ihren adeligen Rittersitz zu halten. Fast um diese Zeit haben auch die Herren von Biberstein ihren Anfang genommen.

Anmerk. 1. Die Tapferkeit der Nieder-Lausitzer Ritter aus der Zeit der Hohenstaufen ist bezeugt im Titurel des Wolfram v. Eschenbach, Cap. 16:

„Aus Lucesitze, der Marke
Dar kamen die wol wessen
Was do hieß ritterliche That, die starke."

Ennickel's österreichische Reimchronik sagt von den Budissiner Rittern, die 1245 ihrem Könige in Kriegsnoth zu Hilfe eilten:

„Da cham die von Budissein
Und wern es ritter von dem rein
geweßen, ez wär genug.
Sie waren behend und klug.
— — — —
Die freuten sich ir manheit
Des warn sie gar onverzait."

2. Hier dürfte der Ort sein, eines eigenthümlichen Rechtes des Oberlausitzischen Adels zu erwähnen, das bis zum Jahre 1780 in Gebrauch gewesen ist.

Das ritterliche Recht des „Vorrittes" wurde im J. 1544 von Kaiser Ferdinand I. dem Oberlausitzischen Adel erneuert und es bestand darin, daß das allgemeine Lehnrecht, nach welchem ein Lehen nicht verkäuflich war, weil es an den Lehnsherrn fiel, sobald das Geschlecht ausstarb, für den Oberlausitzer Adel in solchem Umfange nicht existirte; sondern jeder Ritter durfte das Lehngut verkaufen, wenn er keine männlichen Erben hatte. Nur mußte er darthun, daß er nicht altersschwach und impotent wäre, und zum Beweise dessen in Gegenwart des Landvogts in voller Rüstung erscheinen und ohne Hülfe ein „hengstmäßiges Pferd" besteigen und einen Ritt machen.

Das älteste Beispiel ist vom Jahre 1529, wo ein Anton von Schreibersdorf sein Lehngut an Töchter vererben wollte, das jüngste vom 25. November 1777, wo ein Graf von Hoym sich expreß dazu eine vollständige neue Rüstung machen ließ und unter großen Feierlichkeiten auf dem Schloßhofe zu Budissin den Vorritt that. (Carpzov's Ehrentempel I. 152. Corp. jur. Lusat. Bud. 1710. 197. 463. Preusker II. 223. Weitere Literatur darüber verzeichnet Peschek in seiner Literatur der Oberlaus. Alterthümer. 1848. S. 159.)

34. Bünau.

Peccenstein, Theatrum Sax. I. pag. 48. Gauhen I. 215. König, sächs. Adelshist. II. S. 211.

Die Familie der von Bünau stammt her von den italienischen Herrn und Fürsten de Pedemonte oder Piemont. Graf Thomas von Savoien vertrieb sie und zog ihre Besitzungen ein, als er sich 1232 des Herzogthums bemächtigte. Sie wendeten sich zwar an den Kaiser Friedrich II. und baten ihn um Hülfe, allein dieser hatte damals für sich selbst so viel zu thun,

daß er sich kaum retten konnte. Auch andere deutsche Fürsten nahmen sich ihrer nicht an, und so mußten sie viele Jahre im Elende herumirren, sich am Ende zu Ruhe geben und sehen, wo ein jeder sich niederlassen konnte. Ihr Wappen, ein Löwenkopf, der in seinem Maule eine Lilie hält, beweiset ihre Abstammung. Denn es kommt ganz mit dem alten piemontesischen überein. Vor 500 Jahren war das Geschlecht in Gefahr ganz auszusterben. Es waren nur noch drei Personen, Rudolph, Günther und Heinrich vorhanden. Diese hatten aber alle zahlreiche Nachkommen, und die Familie kam durch sie wieder zu Glück, Gut und Ansehen. Seitdem ist es bei den Bünau's Sitte geworden, diese drei Taufnamen fort und fort zu gebrauchen und den Söhnen keinen andern beizulegen. Nach einer anderen Sage ist diese Sitte ein Privilegium, welches sich ein Heinrich v. Bünau, welcher Erzbischof und Kurfürst von Mainz gewesen, vom Kaiser Konrad III. ausgebeten habe, als er ihn im J. 1138 krönte. — Auch weiß man in diesem Geschlechte von einem Talisman, der besteht in drei Brodchen, die der Ahnherr der Bünau einst von Zwergen geschenkt bekam, die er zufällig belauschte, als sie eine Hochzeit feierten.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 26. Anm. — Die drei Brodchen hängen zusammen mit den drei Stammhaltern der Familie; denn Brode bedeuten Fruchtbarkeit und sind Heilmittel gegen das drohende Aussterben. Vgl. Th. I. No. 27.

35. Callenberg.

Gauhen I. S. 232. Angelus, Märk. Chr. S. 39.

Das Stammschloß der Grafen Callenberg liegt in Westphalen bei Warburg. Es ward von einem der vier Ritter erbaut, welche Kaiser Karl der Große nebst einem Grafen von Oettingen im J. 804 in jene Gegend schickte, um dem fortgesetzten Götzendienste der heidnischen Einwohner zu steuern. Als Heinrich der Vogler die Wenden in der Mark bekriegte, kamen mehre Callenberge nach der Stadt Brandenburg und ließen sich dort nieder. Galle von Callenberg zog 1093 mit gegen die Saracenen.

Anmerk. Die Freiherren von Callenberg besaßen lange Zeit die Standesherrschaft Muskau. Curt Reinecke von Callenberg ist verflochten in die Th. I. No. 134 b. mitgetheilte Sage.

36. Carlowitz.

Gauhen, Adelslex. I. 240. König, Adelshist. I. 112. Großer, L. M. III. 44.

Das Geschlecht der von Carlowitz hat mehre Ursprungssagen. Nach der einen war der Ahnherr des großen Kaisers Karl vornehmster Rath und wurde von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, namentlich in

den Kriegen gegen die Slaven, weshalb ihm diese den Namen beilegten, der so viel bedeutet als Karl's Licht. Eine andere Sage läßt die Herren von Carlowitz aus königlich französischem Geblüte entspringen. König Ludwig VIII. von Frankreich hatte einen Sohn, Karl I., welcher 1266 König von Neapel und Sicilien ward. Karl II., des ersten Sohn und Nachfolger, hinterließ sechs Söhne, von denen der jüngste, Johann, die Mechthilde, Prinzessin von Achaja, heirathete und durch sie Herzog von Durazzo wurde. Ein Enkel dieses Herzogs Johann, mit dem Beinamen Horwat, gelangte zur Würde eines Banus oder Statthalters von Kroatien und brachte es dahin, daß nach König Ludwigs Tode die Ungarn seinem Bruder, Karl dem Kleinen, König von Neapel, im J. 1386 die Krone antrugen und aufsetzten. Allein dieser wurde sehr bald auf Veranstaltung der Wittwe König Ludwigs und ihrer Tochter Maria ermordet. Da entbrannte Johann Horwat von tödtlichem Hasse, ließ die Königin nebst der Prinzessin auf der Straße überfallen, ihr Geleit niederhauen und sie selbst an den Haaren fortschleppen. Elisabeth ersäufte er im Flusse Bozota und Maria wurde in das Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder entlassen, da ihr Bräutigam, der nachmalige Kaiser Sigismund, mit einem Heere heranzog, um sie zu befreien. Obwohl sie eidlich hatte geloben müssen, sich an Johann Horwat nicht zu rächen, so ruhte sie nicht eher, als bis Sigismund ihn in Possega und Dobor belagern, gefangen nehmen und in Stücke hauen ließ. Johann Horwat hatte einen Sohn Karl, dem der Kaiser Verzeihung angedeihen ließ und mit mehren Gütern in Kroatien und Slavonien beschenkte. Dort baute er zwischen Scherwich und Griechisch-Weißenburg ein Schloß, das er Carlowitz nannte.

Die Bulgaren singen noch ein Lied von Marco Carlowiczo, welcher mit seinen ritterlichen Genossen sich lange Zeit in einem festen Schlosse gegen die Türken gehalten bis er der Uebermacht erlegen. Seinen Tod rächte ein treuer Diener an dem Sultan Murad I., indem er ihn erstach, während dieser ihm den Fuß zum Kusse darreichte.

37. Debschitz.

Sinapius, schles. Curiosit. I. 328.

Zu den Zeiten der alten slavischen Könige, in den Kriegen mit den Franken, kam einst ein Heerhaufen an einen See und die Anführer berathschlagten, ob es möglich sei, darüber zu kommen. Während sie noch hin und her redeten, sprengte ein Obrister mit seinem Pferde hinein, setzte glücklich darüber und kehrte mit einem Seeblatte auf seinem Speere in's Lager zurück. Als nun der König dadurch in Erfahrung gebracht, daß der See zu passiren sei, ist das Heer glücklich hindurch geführt worden. Der muthige Krieger aber wurde zum Ritter geschlagen, ihm ein Seeblatt in das Wappen gesetzt

und derselbe fortan Debschitz, d. i. der Taucher, genannt. Denn der Name kommt her von dem polnischen Worte topin, untertauchen.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 183. u. No. 349.

38. Einsiedel.

Gauhen, Adelslex. I. 364. Peccenstein S. 73.

Die Grafen und Herren v. Einsiedel führen einen Einsiedler im Wappen. Das kommt davon her. Graf Berthold's von Sulzau Gemahlin war kinderlos und lag Gott in heißen Gebeten um eine Leibesfrucht an, that auch das Gelübde, das Kind, welches er ihr schenken würde, dem Herrn zum Dienste zu weihen. Sie gebar nun einen Sohn Grubo. Derselbe wurde also geistlich und wohnte lange als Einsiedler in einer einsamen Gegend Böhmens, wo er sich eine Kapelle gebaut hatte. Nachher aber verließ er seine Zelle, zog in den Krieg, nahm ein Weib und wurde der Stammvater derer von Einsiedel. Dies geschah um das Jahr 1280.

Nach einer andern Sage hieß der Sohn Meginrad (Meinrad, Meinhard). Der lebte als Einsiedler um's Jahr 850 in den böhmischen Wäldern, aber er war — damals vor Einführung des Cölibats ging das noch — beweibt und gründete ein zahlreiches Geschlecht. Einer seiner Nachkommen, der im J. 1280 lebte und Grubo hieß, ging endlich in die Welt zurück.

Anmerk. Die Schweizersage (Stumpf, Schweizer-Chronik. Zürich 1548. fol. S. 106) erklärt jenen Meinrad identisch mit dem heiligen Meinrad, der von Räubern erschlagen wurde und ungerächt blieb bis Raben die Rolle der Kraniche des Ibykus spielten. Vgl. I. 13.

39. Ende.

Peccenstein S. 102.

Das alte Geschlecht derer am Ende, das schon bei Gelegenheit eines im J. 996 in Braunschweig gehaltenen Turniers erwähnt wird, hat ursprünglich den Namen Wolfsberger geführt. Diese sind mit dem fränkischen Geschlechte der Wolfskehler in eine lange Fehde gerathen, bis endlich ein Fürst von Sachsen sich in's Mittel gelegt hat, nnd weil die Wolfsberger ganz unversöhnlich gewesen sind, so soll er gesagt haben, es solle einmal ein Ende sein. Dieser Machtspruch drang durch und zur Erinnerung daran nahmen die Wolfsberger den Namen am Ende an.

40. Flemming.

Gauhen I. 408. Großer III. 45. Jo. Friedr. Schmidt, Geneal. der v. Flemming.

Die Grafen und Freiherren v. Flemming stammen von den alten Flaminiern, einem tapfern römischen Geschlechte her. Einige von ihnen kamen zu Zeiten des Agricola nach Britannien und breiteten sich dort aus. Aus Schottland segelte mit einem Kriegsschiffe ein Flemming nach Pommern und von dort aus siedelten sie sich auch in der Lausitz an.

41. Frankenberg.

Sinapius I. S. 29.

Die Grafen von Frankenberg führen drei Ziegel im Schilde und einen Fuchs auf dem Helme. Sie stammen ab von dem tapfern messenischen Generale Aristomenes, der um das Jahr der Welt 3541 lebte. Dieser wurde einst von den Lacedämoniern gefangen und in eine gemauerte Grube geworfen, darinnen er sterben sollte. Er entdeckte aber ein Loch, welches ein Fuchs unter der Mauer durchgegraben, brach einige Ziegeln aus und entkam also glücklich.

42. Gersdorff.

Gottl. Pietschmann, memoria familiae Gersdorffiorum in Hoffm. script. Tom. I. P. 11. p. 154. Henelii silesiogr. II. 498. Frenzel, nomenclator in script. II. 39. Ejd. Lex. slav. I. 808. msc.

Es war ein König von Burgund, der hieß Rudolph; auf dessen Befehl wurde ein Edelmann hingerichtet, der eine Jungfrau geraubt hatte. Der Edelmann hatte einen Sohn, der war jung und bartlos, der wollte seinen Vater rächen, verkleidete sich als ein Mädchen und kam an den Hof, wo er unter die Dienerinnen der Tochter des Königs aufgenommen wurde. Eines Abends, als er wußte, daß die Hofleute hoch bankettirten und voll süßen Weines waren, verleitete er die junge Königstochter in den Garten spazieren zu gehen. Von dort aus führte er sie immer weiter in's Feld hinein, in der Absicht, sie zu entführen und verbarg sich mit ihr in ein Gerstenfeld. Bald aber merkte es das Hofgesinde und sagte es dem Könige an, daß die Prinzeß abhanden gekommen. Und der König schickte Alle fort, das Töchterlein zu suchen. Da war einer, Namens Heinrich, des Erasmus Steindorf, eines tapfern Kriegers Sohn, der hatte das Glück sie in dem Gerstenfelde aufzufinden und den Räuber festzuhalten. Dafür erhob der unglaublich erfreute König ihn in den Adelstand, wandelte seinen Namen aus Steindorf in Gerstdorf und setzte ihm auf sein Wappen als Helmzier eine Pagenmütze und zwei Büsche Gerstenähren statt eines Federbusches, darum daß er aus dem Gerstenfelde die Prinzessin in die Arme des besorgten Vaters zurückgeführt und von großem Unheil errettet hatte.

Anmerk. Vgl. I. 153. 199. 283. II. 73. 241. 258. 298.

43. Grünwald.

Gauhen II. 382.

Jakob Klinckebeil, herzoglich merseburgischer Kammerrath und Salzhauptmann in Guben, war auch ein Dichter und gab unter Anderem heraus „den heilig-Lob-erschallenden Grünwald". Dieses Gedicht widmete er dem Kaiser Leopold, und der ward davon so entzückt, daß er Jakob Klinckebeil unter dem Namen von Grünwald in den Adelstand erhob.

44. Haugwitz.

König, Adelshist. I. 464. Gauhen, Adelslex. I. 596. Großer, Merkw. III. 46. Bohusl. Balbini memoriae et documenta quaedam generosissimae stirpis heroum Haugwitziorum de Biskupitz.

Als Karl der Große vom Jahre 772 an drei und dreißig Jahre lang die Sachsen bekriegte, hat sich unter anderen Feldobristen einer mit Namen Hug oder Hugo vorgethan, und durch besonderen Witz und Verstand, guten Rath und kluge Anschläge die Ober- und Niedersachsen mit ihrem Könige Wittekind bezwingen und zum christlichen Glauben bringen helfen. Daher hat ihm der Kaiser den Beinamen Witz und einen gehörnten Widderkopf, als Zeichen der Tapferkeit, in's Wappen gegeben. Von diesem Hugo stammen die Herren v. Haugwitz. Das ist die deutsche Sage, die böhmische lautet anders.

Zu den heidnischen Zeiten unter den deutschen Königen wurde einst einem kriegserfahrnen Ritter eine Burg anvertraut, um sie gegen die Feinde des Vaterlandes zu behaupten; die Feinde rückten an und bestürmten sie mächtig, wurden aber von dem heldenmüthigen Befehlshaber tapfer zurückgeschlagen. Als sie nun sahen, daß sie mit Gewalt nichts ausrichteten, beschlossen sie, die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen und umringten die Burg so, daß Niemand mehr herauskonnte, ohne ihnen in die Hände zu fallen. Schon litten die Belagerten große Noth und dachten darauf, sich mit der Burg den Feinden zu übergeben. Der Befehlsaber allein widerstand jeder Aufforderung und hielt die hungernden Krieger mit der Hoffnung, daß der König ihnen bald zu Hülfe kommen würde. Allein von Tage zu Tage ward vergeblich auf Entsatz gewartet. Da wandte endlich der kluge Befehlshaber eine Kriegslist an. Er ließ den einzigen Widder, den sie noch in der Burg hatten, schlachten, mit seinem frischen Blute alte Ochsenhäute befeuchten und sie wie zum Trocknen im Angesichte der Belagerer aufhängen. Als diese die Ochsenhäute erblickten, meinten sie, man habe in der Burg nicht nur Getreide und Brod, sondern auch Fleisch genug, verzweifelten daran sie auszuhungern und zogen ab. Hierauf kam der König zu den Seinen, und als er in der Burg nichts mehr fand als den Widderkopf, lobte er die Tapferkeit und List des Anführers und befahl, daß derselbe für immer einen Widderkopf im Schilde führen solle.

45. Kittlitz.

Frenzel, nomencl. in script. II. 33. Henelii Silesiogr. I. 503. Sinapius I. 192. Gauhen I. 763.

Die Freiherren v. Kittlitz stammen von einem slavischen Fürsten aus dem zehnten Jahrhunderte her, welcher die christliche Religion angenommen hatte. Ihr Wappen besteht in einem blauen Schilde, darinnen eine in drei Stücke getheilte goldene Kette zu sehen ist. Auch auf dem gekrönten Helme haben sie eine solche Kette. Als nämlich der Vater von seinen vier Söhnen die drei jüngeren entließ, damit sie sich an fremden Höfen durch ei-

gene Verdienste Ehre und Güter erwerben sollten, nahm ihre Mutter die goldene Kette vom Halse, zerriß sie in drei Theile und gab jedem Sohne zum Gedächtniß einen Theil davon.

46. Löben.

Gauhen I. 924.

Die Herren, Freiherren und Grafen v. Löben führen in ihrem Wappen ein Schachbrett und eine Mohrin. Sie erhielten dieses Schild auf folgende Weise. Im Jahre 723 spielte Daniel Loft, ein deutscher Kriegsmann, der in den Kämpfen gegen die Ungläubigen gefangen worden war, mit einer afrikanischen Königin Schach um seinen Kopf, den er gegen eine große Summe Geldes eingesetzt hatte, und gewann. Die Königin machte ihn hierauf zu ihrem Feldherrn gegen den Sultan von Aegypten, den er besiegte und gefangen nahm, und weil er überall in ihrem Dienste unerschrocken sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte, legte sie ihm den Namen „Leben" bei und genehmigte, daß er ihr Bildniß nebst einer Krone und einem Schachbrett in seinem Wappen führen durfte. Eine andere Nachricht sagt: Zur Zeit des constantinopolischen Königs Romanus Argyrus um's Jahr 733 ließ Daniel von Löben unter dem Könige Cambyses und seiner Gemahlin Peluſa in Afrika sich wider die Saracenen gebrauchen. Durch seine Tapferkeit stieg er bis zum Feldobersten, verrichtete viel rühmliche Thaten, wurde zum Ritter des löblichen uralten Ordens vom rothen und weißen Bande geschlagen und erhielt zum ewigen Zeichen und Gedächtniß eine Mohrenkönigin mit einem Halsgeschmeide und goldenen Armbändern.

Anmerk. Die Schildsage der Lynar ist enthalten in der Sage vom Schlangenkönig zu Lübbenau Th. I. No. 82.

47. Noſtiz.

Gauhen I. Sinapius, Schles. Curios. I. 68. II. 158. Frenzel, nomencl. in script. II. 52.

Das Wappen der Herren und Grafen v. Noſtiz zeigt im blauen Schilde zwei roth und weiß abgetheilte oder gewürfelte und die Spitzen auswärts kehrende Hörner. Diese Hörner haben an der Spitze eine Oeffnung und sind daher keine Büffelhörner oder Elephantenzähne, sondern musikalische Hörner, Krumbhörner oder Zinken. Denn Nossatecz heißt im Wendischen Krumbhorn, so daß also ihr Wappen zu den, den Namen des Geschlechts andeutenden, sprechenden gehört.

Anmerk. Vgl. I. 148. 333. II. 33. 262.

48. Oppel.

Gauhen I. 1135. Sinapius stemmat. III. 153.

Die v. Oppel führen einen Schiffshaken im Wappen, weil sie in einem Treffen mit den Sarazenen mit dergleichen Waffen den Feind in die Flucht geschlagen.

49. Pflugk.

Peccenstein S. 59. Gauhen I. 1180.

Primislaus, ein Bauer in dem böhmischen Dorfe Stadiz, saß einst — es war im Jahre 720 — auf seinem Pfluge und verspeisete guter Dinge sein Mittagbrod. Da erschienen bei ihm die Gesandten der Königin Libussa und begehrten ihn zu ihrem Gemahl und zum Herzoge von Böhmen. Er bedachte sich nicht lange, sondern verließ seinen Pflug, steckte seine Reute in den Erdboden und folgte dem zwiefach erfreulichen Rufe. Die Reute aber wurzelte wunderbarer Weise ein und fing an zu grünen. Darum nahm er sie nebst dem Pflugschaar in's Wappen, welches sein jüngster Sohn behalten und daher Pflug genannt worden. Dieser ist der Stammvater der genannten Familie, welche in der Lausitz das Schloß und die Herrschaft Sonnenwalde und andere Güter besessen.

50. Prittwitz.

Sinapius I. 730.

Die v. Prittwitz führen im Schilde ein Schachbret mit goldenen und schwarzen Steinen und auf dem gekrönten Helme ein Mohrenbild ohne Arme mit einer goldenen Hauptbinde, welchem etliche Tropfen Blut über das Gesicht laufen. Ihr Ahnherr war ein slavischer Krieger Namens Holub (Täuber, Columbus), welcher in mauretanischen Kriegsdiensten sich befunden und ein ausgezeichneter Schachspieler war. Eine Mohrenkönigin, die hierin auch erfahren war, höret ihn rühmen und bietet ihm eine Partie an. Er fragt: Was soll der Lohn des Gewinnes sein? Sie antwortet: Er soll dem Ueberwundenen das Spielbret um den Kopf schlagen. Er geht es ein, gewinnt und schlägt's ihr an die Stirne, daß sie blutet und verbunden werden muß. Den König erfreut der Witz und die Kühnheit des gemeinen Kriegers, er adelt ihn, macht ihn zum Hauptmann und giebt ihm den Namen Bretwitz.

51. Promnitz.

Sinapius I. S. 95.

Das hohe Geschlecht der Grafen v. Promnitz, welches Sorau lange besessen, ist von so grauem Alterthume, daß man seinen Ursprung nicht mit Gewißheit angeben kann. Insgemein leitet man es her von den Heneten oder Vandalen und vermuthet nur, daß der Urahnherr für die unerschrockene Tapferkeit, durch welche er mitten unter den feindlichen Pfeilen als ein hellstrahlender Stern vorgeleuchtet, den Pfeil mit den Sternen in's Wappen erhalten habe.

Anmerk. Vgl. I. 80. 172. 225. 229. 231. 233.

52. Rechenberg.

Gauhen I. 1332.

Die Herren v. Rechenberg führen fast dasselbe Wappen wie die von Haugwitz; denn jene stammen von diesen ab. Ihr Ahnherr ist Hans von Haugwitz. Als in der blutigen Tatarenschlacht bei Liegnitz 1241 die Feinde eine Anhöhe erstürmt und eingenommen hatten, rief Heinrich der Fromme ihm zu: „Hans, räche den Berg", worauf dieser sich an die Spitze eines Heerhaufens stellte und die wilden Horden von dem Berge vertrieb. Von dieser tapfern Kriegsthat war er fortan Rechenberg genannt. Anmerk. Vgl. I. 160. 339.

53. Reder.

Sinapius I. 121.

Die Grafen und Herren v. Reder führen ein Wagenrad von acht Speichen im blauen Schilde. Sie haben mit den böhmischen Grafen Kolowrat ein Wappen und einen Geschlechtsnamen: denn Kolowrat bedeutet so viel als einer der das Rad zurückziehet. Ihren Ursprung leitet dieses Geschlecht von einem tapfern Soldaten ab, der einstmals seines Fürsten rollendem Wagen, trotz der Stärke der flüchtigen Pferde, muthig in die Speichen gegriffen und ihn so vom Sturze in den Abgrund zurückgehalten.

54. Rohr.

Gauhen I. 1415. Sinapius II. 323.

Der Urahnherr der Herren v. Rohr war ein heldenmüthiger Krieger und kaiserlicher Feldhauptmann, dem um das Jahr 1100 die von den Türken besetzte Festung Petrinia in Croatien zu belagern und einzunehmen befohlen worden. Er hat diesen Befehl auch glücklich ausgeführt. Bei der Erstürmung derselben war er der erste auf der Mauer und riß mit eigner Hand die ersten Ziegeln heraus. Zum ewigen Andenken an diese That wurde ihm sein Wappen gemehrt und in einen blutrothen Schild die ausgebrochenen Ziegel, wie sie von der Mauer herabfallen, auf den Helm aber eine Krone und ein Kreuz gesetzt, welches von zwei Delphinen gehalten wird.

55. Rottenberg.

Sinapius I. 770.

Es war einmal zur heidnischen Zeit ein deutscher Fürst, der schlug seine Feinde bei Nürnberg auf das Haupt und verfolgte sie bis in's Gebirge. In diesem Gebirge war ein hoher Fels; auf diesem ließen sich öfter drei wunderschöne Jungfrauen in kostbarem Schmucke sehen. Der Fürst war neugierig und wollte gern wissen, was diese Erscheinung zu bedeuten habe, aber keiner seiner Hauptleute wollte sich in die Gefahr begeben, den Fels zu be-

steigen und die Sache zu untersuchen. Da trat ein unerschrockener Knappe hervor und erbot sich das Wagniß zu bestehen, erklomm auch wirklich den steilen Felsen und — was fand er? drei mit herrlichen Teppichen bedeckte Stühle und auf jedem Stuhle eine Rose. Mit kecker Hand griff er zu und brachte die Rosen seinem Herrn. Der schlug ihn alsobald zum Ritter und gab ihm in's Schild zwei rothe Rosen im weißen Felde und darunter eine weiße Rose auf einem rothen Felsen, auf den Helm aber zwölf Straußenfedern, sechs rothe und sechs weiße.

56. Schindel.

Sinapius, I. 820.

Einstmals verirrte sich der deutsche Kaiser bei Verfolgung eines Wildes auf der Jagd weit von den Seinen in einem undurchdringlichen Walde, und als er in Gefahr war, vor Hunger und Durst zu verschmachten und umzukommen, da fand ihn ein Schindelmacher, erquickte ihn mit Speis' und Trank und brachte ihn wieder zu seinem Jagdgefolge. Diesen Retter aus der Noth behielt der Kaiser bei sich, beschenkte ihn mit reichem Gute und gab ihm ein Wappen, welches in einem rothen Felde drei weiße Schindeln hat.

Das ist der Ursprung des altadligen Geschlechts der Herren v. Schindel.

57. Schimonsky.

Sinapius I. 819. Okolski orb. Pol. II. 356.

Die Herren v. Schimonsky führen zwei Monde und einen Degen im Schilde. Unter dem kühnen Könige Boleslaus Chrobry von Polen diente ein tapferer Soldat, Namens Ostoja. Der führte einst eine kühne Kriegsthat aus. Er überfiel zur Nacht mit einigen Tapfern die Wache des deutschen Königs und nahm sie gefangen, zog dann noch mehr Reiter aus dem Heere an sich, brach in das Lager der Feinde ein und eroberte es. Für diese That ward er zum Ritter geschlagen und ihm der Mond, der ihm dazu geleuchtet, und der Degen, der ihm dabei gedient, in's Wappen gesetzt.

58. Schlieben.

Meißn. L. u. B. Chronica S. 74.

Die Wenden werden noch an etlichen Orten Schluben genannt, als in der Nieder-Lausitz, wie denn auch anderthalb Meilen von Frankfurt a. d. O. ein Wasser ist, die Schlube genannt, und mag wohl sein, daß das edle Geschlecht der v. Schlieben in Lausitz und benachbarten Orten sammt der Stadt dieses Namens von diesen Völkern auch ihren Namen behalten, wie auch in den alten meißnischen Briefen gefunden ward, daß Edelleute von Schlieben vor Zeiten die von Slobin, Slubin und Schluben sind genannt und geschrieben

worden. Wie denn ebendaſelbſt noch ein Geſchlecht die Stodderheym geheißen ſind, welche von den alten Wenden, den Stoderanis, ſo nach etlicher Meinung um die Stadt Luckau in Lauſnitz gewohnet, ſollen herkommen und benannt ſein.

Anmerk. Vgl. No. 7.

59. Schönberg.

Gauhen I. 73. 1565. Güler von Weineck Räth. Chron. S. 7. Peccenſtein S. 54. Grünwald, Meißn. Chron. I. Anhang S. 87.

In Calabrien, nahe am toskaniſchen Meere, liegt eine kleine Stadt mit einem Bergſchloſſe, Belmonte genannt. Dahin kam 600 Jahre vor Chriſti Geburt mit den erſten Rhätiern zu Zeiten des römiſchen Königs Tarquinius Priskus eine Familie, die ſich zu hohen Ehren und Würden erhob. Dieſe Herren von Belmont überſiedelten in der Folgezeit nach Chur in Graubündten, verdeutſchten ihren Namen und nannten ſich v. Schönberg. Sie waren im Jahre Chriſti 775 unter denjenigen Grafen und Herren, mit welchen Kaiſer Karl der Große nach der Eroberung der Veſte Brunsberge Rath gehalten, wie und wo er Gott zu Dank und Ehren ein Benediktinerkloſter erbauen möchte. Aus der Schweiz verbreiteten ſie ſich nach Heſſen und hauſeten daſelbſt an der Diemel in ihrem Schloſſe Schönenberg, von welchem noch heut zu Tage die Trümmer zu ſehen ſind. Auch am Rheinſtrome breiteten ſie ſich aus und kamen von dort nach Meißen, Sachſen, Böhmen, Schleſien und der Lauſitz. Bodo von Sconenberg wird ſchon 1168 in einer Meißniſchen Urkunde genannt.

Das Wappenſchild der Schönberge zeigt einen ſpringenden Löwen, der zur oberen Hälfte roth, zur unteren Hälfte grün iſt. Es ſoll nämlich einmal ein Ritter aus dieſer Familie im gelobten Lande am Ufer eines Fluſſes, der ſehr moraſtig und mit Schilf bewachſen war, von einem Löwen überfallen worden ſein. Als ihn nach langem und ſchwerem Kampfe der Ritter erlegte, fand es ſich, daß der Löwe zur Hälfte mit Meerlinſen bedeckt war und grün ausſah.

Anmerk. Vgl. I. 143. 339.

60. Schulenburg.

Peccenſtein S. 131.

Ein Vorfahr des freiherrlichen und gräflichen Geſchlechts v. d. Schulenburg, Dittrich oder Tugendreich genannt, war einer der Kriegsobriſten Albrecht des Bären. Er zeichnete ſich nicht allein durch männliche Thaten in den Schlachten gegen die Wenden, ſondern auch beſonders dadurch aus, daß er ſich angelegen ſein ließ, für den Unterricht des heidniſchen Volkes zu ſorgen: wie denn noch heutzutage die von der Schulenburg den Ruhm haben, daß ſie ſich der Kirchen und Schulen fleißig annehmen und alſo ihren in alter Zeit deshalb erhaltenen Namen mit der That beweiſen und beſtätigen.

61. Schweinichen.

Sinapius I. 840.

Die Herren v. Schweinichen haben ein sprechendes Wappen; sie führen neben einem aufgerichteten rothen Löwen einen schwarzen Schweinskopf im Schilde. Diesen Schweinskopf erhielten sie nebst dem Namen dadurch, daß einst einer ihrer Ahnherren, der böhmische Ritter Bivoy, Anno 716 ein wildes Schwein an den Ohren faßte und es der Königin Libussa auf ihr Schloß Libin brachte. Für solche tapfere Heldenthat gab ihm die Königin nicht nur ihre Schwester Kascha zur Ehe, sondern nannte ihn auch fortan den Ritter vom Schweine.

62. Scopp.

Sinapius I. 903.

In der Tatarenschlacht bei Liegnitz Anno 1241 wurden alle männlichen Glieder dieser Familie getödtet, mit Ausnahme zweier, die den geistlichen Beruf gewählt hatten, der eine ein Franziskaner, der andere ein Dominikaner. Um das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, traten beide aus dem Kloster und wurden weltlich. Ihr Wappen, welches einen aufgerichteten Löwen in einem gelben Schilde zeigt, veränderten sie dahin, daß der eine dem Löwen eine braune, der andere eine schwarze Kutte umhängen ließ.

63. Sebottendorf.

Sinapius I. 865.

Die Herren v. Sebottendorf stammen aus Kurland. Ihre Vorfahren hatten dort in der kurischen Nehrung einige kleine Besitzungen. Einer von ihnen wurde einstmals als Gesandter zu kaiserlicher Majestät geschickt und von diesem wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und guten Dienste in den Ritterstand versetzt, mit dem Namen „Seebote" beehrt und mit einem Wappen begnadigt, welches im Schilde eine Wasser-Kannelwurzel mit zwei daran hängenden Kannelblättern, auf dem Helme aber zwei dergleichen Blätter mit zuwachsenden Seerosen enthält.

Anmerk. Seebote scheint dasselbe zu bedeuten wie der altdeutsche Name Marbod.

64. Seidlitz.

Sinapius I. 880. Okolski l. c. I. 466. Ephr. Ign. Naso von Löwenfels, de ortu et splendore familiae Nobiliss. Seidlitzianae. mscr.

Das alte und zahlreiche Geschlecht der v. Seidlitz, weit verbreitet in Polen, Preußen, Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, führt im Wappen einen weißen Schild, darin drei rothe Fische über einander liegen. Als in den Kriegen zwischen den Deutschen und Wenden eine Heerschaar der letzteren einmal in drei Zügen an einem breiten Flusse angekommen war, konnte sie keine Furth zum Uebersetzen finden. In dieser Verlegenheit stürzten

ſich drei des Schwimmens kundige Brüder, die Seidlitzer genannt, muthige Schildknappen, in's Waſſer und unterſuchten daſſelbe ſo lange, bis ſie eine Stelle fanden, wo der Uebergang möglich wurde. Dafür wurden ſie zu Rittern geſchlagen und ihnen die drei Fiſche in's Wappen geſetzt.

65. Stoſch.

Sinapius I. 943.

Das uralte, hochanſehnliche und zum Theil freiherrliche Geſchlecht der Herren v. Stoſch führt ein Wappen: zwei weiße Seeblumen im rothen Schilde und auf dem Helme einen oder zwei Adlerflügel, worinnen ebenfalls ſolche Seeblumen zu ſehen ſind. Dazu iſt es auf folgende Weiſe gekommen. Als zu den Zeiten der alten Wendenkönige das Heer an einen See gekommen war und die Anführer ſich berathſchlaget und gefragt, ob ſelbiger wohl zu tief ſei, als daß man glücklich hindurch und an's jenſeitige Ufer kommen könne, hat einer von den Vornehmſten ſeinem Pferde die Sporen gegeben, iſt hineingeſetzt und glücklich hinüber und wieder zurückgekommen. Als er alſo zurück ſchwimmend auf ſeinem Pferde geſeſſen, hat er ſich gebückt und eine Seeblume ergriffen und dieſelbe dem Könige überreicht, als ein Zeichen, daß der See zu paſſiren ſei, worauf alle, nachdem ſie wohlbehalten, der König an der Spitze, durch den See geritten, dem kühnen Wegweiſer die Seeblume zum Wappenbilde ertheilt haben.

66. Tſchammer.

Sinapius I. 963.

Die Herren v. Tſchammer leiten ihren Urſprung von dem Geſchlechte der Herren von Biberſtein ab. Wie dieſe führen ſie in ihrem Wappen von Alters her ein Hirſchgeweih, dem aber nachmals noch ein Büffelhorn beigefügt worden iſt. Als nämlich der Polenkönig Boleslav Chrobri nach einem Siege über die Preußen und Pommern in ſein Land zurückgekommen war, ließ er einſt den bei ihm anweſenden Großen und vornehmen Gäſten ſeinen Thiergarten öffnen und zeigte ihnen die vielen Beſtien, welche er darin eingeſchloſſen hielt. Da wurde der Herr von Biberſtein von einem Büffelochſen angerannt; der aber fürchtete ſich nicht, ſondern trat dem wüthenden Thiere keck und kühnlich entgegen, ergriff es an den Hörnern und brach ihm eins ab. Der König und alle Anweſenden erſtaunten über die Beherztheit und Körperkraft des Biberſtein und es wurde ihm zum Gedächtniß dieſer That ein weißes Büffelhorn in ſein Wappen geſetzt.

67. Tſchirnhaus.

Sinapius I. 994.

Um 660 lebten in Böhmen zwei wackre Brüder Hoſt und Czernav am Hofe des Fürſten Czech. Dieſen gefiel es nicht mehr in ihrem Vaterlande; ſie wollten daher Urlaub nehmen und ſich in die Länder gegen Mittag

wenden. Allein der Fürst hielt sie zurück und gab ihnen einen Strich Landes, darauf erbauten sie ein schönes Haus, das Tschirnhaus genannt, das war so groß und prächtig, daß im Jahre 678 eine große Anzahl edler Böhmen da zusammen kamen, um unter Herzog Krokus sich zu berathen, wie und wohin sie eine feste Stadt bauen wollten.

68. Tschirsky.

Sinapius I. 1000.

Die Herren v. Tschirsky stammen von einem tapfern polnischen Krieger, Namens Wieniava, welcher in Friedenszeiten auf einer Anhöhe in der Mitte eines großen Waldes in einer Hütte wohnte und sich vom Kohlenbrennen zu erhalten pflegte. Einst wird dieser gewahr, daß mehre Male, wenn er seine Wohnung verlassen, um seiner Nahrung nachzugehen, Jemand in dieselbe eingedrungen ist und allen darin befindlichen Brodvorrath aufgezehrt oder weggeführt hat. Er verbirgt sich also eines Tags darin mit einem jungen Eichenaste, um den Dieb gebührlich zu empfangen. Doch siehe! anstatt eines Menschen, wie er erwartet, schreitet ein Büffel herein und schnuppert herum nach Brode. Schnell entschlossen faßt der starke Kriegsmann ihn bei den Hörnern an, zieht ihm den Eichenast durch die Nase und bricht ihn zusammen wie einen Ring. An diesem Ringe führt er ihn durch den Wald hindurch bis vor den König. Der fragt ihn, was er wolle und welche Gnade er sich auszubitten komme? — Majestät, sagt der Soldat, ich habe diesen Büffel in meiner Hütte gefangen, als er mein Brod fressen wollte, und bringe ihn her für die königliche Küche, damit er selbst gegessen werde. Ich aber bitte nur um die Gnade, so lange ich lebe, im Walde Kohlen brennen zu dürfen. Diese Freiheit gewährt ihm aber der über des Mannes Kraft und Behendigkeit erfreute König nicht nur, sondern schenkt ihm auch den ganzen Wald zum Eigenthum und läßt ihm ein Schwert reichen, den Büffel damit zu tödten. Nachdem nun Wieniava diesem mit einem Streiche den Kopf abgehauen, wird er selbst zum Ritter geschlagen und mit einem Wappen belehnt, welches im goldnen Schilde einen Büffelkopf mit einem Ringe in der Nase zeigt. Von diesem Ringe nannten sich seine Nachkommen Piersky; denn dieser Name kommt von einem polnischen Worte, welches Ring bedeutet, woraus in der Folge Tschirsky geworden ist.

69. Uechtritz.

Sinapius I. 1004.

Die Herren v. Uechtritz führen zwei Schlüssel in ihrem Wappen. Sie erhielten diese zum Zeichen der Treue für die tapfere Vertheidigung einer Festung in den Zeiten, wo die Wenden gegen die andringenden Franken alle ihre Kräfte aufboten.

70. Vitzthum.

Gauhen I. 1968. Falkenstein, Thüring. Chron. I. 2. 414. 481.

Der Ursprung der Herrn, Freiherrn und Grafen v. Vitzthum, in alten Schriften Vitzdom, wird hergeleitet von den Vice-Dominis, welche nach Abgang der Könige von Thüringen anstatt des Kaisers die Regierung in den Händen gehabt und zu Erfurt residirt haben. Ihr Stammgut heißt Eckstädt, Grenzort des Spezialgaues Thüringen.

71. Zedlitz.

Sinapius I. 1046.

Daß die Herrn v. Zedlitz eine silberne Schnalle mit zerbrochenem Dorne im Wappen führen, kommt davon her, daß einer ihrer Ahnen einstmals so tapfer und hitzig gefochten, daß ihm der Dorn in der Schnalle am Schwertgurt zersprungen.

Anmerk. Vgl. No. 33.

Dritte Abtheilung:

Ortssagen.

III.

Ortssagen.

72. Baruth (wend. Bart).

Erste Sage.

A. Frenzel, nomencl. Script. II. 24. Sing. Lus. XIX. 507.

Einige sagen, daß dieses Schloß und Dorf von den Sueven, Andere, daß es von den Franken erbaut worden sei. Unter Karl dem Großen wäre es um das Jahr 800 gegen die abtrünnigen Sorben angelegt worden. Der Name wird von dem altdeutschen Wort Bart, „der Sohn" hergeleitet.

73. Zweite Sage.

Oberl. Kirchengallerie S. 98.

Baruth gehört schon seit Jahrhunderten den Herren v. Gersdorf, deren Stammvater Nikolaus von Gersdorf 1025 den Ort gründete und nach seinen Kindern Babo und Ruth benannte. Im Kirchenbuche von Baruth steht folgende Sage: Im Jahre 1260 hielt sich Graf Rudolph von Habsburg auf seiner Reise von Breslau nach Elsaß zwei Tage zu Baruth auf bei Heinrich von Gersdorf. Da aber der Graf von Habsburg ein gar armer Herr und dazumal auf der Reise gar ausgebeutelt war, hat ihm sein Freund 900 Gulden vorgestreckt. Als der arme Graf später deutscher Kaiser geworden war, hat er das demselben doppelt zurückerstattet und da Heinrich von Gersdorf eine wunderschöne Tochter hatte, so verheirathete er dieselbe an seinen Schwestersohn Gottfried von Hohenstaufen, von welchem das Haus Kur-Brandenburg herrührt. Die aus dieser Ehe erzeugte Tochter hat hernach Albertus des Kaisers Bruder geheirathet.

Anmerk. 1. Ganz dieselbe Sage wird von einem Görlitzer Bürger erzählt. Rudolph von Habsburg scheint also in der Oberlausitz eine ähnliche sagenhafte Rolle zu spielen wie Friedrich Barbarossa in Guben.

2. Bei Baruth spukt der Kobold Feuermann s. Th. I. No. 60. — Im Schafberge bei B. liegt ein Schatz s. I. 284. — Vom Schlosse wird eine Gespenstererscheinung erzählt s. I. 199.

74. Das versunkene Schloß bei Baudach.

N. L. Mag. 1839. S. 360.

Auf den Feldern von Baudach gegen den Sommerfelder „Hainbusch" hin ist eine sumpfige Stelle, wo fast das ganze Jahr hindurch Wasser steht. Es geht allgemein die Sage, daß an dieser Stelle einst ein prächtiges Schloß gestanden habe, welches in die Erde versunken sei.

Anmerk. Der Pleonasmus im Namen Hainbusch ist wie der Hainwald in Görlitz und das Dorf Hainewalde ein Beweis von der tieferen Bedeutung des Wortes Hain. Vgl. Th. I. No. 42. Anm. 4c.

75. Bernstadt (Bernadzize).

Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc. Ejd. nomencl. in Script. II. 25. Sing. Lus. XIX. 578.

Bernstadt war nach dem Abzuge der wendischen Völker nur ein Dorf, nach einem Bernhard von Biberstein, welcher auf dem Hutberge bei Schönau hauſete, Bernhardsdorf oder Bernsdorf genannt. Dieſer oder ein Anderer machte aus dem obern Theile eine Stadt und ſetzte eine Kirche hinein, welcher das ganze Eigen'ſche Kirchenlehn einverleibt wurde, welches zuvor Alles zu Jauernick gehört hatte. Wann das geſchah, weiß man nicht. Der untere Theil blieb Dorf, er heißt noch heute Bernsdorf. Die Stadt wurde größtentheils von Tuchmachern bewohnt, die Kirche aber um 1250 erweitert. Nach andern ſoll Bernstadt von Markgraf Albrecht von Brandenburg dem Bär im Jahr 900 erbaut und von den Herren von Kamenz zuerſt beſeſſen worden ſein.

Anmerk. Vgl. I. 138. 136. 137.

76. Der Hutberg bei Bernstadt.

A. Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc.

Mitten in dem Eigen'ſchen Kreiſe liegt der Hutberg und man kann von ihm aus den ganzen fruchtbaren und anmuthigen Landſtrich beſchauen. Deshalb erbauten auch die Herren von Biberſtein auf demſelben die Veſte, von welcher noch jetzt die Ringmauern zu erkennen ſind, welche in Form eines Zirkels ſiebenhundert und zwanzig Fuß an Umfang hatten. Vor etwa zweihundert Jahren ragten ſie noch aus der Erde gen Himmel empor. Aber ſeitdem haben die Bauern ſie zerſtört und die Steine zum Bau ihrer Häuſer

verwendet. Wodurch die Veste verfallen, ob sie die Hussiten zerstört, oder ob sie, seit „der Eigen" an das Kloster gekommen, vernachläßigt worden und unbeachtet geblieben, das weiß man nicht. Den Namen des Hutberges leiten die Leute davon her, daß die Herren von Biberstein in der Gewohnheit gehabt hätten, einen blauen Hut zu tragen und von dem Volke gewöhnlich die Blauhüte genannt worden wären. Andere meinen, daß der Berg so genannt worden, weil man von ihm aus weit in's Land hineinsehen kann und die dort oben hausenden Ritter ihr ganzes Besitzthum von da herab in guter Hut zu halten vermochten.

Anmerk. Eine dritte Erklärung siehe bei der Sage vom Wilden Jäger „Blauhütel" I. 136. Vgl. 135. u. 137.

77. Beskow.

Frenzel, nomencl. in script. II. 26.

Die Stadt Beskow am Scharmützelsee heißt eigentlich Peschowa, Hundsstadt; denn pess heißt im Wendischen der Hund. Sie führt diesen Namen von der Verpflichtung, für ihre adeligen Lehnsherren die Hunde zu unterhalten, von welcher sie in späterer Zeit sich jedoch losgekauft hat.

Anmerk. Dort findet man auch den sagenhaften Walstein s. I. 300.

78. Bettelsdorf.

Bohemus, Kirchenchronik a. a. 936. Sing. Lus. XIX. 1. p. 481.

Das Dorf Bettelsdorf bei Lauban am Jachandel-Berge ist durch eine Menge Gesindels entstanden, das sich vom Betteln genährt, aber auch geraubt, gestohlen, gebrannt und gemordet. Die haben die Stadt zu Nacht überrumpelt und Jung und Alt todtgeschlagen. Ihr Anführer hieß Lodez. Endlich haben die Laubaner Bogenschützen mit den Edelleuten zusammen die Rotte besiegt. Was übrig geblieben ist, hat sich dürfen das Dorf Bettelsdorf bauen.

Anmerk. Vgl. No. 179.

79. Nieder-Biela.

Schön, Gesch. v. N. Neundorf S. 24.

Auf dem sogenannten Bergbauerngute zu Nieder-Biela stand in alten Zeiten eine heilige Kapelle, die zum Rothenburger Kirchspiel gehörte. Beim Umgraben des Bodens fand man einst ein unterirdisches gemauertes Behältniß mit Scherben von Gefäßen und verbranntem Hirse.

An der alten Waldau-Rothenburger Poststraße giebt es eine alte Eiche, die heißt die Buttereiche und ist den Leuten unheimlich, weil sich einmal eine Butterfrau an den Zweigen des Baumes erhenkt hat. (Vgl. I. 17. Anm.)

Bei dem benachbarten Bihain giebt es einen kleinen und einen großen Kriegshügel; auf Oedernitzer Gebiete auch Sachsenberge.

80. Der Hellerstein bei Nieder-Biela.

Schön No. 49. Mss.

An der Straße von Waldau nach Rothenburg, zwischen den Dörfern Nieder-Biela und Tormersdorf, steht im Felde ein Stein, in welchen man auf allen vier Seiten ein Kreuz eingehauen sieht. Die Leute erzählen sich davon folgende Geschichte. Es waren einmal zwei Handwerksburschen, die zogen miteinander durch Nieder-Biela und klopften an allen Thüren an, um sich ihr Reisegeld zu erfechten. An dieser Stelle am Wege setzten sie sich hin und überzählten ihre Baarschaft. Da fand es sich, daß Einer einen Heller mehr hatte, als der Andere. Das wollte der nicht leiden und weil er der ältere war, begehrte er, daß sein jüngerer Kamerad den Heller ihm abtreten sollte. Darüber kamen sie zu Streit, gingen mit den Brodmessern aufeinander heran und stachen sich gegenseitig dermaßen in den Leib, daß Beide, tödtlich getroffen, beieinander liegen blieben. Als Leute hinzukamen, war in dem einen nur noch so viel Leben, daß er die Veranlassung des unglücklichen Zweikampfes erzählen konnte. Man begrub sie und setzte über ihr Grab den Stein mit den Kreuzen, den das Volk noch heute den Hellerstein nennt.

81. Bluno.

Frenzel, Chronik v. Hoyerswerda S. 195. Knauth, Kirchengesch. S. 304.

Im Jahre 1728, den 14. September, schlug das Wetter in des einen Richter's Scheune zu Bluno, und da ein trockenes Wetter und wenig Wasser war, so gerieth das ganze Dorf in große Gefahr. Da trat der Schulmeister auf, rief die Leute zusammen und sprach zu ihnen: „Weil wir hier nichts machen können, so kommt Alle her, wir wollen auf unsere Kniee niederfallen und ein Vater-Unser beten. Gott wird uns helfen." Als solches geschah, wandte Gott alsbald den Wind von dem Dorfe weg, daß alle Flamme des Feuers auf die Hutung zuging und Gott augenscheinlich zeigte, daß er ihr Gebet erhöret.

Anmerk. Zu Th. I. No. 78. will ich hier noch Folgendes nachtragen. In der Oberlausitz herrscht bis auf den heutigen Tag der Aberglaube, daß man bei einer Feuersbrunst den Wind und somit die Flamme von seinem Hause dadurch abhalten könne, daß man einen Backtrog vor das Haus in's Freie setzt und frisches Brod hineinwirft.

82. Sagen über die Erbauung von Budissin, den Protschenberg und die Ortenburg.

Frenzel, Chronik v. B. f. 1. Frenzel, nomenclator in script. II. 28. Ejd. lex. slav, I. 199. msc. Sinterus, d. Oberlausitz I. 62. O. u. N. L. Chron. S. 265. A. Böhland, die merkwürdigen Schicksale der O. L. 1831. S. 19.

I.

Da wo jetzt das Kloster der Barfüßler stehet, war der Anfang der Stadt Budissin. Rings umgeben von Birkengebüsch standen dort vor uralten Zeiten zwei Kretschame zur Einkehr für die Reisenden und Kaufleute, die von Polen aus nach Sachsen auf der großen Heerstraße durch die Wälder zogen,

die dazumal die ganze Oberlausitz bedeckten. Nach und nach errichtete man in der Nähe dieser Kretschame mehre Häuser oder Bauden, woraus ein Dorf und später die Stadt entstand, wie das auch ihr Name anzeigt; denn Budissin heißt so viel als Budenstadt.

II.

Anno 958 hat Burggraf Wetzlaw, nachdem er im Jahre 921 die Ortenburg erbaut hatte, die Stadt Budissin gegründet und dadurch einem Gelöbniß Genüge geleistet. Denn er hatte seiner schwangeren Gemahlin, welcher der Ort gar wohl gefallen, versprochen, zu dem festen Schlosse auch noch eine Stadt zu erbauen, wenn sie ihm einen Sohn gebären würde. Er sollte auf böhmisch zu ihr gesagt haben: „budeli ſsen", wird's ein Sohn sein, so will ich dir deinen Willen thun. Sie gebar wirklich einen Sohn und zum Andenken daran nannte der Fürst die Stadt, so wie er gesagt hatte, Budlissen, woraus später Budissin geworden ist.

III.

Um das Jahr 880 ward die Stadt Budissin von einem mährischen Fürsten, der Budesin oder Budeslaw geheißen und dem böhmischen Herzoge Hortiwitz von der Mutter her befreundet gewesen, erbauet. Dieser Budeslaw hat die ganze Gegend eine Zeit lang beherrscht, bis er endlich von dem Böhmerherzoge Spitignew im Jahre 927 wegen eines Aufstandes abgesetzt und das Land wieder zum Herzogthume Böhmen geschlagen worden. Budeslaw hat auch die Hauptkirche zu St. Peter zuerst angelegt. (Monach. Pirn.).

IV.

Schon die ältesten Herzöge von Sachsen und Westphalen schrieben sich Herrn von Budissin (Budsecie).

Wittekind ist daselbst geboren und Karl der Große hat ihm die Stadt erblich verliehen, nachdem er sich zum christlichen Glauben bekehrt hatte. (Agricola Stella. Beutlerus Regiomontanus).

Anmerk. Fabricius, George, l. II. Orig. Saxon. p. 498—310. l. III. 352. l. V. 337., behauptet, die Wittekindische Familie habe 300 Jahre lang Budissin besessen, und Lenber „Ortenburg" S. 9. setzt hinzu, Wittekind hätte nicht nur die dänische Königstochter Geva, sondern auch (nach deren Tode?) die Suatana, eine Tochter des Böhmenherzogs „Zach" geheirathet.

V.

In alten Zeiten, als in der Lausitz die Deutschen und die Wenden friedlich untereinander wohnten, stand schon eine Burg auf der Anhöhe, welche später die Protschenburg genannt wurde. Diese alte Veste aber gefiel dem Anführer und seinen Leuten nicht mehr; sie hielten einen Rath und beschlossen eine andere auf einem Hügel am jenseitigen Ufer der Spree anzulegen.

Alle stimmten freudig ein und die Deutschen schrieen: „Hier Ort der Burg", während die Wenden jauchzten: „Preicz tam, buda szem", d. i. fort von hier, das sei der Ort. Auf der Stelle wurde das Werk angegriffen und die alte Veste abgebrochen, die Anhöhe aber, wo sie gestanden, behielt den Namen Preicz, woraus später Protschenberg wurde. Gegenüber erhob sich ein neues Castell, zum Andenken des Ausrufes der Deutschen die Ortenburg genannt. Dabei aber entstand die Stadt, deren erste Anfänge die Kretscham waren, die schon seit dem Jahre 650 da gestanden hatten, und wurde auf wendisch so geheißen, wie auf deutsch, die Burg, nehmlich Budaszem. Dies geschah zu der Zeit, als Kaiser Karl der Große in Deutschland regierte.

Anmerk. 1. Manche leiten Ortenburg von Othinburg ab und wollen so eine mythologische Spur im Namen finden. Das ist wohl irrthümlich. Ort heißt Spitze, Berg (dann auch Gränze). Ortenburg ist einfach ein eben solcher Pleonasmus wie „Ortelsspitze". Das Dorf Ortrand an der Oberlausitzischen Gränze bedeutet Gränzrand.

2. Bei Erwähnung des althochdeutschen Wortes Ort = Spitze, Gränze, will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß der in der Lausitz sowie im Altenburgischen gebräuchliche Ausdruck: Oehrte, Oerthe, Aerte auf dieselbe Wurzel zurückzuführen ist.

Im Altenburgischen laden die Gastwirthe auf dem Lande in den Wintermonaten ein „zum Oerthenschmaus". In der Lausitz heißt Oerte (sprich Ihrde) so viel als Zeche, Rechnung, die Oerte machen = Rechnung machen; dann auch die Gesellschaft, die sich etwa gelegentlich in der Schänke zusammenthut, um auf gemeinschaftliche Rechnung zu schmausen. An Festtagen setzt man sich zusammen zum Oertentrunk. In Freuzel's Mscpt. de populis Lus. finde ich zu Oertenglas die Erklärung Paßglas. Ein solches ist bekanntlich ein mit Abtheilungen oder Linien so versehenes Glas, daß man einen „Schnitt" abmessen kann. Oerte heißt wie das obige „Ort" Gränze, Gränzlinie. Bei der Bedeutung Rechnung hat man an den Rechnungsstrich zu denken, den der Wirth mit Kreide auf den Tisch macht, wenn er die Zeche zusammenzählt. In der Lausitz herrscht auch die Redensart: „Einem in die Oerte fallen", welche Anton in seinem Idiotikon übersetzt: „Einem in's Wort fallen, durch Ungeschliffenheit stören" — ganz recht; wörtlicher: die (Einem gesetzte) Gränze überschreiten, Jemandem in's Gehege kommen. —

Zum Schluß will ich noch eine Hamburger Sage berichtigen. In Hamburg heißt ein halbes Glas Wein „ein Polschen". Wenn man fragt warum, so sagt der Hamburger: weil die Polschen (Polnischen) Juden aus Geiz immer blos Schnitte tranken. Das Wort ist aber slavischen Ursprungs; pol heißt entweder einfach „halb" oder hat die Bedeutung von Paßglas; polo heißt ein abgegränztes Feld. Was aber bedeutet in manchen Städten (auch der Lausitz) die Polseite?

3. Was den Namen Budissin betrifft, so kommen die Sagen II. und III. der Wahrheit am nächsten; denn nach einer sehr dankenswerthen Mittheilung des Archivarius Hulakovsky in Deutschbrod (N. L. Mag. Bd. 37. S. 497) bedeutet Budissin Stadt, Ort der Budise, was für einen weiblichen Eigennamen erklärt wird. Budissin ist von einer Frau Namens Budise gegründet, wie Lubin von der Luba, Devin von der Deva u. s. w.

83. Das Budissiner Schloß die Ortenburg genannt.

Hosmann, pompa regii ingressus. N. L. Mag. 1838. S. 1.

Graf Radbod ward vom Könige Ludwig von Baiern zu einem Markgrafen von Oesterreich und der Lausitz verordnet, und weil er ein mann-

licher Held war, vertrieb er aus der Lausitz die Fürsten der Wenden und richtete die christliche Religion in diesen Landen wieder ein. Er erbauete das Schloß Budiz auf einem sehr hohen und starken Steinfelsen, solches aber wurde nachmals von den Wenden wieder zerstört. Es stand eben da, wo nun die Ortenburg ist.

84. Die Lauengasse zu Budissin.

Ziehnert III. S. 484. Gräve S. 473.

Wo jetzt die Lauengasse ist, war einst in grauer Vorzeit eine dichte Wildniß, in der Bäume von drei Klaftern Umfang standen und sich außer andern wilden Thieren auch Löwen aufhielten. Da man sonst die Löwen auch Leuen nannte, so erhielt die Gasse davon den Namen Leuen-, später Lauengasse.

Anmerk. Laue ist germanisirt aus Luh, sl. der Wald, gerade so wie Lausitz aus Lusitz.

85. Die St. Michaeliskirche zu Budissin.

Bud. Chron. Msc. Sammlung der Breslauer Lusatia No. 22. msc. Ziehnert III. No. 101.

Im Jahre 1430, als Hans Schwerdtfeger Bürgermeister zu Budissin war, kamen die Hussiten und verwüsteten Alles ringsherum in dem Stadtgebiete. Es rief der Landvoigt, Hans von Polenz, den Herzog von Meißen um Hilfe an, und dieser schickte 12,000 geharnischte Männer, die lagerten sich auf der Wiese vor Budissin dem Gerichte gegenüber und weiter hinaus bis auf eine halbe Meile weit. Neben der Wiese schlugen die von Budissin mit denen vom Lande ihre Lager und ihre Wagenburg auf. Der Landvoigt aber lag mit seinem Troß den Meißnern gegenüber. So lagen sie alle fünf Tage lang stille und die Hussiten wagten keinen Angriff auf die Stadt. Aber die von Budissin wollten sich nicht an die Hussiten wagen und das Meißen'sche Kriegsvolk, welches sich auch trefflich fürchtete, erhob sich in aller Stille bei nächtlicher Weile und zog ab. Die Hussiten aber zogen heran und berennten die unbeschützte Stadt, die dadurch in große Noth gerieth. Doch wen die Menschen verlassen, den beschützt Gott. So geschah es auch hier. Denn man sahe da leibhaftig den heiligen Erzengel Michael mit seinem Schwerte auf den Mauern und unter dem Kriegsvolke. Hier flößte seine Erscheinung Muth und dort Schrecken ein, und als ein Pfeil den Hauptmann der Hussiten tödtlich getroffen hatte, machten sie sich wieder auf, gingen zurück über das Gebirge und ließen die geängstete Stadt frei. Zur dankbaren Erinnerung an diese himmlische Hilfe erbauten die Einwohner alsbald zu Ehren des Erzengels Michael eine Kirche und es wurde verordnet, für diese Errettung aus den Händen der grausamen Hussiten alljährlich eine feierliche Prozession zu veranstalten, ein Hochamt zu halten und das Tedeum zu singen.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 357. Anm.

86. Der Kopf des Verräthers an der Nikolaipforte zu Budissin.

Grübe S. 168. Wilke S. 71. Böhland S. 92.

Als im Jahre 1429 die Hussiten zum ersten Male Budissin belagerten, spielte der Stadtschreiber Peter Prischwitz den Verräther. Er hielt es heimlich mit dem Feinde, verdarb das Pulver, gab den Belagerern Nachricht von Allem, was in der Stadt vorging, durch Schriften, welche er um Pfeile gewickelt heraus in's Lager schoß, er versprach endlich für hundert Schock Groschen und einen Ruhegehalt von zehn Schocken den Feinden die Thore zu öffnen, wobei er sein Haus durch einen unter das Fenster eingemauerten Ziegelstein kenntlich machen wollte, damit es nicht auch ausgeplündert werden möchte. Allein die Verrätherei gelang nicht, der Sturm der Hussiten ward abgeschlagen und der Feldhauptmann Bruno von Kolditz entdeckte Alles. Prischwitz erhielt seine gerechte Strafe. Am 6. December des gedachten Jahres auf einer Kuhhaut durch die Straßen auf den Richtplatz geschleift, wurde ihm erst der Leib aufgeschnitten, das Herz herausgerissen und um das Gesicht geschlagen, darauf der Körper in vier Theile zerstückelt an die vier Hauptbasteien der Stadtseite, wo der Feind gestürmt hatte, gehängt und sein Kopf in Stein gehauen über den Thoren dieser Basteien eingemauert. Einer von diesen ist noch jetzt an der St. Nikolaipforte zu sehen.

87. Der Mönch und die Nonne in Budissin.

Grübe S. 116.

Klara und Albert waren Nachbarskinder aus dem böhmischen Städtchen Rumburg. Ihre jungen Herzen neigten sich schon im zarten Kindesalter zu einander hin. Aber nur verstohlen durften sie sich sehen und mit einander spielen, denn zwischen den Aeltern herrschte ein tödtlicher Haß und die armen Kinder mußten es schwer büßen, wenn man sie nur mit einander redend betroffen hatte. Das Verbot des Umganges gab nur desto reichere Nahrung der aufkeimenden Liebe und diese war schon zu einer unauslöschlichen Flamme geworden, als man sie trennte. Und sie sollten auf immer getrennt bleiben, so wollte es die unselige Zwietracht ihrer Eltern. Albert mußte ein Mönch werden und kam in das Franziskaner-Kloster zu Budissin. Klara nahm den Schleier zu Prag. Nach einiger Zeit jedoch fügte es sich, daß sie heimlich in Budissin zusammenkamen. Sie vergaßen ihre Klostergelübde und als die Folgen davon sichtbar wurden, hielten die Mönche über sie ein strenges Gericht. Sie wurden verurtheilt, an dem Orte, wo sie mit einander gesündigt hatten, lebendig eingemauert zu werden, und das war in der Nähe des Hauptthores der Ortenburg. Dort linker Hand vom Eingange sieht man noch heute ihre Steinbilder, einen männlichen und einen weiblichen Kopf zum warnenden Beispiel aus der Mauer hervorragen.

88. Der Stein auf dem Markte in Budissin.

Böhland, die merkwürdigen Schicksale ꝛc. S. 78 ff. C. Wilke, Chronik der Stadt B. 1848. S. 87. Großer, Merkwürdigk. I. S. 105. Ziehnert I. S. 241.

Am 29. Mai 1405 hatten die Bürger von Budissin, die Tuchmacher an der Spitze, sich gegen den Rath empört, selbigen abgesetzt und einen neuen erwählt. Der böhmische Landvoigt auf Schloß Ortenburg hat vergeblich getrachtet, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Ein unruhiges Wesen hatte sich der Einwohner bemächtiget und Handel und Gewerbe lagen traurig darnieder.

Da ist endlich der König Wenzel von Böhmen in eigener Person mit seiner Gemahlin Sophie nach Budissin gekommen und hat am 30. September 1409 ein strenges Gericht gehalten. Beide Parteien wurden vor ihn auf das Rathhaus beschieden, wo König Wenzel auf dem Burgemeisterstuhle saß und sprach: „Hier sitze ich, der ächte Burgemeister, wer was zu klagen hat, der thue es.“ Da klagten denn der alte und der neue Rath einander gegenseitig an, der neue aber wurde für schuldig befunden, sogleich in ein Nebenzimmer geführt und von drei Henkern gebunden. Dasselbe geschah mit allen denen, die an dem Aufruhr in Meißen betheiligt gewesen waren. Das Urtheil des Königs aber lautete für hundert Mann auf Tod durch Henkers Hand. Da erfüllte sich die Stadt mit dem herzzerreißendsten Wehklagen und Jammern der Weiber und Kinder der Verurtheilten. König Wenzel aber kannte keine Milde, die Verurtheilten wurden gebunden auf den Marktplatz geführt und der Henker begann sein schreckliches Amt. Schon waren nicht weniger als vierzehn Köpfe gefallen, da rief die Gemahlin des Königs, die am Markte in dem Hause des Fleischhauers Lukas der Hinrichtung zusah, gerade als der Scharfrichter bei dem fünfzehnten ausholte: „Halt ein, Henker, es ist genug!“ und ihr Gatte ließ sich durch ihre Bitten bewegen, den übrigen das Leben zu schenken; aber in die Verbannung mußten sie wandern allesammt auf der Stelle mit Weib und Kind.

Auf dem Wassertroge des Budissiner Marktes befindet sich noch heute die steinerne Platte, auf der die Hinrichtung stattgefunden hat. Die Namen der vierzehn Hingerichteten wurden aber in die Klinge des Richtschwertes eingegraben.

Dieses Richtschwert befindet sich noch heute auf dem Rathhause, aber die Namen sind nicht darauf. Vielleicht ist dies jedoch nicht mehr dieselbe Klinge.

89. Des Büttels Flasche zu Budissin.

Köpping in Vulpius' Curiositäten. II. S. 214. Heckel, Chronik v. Bischofswerda S. 38.

Im Mittelalter bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts war es eine gewöhnliche Strafe für zänkische Weiber, die sich mit Worten und Werken gegen einander vergangen hatten, durch die Stadt die sogenannten Schand-

steine zu tragen. Weil nun dieselben in Bautzen die Form einer runden Flasche hatten, die an einer eisernen Kette um den Hals der Delinquentin gehängt ward, so nannte man diese Strafe das Flaschentragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche. Zwei solche Flaschen hingen in Budissin an der Ecke des Gewandhauses über dem Pranger. Am 13. Oktober 1678, wo ein Bettelweib die eine Flasche von Stein, welche an der Waage hing, am Halse dreimal um's Rathhaus tragen mußte, während ihr der Gerichtsdiener voran ging, scheint diese Strafe zu Budissin zum letzten Male angewendet worden zu sein. Auf der Flasche waren zwei Weiber abgebildet, die sich gegenseitig zankten und drohten, und über ihnen stand der Vers: Wenn sich Magd und Weiber schlagen, müssen sie die Flasche tragen.

Anmerk. Auch in Kalau in der Niederlausitz war es eine Strafe für zänkische Weiber, eine Stunde lang um's Rathhaus „die Flasche zu tragen". (Schmidt, Kalauer Chronik S. 204.)

90. Der Dutschmann in Budissin.

Gräve S. 110.

Auf dem zu Budissin am Markte bei der Rathswaage befindlichen Wassertroge steht ein steinernes Standbild. Es stellt einen bewaffneten Mann in Römertracht mit einem starken Barte vor, welcher in der rechten Hand eine Fahne hält, in dem linken Arme einen Schild mit dem Budissiner Stadtwappen trägt und an der Seite mit einem kurzen Schwerte bewaffnet ist. Unter Deutschen und Wenden heißt diese Figur der Dutschmann. Sie sagen, es sei einmal ein wendischer Fürst gewesen, der habe mit seinem Pferde über den Wasserkasten hinwegsetzen wollen, sei aber sammt diesem hineingestürzt und ertrunken. So sagen die Deutschen. Die Wenden dagegen behaupten, er sei nicht ertrunken, sondern er habe über den Kasten hinweggesetzt und zur Erinnerung habe man sein Standbild dort aufgestellt. Alte Chroniken aber erzählen, es sei Held Roland, der zu Karls des Großen Zeiten die Heiden und Wenden besiegt und bekehrt habe.

91. Das Hundeführen bis Bautzen (Budissin).

Eiselein, die Sprichwörter der Deutschen S. 332. Lauf. Monatsschr. 1799. S. 590. Grimm, Rechtsalterth. S. 711.

Kaiser Heinrich I. sandte zur Verhöhnung dem Ungarfürsten nach Bautzen zwei schäbige Hunde sammt Fehdebrief; dieser ließ dagegen den Boten des Kaisers sowohl Nasen als Ohren wegschneiden und schickte sie auf solche Art verstümmelt ihm wieder zurück. Dies hat zu dem Sprichwort geführt: Es bekommt ihm wie das Hundeführen bis Bautzen. Auch sagt man: Ehe ich das und das thue, will ich doch lieber Hunde führen bis Bautzen.

92. Wie die Budissiner den Papst verbrennen.*)

Abr. Frenzel, von den Völkern in der Lausitz. Msc.

Wie überall in der Lausitz, so wurde auch in Budissin alljährlich zu Frühlingsanfang, und zwar schon am Abende Petri Stuhlfeier, ein allgemeines Fest gefeiert, bei welchem der Winter als eine Strohpuppe, auf's Abenteuerlichste mit Bändern, Lappen, Kränzen und einer Flachsperrücke angeputzt, auf einer Stange durch alle Straßen getragen und schließlich auf dem Protschenberge verbrannt wurde. Am Abende aber wurden etliche Fässer auf dem Markte zusammengetragen und ein Feuer gemacht. Darnach ist der Rector scholae mit allen Schülern die Gassen durchgangen und hat das Responsorium: „Petre, amas me?" gesungen. Der Stadtrichter mit dem Baumeister nebst dem Stadtdiener sind mit Lichtern in Händen nachgefolgt. Die Bürger haben Lichter in die Fenster gesteckt und den Schülern Bier zu trinken gegeben. Und wenn dann der Zug von der wendischen Gasse durch's Fuchsgässel zu der Reichengasse eingegangen, hat der Rektor aus dem Responsorium das Wort: „Simon" das ganze Gässel durch langsam gedehnt und am Ende des Gässels die Worte Johanne diligis me? angehoben. Wenn sie auf dem Markte zum Feuer gekommen, hat der Schulmeister figurirt und gesungen: jam ver oritur (jetzt kommt der Frühling). Viel Volk lief zu und dabei fanden sich von den Schülern welche in Bauerkleidern oder sonst vermummt.

Als Anno 1522, da schon Luther's Lehre gar sehr im Schwange ging und sonderlich in der Oberlausitz viele Freunde hatte, unter dem Regimente des Bürgermeisters Balthasar Lausnitz diese Ceremonie gehalten wurde, trugen ihrer zwei von den Verkleideten eine Stange, daran viel Ablaß- und Butterbriefe gehangen. Solche boten sie gegen Jedermann feil, und da sie Niemand kaufen noch annehmen wollte, warfen sie die Stange sammt den Briefen in's Feuer, nahmen ihre Flegel und schlugen tapfer darauf, daß die Funken stoben. Sind darauf zum Lauenthore hinausgegangen und Niemand redete etwas dawider.

Des folgenden Jahres 1523, bei der Regierung des Bürgermeisters Hieronymi Ruperti, ward abermals der Sommer wie sonst empfangen. Da geschah es, daß ihrer zwei sich als Mönche verkleidet, einen Papst von Papier gemacht, auf einer Tragbahre zur Reichengasse herausgeschleppt und auf dem Markte in's Feuer geworfen haben.

Weil sie sich aber nicht zeitig genug davon gemacht, wurden sie erwischt und in den Lauenthurm gefangen gesetzt, bis der junge Herzog, des Landvoigts Herzog Caroli Sohn, sie losgebeten und befreit. Die beiden Träger hießen

*) Diese und die folgende nachträglich eingeschobene Numer mögen zugleich als Proben meines noch unedirten „Lausitzischen Festkalenders" gelten.

Weiß und Taschenberg und waren Baccalaurei an der Schule. — Da sich über solchen Vorfall die Päpstler beschwert, hat man Veranlassung genommen die ganze Ceremonie abzuschaffen.

Anmerk. 1. Dieses Fest genannt das Todaustreiben, war fast überall in Deutschland Sitte. Vgl. J. Grimm, Myth. S. 439—453. Aber nirgends wohl hat es eine so mannigfaltige Gestalt als in der Lausitz. Es existirt auch bereits eine unendliche Literatur über das Lausitzische Todaustreiben*). — Trotzdem ist die obige Nachricht, so viel mir scheint, noch unbekannt und wenigstens unveröffentlicht, obgleich Abr. Frenzel sie allem Anschein nach aus einer Budissiner Chronik entnommen hat. Es hat aber gerade diese Budissinische Form des Festes einige im höchsten Grade wichtige Züge. Doch davon unten.

2. Zuvörderst einige andere Formen dieses Festes:

a) In Görlitz hat die Sitte bis zum J. 1793 gedauert. Die Kinder sangen dabei:

Jetzt tragen wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den jungen in den Kasten,
Morgen ist Mittfasten.

Die Puppe wurde in die Neiße geworfen da wo die sogen. Goldgrube ist und früher der Galgen stand.

b) In Königshain zog Alt und Jung noch zu Ende vorigen Jahrhunderts am Sonntage Laetare mit Strohfackeln auf den Todtenstein; dort wurden sie angezündet und verbrannt. Beim Heimziehen sang man:

Den Tod, den haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder.

c) In manchen Orten ging ein Knabe als Winter und ein Mädchen als Frühling gekleidet voran und hielten gereimte Wechselreden, in die der Chor singend einfiel.

d) An manchen Orten sang man:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dies Jahr wohl drinne geblieben.

e) In Priebus sang man den Görlitzer Vers, aber statt: „den alten Weibern", den alten M. M. in das Haus.

f) Bei den Wenden wurde der Puppe ein Hemd angezogen, welches das Haus liefern mußte, das die letzte Leiche gehabt, und ein Schleier übergehangen, den die letzte Braut hergeben mußte. Die Puppe wurde von einer starken Dirne in vollem Lauf fortgetragen. Dabei begleiteten sie die jungen Leute und sangen:

Leč hořè, leč hořè!
Iutabaio woco, pan delè, pan delè!

Dies wird übersetzt:

Fliege hoch, fliege hoch!
Dreh dich um (oder: Oeffne das Fenster), fall nieder, fall nieder!

Alles warf mit Steinen und Holzstücken nach dem Strohmanne. Wer ihn traf, der starb in diesem Jahre nicht. Die Puppe wurde in's Wasser getragen oder über

*) Frenzel, v. d. Völkern in der Lausitz. Mss. Frenzel, de diis Soraborum ad voc. Morzana. v. Anton Geschichte der Slaven V. S. 70. Anton, Dr., Schulprogramm zum Lob- und Dankfeste (Lauf. Distrikts). Görl. 1839. 1840. Joh. Casp. Zeumer, disp. de dominica Laetare, Jenae 1706. Büsching's wöchentl. Nachrichten I. 1816. 1819. O. u. N. Lauf. Chronik S. 98. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 222. N. Lauf. Magazin 1770. S. 85. N. Lauf. Monatsschr. 1795. 1802. Preusker, Blicke u. s. w. I. 142. Worbs, Neues Archiv I. J. Grimm, Mytholog. S. 439—453.

Andere Schriften über diesen Gegenstand, die Verf. aber nicht kennt, finden sich verzeichnet bei Grimm und Dr. Anton (ll. cc.).

die Dorfgrenze geworfen, wobei es nicht selten Händel mit denen des Nachbardorfes gab, weil diese den Tod auch nicht bei sich haben mochten.

Auf dem Rückwege brach man sich grüne Zweige, die man bis zum Dorfe in den Händen behielt. Dies war gewöhnlich zum Todtensonntage Laetare.

g) An manchen Orten waren blos Frauen mit der Todaustreibung beschäftigt und litten dabei keine Männer. Alle gingen den Tag über in Trauerkleidern. Der Puppe gaben sie in die eine Hand einen Besen, in die andere eine Sense. An der Grenze des nächsten Ortes wurde die Puppe zerrissen. Das weiße Hemd aber, womit dieselbe bekleidet gewesen, blieb unversehrt. Sie hieben im Walde einen schönen Baum, hingen es daran und trugen es heim unter Gesängen.

h) Hin und wieder läßt man den Strohmann den Leuten in die Fenster gucken oder droht damit; denn wenn es geschieht, so stirbt das Jahr über Jemand in diesem Hause. Doch kann man sich mit Geld auslösen.

i) In Welze, Spremberger Kreises, besteht zu Laetare folgendes Fest. Die Knaben und jungen Bursche nehmen ein Wägelchen und schmücken es mit einer Menge aufrechtstehender Tannenzweige, welche mit Bändern und Flittern behangen sind. Diesen Wagen führen sie unter Sprüchen und Gesängen (welchen?) von Hof zu Hof und verbrennen ihn dann vor dem Dorfe oder werfen ihn ins Wasser. Dabei werden Almosen gesammelt. Der Wagen heißt chodar — Gänger, Wallfahrer.

k) An manchen Orten wird das Fest beendigt durch Aufrichtung einer mit Bändern, Eierschaalen, Flittern behangenen Stange (wie zum 1. Mai). — Wo sich das Fest noch findet, ist es meist zum Kinderfest erniedrigt.

3. Um die Erklärung dieses merkwürdigen Festes in möglichst geordneter Darstellung zu geben, sei zuvörderst der historische Bestandtheil der Budissiner Papstverbrennung abgefertigt.

Das Todaustreiben wird offenbar in ein Papstaustreiben parodirt, und Luther wußte entweder von dieser Begebenheit, als er das Lied dichtete: „Nun treiben wir den Papst hinaus", oder umgekehrt, dieses Lied gab den Budissiner Scholaren den Gedanken ein zu dieser humoristischen und bedeutsamen Ceremonie, welche ebensowohl den freien sechsstädtischen Sinn wie die lebhafte und energische Theilnahme kennzeichnet, mit welcher von Anfang an die Oberlausitz die Reformation ergriff.

4. Die mythologische Deutung zu erleichtern, sei sodann festgestellt, daß die verschiedenen Formen des Lauf. Festes sich unter drei Gruppen ordnen lassen. Das Fest ist

I. ein Licht- und Feuerkultus, ähnlich wie zu Walpurgis und Johannis;
II. ein Austreiben des Wintertodes in Gestalt einer Puppe;
III. ein Einholen des Sommers.

I. scheint der älteste Bestandtheil des Festes zu sein. Die Fässerverbrennung, die Häuserillumination, die Lichterprocession zu Budissin und der Fackelzug auf den Todtenstein zu Königshain sind Reste eines Frühlingsfeuerkultus, der in manchen Gegenden sich in die Osterfeuer verwandelte. Man bemerke, daß die Königshainer keine Puppe verbrennen, sondern nur einen Fackelzug auf den Berg unternehmen. Dies scheint die älteste celtisch-germanische Gestalt des Festes in unserer Gegend zu sein, wie sie sich eben in dem Königshainer Gebirge vorzugsweise stetig erhalten konnte. Durch die Verse der Königshainer und das Responsorium des Budissiner Rektors kommt aber auch II. und III. (wenn auch in Königshain ohne die Puppe) hinzu.

II. ist die vorherrschende Form. III. soll nach Preusker dem lausitzischen Feste fremd und mehr Eigenthum Westdeutschlands sein. Obige Zusammenstellung giebt aber genug Züge einer Sommereinholung: a. der Vers „Den Sommer bringen wir wieder." b. Das Brechen von Reisern oder Abhauen eines Baumes und Errichten einer Stange ähnlich der Maistange. c. Das Fest heißt an manchen Orten „das Sommereinholen",

jene Zweiglein „ein Sommer", die singenden Kinder „Sommerkinder" (s. Anton's Idioticon sub lit. S.). d. Die Tannen auf dem Wagen in Weize können doppelt gedeutet werden. Entweder sie repräsentiren den Winter (die Tanne ist der Winterbaum, die Sommerreiser dagegen werden gewöhnlich von Birken gebrochen) und dann erklärt sich die Verbrennung von selbst; oder sie bezeichnen ursprünglich den Sommer (wie im benachbarten Schlesien bei den Kinderumzügen) und werden mißbräuchlich verbrannt, indem das Fest, einmal unter die Kinder gekommen, an den Tannen vollzieht, was ursprünglich auch einer Winterpuppe zukam. e. Die gereimten Zwischenreden, die Verkleidung zweier Kinder in Sommer und Winter ist ganz die Form des Festes, wie sie sich auch am Rhein, in ganz deutscher Gegend, findet. Wie der Dialog gelautet haben mag, ist jetzt nicht mehr zu ermitteln. Es sei hier nur bemerkt, daß dieses Fest nicht nur im Allgemeinen ein „Fest der ältesten Menschheit" ist, sondern auch die ersten Anfänge des volksthümlichen Drama's enthält.

5. Die Prozession mit der Puppe und deren schließliche Vernichtung findet sich vorzüglich im östlichen Deutschland und besonders in Polen. Dlugoß (hist. Pol.) hält die Puppe für ein Bild der Morzana, die er für eine Erntegöttin erklärt und deren Beschreibung allerdings mit der der Puppe übereintrifft. (Vgl. Th. I. No. 6.) Er ist aber entschieden im Irrthum, wenn er die Ceremonie für eine christliche und die Verbrennung des Götzen für eine symbolische Vernichtung des Heidenthums erklärt, welche Herzog Mieceslaus von Polen bei seiner Taufe 986 angeordnet und die sich von Polen aus über Ost-Deutschland verbreitet habe. Nichts ist unwahrscheinlicher und der Erfahrung widersprechender, als daß das Volk sich zu einer solchen Ostentation hätte bewegen lassen. Ganz unglaublich aber wäre die Verewigung eines solchen im Volke gewiß nicht widerstandslos eingeführten Festes und die Feier desselben wie auf Verabredung zu demselben Termine, (z. B. wurde in Leipzig ebenfalls zu Laetare ein Bild der Morzana verbrannt, v. Schneider, Chron. Lips. IV. 143.). Nein — das Fest ist ein durchaus heidnisches, die Puppe repräsentirt den Winter, den Tod in der Natur. Morzana ist Todesgöttin, Personifikation des zerstörenden Prinzips in der Natur, wie schon Frenzel und Schaffarick lehren, das Stroh, das weiße Hemd, der weiße Schleier, die Sichel sind Todessymbole. Trotzdem kann Dugloß insofern Recht haben, daß er Morzana für eine Ernte-Göttin erklärt. Tod und Ernte stehen in alter mythischer Verwandtschaft. Wird doch auch der christlich-germanische, beinerne und rippenhafte Tod als Schnitter mit der Sense vorgestellt.

„Ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser.
Hüt' Dich, schönes Blümelein."

(Altes Volkslied).

Dies gilt zwar eben nur vom animalischen Tode und nicht vom vegetativen, aber einmal wird in der Vorstellung der Naturvölker beides nicht so genau geschieden als in der unsrigen, und sodann finden sich ja auch parallele Beispiele von Vereinigung des belebenden und zerstörenden Prinzips in einem einzigen weiblichen Idole. So die wendische Mara (Th. I. No. 8.) und Pripolnitza (Th. I. No. 74.). Morzana oder Marzana ist vielleicht nur eine Verlängerung des Namens Mara. Ja die oben unter g. angegebene Form des Festes beweist sogar, daß auch in der Lausitz die Morzana nicht durchaus feindselig und hassenswerth vorgestellt wurde, denn die Weiber legen Trauer an, wenn sie dieselbe hinaus tragen. Und sie haben auch Ursache dazu. Morzana repräsentirt den Winter. Der Winter aber ist die Zeit der Herrschaft

des weiblichen Prinzips, am Himmel des Mondes, auf Erden des Hauses, der Spinnstube, der Ehe, der passiven, receptiven, traumesthätigen Seite des Menschengeistes. Insofern scheint Morzana verwandt mit der Drjemotka (Th. I. No. 12.).

Die Winterfeste der Wenden berichten fast nur von Frauengebräuchen, wie ich weitläufig beweisen und erläutern könnte. Nur erwähnen will ich, daß ein ähnliches Fest fast bei allen Völkern vorkommt, bei den Hindus im fernen Asien, wie bei den (ebenfalls männerfeindlichen) Vestalinnen im alten Rom. (Vgl. Grimm l. c. und Nork, Festkalender S. 849.).

Die Mißhandlung des Götzenbildes kann nicht auffallen, denn sobald der Winter vorüber ist, existirt eben Morzana gar nicht mehr und kann sich nicht rächen. Der Neapolitaner ohrfeigt seine Heiligenbilder und Grimm's Mythologie (S. 443.) enthält mehrere dergleichen Beispiele von heidnischen Göttern. — Die Hypothese Nork's, das Ersäufen und Verbrennen sei ursprünglich nur eine feierliche Wasser- oder Feuerweihe behufs der Reinigung gewesen, ist daher überflüssig, ja irreleitend. Was fängt er denn mit dem „Zerreißen" an, für das es doch wohl keinen Euphemismus giebt?

6. Die Puppe, wie die Fackeln der Königshainer sind aus Stroh. Das leere Stroh, „„dem die Seele, das Korn, entwichen ist,"" ist ein schönes Symbol des Todes, mithin auch des Winters, der unfruchtbaren Jahreszeit, wo die Erde „Strohwittwe" der Sonne ist. Es wird vielfach in ähnlicher Weise verwendet. Die Wenden legen einen Menschen, der dem Sterben nahe ist, auf eine Schütte frisches Stroh. Der Sarg steht auf zwei Bündeln Stroh, welche auf dem Kirchhofe zurückgelassen werden. Mit Stroh wird todbringende Zauberei, das sogen. „Einspinden," getrieben.

7. Die Verse sind verschieden. Der Görlitzer Vers: „Den alten Weibern in das Haus" mag sich auf den Aberglauben beziehen, daß wo die Puppe zum Fenster hineinsieht, in diesem Jahre Jemand stirbt. Die Zeile „den jungen in den Kasten" ist sehr dunkel. Eine Variation davon ist „Den Reichen in den Kasten," also ist der Geldkasten gemeint. Dies bringt mich auf die Vermuthung, daß ein Zusammenhang stattfindet zwischen der Wintergöttin Morzana und dem goldhütenden und goldspendenden Winter-Drachen Pion. (Vgl. Th. I. No. 5.).

Der wendische Vers ist schwer zu erklären. jutabate woco wird auch variirt in jurabate woco; auch die Schreibart jarabate habe ich gefunden.

Die Uebersetzung lautet bald: dreh dich um, bald: öffne das Fenster. Das Wort soll sehr alt sein. v. Anton, Gesch. d. Slaven I. 73. und Worbs, Neues Archiv I. 107. erinnern daran, daß die walachischen Kinder bei großer Dürre singen: Papulage, steige in den Himmel, öffne seine Thüren, sende von oben Regen herab. Bei dem „Fliege hoch" erinnert v. Anton an die Perser, bei denen der Wintertod als Greis ohne Bart auf einem Esel reitet und einen Raben in der Hand hält. Näher verwandt scheint die alte Sitte, bei Frühlingsanfang einen Hahn, eine Krähe, eine Schwalbe umher zu tragen (Grimm, Myth. S. 439.). Die Griechen tragen beim Frühlingsfest eine hölzerne Schwalbe an einer Stange umher, sie steht auf einem Cylinder und wird immerwährend gedreht. Dies würde für die Uebersetzung: „dreh dich um" sprechen. Es ist klar, daß die wendischen Verse ähnliche Bedeutung haben, sich mithin gar nicht auf die Morzana beziehen, sondern irgend einem slavischen Jupiter pluvius oder Papulaga gelten. Dieser wurde entweder in Vogelgestalt gedacht, vielleicht auch wie in Griechenland so dargestellt, und beide Zeilen sind ein Gebet zu ihm, aufzufliegen, das Himmelsfenster zu öffnen und Regen herabzusenden, oder man ließ vielleicht wirklich einen Vogel fliegen (die Slaven an den Quellen der Elbe ließen zur Frühlingszeit schwarze Hühner fliegen, um Ueberschwemmung zu vermeiden); der Ruf „fall nieder" aber bezog sich dann direkt auf den Regen. Somit ist das Todaustreiben zugleich

Regenprozession. Dadurch gewinnt auch das Hemd eine besondere Bedeutung, welches die Weiber nach Zerreißung der Puppe an einen Baum hängen und unter Gesängen heimtragen; denn dies ist ein Mittel der Wetterhexen, um Sturm zu erregen (Grimm, Mythol. S. 616.).

8. Die Stätte der Verbrennung u. s. w. und das Ziel der Prozession ist überall bedeutsam, in Budissin der Protschenberg, ein altheidnischer Opferort, in Königshain der bekannte Todtenstein, wo auch ein Flinsbild gestanden haben soll. In Görlitz ging der Weg durch die Boggasse (= Göttergasse) nach der Goldgrube an der Galgengasse. An dieser Goldgrube fordert die Neiße nach Görlitzer Aberglauben von Zeit zu Zeit ein Opfer und nach Funke's Chronik (Mstr.) stand bis zum Jahre 1542 an dieser Stelle der Galgen. Die Wenden tragen das Bild an die Dorfgrenze. Auch die Todtenleiter, auf der der Verstorbene zu Grabe getragen worden ist, wird an der Dorfgrenze liegen gelassen. Man sieht daher oft ganze Haufen verfaulter Todtenleitern an den Dorfgrenzen der Wenden. Diese Todtenleitern haben den alten Namen mary (verwandt mit Mara).

9. Der Tag des Festes ist an den meisten Orten der Sonntag Laetare, gen. der Todtensonntag, ohne Zweifel im Zusammenhang mit diesem Volksfeste. Es ist nicht mit Unrecht darauf hingewiesen worden, daß die Namensähnlichkeit des slavischen Ljeto, Lecje = Sommer, eigentlich Jahr, dazu Veranlassung gegeben. Die Slaven haben eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, lieto und zyma. Frühling heißt Vor- oder Ansommer, nalieto, und Herbst Vor- oder Anwinter, nazyme. Ursprünglich scheint das Fest an keinen bestimmten Tag gebunden gewesen zu sein, sondern von dem Erscheinen der ersten Schwalbe und andern natürlichen Ereignissen abgehangen zu haben.

Der 22. Februar, Petri Stuhlfeier, als Termin des Budissiner Festes, ist eine Singularität. Zum Empfange des Sommers oder Frühlings in unserm Himmelsstrich zu zeitig, könnte dieser Tag erklärt werden durch Rückbeziehung auf die früheren südlichen Wohnsitze der Slaven, wenn nicht gerade das Fackel- und Feuerfest, der altgermanische Bestandtheil der Frühlingsfeier, in Budissin dabei in Rede käme. So aber ist der merkwürdige Umstand, daß Petri Stuhlfeier in der katholischen Kirche auf den Tag eines römischen Todtenfestes verlegt wurde (Gfrörer, K. G. II. S. 771.), im Verein damit, daß gerade in Bautzen das Fest einen kirchlichen und officiellen Anstrich hatte, wahrscheinlich die alleinige Ursache gewesen, daß dieser frühe Termin in Budissin von Seiten der Kirche eingeführt wurde nach dem Beispiel des römischen Kalenders.

10. Dies leitet über zur näheren Betrachtung des Budissiner Festes, welches außer der oben erwähnten in zweierlei Umständen eine wichtige Abweichung von der gewöhnlichen Form des Festes hat:

a) Der Durchzug durch eine enge und schmale Gasse, welcher Regel war und durch den Gesang des Rektors noch besonders hervorgehoben wird, erinnert zu sehr an die heidnische Feierlichkeit des Durchzuges durch die hohlen Gänge der Opferaltäre, die in unsern lausitzischen Opfersteinen so sehr deutlich hervortreten, als daß man nicht eine Uebertragung dieser altheidnischen Prozession auf die Budissiner Feierlichkeit annehmen müßte.

b) Merkwürdig ist auch, daß der Rektor gerade den an sich in diesem Falle doch ganz bedeutungslosen Namen Simon beim Durchzuge durch das Fuchsgäßchen in feierlicher Weise ausdehnt, und dies bringt mich auf den Verdacht, daß dieses Wort blos wegen seiner Klangähnlichkeit mit dem wendischen Worte Zyma, der Winter, dem doch das Fest gilt, gewählt worden sei.

11) Schließlich und hauptsächlich ist darauf hinzuweisen, daß das Kinderfest zu Weize mit dem Wagen, das der Wallfahrer heißt, unwillkührlich an Hertha's Wagen und dessen Zug durch die Lande erinnert. Hertha's Wagen wurde in den heiligen See ver-

hnit, der Wagen in Weise wird verbrannt. Quod idem. Man wird einwenden, daß dies ein echt germanisches Fest der Sueven war. Ich erwiedere, daß ja die Sueven die Urbewohner der Lausitz sind, von denen diese Form des Frühlingsfestes sehr leicht auf die nachfolgenden Slaven übergegangen sein kann, und kann mich dabei auf den auffallenden Umstand beziehen, daß Hertha ein sehr gewöhnlicher Taufname bei unsern lausitzischen Wenden ist.

93. Das Semperlaufen der Budissiner Frauen.

Handschr. Chronik der Stadt Budissin a. a. 1447. Gerber, Unerkannte Wohlthaten III. S. 438. Hoffmann, Script. rer. lus. V. p. 300. Carpzov's Ehrentempel 1719 I. p. 250. Köpping in der Lauf. Monatsschr. 1805 I. S. 1—18. Lauf. Mag. 1837 S. 174.

Es ist in alten katholischen Zeiten Sitte gewesen, daß am Donnerstage vor Fastnacht die Weiber in Budissin, alte und junge, vornehme und geringe, zusammengelaufen und zu den Bürgern in die Häuser gekommen sind, schandbare Lieder gesungen, allerhand unehrbare Possen getrieben und dafür Bratwürste, Fleisch und Brod und andere Gaben gefordert und erhalten haben. Diese Sitte hieß das Semperlaufen oder zum Semper laufen. — Der Bischof von Meißen, Johann Hoffmann, hat diese Gewohnheit als einen unsaubern Ueberrest aus den heidnischen Wendenzeiten im Jahre 1444 abgeschafft und dagegen ein Marienfest, festum Mariae virginis, inventionis pueri, zu feiern angeordnet.

Anmerk. 1. Köpping (l. c.) versucht eine Ehrenrettung der Budissiner Weiber und stellt die Muthmaßung auf, daß die Sitte zwar, wie so viele andere Fastnachtsgebräuche, heidnischen Ursprungs sei, aber in nichts Unzüchtigem bestanden habe. Es seien einfach Mummereien, Fastnachtsmaskeraden gewesen, der Name Semper sei korrumpirt aus Schembart, Schönbart = februa, Maske. „Nach dem Schönbart laufen“ sagte man auch in Nürnberg für die Fastnachtsmummereien des 14. und 15. Jahrh.

Köhler (L. Mag. 1837) tritt dieser Meinung bei und befestigt sie durch folgende Bemerkung: In Nürnberg war den Fleischern das Vorrecht dieser Lustbarkeit verliehen worden; dieselbe Zunft aber war auch in Bautzen bei jenem bekannten Aufruhr zu König Wenzel's Zeiten dem Rathe treu geblieben und hatte wohl dadurch das Vorrecht dieser Lustbarkeit erworben. Daraus läßt sich um so eher erklären, weshalb eben in Bautzen eine Sache vorkam, die den Lausitzer Städten sonst fremd war.

2. Diese historistrende Auslegung, so geschickt die zu Grunde liegenden Kombinationen sind, ist indessen doch unrichtig:
   a) die Verwandelung von Schembart in Semper widerspricht der lausitzischen Dialektform durch und durch.
   b) Köhler kann nicht nachweisen, sondern vermuthet nur, daß auch in Budissin die Fleischer das Privilegium dieses Festes hatten wie in Nürnberg. Wahrscheinlich! Aber wohl nicht wegen ihrer Treue, sondern wegen der Bratwürste, die ein nothwendiges Requisit dieses Festes waren. Du sublime au ridicule —
   c) Es ist richtig, daß in den andern oberlausitzischen Städten das Fest unbekannt ist. Dafür aber ist es in der Niederlausitz und war früher auch in den Dörfern der Oberlausitz desto gebräuchlicher und heißt das Zemperlaufen oder Zempern. Zwar ist es kein Fest der Weiber und gegenwärtig wenigstens kein unzüchtiges, aber es muß doch dem Worte selbst etwas Verdächtiges zu Grunde liegen, denn überall,

auch in der Oberlausitz, heißen bei uns Schemperlieder, Schemscher-, Tschentscherlieder — unehrbare Gesänge.

3. Zempern oder Zampern heißt in der Niederlausitz zu Fastnacht mit Musik herumziehen. Es wird so beschrieben: Die jungen Bursche des Dorfes versammeln sich am Aschermittwoch im Wirthshause, verkleiden sich bisweilen in mancherlei Thiergestalten und Vermummungen und ziehen sodann mit Musik und Bornkannen voll Bier im ganzen Dorfe von Haus zu Haus umher. Jedem wird ein Trunk gereicht und in Häusern, wo junge Weiber und Mädchen sind, tanzt man mit diesen einigemal herum, wenn dies geschehen ist, beschenkt die Hausmutter die „Zamperknechte" mit Wurst, Schinken, Speck, Eiern u. s. w. Alle diese Geschenke werden an eine Stange gebunden und von einem dazu bestimmten Mitgliede emporhangend getragen. Die Eier und andere Kleinigkeiten trägt der Koberträger, und so geht der Zug, wenn man im Dorfe herum ist, wieder in's Wirthshaus, woselbst die Dorfschönen der Zemperknechte schon warten. Nun werden diese, jede von ihrem Burschen, hinter den Tisch geführt, wo sie dieselben mit Geld beschenken müssen, damit Bier und Musik bezahlt werden können. Dafür schmausen aber auch die Mädchen von den eingesammelten Vorräthen so lange mit als sie dauern. Sie stehen dazwischen auf um zu tanzen, und setzen sich nieder um zu essen. Dieses kostet den Mädchen oft mehrere Thaler, aber für die Ehre, Magd eines Zamperknechtes zu sein, giebt Manche soviel sie nur immer kann. — Wenn dieses Fest nun zwei oder drei Tage gedauert hat, so wird die Musik begraben und die Freude hat ein Ende. — Prediger haben sich bemüht, das heidnische Zamperfest abzuschaffen; aber es ist dem Volke zu schön!

In früheren Zeiten feierten auch die Oberlausitzer ein ähnliches Fest am Aschermittwoch. Bei den Wenden ging ein Geiger und ein Sackpfeifer voran. Die jungen Bursche folgten singend und tanzend nach und hatten Stäbe oder Weidenruthen in den Händen. — Die Deutschen machten es ebenso, doch hatte Einer einen besonders großen und geputzten Stock, der hieß der Reiherstock, d. i. Tanzstock von reja = Tanz. So um Budissin herum. In einigen Orten wurde ein grüner Tannenzweig mit über sich in der Runde zusammengebundenen Aestchen umhergetragen. Die Oberlausitzer Wenden nennen diesen Umzug: „Nach Würsten gehen" (kolbassy kodzicz). Auch bilden sich überhaupt in der Fastenzeit Wurstbrüderschaften zu ähnlichem Zweck.

4. Es ist ganz klar, das Niederlausitzische Zempern ist nur eine andere Form für das Budissinische Semperlaufen und mehrere frühere Berichterstatter haben ganz recht, wenn sie dabei an die römischen Lupercalien erinnern, wo die Frauen sich von den nackend umherlaufenden lupercis schlagen ließen, um Fruchtbarkeit zu erzielen; ebenso wie später die Geißel des heiligen Symphorianus die Unfruchtbarkeit heilte. Es wird also wohl mit dem schandbaren Gebahren der Budissiner Frauen seine Richtigkeit haben. Auch beim niederlaus. Zampern fällt wenigstens die ungewöhnliche Sitte auf, daß die Mädchen den Tanz und die Musik bezahlen. Es ist für sie eine Nothwendigkeit, auf dem Zemper zu tanzen und sie bringen sich daher den Burschen auf und opfern ihre Ersparnisse.

5. Der Name ist noch unerklärt. Frühere Chronisten führen ohne irgend eine innere Berechtigung das Fest zurück auf den König und späteren Gott Sompar (Zember, Cimber, Gamber, Gambrinus), den Vater des Gottes und Königs Schwabus (Suevus, Sven), der vor seinem Sohne 44 Jahre in Germanien die Herrschaft gehabt. Von ihm heißt es wie von Schwabus, er habe bei Görlitz einen heiligen Hain gehabt, wo ihm jährlich Menschenopfer gebracht wurden und in den man nur mit gebundenen Händen treten durfte u. s. w., s. Th. I. No. 1.

Diese Ableitung findet sich z. B. in einer Gratulationsschrift zu einer Hochzeit, nach der geschmacklosen Sitte der Zeit mit gelehrter Weitschweifigkeit und ziemlich unfeinen Anspielungen verfaßt (Wagner, colleg. schol. Budiss. Der geliebte Ehewald. Budissin 1695.). Glaublicher ist die Ableitung von einem slavischen Gotte Zemberis, der die Erde befruchtet. Zeme = Erde und berju = bestreuen. In allen Mythologien wird damit die weibliche Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht.

Im Johnsdorfer Thale bei Zittau ist ein Berg, der heißt der Semperstein. Die Sage erzählt merkwürdigerweise, er habe diesen Namen davon, daß sich im Kriege eine Wöchnerin dorthin geflüchtet und ein Kind geboren habe.

Der oben erwähnte heilige Symphorianus erscheint als ein christianisirter Somper. Die Namensähnlichkeit ist zu groß, als daß man nicht eine Verwandtschaft annehmen müßte.

7. Die Verwandlung dieses Festes in ein festum Mariae virginis, inventionis pueri, setzt den anonymen lutherischen Verfasser der Budissiner Chronik in Entrüstung, ein Gaukelspiel habe das andere abgelöst. — Man könnte versucht sein, in dem Namen inventio pueri nach katholischer Kirchenpraxis eine Anknüpfung und Uebertragung der heidnischen Festbedeutung zu finden, wenn dies nicht die Beschuldigung einer zu argen Frivolität in sich schlösse.

94. Der Rabenstein bei Budissin.

H. Klar, Die helle Sagenzelle S. 3. ff. Gräffe S. 482.

Noch vor wenig Jahren sah man vor dem Hauptthore der Stadt Budissin, am Abhange des Rabenberges, ein verfallenes Gemäuer, welches in der Form eines Halbkreises Dornen und Disteln barg. Eine schmale, zum Theil verschüttete Treppe führte vom Fuße des Abhanges in das Innere des Halbzirkels und in der Mitte des Gemäuers gewahrte man ein vermauertes Pförtchen, das unstreitig als Thüre zu dem größtentheils mit Erde und Steinen angefüllten Gewölbe geführt hatte. Das hieß der Rabenstein. An seine Trümmer, die man jetzt nicht mehr sieht, knüpft sich eine Sage, und noch heute wird der Ort nicht für geheuer gehalten, denn in der Dämmerung soll sich daselbst zuweilen eine weiße Gestalt blicken lassen. Jene Sage aber lautet also.

Einst hatte ein Bürgermeister von Budissin eine wunderschöne Tochter, um deren Hand die reichsten und schönsten Jünglinge der Stadt und Umgegend sich vergebens bewarben. Vorzüglich bemühte sich ein reicher Kaufmannssohn, der aber freilich von Seiten seines Charakters nicht das beste Lob hatte, ihre Liebe zu gewinnen. Da er ein schöner Mann war und seine Verhältnisse glänzend, so wäre es ihm leicht geglückt, der Jungfrau Herz zu erwerben, allein da begab es sich, daß dieselbe eines Morgens den Rabenberg erstieg, um sich an der herrlichen Aussicht von diesem Punkte aus zu erfreuen und hier einem fremden Ritter begegnete, der sie um den nächsten Weg nach der Stadt fragte. Noch nie hatte der Anblick eines Mannes einen so tiefen Eindruck auf ihr reines Gemüth gemacht, als in diesem Augenblicke, und als

nun an demselben Tage ihr Vater ihr denselben Jüngling als einen an den Rath der Stadt gesendeten kaiserlichen Gesandten vorstellte, widersprach sie ihm nicht, als derselbe von gleicher Neigung entzündet, ihr sein Herz und seine Hand anbot. Nicht lange dauerte es, so ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert; nur ein Mensch schwur ihnen Rache, und dies war der zurückgewiesene Freier. Derselbe verheirathete sich bald darauf selbst und schien allen Gedanken an seine frühere Geliebte entsagt zu haben. Da begab es sich einst, daß der Gemahl der schönen Bürgermeisterstochter zum Kaiser entboten ward und sie mit ihrem Knäblein, das sie demselben kurz zuvor geboren, allein zu Hause war, da sie ihre Dienerin zu einer Vergnügung entlassen hatte. Diese Gelegenheit benutzte jener tückische Bösewicht, schlich sich in's Haus, und während Mutter und Kind in süßem Schlafe lagen, ermordete er gefühllos das unschuldige Wesen. Als nun aber das unglückliche Weib erwachte und ihr Kind im Blute sah, da vergingen ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam, fand sie sich im Kerker wieder. Sie hatte in der Fieberhitze sich als Mörderin ihres Säuglings angeklagt, und unbarmherzige Richter verurtheilten sie schonungslos zum Tode. Denn da ihre Eltern gestorben und ihr Gatte weit abwesend war, hatte sie Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Als die Unglückliche den ungerechten Spruch vernahm, rief sie: ich bin unschuldig, ein Wunder wird die Wahrheit dieser Worte bestätigen. Doch nichts half ihr Betheuern, sie ward auf den Rabenstein geschleift, und in demselben Augenblicke, wo ihr Gatte in die Mauern Budissins einritt, voll Freude, sein Weib und Kind wieder umarmen zu können, zerbrach der Nachrichter ihre Glieder auf dem Richtplatze. Siehe, da spaltete sich auf einmal das Gemäuer des Hochgerichts in drei Theile, und als ihr unglücklicher Gatte sie noch einmal in schrecklich verstümmelter Gestalt gesehen hatte, stürzte er sich verzweifelnd in sein Schwert. Ihrem Verderber aber ließ es keine Ruhe, er klagte sich selbst an und konnte den Augenblick, wo sein schuldbeladenes Haupt sein doppeltes Verbrechen sühnen sollte, kaum erwarten. Das finstere Gewölbe des Rabensteins umschloß auch seinen Leichnam, doch seine Seele hatte keine Ruhe. Sobald die Dämmerung ihre finstern Schatten ausbreitete, sah man fortan eine weiße Gestalt über den Rabenstein wandeln, bittend die Hände zum Himmel erheben und dann plötzlich wieder verschwinden.

95. Der Protschenberg bei Budissin.

Frenzel, hist. nat. II. 771. msc. N. L. Mon. Schr. 1796 II. 186. O. u. N. L. Chron. S. 965.

Auf dem Protschenberge bei Budissin, gegenüber der Ortenburg und durch die Spree von derselben getrennt, stand lange vor der Erbauung derselben eine alte Burg. Aber die Franken, welche zur Zeit Karls des Großen das Land inne hatten, sahen wohl, daß der Berg am andern Ufer der

Spree ein passenderer Ort für eine Burg sei; die Wenden stimmten diesem Plane bei und riefen freudig: „Preicz tam, buda scem", d. i. fort von hier, dies sei der Ort. So wurde die alte Veste abgebrochen und die Ortenburg erbaut. (s. No. 82.)

Die Anhöhe aber, wo die alte Burg gestanden, behielt von dem Geschrei der Wenden der Name Preicz, woraus später Protschenberg wurde. Noch führt nach der Sage ein unterirdischer Gang von der alten zur neuen Veste. Ein Theil derselben ist gefallen und hat jene Höhle gebildet, welche die Teufelshöhle heißt und unermeßliche Schätze birgt.

Anmerk. Vom Schatze auf dem Protschenberg s. Bd. I. No. 259., 260., 261., 262., 263. Der Name kommt entweder von dem Worte brod = Furth, oder vom hrodczisco = Schanze. Es ist ein heidnischer Opferort mit vielen Urnen, Knochen und Asche und unermeßlich viel Kohlen.

96. Das Kreuz am Wege zur Königsmühle bei Budissin.

Gräve S. 175.

Geht man aus Budissin zum Ziegelthore hinaus nach der Königsmühle hin, so wird man da, wo links der Weg nach Niedergurig läuft, ein großes steinernes Kreuz bemerken. Das ist einem Bauer aus dem Marktflecken Baruth zum Andenken gesetzt. Der wettete einst mit einem Andern, daß er einen Scheffel Hirse von dem Dorfe aus bis nach Budissin hinein auf seinen Schultern tragen würde, ohne auszuruhen. Allein er hatte sich zu viel zugemuthet und gelangte blos bis an die durch das Kreuz bezeichnete Stelle. Da bekam er einen Blutsturz, fiel auf die Erde nieder und starb zur Strafe für seine Vermessenheit.

97. Woher das Bautzener Sprichwort kömmt: „Zu Bautzen hängt man Diebe zweimal."

Frenzel, hist. nat. III. S. 375. msc. Lauf. Mag. 1772 S. 27.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin gewendet und daselbst eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperaments war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemeiniglich den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, daß dergleichen tiefsinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuster Namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verspottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungestüm verlangt hatte, so fragte er den Schuster im Eifer, ob er nicht zu seiner Bezahlung dürres Leder annehmen wollte? Der Schuster geht dies ein. Was

thut nun der tolle Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend (den 17. September 1558) um Mitternacht den vor dem Lauenthore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche Körper, so fast drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt solche, denn er war ein großer und starker Mensch, auf seiner Achsel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den heil. Geistberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle und lehnt sodann den einen Körper an die Hausthüre des obenbenannten Schusters, den andern aber schiebt er dem dort wohnenden Drahtzieher, dessen Tochter ihn auch vexirt hatte, zum Fenster hinein. Da nun der Schuster am andern Morgen früh seine Hausthüre aufmacht, wird er seine dürre Bezahlung, sowie der Drahtzieher seine Beschimpfung mit Schrecken gewahr. Beide zeigen diese verwegene und boshafte That gerichtlich an. Der Student wird arretirt, vernommen und sodann sammt einer großen Bürde Bücher, die er beständig mit sich herum führte, in ein Faß gespündet und auf diese Weise über die Grenze gebracht. Mitten in der Görlitzer Haide setzten ihn sodann die Fuhrleute ab und machten sich schleunig aus dem Staube. Die beiden Gehenkten aber mußte der Scharfrichter wiederum an Ort und Stelle schaffen und nochmals in aller Form Rechtens henken lassen, wofür er auch den sonst gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat. Seit dieser Zeit sagt man: „Zu Bautzen henkt man die Diebe zweimal."

Budissiner Sagen im 1. Theile: No. 3. Die Venus in Budissin. — No. 86. Der Basilisk zu Budissin. — No. 109., 121., 130., 133. Teufelssagen. — No. 174., 182., 197., 206. Spukgeschichten. — No. 228., 245. Zaubersagen. — No. 285. Schatzsage. — No. 318., 319., 336., 346., 350., 352., 353., 354. 359., 360., 362., 366. Wundersagen.

98. Der Römerkeller bei Costebrau.

N. L. Mag. 1830 S. 537, 1837 S. 26.

Bei Costebrau, nicht weit von Senftenberg ohnweit des Winkels, welchen daselbst ein meilenweit fortlaufender, uralter Wall, der Römerwall geheißen, bildet, liegen einige Hügel, die Ochsenberge (wołskehory, vielleicht ursprünglich woiwołkehory, Kriegsberge) genannt. An der östlichen Seite dieser Berge ist ein Hügel befindlich, welchen man den Römerkeller nennt. Dieser Hügel ist ein künstlicher Aufbau. Er besteht nämlich aus mehreren übereinander gelegten Lehm- oder Thonplatten, deren Masse den an der Luft getrockneten Mauersteinen ähnlich ist. Auf dem Hügel stand noch vor einigen Jahren eine Eiche, deren Alter man auf dreihundert Jahr schätzte. In dem Volke lebt die Sage, daß dieser Keller von römischen Kriegsleuten erbaut worden sei, und daß in demselben ein Löwe von purem Golde liege. Man hat deshalb auch zu verschiedenen Zeiten Nachgrabungen angestellt, aber nichts gefunden.

99. Der todte Junge bei Deschka.

Samml. von Schön, No. 48. msc.

Geht man die sogenannte kleine Straße von Nieder-Neundorf aus nach Neukrausche zu, so trifft man nicht weit davon, wo sich der Weg nach Zodel wendet, eine Stelle an, worauf jederzeit ein Haufen dürres und grünes Reisig liegt, da jeder Vorübergehende sein Scherflein dazu thut. Diese Stelle nennen die Leute „den todten Jungen", und fragt man nach der Ursache dieser sonderbaren Benennung, so erzählen sie folgende Geschichte. Ein Schafjunge, welcher in Deschka diente und seines Herrn Schafe hütete, hatte sich einmal in's Gras hingelegt und war eingeschlafen. Dabei waren die sich selbst überlassenen Schafe auf des Nachbars Feld gegangen und hatten es abgeweidet. Der beschädigte Bauer, ein jähzorniger Mann, sah es, eilte herzu und gab dem Schafjungen ein Paar so grobe Ohrfeigen, daß er auf der Stelle todt niederfiel. Um die That zu verheimlichen, schleppte er ihn in den Wald und henkte ihn an einen Baum, als wenn er sich selbst entleibt hätte. Die Leute, welche ihn dort fanden, glaubten es auch nicht anders und der rechte Grund wäre unentdeckt geblieben, wenn den Bauer nicht das Gewissen geschlagen und er noch auf seinem Todtenbette dem Pfarrer die Wahrheit bekannt hätte.

Anmerk. 1. Es ist eine alte heidnische Sitte, die bis diesen Tag üblich ist, an dem Platze, wo Menschen umgekommen sind, Steine oder Holzhaufen zu errichten. In der Liberoser Haide auf der Straße von Kottbus nach Frankfurt findet man ihrer viele. Ein solcher Haufen heißt „ein todter Mann." Jeder Vorübergehende opfert der Seele des Abgeschiedenen einen Ast und geht dann seines Wegs. Thut er's nicht, so fürchtet er die Rache des abgeschiedenen Geistes. In der Görlitzer Haide giebt es einen Todtenmannsweg.

2. Bei Tränke in der Haide zwischen Rothenburg und Muskau zeigte man mir einen solchen „todten Mann", 6 Schritte von der Straße. Es war ein Reisighaufen von 4 Fuß Höhe. Dort war vor etwa 10 Jahren ein Schwarzviehhändler, der viel Geld bei sich gehabt, erschlagen worden, ohne daß man den Mörder entdeckt hatte. Aber vor 4 Jahren kam es heraus, daß sich um Mitternacht an dieser Stelle eine klagende und rufende Stimme vernehmen ließe, welche den Mörder bezeichnete. Die Sache kam auch zur Anzeige, ist aber natürlich nicht verfolgt worden.

100. Das Burgward Dobrus.

Worbs, N. Archiv S. 339.

Auf einem steil emporsteigenden Felsen am Ufer der Spree, nicht weit von dem Dorfe Doberschau bei Budissin, erhebt sich ein Ringwall, welcher jetzt ganz mit Birken bewachsen ist. Dort stand einst, wie man glaubt, eine Burg, Dobrus genannt, welche in der Grenzurkunde von 1213 erwähnt wird. Der ganze Hügel steckt voll Brandkohlen und Urnentrümmer.

101. Das Burgward Dolgowitz.

Worbs, N. Archiv S. 335. N. L. Mag. 1834, 207. Preusker, I. 88. 97. Anm. X.

Unweit des Dorfes Tollwitz bei Löbau, auf einem Theile der Sohländer Berge, sind Mauerüberreste, welche beweisen, daß dort einst ein stattliches Gebäude gestanden habe. Dies soll das Burgward Dolgowitz gewesen sein, welches in der Grenzurkunde von 1213 angeführt wird.

Anmerk. Der alte Opferplatz auf dem Berge des nahe gelegenen Dorfes Bischdorf (= Bischofsdorf), die Georgen-Kapelle auf dem Rothstein geben dieser Sage viel historische Wahrscheinlichkeit.

102. Ursprung von Ebersbach (bei Zittau).

Gottl. Paul, Chronik von Ebersbach S. 31. ff.

Ebersbach hat seinen Namen daher, daß hier ein Eber oder Wildschwein gehaust, welches einmals einen Brunnen mit seinem Rüssel aufgewühlt, aus welchem der sogenannte Oberbach entsprungen.

Anmerk. Die Hauptquelle dieses Baches heißt der Rabenbrunnen. Das Ortssiegel zeigt einen Baum, dahinter einen wühlenden Eber, darüber einen fliegenden Raben. Der Eber, der in der Sage oft als Quellenfinder auftritt, hat auch hier sicher eine mythische Bedeutung. Daß auch in Ebersbach der heidnische Götzendienst eine Stätte hatte, scheint dadurch bestätigt zu werden, daß ein Theil des Dorfes noch heute „die Haine" heißt.

Oberbach scheint corrumpirt aus Eberbach.

103a. Der heilige Laurentius zu Ebersbach (bei Görlitz).

Schön, Gesch. von N.-Neundorf S. 25.

Zu Ebersbach war in alten Zeiten eine Kapelle des heiligen Laurentius, die bewahrte das geröstete Fleisch und Gebein dieses Heiligen als wunderthätige Reliquie. Dahin ist man aus der ganzen Umgegend häufig gewallfahrtet, besonders aber sind die Rothenburger große Verehrer des heiligen Laurentius gewesen, weswegen auch die eine Seitenpforte der Ebersbacher Kirche den Namen „Rothenburger Kirchthürel" führt.

Anmerk. Auch die Jänkendorfer Kirche war diesem Heiligen geweiht und hatte ein Bild, das ihn darstellt, wie er auf einem Roste gebraten wird.

103b. Das alte Schloß zu Ebersbach (bei Görlitz).

Mündlich. Funke's Chronik von Görlitz a. a. 1389 p. 224. msc.

Das alte Schloß zu Ebersbach war schon im 14. Jahrhunderte vorhanden, nur war es damals von Holz gebaut und wurde das Jagdhaus genannt. Im Jahre 1389 bekam es einen gar vornehmen Gast. Der Herzog Johann von Görlitz führte nämlich in seinem großen Schlosse zu Görlitz,

(welches sich vor dem Frauenthore lang hin erstreckte bis an den Fischmarkt), ein so zügelloses Leben und stellte insonderheit den ehrbaren Frauen und Jungfrauen der Stadt Görlitz in so unverschämter Weise nach, daß die Görlitzer einen Aufruhr machten und ihren liederlichen Herzog zum Thore hinausjagten. Er floh in sein Jägerhaus nach Ebersbach und befestigte es damals, um vor der Rache der Görlitzer sicher zu sein, mit dem noch heute vorhandenen Wallgraben. Auf dem Wege zwischen Görlitz und Ebersbach, auf einem mäßigen Hügel, steht ein einsamer Stein, von wo aus man noch die ganze Stadt übersehen kann. Dort soll Herzog Johann von seiner athemlosen Flucht ausgeruht und die kurze Rast dazu benutzt haben, der Stadt noch einmal sein Antlitz zu zeigen, aber nicht sein vorderes, und dazu einen unanständigen Wunsch ausgesprochen haben.

104. Der Eigen.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. S. 1. msc. Sing. Lus. VIII. S. 489. N. L. Mag. VIII. 387.

Der Landstrich in der Oberlausitz, welcher das Städtlein Bernstadt und die Dörfer Alt-Bernsdorf, Schönau, Dittersbach, Ober- und Nieder-Kießdorf, Cunnersdorf und Neundorf mit dem Nonnenwalde umfaßt, heißt bis auf diesen Tag noch der Eigen. Die Einwohner dieses Kreises sagen, daß sie von ihren Vorältern darüber Folgendes überliefert erhalten haben.

Um das Jahr Christi 1320 wohnte der Besitzer aller dieser Güter, ein Herr von Biberstein, auf dem schönen Hutberge in einem prächtigen Schlosse mit seiner frommen und züchtigen Gemahlin, einer Schwester der damaligen Aebtissin des Klosters Marienstern. Obwohl er aber an allen Erdengütern Ueberfluß hatte, so wurde ihm doch von Gott das Geschenk eines Leibeserben versagt. Darum vermachte er Alles, was er besaß, dem Kloster, dergestalt daß die Aebtissin, seine Schwägerin, es, so lange sie lebe, eigenthümlich besitzen solle. Andere verstehen es auch so, daß er es der genannten Aebtissin als ihr Eigenthum vermacht und diese es dann dem Kloster hinterlassen habe. Genug von da an wurden diese Güter „der Aebtissin Eigen", oder kurzweg „der Eigen" genannt.

Worbs giebt eine andere Ursache der Benennung an und hält die Geschichte für eine Fabel.

105. Der Lehrberg bei Eybau.

Chronik von Eybau 1800, gedr. in Zittau, S. 5.

Es befindet sich da ein Berg gegen Gersdorf zu, den man allgemein den Lerchenberg nennt. Diese Benennung ist aber unrichtig. In den Zeiten des Hussiten-Krieges hatten die Eybauer unter diesem Berge eine

unterirdische Höhle gleichsam als eine Wohnung erbaut, wo sie zusammenkamen und ihre Sacra oder gottesdienstlichen Versammlungen hielten und diesen Berg in den folgenden Zeiten den Lehrberg nannten.

Anmerk. Wahrscheinlicher ist die im 1. Theile No. 8. gegebene Erklärung des Namens. cf. I. 212.

106. Die Vogelstange zu Forsta.

Heinsius, historischer Entwurf von dem Religions- und Kirchenwesen zu F. S. 5. ff. Sing. Lus. II. 581.

Bei Forsta hatten die Heiden einen heiligen Hain. Daselbst war auch eine große Stange errichtet und auf derselben ein Vogel (eine Taube) von Holz angebracht. Diese soll das Christenthum bedeutet haben, und zur Verspottung und Schändung desselben danach geschossen worden sein. Später wohnten aber zu Forsta heilige Männer, Eremiten oder Einsiedler, zu denen die kottbusischen Wenden zu wallfahrten pflegten.

107. Wie die Biberſteiner zu Forsta christlich wurden.

Loocke, Gesch. von Guben S. 41.

Als im Jahre 1173 der Kaiser Friedrich Barbarossa zu Goslar Hof hielt, sandte er zween Ritter von seinem Hofe, den Abraham von Metzrad und Wolf von Seelhausen zu dem Boleslaus von Biberstein zu Forsta, welcher damals noch der heidnischen Religion zugethan gewesen, um ein streitiges Land zu untersuchen. Da diese beiden Ritter sich zu Forsta aufgehalten, haben des von Biberstein beide Töchter Lamina und Lucia eine so heftige Liebe und Neigung gegen die christlichen Ritter empfunden, daß sie sich durch ihre Kammerfrauen denselbigen entdecken ließen. In solch heimlichem Liebeshandel haben die Ritter ihren Damen die Süßigkeiten der christlichen Lehre gepredigt und sie heimlich getauft, wonach dieselbigen auch den alten Herrn von Biberstein bewogen, die heilige Taufe anzunehmen. Darauf haben sich die Liebespärchen ehelich und christlich verbunden und hat zu jener Zeit solch Beispiel viel Nachahmung gefunden.

Anmerk. Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten, s. I. 122.

108. Das Raubschloß auf dem Urberge bei Gerlachsheim.

Frenzel, hist. nat. II. 756. Grosser V. S. 15. Lauf. Mon. Schr. 1793. II. 358.

Auf dem Urberge oder Auersberge bei Gerlachsheim findet man noch Ueberreste eines weitläufigen Gebäudes. Aus alten Nachrichten ist zu ersehen, daß dort einst ein Raubschloß gewesen ist, dessen Ritter mit denen auf dem Zangenberge und der Landskrone in Verbindung gestanden und einander durch aufgesteckte Feuerzeichen benachrichtigt und gewarnt haben.

Anmerk. Auf diesem Berge spukt eine weiße Frau, s. I. 167., vergl. auch I. 20. Anm. Eine Teufelssage von Gerlachsheim s. I. 105. Eine Zaubersage s. I. 217.

109. Gersdorf und seine Heiligthümer.

N. L. Mag. 1838 S. 385. Oberlauf. Kirchengalerie S. 10. u. S. 305.

Bei Gersdorf liegt ein Berg, der heißt der heilige Berg und sein Gipfel der Todtenstein. Dort ist in alten Heidenzeiten greulicher Götzendienst getrieben worden, bis Markgraf Gero kam, der die heidnischen Priester tödtete und das Christenthum einführte, der hat auch das jetzige Dorf gegründet und nach seinem Namen Gerosdorf genannt.

Die Gegend war später dem heiligen Benno gar lieb und vom nahegelegenen Bischheim (Bischofshain), wo er ein Lustschloß hatte, kam er oft über die Berge hinüber nach Gersdorf. Daher rührt noch ein gepflasterter Fußweg, der über den heiligen Berg führt und die Mönchsmauer genannt wird. Von dem Berge führt auch ein unterirdischer Gang nach der Pfarre. Auf dem heiligen Berge aber gründete Gero eine Kapelle der heiligen Walpurgis, einer Nichte des heiligen Bonifaz, welche in der Lausitz von Berg zu Berg gezogen war und den Heiden das Evangelium gepredigt hatte. Als sie gestorben war, hat man ihr überall und besonders auf diesen Bergen Standbilder und Bethäuser errichtet und ihr zu Ehren in der heiligen Walpurgisnacht überall auf den Bergen Feuer angezündet, dafür beschützt sie das Vieh vor Beherung. Wer aber am dritten Pfingsttage, sowie an Walpurgis und Margaretha zu dieser Kapelle wallfahrtete, der hatte hunderttägigen Ablaß für seine Sünden.

Anmerk. Die Freudenfeuer am Walpers- oder Walpurgisabende, welche noch überall in der Oberlausitz, wo nicht etwa eine Wohllöbliche Polizei dem Gebrauch ein Ende gemacht hat, auf Anhöhen und Bergen entzündet werden, sind bekanntlich nicht christlichen Ursprungs, wie obige Sage vorgiebt, sondern Ueberreste des heidnischen Frühlings- oder Maifestes. Im Wendischen werden bei Anbruch dieser Nacht in den Ställen alle Kühe gemolken und abgefüttert, die Stallthüren zugemacht und mit den Buchstaben der heil. Drei Könige C. † M. † B. bezeichnet, damit die Hexen auf ihrer nächtlichen Fahrt nach dem Blocksberge, zu der sie sich auf den zahlreichen Guckelsbergen der Lausitz versammeln, dem Vieh keinen Schaden zufügen. Auch sonstige Zeichen, Ringe und Kreuze und besonders grüne Reiser findet man an den Hof-, Haus- und Stallthüren. Dann versammelt sich die Jugend des Dorfes auf einem freien und hoch gelegenen Platze, entzündet ein großes Feuer und eine Menge Besen, welche die liebe Jugend schon seit Wochen auf diesen Abend hin überall her zusammengemaust hat. Hand an Hand tanzt man um das Feuer herum und mit den Besen in der Hand durch die Felder und Wiesen. (Denn so weit die heilige Flamme leuchtet oder getragen wird, so weit wird die Gegend fruchtbar). Gefährlich ist es, diesen Abend ohne einen solchen Brand in den Händen über einen Kreuzweg zu gehen, weil auch dort die Hexen ihr Wesen treiben. Das Besenanzünden heißt bei den Wenden kuslarnicje palič oder khodojta palic = Hexenbrennen.

In der Wendei giebt es schon am Walpurgistage ein Kinderfest. Die Kleinen nehmen Weidenruthen, machen daraus einen kleinen Galgen und springen hinüber. Wer ohne anzustoßen hinüberspringt, hat das Jahr über nicht nur selber Glück, sondern es hängt auch der Eltern und des ganzen Hauses Wohlergehen von diesen Kindersprüngen

ab, besonders in Bezug auf den Viehstand. Dieses Spiel heißt Galgenspringen (pšez sibenen skakac).

Die Fortsetzung dieses nächtlichen Festes beginnt bei Anbruch des ersten Maitages und schließt sich zuweilen unmittelbar dem Walpurgisfeste an, indem die Burschen sogleich von dem Feuerplatze aus in den Wald gehen, um junge Birken, Maibäume, zu fällen, die dann — nach Gelegenheit mit Blumen und Bändern geschmückt — vor den Häusern des Dorfes, besonders aber dort, wo des Burschen Schatz oder Braut wohnt, aufgepflanzt werden. In der Mitte des Dorfes aber wird ein vorzüglich hoher Baum eingerammt. Dort bleibt er in der Regel bis zum Himmelfahrtstage stehen. An diesem Tage wird eine Zeit lang um ihn herumgetanzt, während dem aber der Boden rings herum abgegraben, bis er zu Falle kommt. Wer nun von den Burschen das Glück hat, zuerst an den Wipfel hinzukommen und ihn abzubrechen, ist der Held des Tages, wird auf eines Andern Schultern gesetzt und unter Musik und Jauchzen in die Schänke getragen. Dort hat er den Vortanz.

Die Mainacht war in Heidenzeiten das Fest der öffentlichen Opfer und Volksversammlungen. Als das Priesterthum in's Hexenthum überging, wurde sie der Hexensabbath (cf. Grimm, Mythol. S. 591).

Der Maibaum findet sich schon in den Festen der Indier. Er soll die emporblühende Lebensfülle des Mais versinnlichen und sein Original in dem aufgerichteten Zeigefinger des Liebes- und Lebensgottes Schiwa haben, — schließlich vielleicht ein Phallussymbol sein.

Die Birken sind mit ihren Winterknospen und ihrem hellen Grün ein schönes Bild der Lebenskraft und Lebensfreude.

Weidenstäbchen dienten nach Herodot (IV. c. 63.) zum Wahrsagen. Im Norden wurden die Runen aus Weidenstäbchen zusammengesetzt. Es waren priesterliche Utensilien.

Das Springen der Kinder würde einer ausführlichen Erklärung bedürfen, die hier keinen Ort hat. Nur soviel: Bei der wendischen Hochzeit muß die Braut nach beendigtem Schmause über die Tafel steigen und von da herabspringen. Zu Fastnacht soll man desgleichen thun, dann wird der Flachs lang.

110. Göda.

Sing. Lus. X. 663. N. L. Mag. 1837 S. 177. Calles, series episcop. Misn. Emser. vita Benonis. Preusker II. 177.

In der Gegend von Göda sind viele heidnische Ringwälle. Eine wendische Sage erzählt, dort hätte man oft Riesen sitzen gesehen (hoborsky muž). Göda war schon in uralten Zeiten ein fester Ort und Hauptsitz eines Burgwardium. Dahin baute Bischof Benno von Meißen 1076 eine Kapelle. Zu diesem Baue gab seine Mutter Bezela ansehnliche Summen her. Sie war ihm aus entlegenen Landen in diese Gegenden gefolgt und hatte ihren Wohnsitz in Göda.

Eine andere Sage dagegen berichtet, daß der Bischof in Göda geboren sei.

Anmerk. Ueber die heil. Maria von Göda vergleiche die Legenden.

111. Die wendische Prophetin bei Göda.

Knauth, Serb. Kirchen-Gesch. S. 245.

Im Jahre 1578 entstand unter den budissinischen Wenden eine große Religionsbewegung, denn an der lausitzer Grenze, um Stolpen und Göda

herum, war eine Jungfrau aufgestanden, die hielt den Leuten ihre Sünden vor, predigte Buße und verkündigte Gottes Strafgericht. Und ihre Predigt war gewaltig und alles Volk strömte ihr zu und kamen an die funfzehntausend Wenden zusammen. Da hat es lange gedauert, bis die Herrschaft und die Pfarrer die Leute wieder in Ordnung brachten. Es sind aber viele Katholische durch sie zu Luther's Lehre bekehret worden. Die Böhmen aber spotteten darüber und gebrauchten seitdem ein Sprichwort für einen leichtgläubigen Menschen: Stokowym proroken do Lauze, das heißt: es ist wie mit den Propheten in der Lausitz.

112. Göhren.

Crüger, origines Lusatiae S. 187. Destin. Lft. Lus. I. 29. Ditmar. Chron. l. VI. p. 155. N. L. Mag. 1842 S. 120.

Das Dorf Göhren bei Luckau war vordem eine Stadt, die Markgraf Gero erbaut und nach seinem Namen Gerndorf oder Jerina genannt hatte. Veraltete Trümmer einer Kirche weisen auf das hohe Alterthum dieses Orts hin. Andere suchen das alte Jerina in dem Dorfe Kirchhayn.

113. Goldentraum.

Frenzel, nomenclator in script. II. 89.

Goldentraum erhielt seinen Namen von einem Traume seines Begründers, des Besitzers von Tzschocha. Ihm träumte nämlich, daß er an dieser Stelle viel Gold fände und er legte sich diesen Traum so aus, daß dies durch Anlegung eines Ortes wohl in Erfüllung gehen könne, da gediegenes Gold hier doch nicht erwartet werden konnte.

114. Sagen von dem Ursprunge der Stadt Görlitz.

Frenzel, nomenclator in script. II. 89. Ejd. lex. slav. I. 827. msc. Groffer III. 69. L. Mon. Schr. 1803 II. 77. 1806 I. 146. Görl. Wegweiser 1832 S. 131.

Erste Sage.

Da wo jetzt die Stadt Görlitz steht war vor Alters ein Urwald, ein dichter heiliger Eichenhain, in welchem die deutschen Bewohner des Landes lange vor der Wenden Ankunft ihren Gott Schwabus verehrten. Noch heißt zum Andenken daran eine Gasse der Hainwald, und zeigt durch ihre Lage uns an, daß die heidnische Opferstätte auf dem an der Morgenseite steil gegen die Neiße abfallenden Felsen war, wo sich jetzt die schöne Peterskirche erhebt. Gegenüber am rechten Ufer des Flusses wurden später, als die Deutschen fortzogen und die Slaven ihnen nachgerückt waren, drei Kretscham erbaut, einer stand auf der Anhöhe, wo jetzt das Haus des Vereins zur Versittlichung verwahrloster Kinder ist. Diese Wirthshäuser dienten zur Aufnahme der Reisenden, welche die hier sich kreuzenden uralten Handels-

straßen aus Böhmen nach der Mark Brandenburg und aus Polen und Schlesien nach Sachsen und Meißen entlang zogen und durch die hier befindliche Furth über die Neiße gingen. Nach und nach wurde der Wald von Anbauern gelichtet und in fruchtbare Aecker verwandelt. Es entstanden die Dörfer Tachow und Drebnow. Letzteres umfaßte die jetzige Nikolai-Vorstadt und reichte bis hinauf zur Peterskirche, wo der böhmische Herzog Sobieslaus der Aeltere ein Blockhaus aus Baumstämmen erbaut und mit einer Besatzung versehen hatte, an der Stelle, wo sonst der Voigtshof war und jetzt das Zuchthaus steht. Dieses Dorf, welches bereits zu einem Marktflecken erhoben worden war, sammt der Holzburg, brannte im Jahre 1131 ab. Da machten sich des Herzogs Leute auf und kamen zu ihm klagend und jammernd und sagten: Zgorzilo je szo Drewno — verbrannt ist uns dein Drebnow. Aber Sobieslaus hieß sie guten Muthes sein und versprach ihnen, er wollte, ihrer Worte eingedenk, ihnen anstatt der hölzernen Gebäude steinerne aufführen. Gesagt, gethan! Noch in demselben Jahre kam er in die Lausitz, erneuete, vergrößerte und besserte die Stadt, umgab sie mit einer Mauer und nannte sie zum Gedächtniß des Brandes Zgorzelize, Görlitz, Brandstatt. Die Mauer zog sich von der neuerbauten Burg bis an's Niklas-Thor, von da um die Oelschläger- und Plattnergasse herum, zwischen der Brüdergasse und dem Kloster hindurch bis an die ehemalige Pforte, das jetzige Weberthor, von da bis an's Neißthor und hinauf zur Burg. Markgraf Otto erweiterte dann später 1255 die Stadt und gab der Mauer den Umfang, den sie noch bis zum Jahre 1849 hatte, wo man sie größtentheils abtrug.

Anmerk. Ueber Gott Schwabus und den heil. Hain vergl. I. 1., II. 1.

Zweite Sage.

Vor langer, langer Zeit, im zehnten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung, kam ein christlicher Ritter, mit Namen Tachow, in diese Gegend, wo damals noch ein dichter Wald war, und siedelte sich an, weil ihm der Ort so wohl gefiel. Dort, vor dem Kreuzthore, wo man nach Girbigsdorf geht, bauete er seinen Hof und bald erhoben sich mehrere Häuser in der Nähe und vereinigten sich zu einem Dörflein, welches seinen Namen führte. Fast zu gleicher Zeit entstanden südwärts, an der Straße nach Zittau, zwei andere Ritterfitze, Creolsdorf und Salmansdorf, von ihren Begründern so genannt, an welche noch heute die Namen zweier Gassen der Jakobsvorstadt erinnern. Bald erhob sich auch in der Nähe von Tachow ein Kirchlein, dem heiligen Nikolaus geweiht, worin die christlichen Bewohner dieser Dörfer, ein kleines Häuflein mitten unter der heidnischen Bevölkerung, den wahren Gott verehren konnten. Das Kirchlein gewann eine große Bedeutung dadurch, daß es zum Mittelpunkte der wenigen Christen wurde,

welche damals in dem hiesigen Lande hauseten. Denn es bauten sich in der Nähe immer mehr fleißige und friedliche Menschen christlichen Glaubens an, so daß zu den drei schon erwähnten Dörfern noch vier andere entstanden. Im 11. Jahrhundert vornehmlich gefiel es einem Ritter Kunz oder Kunrad, sich an der Neiße, nicht weit von der zittauischen Straße, Creolsdorf gegenüber, niederzulassen und einem neuen Dörflein den Namen zu geben, welches in alten Schriften bald Kunzendorf, bald Kunradsdorf genannt wird. Ein anderer vom Geschlechte derer von Cale, wählte sich dagegen die Gegend, welche vom Frauenthore bis an die Neiße sich herunterzieht und noch jetzt die Cale heißt. Seine Nachkommen blühten bis zum 14. Jahrhundert fort und einige von ihnen finden wir in der Reihe der Bürgermeister. Nordwärts, diesseit der Neiße, da wo jetzt die Rothenburgerstraße, sonst Galgen- und Neugasse sich hinzieht, gründete das Geschlecht der Wicker die Niederlassung Wickersdorf. Auch dieses Geschlecht wird in den Jahrbüchern der Stadt häufig erwähnt. Am rechten Neißufer gegen Morgen, zwischen der Laubaner und Hennersdorfer Straße, entstand das Dorf Klephiswalde, gegen Mittag Barthelsdorf. Die Gärten und Felder dieser Ansiedlung dehnten sich bald bis nach Moys, Hermsdorf und Leutholdshain aus. Inmitten dieser Dörfer, da wo ehemals der Voigtshof stand und jetzt das Zuchthaus ist, errichtete später der Böhmenherzog Sobieslav, um seine landesherrliche Hoheit über diese Gegenden geltend zu machen, eine aus rohen Baumstämmen zusammengeschrotete Veste, von den Leuten Drebnow, d. h. Holzburg, genannt, er baute dazu eine in Felsen gehauene Kapelle, dem heiligen Georg geweiht, über welcher nachher der herrliche Bau der Peterskirche sich erhob. Aber die Holzburg wurde von den Sachsen, die auf der Landskrone hauseten, angezündet und brannte gänzlich ab. Da ließ der Herzog im Jahre 1131 die Burg von Steinen wieder aufbauen und ringsumher ein größeres Gebiet mit Mauern und Gräben umziehen. So entstand aus einer wüsten Brandstätte die Stadt Görlitz, mit ihrem Namen ihren Ursprung verrathend.

Dritte Sage.

Im neunten Jahrhunderte hatte ein wendischer Häuptling, mit Namen Ziscibor, auf der Landskrone zwei schöne Schlösser erbaut und schon damals stand an der Stelle der jetzigen Stadt Görlitz ein kleines Dörflein, hieß Gerlois. Als um das Jahr 1000 auf der Landskrone des Volkes gar so viel geworden und kein hinlänglicher Raum mehr war, zogen viele aus und bauten auf der Höhe eine veste Burg und ringsherum eine Stadt mit Mauern und Gräben.

115. Die ersten christlichen Kirchen in Görlitz und Budissin.

Hosemann, pompa regii ingressus.

In der wendischen Chronik findet man aufgezeichnet, daß in der Lausitz ein sehr altes berühmtes Geschlecht gewesen, die Herren von Skopp genannt. Diese haben die erste christliche Kirche in Görlitz gestiftet, liegen aber mit Schild und Helm in der Erde. Einer dieses Geschlechts, Albrecht genannt, hat auch auf dem Schlosse Budits auf dem großen Hofe eine Kirche bauen lassen und liegt mit Frau und Kindern darin begraben.

116. Die Peterskirche in Görlitz.

N. Script. rer. Lus. II. 410. N. L. Mag. 1838 S. 1. Brückner, Umgangszettel 1796.

I.

Von der Peterskirche in Görlitz erzählt man sich, daß Cyrillus, Bischof zu Olmütz, der den Böhmenherzog Borzivoy im Jahre 844 zum christlichen Glauben bekehrte, sie zur Ehre des Apostelfürsten Petrus errichtet und seinem Gehülfen Methodius anbefohlen habe, der sie auch einige Jahre regierte. Sie ward auf dem Hügel erbaut, wo sonst die Burg Drebnow stand. (Vergl. I. 2.)

Anmerk. Der älteste Theil der Kirche ist die unterirdische Kapelle zum heil. Georg mit einem tiefen Brunnen. Sie war ohne Zweifel ursprünglich Burgkapelle. St. Georg ist der Schutz-Heilige der Schlösser und Burgen.

II.

An der Morgenseite der Peterskirche, fast über der äußeren Thüre der St. Georgenkapelle, ist oben unter dem Dache ein in Stein gehauener Mann mit kreuzweis verschränkten Beinen und über sich geschlagenen Händen zu sehen. Die Sage berichtet, dies sei das Bild eines Zimmermannes, welcher beim Bau der Kirche vom Dache hinuntergefallen sei, aber mitten im Fallen die Kraft und Geistesgegenwart gehabt habe, seine Axt, die er in der Hand hielt, so tief in den Balken zu hauen, daß er sich daran erhalten konnte, bis ihm andere Hülfe kam.

III.

An der Mittagsseite der Peterskirche führt eine Thür in ein kleines abgesondertes Gemach. Das heißt die Tetzelskammer, weil daselbst der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel seine „Butterbriefe" feil hielt. Die Volkssage setzt hinzu, der an dem gegenüberstehenden Eckhause der Petersstraße aus der Wand herausschauende steinerne Kopf eines Mannes mit Schnurr- und Knebelbart sei Tetzels Abbild und zum Andenken an seinen Ablaßkram in Görlitz daselbst errichtet.

Anmerk. Tetzel war im November und December 1508 in Budissin und kam dann nach Görlitz, wo er bis gegen Martini 1509 blieb und von der reichen Stadt und Gegend bedeutende Summen lucrirte, obgleich, wie Haß in seinen Annalen schreibt, fast nur alte Weiber seine Ablaßbriefe kauften.

117. Erbauung der Jakobskirche in Görlitz.

Mündlich. Samml. d. Bresl. Lusatia No. 12. msc. Schön, No. 73. msc.

Es war zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als ein reicher Görlitzer Bürger, (man sagt, er habe Frenzel geheißen, Andere nennen ihn Jakob) wegen eines begangenen groben Verbrechens hingerichtet werden sollte. Um nun bei Gott Vergebung seiner Sünden zu erlangen und seine Seele zu retten, bestimmte er einen großen Theil seines Vermögens zur Erbauung einer Kirche auf der Stelle, wo sein Geist den Leib verlassen würde. Damit dies nicht auf dem Richtplatze geschähe, weil an diesem entweihten Orte ein Gotteshaus nicht hätte errichtet werden dürfen, so verordnete er, daß, sobald er enthauptet sein würde, man den Rumpf mit einem Stücke Rasen bedecken, von zwei Personen unter die Arme fassen und soweit fortführen lassen sollte, bis er zusammensänke. Dies geschah. Er ward vor dem Frauenthore auf dem dasigen freien Platze enthauptet und lief ohne Kopf noch bis dahin, wo jetzt die Jakobskirche steht, die aus dem dazu gewidmeten Legate erbaut ward. Das übrige Vermögen vermachte seine Wittwe dann zu der Errichtung des Hospitals. Ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrter Stein ist aus dem Rasenstücke, welches zur Stillung des Blutes gedient hatte, entstanden, indem derselbe nach und nach erhärtete und versteinerte. Auf einem alten Altartuche ist der von zwei Personen geführte Hingerichtete mit dem Rasen auf dem geköpften Rumpfe in kunstvoller Weberei dargestellt, und an die Familie des Stifters erinnert ein steinernes Standbild der Wittwe mit ihren beiden Kindern auf dem Arme.

118. Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz.

Mündlich. Görlitzer Annalen von Häßner, Funke, Meister, Haß u. A. Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise und Heerfart in das Land nach Hierusalem u. s. w. Albrechts, Hertzogen zu Sachsen u. s. w. durch Hans von Morgenthal, so mit dabei gewesen. Leipzig 1588 8. — Lauf. Mag. 1834, 91. Beschreibung des heiligen Grabes, Görlitz 1779.

An der nordwestlichen Seite von Görlitz, da wo die Straße nach Nisky führt, befindet sich eines der merkwürdigsten Denkmäler mittelalterlicher Frömmigkeit, die berühmte und in der That in ihrer Art einzige Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem im verkleinerten Maßstabe. — Mit der Gründung dieses heiligen Grabes hat es folgende Bewandtniß.

Im 15. Jahrhunderte lebte zu Görlitz Herr George Emmerich, der Sprosse einer reichen und vornehmen Patricierfamilie. In seines Vaters Hause, welcher Bürgermeister der damals gerade in hoher Blüthe des Wohl-

standes stehenden Sechsstadt war, ging es gar streng und ehrbar zu, aber auf seinen vielfältigen Reisen lernte Georg leichte Sitten und rittermäßiges Benehmen. Den Frauen und Jungfrauen war er besonders gefährlich, denn er war schön von Gestalt und besaß große natürliche Beredsamkeit. Mit solchen Künsten wurde es ihm nicht schwer, das Herz einer ehrbaren Jungfrau, Namens Benigna Horschel, zu bethören und sie um ihre Unschuld zu betrügen. Der Vater derselben, welcher der Tuchmacherzunft angehörig war, verlangte, Emmerich solle seine Tochter heirathen und wieder zu Ehren bringen, aber Emmerich's stolze Familie wollte davon nichts wissen. Diese Beschimpfung empörte die ganze Tuchmacherzunft und nährte den längst schon gährenden Haß gegen die übermüthigen Geschlechter. Es entstanden Zusammenrottungen, Aufläufe und Revolten. Die Kirche aber strafte den Sünder durch Auferlegung einer Buße, die dem reiselustigen Emmerich gerade recht war; sie gab ihm eine Pilgerfahrt nach Jerusalem auf, die er auch im Jahre 1465 antrat und dadurch den heimischen Unruhen entging. Es war aber Jemand in Görlitz, dem der Abschied von Emmerich gar schwer wurde, das war eine junge und schöne Wittwe, Namens Agnete Fingerin, welche schon längst heimlich für Emmerich glühte. Doch Liebe macht entschlossen. Sie verkleidete sich als Mönch und reiste ihm nach. Der Pilger war nicht wenig überrascht, als eines Tages ein fremder Mönch sich dem Zuge anschloß, der ihn plötzlich mit seinem Namen rief. Sie behielt die ganze Reise über ihre Mönchstracht bei, so daß Niemand ihr Geschlecht merkte. Die Reise ging über den Sinai und durch die arabische Wüste. In Jerusalem bemerkte Emmerich zu seiner großen Ueberraschung, daß die Lage des heiligen Grabes und der übrigen heiligen Stätten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Gegend bei Görlitz habe, und er faßte schon damals den Entschluß zur Erbauung eines heiligen Grabes in seiner Vaterstadt. Emmerich gewann in Jerusalem große Ehren, denn er wurde zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen.

Nach Görlitz zurückgekehrt, wo man die früheren Mißhelligkeiten vergessen zu haben scheint, widmete er sich dem Gemeinwohl der Stadt und wurde auch im Jahre 1483 Bürgermeister. Im Jahre 1476 aber unternahm er eine zweite Reise nach Jerusalem. Diesmal schloß er sich der Pilgerfahrt des Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachsen an und nahm zum Behufe seines beabsichtigten Baues einen Maler und einen Baumeister mit, welche genaue Bilder und Risse des heiligen Grabes aufnahmen. Zum zweiten Male zurückgekehrt, begann er den Bau so wie er noch heute zu sehen ist. Es hat sehr viel Geld gekostet, aber Emmerich konnte es aushalten. Er war so reich, daß ihn Luther den Görlitzer König zu nennen pflegte und das Volk ihn für einen Goldmacher hielt. Er besaß die Stadt Schönberg und siebzehn Dörfer um Görlitz, darunter viele Rittergüter. In der

Stadt gehörten ihm sieben Häuser. Das Regiment der Stadt scheint er sehr strenge geführt zu haben, denn die Sage berichtet, er habe einmal einen Bürger hinrichten lassen, blos weil er im umgekehrten Pelze zu seinem Weibe und Kindern in die Badestube gegangen sei, um sich mit diesen einen Scherz zu machen. (Gegen die Mummerei der Agnete Fingerin war er weniger streng). Auch wird erzählt, er habe seinen Gärtner wollen stranguliren lassen, weil er abgefallenes Obst gegessen.

Anmerk. Die Veranlassung zu der ersten Pilgerreise ist vielleicht historisch; einige aufgefundene gerichtliche Notizen sollen dafür sprechen. — Agnete Fingerin begleitete ihn nicht auf der ersten, sondern auf der zweiten Reise. Ihr Geschlecht war kein Geheimniß; in der oben citirten Beschreibung der Reise ist die Rede von „zwei Eheleuten aus Görlitz."

Auch Agnete Fingerin, welche sehr reich war, machte eine Bußstiftung, bestehend in regelmäßigen Brodlieferungen an die Armen. Solches Brod nannte man nach ihrem Namen Ag'netenbrod, doch heißt es auch Pochnetenbrod (Meister apud Hoffmann l. 2. 36.) Es wurde 1563 abgeschafft.

119. Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz.

Mündlich. Wegweiser 1832 S. 88. Samml. von Schön No. 75. msc.

Als Herr Georg Emmerich aus dem heiligen Lande zurückkehrte und nach Dresden kam, sendete er von dort zwei Diener voraus, welche seine Ankunft in Görlitz melden und vorbereiten sollten. Einer der Diener war ein böser Mensch und fing mit dem andern, welcher viele Kostbarkeiten seines Herrn, Ringe, goldene Ketten, Schmucksachen und dergl. bei sich hatte, unterweges Händel an. Da ihm der andere aber gewachsen war, konnte er ihm nichts weiter anthun. Er ritt deshalb voraus und eilte nach Görlitz, wo er sich an dem Thore das Gesicht und die Hände zerkratzte und mit dem Blute bemalte, daß er aussah, als sei er unter Mördern gewesen. In dieser Gestalt ging er auf's Rathhaus, wo er angab, sein Gefährte, der andere Diener, habe unterwegs seinen Herrn, den Georg Emmerich, erschlagen und weil er den Herrn vertheidigt, habe ihn jener also blutig geschlagen, daß er für todt hingefallen. Er sei indeß wieder zu sich gekommen und auf Umwegen schnell zur Stadt hereingeritten, damit jener nicht entfliehen könne. Da sandte der Rath Schaarwächter aus, welche den Unschuldigen, der ganz ruhig dahergeritten kam, fingen und gebunden zur Stadt führten. Da er vor Gericht sehr erschrak, man auch die Kleinodien seines Herrn bei ihm fand, glaubte man dem falschen Knechte und machte dem Unschuldigen kurzen Prozeß, verurtheilte ihn zum Strange und führte ihn des andern Tages unter gewaltigem Zulauf des Volkes in früher Morgenstunde hinaus auf den Richtplatz vor dem Nikolaithore.

Herr Emmerich war indessen auch herangekommen, und als er auf die Höhe hinter Reichenbach kam, hörte er das Geläute der Glocken in Görlitz.

Als er nun fragte, was es zu bedeuten hätte, hörte er voll Schrecken die ganze Geschichte und daß man eben seinen treuen Diener, den er sehr liebte, zum Galgen führe. In großer Angst stieß er seinem Pferde die Sporen in den Leib, jagte, so viel das Thier nur laufen konnte, auf Görlitz zu, und als er an die Stelle kam, wo jetzt die Kapelle steht, brach ihm sein Pferd unter dem Leibe zusammen. Jetzt hatte man ihn aber erblickt, denn er winkte mit einem weißen Tuche zu, daß man einhalten sollte, und mit Schrecken erkannte man in ihm den todt geglaubten Emmerich. Der unschuldige Diener, welcher den Strick schon um den Hals hatte, wurde sogleich frei gegeben, der falsche Ankläger aber auf der Stelle statt seiner an den lichten Galgen gehenkt. Emmerich ließ eine Kapelle auf die Stelle bauen, wo er zum Richtplatze gelangte und wo ihm sein Pferd zusammenstürzte, zum Dank gegen Gott, der ihm geholfen hatte, ein unschuldiges Menschenleben zu retten. Auch ließ er die Geschichte auf Leinwand malen und in der Klosterkirche aufhängen, wo das Bild noch lange zu sehen gewesen ist.

Anmerk. Eine andere Variation der Sage verschmilzt die eben mitgetheilte Erzählung mit der Geschichte vom Todtschlag in den Weinbergen bei Görlitz. (Eine sehr weitschweifige Behandlung derselben steht in den Akten der Alterthumssektion der naturforsch. Gesellsch. No. 14. Fol. 7. 599).

Die Sage ist geschichtlich unbegründet. Häßner's Chronik meldet: „anno 1589 den 24. Februar ist Hr. B. Scultetus von Matthäus Rehnelt dem Kalkstoßer berichtworden, daß die Capelle über der Goldgrube sei gebaut worden von einem Zechmeister Malz Graffen, mit dem Zunamen der faule Mathes, welcher seine Schwester zur Ehe gehabt und das er der itz lebenden alten Valten Altenberger Vater Bruder böslich hat erschlagen!"

120. Die Steinbilder in der St. Barbara-Kapelle zu Görlitz.

Görl. Wegweiser 1832 S. 88.

In demjenigen Theile der Klosterkirche zu Görlitz, welcher St. Barbara-Kapelle heißt, sieht man oben an der Decke mehrere Bilder abgeschildert, nämlich einen Mann mit Cither und Geige, einen andern mit Harfe und Trommel, eine bekränzte Frau und einen borstigen Mannskopf, dem ein Quarg im Munde steckt. Die gelehrten Zeichendeuter der Baukunst wissen nicht recht, was sie aus diesen Bildwerken machen sollen. Aber das Volk weiß es. Es zog nämlich einmal vor vielen Jahren eine lustige Gesellschaft mit Musik auf die Landskrone hinauf, wobei sie allerlei Unfug trieben. Unter Andern war ein Mann dabei, welcher die Wette anstellte, er wolle, ehe er den Berg hinauf käme, drei Quärge verschlingen. Mit zweien gelang es, aber der dritte blieb ihm im Halse stecken, daß er ersticken mußte.

Ein lustiger Künstler schilderte die Leute zum Andenken an der Kirchdecke ab.

121. Der Mönch und die Verräthergasse in Görlitz.

Mündlich.

Die heilige Dreifaltigkeitskirche wurde früher wegen des angebauten Franziskanerklosters auch die Mönchskirche und der lange, spitzige Eckthurm der Mönchsthurm genannt. Noch heute heißt dieser Thurm kurzweg „der Mönch" und wenn die Uhr dieses Thurmes schlägt, sagen die Leute einfach: „der Mönch schlägt." Der Mönch schlägt aber immer fünf Minuten vor dem eigentlichen Ablauf der Stunde, wie es denn solche Uhren auch in andern Städten giebt. Wenn man fragt, woher das komme, so geben die Leute verschiedene Antworten. Die Einen sagen, um den Herren auf dem Rathhause anzuzeigen, daß sie sich nach Hause begeben möchten, damit die Hausfrau nicht über die Stunde warten und die Suppe kalt werden möchte. Andere meinen, die Uhr habe den Zweck, die Schulkinder zu benachrichtigen, daß sie ihre Bücher nehmen und zur Schule kommen. Aber viele geben der Einrichtung eine historische Bedeutung.

Im Jahre 1527 wurde nämlich von einigen schlechten Menschen eine schreckliche Verschwörung gegen den Rath und die Stadt Görlitz angezettelt, die Stadt sollte an verschiedenen Stellen zugleich angezündet und der Rath gefangen genommen oder ermordet werden. Die Verschworenen versammelten sich in einem Hause der Langengasse, von wo sie durch ein Hinterpförtchen ein- und auszugehen pflegten. Sie hielten ihre Zusammenkünfte bei Nacht und gingen allemal erst auseinander, wenn die Stunde kam, daß der Nachtwächter seinen Abgesang machte und nach Hause ging. Einmal aber schlug zufällig die nahe Mönchsuhr viel zu früh, und der Nachtwächter, der noch auf den Beinen war, sah die verdächtige Gesellschaft durch das Pförtchen schleichen. Man forschte weiter und so kam die Verschwörung an den Tag. Die Verbrecher wurden auf dem Fischmarkte vor dem jetzigen Stockhause hingerichtet. Das Seitengäßchen aber, in welches die Hinterpforte führte, bekam den Namen die Verräthergasse und hat ihn bis auf den heutigen Tag. Ueber der Thüre ist ein Stein in der Mauer befestigt, auf welchem man die Buchstaben D. V. R. T. und darunter die Jahreszahl 1527 liest, d. h. der Verrätherischen Rotte Thür 1527. Die Mönchsuhr aber wurde zur Erinnerung an ihre Mitwirkung geflissentlich so gestellt, daß sie seitdem immer fünf Minuten vorher die Stunde schlägt.

122. Der Klötzelmönch zu Görlitz.

Mündlich. Samml. d. Bresl. Lusatia No. 4. Görl. Wegweiser 1832 S. 106. O. u. N. L. Chron. S. 95.

In der Fleischergasse zu Görlitz gewahrt man an dem Hause der neuen Apotheke das in Stein gehauene Bild einer Frau, welche gleichsam aus der Mauer herausschaut wie aus einem Fenster. Das Antlitz hat einen

traurigen und sehnsüchtigen Ausdruck. An derselben Hauswand schaut ebenfalls aus der Mauer das scheußlich dargestellte Gesicht eines Mönches, welcher nach der sehnsüchtigen Frau gegenüber zu sehen scheint. Beide Bilder haben eine traurige Bedeutung.

Eines Tages wanderte ein munterer Handwerksbursche frohes Muthes in die alte Sechsstadt Görlitz ein. Als er bei der offenen Klosterkirche vorbeikam, wurde eben das Minoritenglöcklein geläutet, das die Frommen zur Abendmette rief. Da trieb es ihn an in die Kirche einzutreten, denn es war ein fromm Gemüth. In einer Ecke der Kirche legte er sein Ränzlein ab, kniete nieder und fing an andächtig zu beten. Er mochte wohl weit hergekommen sein, denn es überfiel ihn bald eine solche Müdigkeit, daß er den Kopf auf eine Bank lehnte und so, halb knieend, halb liegend, in einen sanften Schlummer fiel. Der Gesang der Chorknaben war verstummt, die Orgel schwieg, das Missa est des Priesters war gesprochen und die Andächtigen verließen allgemach die Kirche, aber der Bursche erwachte nicht. Der Pförtner nahm die Geräthe vom Altare, schloß die Thüre, aber der Ermüdete schlief ruhig weiter. Jetzt, als die Mitternacht herankam, erwachte er. Mit Schrecken sieht er sich allein in der großen Kirche. Schaudernd erhebt er sich. Alles ist finster und stumm. Nur am Altare brennt das ewige Lämpchen. Er nähert sich dem Lichte und, sich in seinem schwachen Schimmer gleichsam für sicherer haltend, versucht er es von Neuem einzuschlafen. Allein das bange Gefühl, so mutterseelenallein zu sein zwischen den Chorstühlen und Grabmälern läßt ihn zu keinem ordentlichen Schlafe kommen. Plötzlich schreckt er zusammen, denn von fern her nähert sich ein Geräusch wie von schweren schleifenden Tritten. Es kommt ihm immer näher und bebend vor Angst verbirgt sich der Erschrockene in einem der großen gothischen Chorstühle des Altarplatzes. Da klirren Schlüssel und ihm gegenüber thut sich die eiserne Thüre auf, die die Kirche mit dem Kloster verbindet. Eine Mönchsgestalt erscheint im Glanze einer Blendlaterne, schrecklich verzerrte Züge verrathend. Der Mönch schreitet mit seinen schweren Holzpantoffeln langsam die Stufen herab und jetzt erst gewahrt der Bursche, und das Blut erstarrt in seinen Adern, daß der Mönch einen Leichnam an langen blonden Locken hinter sich herschleppt. Der Mönch nähert sich dem Altare, arbeitet eine steinerne Platte aus dem Fußboden heraus und läßt den Leichnam, dessen schöne jugendliche Züge noch einmal von der Laterne beleuchtet werden, mit einem dumpfen Geräusche in eine dort verborgene Höhlung fallen. Dann deckt er schleunig die Gruft wieder zu und entfernt sich, wie er gekommen.

In grausiger Todesangst verbrachte der Bursche den Rest der Nacht und dankte Gott, als die Morgenglocke zu seinen Häupten ertönte und der Pförtner die Thüre zur Frühmesse aufschloß. Von Niemand gesehen, schlich er aus der Kirche und fing an beim hellen Tagesscheine sich zu überreden,

daß Alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Auf der Herberge angekommen, ist das erste, was er hört, wie am gestrigen Tage die Tochter einer armen Wittwe, eines der schönsten und frommsten Mädchen der Stadt, spurlos verschwunden sei. Zuletzt hätte man sie in der Messe gesehen. Da ging ihm auf einmal ein Licht auf über die schreckliche Wirklichkeit dessen, was er für einen Traum gehalten hatte. Er ging sogleich zum Bürgermeister und entdeckte ihm, was er gesehen. Augenblicklich wird das Kloster umstellt, der Altarplatz untersucht, der Leichnam gefunden. Der Handwerksbursche erkannte unter den Mönchen, die ihm vorgeführt wurden und alle ihre Unschuld beschworen hatten, auf der Stelle das Antlitz des Verbrechers. Da gestand derselbe endlich ein, Raub, Gewaltthat und Mord an der Jungfrau verübt zu haben und ward lebendig eingemauert. Aber seine Seele hatte keine Ruhe. Sowohl im Kloster, als in den dazu gehörigen Gebäuden hörte man oft in der Mitternachtstunde den schleppenden Ton seiner Klötzelpantoffeln. Der Klötzelmönch spukt wieder einmal, hieß es da. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschreckte seine Erscheinung in schwarzer Kutte mit der Blendlaterne und den Klötzelpantoffeln einen in den finstern Kreuzgängen verirrten Baderlehrling so gewaltig, daß er Tags darauf gestorben ist. Vor etwa fünfzig Jahren, als man das zu den „drei Eichen" gehörige, mit dem Kloster verbundene Gebäude niederriß, fand man seine eingemauerten Gebeine und begrub sie in geweihter Erde, und seitdem hat das Gespenst Ruhe. Das Bild des Mönches aber und das der sehnsüchtig ausschauenden Mutter ließ ein ehrlicher Bürger von Görlitz zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß an dem erwähnten Hause, wo die Mutter gewohnt hatte, anbringen.

Anmerk. Das Minoriten-Kloster, welches nach der Reformation zu einem Gymnasium eingerichtet wurde, steht nicht mehr. Es ist im Jahre 1853 eingerissen und an der Stelle desselben das neue Schulhaus gebaut worden. Von diesem Kloster aus führt der Sage nach ein unterirdischer Gang bis nach der Landeskrone. Es sollen einmal drei Schüler hineingedrungen sein. Sie gingen eine Viertelstunde weit, kamen aber dann an eine eiserne Thüre, die sie nicht zu öffnen vermochten. Auf dem Rückwege geriethen sie in des Rektors Weinkeller und betranken sich dermaßen, daß sie den Eingang viele Stunden lang vergeblich suchten. Aber dieser Streich kam heraus, die Schüler wurden streng bestraft und der Eingang wurde zugemauert.

123. Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 72. msc.

Wenn man über die Neißbrücke nach Görlitz kommt und in die Neißgasse hinaufgeht, sieht man an der Ecke des einen Hauses, zwischen dem zweiten und dritten Stocke, zwei Männer abgebildet, die einen großen Wasserkrug in der Hand halten. Dieses Bild ist ein Erinnerungszeichen an eine hohe Wasserfluth. Vor alten Zeiten war nämlich einmal im Gebirge ein

Wolkenbruch gefallen und die Neiße so weit ausgetreten, daß sie dazumal von Görlitz bis Rothenburg das breite Bette bildete, welches man jetzt die Aue nennt. In Görlitz war das Wasser so hoch gestiegen, daß es in der Neißgasse bis an die Stelle traf, wo die Männer abgebildet sind, die zu dem Fenster hinaus mit dem Kruge Wasser geschöpft hatten. Eine Merkwürdigkeit, die man auf diese Weise verewigen wollte.

Andere erzählen, daß dies Bild zwei Trunkenbolde darstellt, die daselbst vom Blitz erschlagen worden.

Eine dritte Sage berichtet, das Steinbild sei eine Erinnerung an zwei Böttchermeister, welche ohne Wissen ihrer Frauen nach Prag gegangen waren, um das dasige Weißbier zu kosten, und mit einem Kruge voll zurückkamen.

124. Das Waisenhaus zu Görlitz.

Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Section für Alterth. No. 5. msc.

In dem alten Waisenhause in Görlitz, welches mit der St. Annen-Kapelle in Verbindung steht und zugleich als Stockhaus benutzt wurde, ist es nicht geheuer. Besonders in die untere Küche wagt Abends Niemand zu gehen. Ein vormaliger Züchtling, Namens Gersdorf, erschien einmal dort einer alten Aufwartefrau, die noch spät Abends in der Küche ein Bad nahm. Die Erscheinung saß in ihrer Züchtlingskleidung auf einem alten Schemel am Ofen und rauchte eine thönerne Pfeife. Die alte, gottesfürchtige und darum unerschrockene Frau ließ sich nicht stören; als sie das Bad verließ, war das Gespenst so anständig, aufzustehen, mit seinen klirrenden Fußschellen an die Herdflamme zu schreiten und sich dort indessen seine Pfeife anzuzünden. Auch sah die Alte ganz deutlich, wie Gersdorf nach dem Wasserkruge ging, mit der hohlen Hand Wasser schöpfte und trank. Als sie sich angekleidet hatte und die Küche verließ, saß Gersdorf noch immer auf seinem Schemel beim Ofen.

Auch Bürgermeister Gobius und seine Frau gehen im Waisenhause um. Sie wandeln den langen Gang entlang bis zu der Stelle, wo ihre Bilder hängen, und verschwinden plötzlich.

Anmerk. Ueber Gobius vergl. I. 155.

125. Die große Linde auf dem Nikolai-Kirchhofe in Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 65. msc.

I.

Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und henkten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreifritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurtheilt; denn

wenn er auch in der Güte befragt seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumschrauben und die Streckbank das Geständniß eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehenkt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Aeltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und gedachte ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte, bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Aeltern noch ein Ave Maria und Pater Noster beten dürfe. Das weigerte der Henker dem armen Knappen nicht und ließ ihn von seinen Knechten zu dem Grabe geleiten, auf welchem ein junges Lindenbäumchen stand. Nachdem nun der Verurtheilte sein Gebet verrichtet, riß er das Lindenbäumchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: So gewiß wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und empor wachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt. Und siehe, das Bäumchen wuchs und ward ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet, bis auf den heutigen Tag.

II.

Andere erzählen sich von dieser Linde eine andere Geschichte. Der wackere Pfarrer Martin Moller, welcher zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Görlitz das Wort Gottes mit großem Eifer predigte, obwohl er zuletzt erblindet war (wie man an seinem Bildnisse in der Sakristei der Peterskirche sehen kann), machte es nicht allen seinen Kirchkindern recht; denn er war ein gar gelehrter und mildgesinnter, dem damaligen Bekenntnißeifer seiner lutherischen Kollegen abgeneigter Mann, so daß er in den Verdacht des heimlichen Kalvinismus kam. Er mußte wegen seiner Lehre viel Ungemach leiden, machte es aber wie David, als er in Nöthen war, das heißt, er dichtete zu seinem eigenen Troste viele schöne Lieder. Eins derselben befindet sich auch im alten Görlitzer Gesangbuche (unter No. 220.) und in vielen andern Liedersammlungen und fängt sich an:

Ach Gott, wie manches Herzeleid
Begegnet mir in dieser Zeit!
Der schmale Weg ist trübsalvoll,
Den ich zum Himmel wandern soll.

Als es nun mit dem vielangefochtenen blinden Pfarrer zu Ende ging, da sagte er zu den Seinen: „Wenn ich werde gestorben sein, so pflanzt auf mein Grab als Denkmal eine junge Linde mit den Zweigen in die Erde. So gewiß diese Linde wachsen wird, so gewiß habe ich auch Gottes Wort

rein und lauter gelehrt und gepredigt.“ Dieser sein letzter Wille geschah und was er gesagt hatte traf ein, so daß Alles sich hoch verwunderte und viele gläubig wurden.

126. Der Luthersteg bei Görlitz.

Mündlich. Brückner, Umgangszettel 1797.

Der Fußweg über die Schanze hinaus nach Kunnersdorf zu heißt der Lutherſteg, und geht die Sage, Dr. Martin Luther, als er auf seiner Reise nach Schlesien durch Görlitz gekommen und sich daselbst ein paar Tage aufgehalten, sei immer hier hinaus spazieren gegangen und habe sich vom Berge herab der schönen Gegend erfreut.

Anmerk. Luther war nie in Görlitz.

127. Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 81. msc. Novelle von Sintenis, die verhängnißvolle Frühpredigt. Auch für die Görlitzer Bühne bearbeitet.

Ein Schlosser in Görlitz hatte mit seiner frommen Hausfrau einen einzigen Sohn, den zogen sie auf in der Furcht und Vermahnung zum Herrn und der Vater lehrte ihn sein eigenes Handwerk mit aller Strenge und Sorgfalt. Weil aber das Sprichwort sagt: Ein Kind, kein Kind! so nahmen die Aeltern noch zwei arme Waisen, einen Knaben und ein Mädchen, in ihr Haus auf und erzogen sie mit ihrem Sohne, als wären es ihre eigenen Kinder. Alle drei gediehen und wuchsen unter der Pflege der sanften Mutter und der Hand des strengen Vaters gar kräftig und fröhlich mit einander auf. Als das Mädchen in der schönsten Blüthe der Jugend stand, waren aus den Knaben zwei muntere Schlossergesellen geworden, und beide hatten ihr Auge auf sie geworfen, man konnte aber nicht recht sagen, wen sie am liebsten hatte, vielleicht wußte sie es selbst nicht. Da hieß es: Marsch! fort in die Fremde. Denn ein richtiger Bursche muß wandern und sich in der Welt umsehen und sich was versuchen in fremden Landen, ehe er Meister werden kann in der Heimath. Und die beiden Freunde packten ihre Sachen und ihr Handwerkszeug zusammen, nahmen ihr Ränzel auf die Schultern und heisa! fort gings, immer dem schönen Rheine zu. Dort trennten sie sich. Fritz, der Meisterssohn, wollte in deutschen Städten bleiben, aber Robert, das angenommene Kind, begehrte hinüber nach Frankreich. Beim Abschiede aber machten sie mit einander aus, daß sie nach Ablauf von drei Jahren an einem gewissen Tage in einer Schänke zwischen Zittau und Ostritz zusammen treffen wollten, um gemeinschaftlich in Görlitz einzuwandern. Die Zeit wurde Beiden nicht lang. Fritz arbeitete fleißig bei verschiedenen Meistern, verdiente sich ein hübsches Geld und dachte dabei alle Tage an die hübsche Marie in seines Vaters Hause. Auch Robert ließ sie nicht aus seinen Gedanken, aber weil

ihm der Wein in Frankreich zu gut schmeckte, gewöhnte er sich das Trinken an, verthat Alles wieder, was er verdiente und ward ein liederlicher Bursche. So kam er denn am festgesetzten Tage mit seinem Freunde Fritz zusammen. Fritz war hocherfreut, den alten Jugendgespielen wieder zu sehen, und bemerkte in seiner Freude gar nicht die Veränderung, welche mit diesem vorgegangen war. Heiteren Sinnes und fröhlichen Muthes wanderte er mit ihm der lieben Vaterstadt zu, schüttete ihm sein Herz aus und erzählte ihm, daß er bereits die Einwilligung der Aeltern zur Verheirathung mit Marien habe und sich als Meister in seines Vaters Werkstatt setzen werde, da dieser schwach und kränklich geworden sei, Robert aber sollte sein Geselle werden und sie wollten mit einander arbeiten und schaffen nach Herzenslust. Aber Robert litt bei diesen Erklärungen seines Jugendbruders große Herzensqual und als sie nahe an die Stadt gekommen waren, nicht weit von den Weinbergen — die Seiger in Görlitz schlugen eben zwölf Uhr in der Nacht — da erwachte in ihm der böse Geist der Eifersucht, des Neides und Eigennutzes — er hieb den in der frohen Erwartung des Wiedersehens schwelgenden Gefährten mit seinem Knotenstocke von hinten über den Kopf, daß er betäubt zur Erde sank, schlug ihn vollends todt und verscharrte den Leichnam sammt dem Felleisen in eine tiefe Grube, die er mit Steinen voll füllte. Hierauf ging er des Morgens zu dem alten Meister, den er seines Sohnes auf eine so schändliche Weise beraubt hatte, und trat bei ihm in Arbeit. Nach mehreren Jahren, da Fritz verschollen blieb, ward er Meister, übernahm des Alten Werkstätte und heirathete dessen Pflegetochter. Dreißig Jahre waren vergangen, er hatte Söhne und Töchter gezeugt, war ein begüterter und geachteter Mann geworden und Niemand ahnete in ihm den Mörder. Seinem düstern, unfreundlichen Wesen und seiner Menschenscheu legte man andere Beweggründe unter, da er sich stets als ein wackerer Bürger benahm und wie es einem frommen Christen geziemt, zwar nie den Hauptgottesdienst, aber regelmäßig die Frühpredigt besuchte. Da geschah es eines Sonntags früh, daß der Meister halb sechs Uhr schlagen hörte, aus dem Bette sprang und sich schnell ankleidete, um die Frühpredigt nicht zu versäumen. Eilenden Fußes schritt er durch den frisch gefallenen Schnee der Peterskirche zu, von deren Thürmen helles Geläut erschallte. Allein als er die Stufen hinaufgestiegen war und zur Hauptthüre hineingehen wollte, fand er zu seiner Verwunderung Alles fest verschlossen. Doch seine Verwunderung wich bald einem innerlichen Grausen, als die Thürme die zwölfte Stunde verkündeten und er bemerkte, daß es noch nicht Morgen sei, sondern eine unbegreifliche Täuschung ihn zur Mitternachtzeit zur Kirche hingezogen habe. Aber wie ward ihm, als plötzlich in ihm die Erinnerung erwachte, daß vor dreißig Jahren gerade an diesem Tage und zu derselben Stunde er seinen Freund, den Sohn seines Wohlthäters erschlagen. Wie vom Donner betäubt, kehrte er um und wankte

nach Hause in sein Bette. Als aber nun die sechste Stunde des Morgens kam, erschienen bei ihm die Gerichtsdiener des Rathes, fesselten ihn und führten ihn vor den regierenden Bürgermeister. In derselben Nacht waren alle Gotteskasten in der Peterskirche erbrochen und beraubt worden und man hatte die Spur bis in das Haus des Meisters verfolgt. Nein, sagte dieser, als ihm der Diebstahl Schuld gegeben wurde, — nein! ein Dieb bin ich nicht, aber ein Mörder! — Nachdem er dem Gerichte Alles gestanden und dieses die Gebeine des Erschlagenen hatte ausgraben lassen und die Thatsache feststand, ward der Mörder auf dem Markte enthauptet. Der Denkstein aber, welchen man dort errichtete, wo die That geschehen war, ist bei dem Bau der Kunststraße nach Leschwitz entfernt worden und nicht mehr aufzufinden. Der Stoff dieser Sage ist zu einer hübschen Novelle verarbeitet.

Anmerk. 1. Ein anderes steinernes Kreuz steht noch heute auf dem Wege nach Girbigsdorf, wo die Straße nach Ebersbach abgeht. Dort tödtete der älteste Sohn des Herrn von Schachmann auf Königshain im Zweikampfe den Bruder des Landesältesten von Salza auf Ebersbach den 15. December 1666 (Görlitzer Jahrbücher a. a. c. Oberlauf. Nachlese 1767 224.)

2. An der Straße nach Leschwitz stand früher zur rechten Hand auf einer Anhöhe ein steinernes Denkmal. Das hatte folgenden Ursprung. Im Jahre 1537 sind zwei Gebrüder von Uechtritz eines Tages aus Görlitz miteinander fortgeritten und unterwegs in so heftigen Streit gerathen, daß einer der beiden seinen Bruder erstochen, der auf der Stelle todtgeblieben ist. Da erfaßt den andern ein entsetzliches Grauen vor sich selbst, reitet stracks nach Rom und fleht so lange den Papst um Absolution, bis der ihm die Sünde vergiebt. Zur Buße hat er ihm aufgetragen, am Orte der That eine Kapelle zu erbauen, damit der Vorüberziehende an der Stelle des Mordes ein Vaterunser beten möge zur Erlösung der Seele aus dem Fegefeuer. (Brückner, Umgangszettel 1797).

3. Am Frauenhospital in Görlitz erinnerte ein steinernes Kreuz mit einem eingehauenen Messer an einen Vorwerksknecht, den ein Gärtner daselbst im Jahre 1542 mit einem Brodmesser erstochen. (Heßner's Annal. a. a. c.).

128. Rudolph von Habsburg borgt bei einem Görlitzer Bürger.

Görlitzer Annalen von Funke a. a. 1261. Msc. und andere Görlitzer Jahrbücher.

„Im Jahr 1261 ist Rudolphus, Graf von Habensburgen aus Elsaß, nach Breslau verreist und als ihm im Rückwege Geld abgegangen, hat er sich zu Görlitz bei einem Tuchmacher, Velten Kießling genennet, 500 Mrk. geborget, auf schlechte Zusage, denn er vorgegeben, alle sein Vorhaben strebe nach einem ehrlichen Namen. Als er nachmals anno 1273 römischer Kaiser worden, hat er obgedachtem Tuchmacher zu Görlitz das Geld doppelt wiedergegeben, und weil er nur eine einzige Tochter, Judithe genannt, gehabt, hat sie der Kaiser seinem treuen Diener Johann Ruffenberger verheirathet, ihn hoch geadelt und die Grafschaft Wulgen eingegeben. Da hat er sich der Herr von Wolkenberk geschrieben, wie es denn dieses Geschlechtes

von Wolkenberk noch heute im römischen Reiche hat, wie auch in der Reynströmischen Chronika zu sehen, und dieselbigen Freiherren haben ihre Ankunft her von einem Tuchmacher von Görlitz."

Anmerk. In No. 70b. wird dieselbe Sage nach Baruth versetzt und von der Gersdorff'schen Familie erzählt.

129. Der Koberprinz in der Görlitzer Haide.

Funke, Görlitzer Annalen a. a. 1243. Barth. Scult. Chron. Gorl. a. a. 1243 Tom. XV. Sing. Lus. XVII., 327. Großer, Schulprogr. z. J. 1714. Pilz, Umgangszettel 1799 u. 1800. Görl. Wegweiser 1833 S. 705 (verballhornt).

Im Jahre 1243, den 13. Mai, kamen zu Schweidnitz in Schlesien viele Fürsten und Herren zusammen. Da gings hoch her und es ward lustig gelebt, aber auch manches Ernsthafte verhandelt. König Wenzeslaus I. Ottokar, genannt der Fromme, hatte auch sein Söhnlein, den jungen Herzog Boleslaus, mitgebracht. Der war erst fünfzehn Jahr alt. Herzog Boleslaus zu Schweidnitz aber hatte ein feines Töchterlein, Namens Elisabeth. Das war erst zwölf Jahr alt. Diese beiden jungen Fürstenkinder wurden in aller Fürsten Gegenwart ehelich versprochen, das eheliche Beilager aber wegen der großen Jugend der Kinder auf fünf Jahre verschoben.

König Wenzel reiste ab, aber der junge Herzog blieb am Hofe zu Schweidnitz, um die deutsche Sprache zu erlernen. Man gab ihm einen Hofmeister, einen gelehrten und wohlanständigen Mann, der viele Länder gesehen und gute Sitten kannte, Namens Melchior Staude, einen gebornen Görlitzer. Dieser Lehrer hat die beiden Kinder zugleich unterrichtet. Aber noch öfter kamen sie heimlich zusammen, faßten eine heftige und brünstige Liebe zu einander und — bestimmt waren sie doch einmal für einander und halb aus kindischer Neugier, wie es wohl später sein möge im lieben Ehestande, halb aber wohl aus erwachender Liebesbrunst verbanden sie sich heimlich und spielten Mann und Frau. Bald aber stellte sich die Angst vor Entdeckung ihrer heimlichen Liebe ein, da baten sie die Aeltern, man möge sie mit ihrem Hofmeister nach seiner Heimath auf Reisen senden. Und so geschah es, ohne daß Jemand Verdacht geschöpft hatte. Unterwegs aber beschließen sie, ihrem Hofmeister zu entfliehen, nehmen Geld und Sachen mit und wandern zu Fuß in den Wald. So kommen sie in die Görlitzer Haide zu einer armen Häuslersfrau im Walde. Dort nehmen sie Wohnung und schicken die Frau mit Gelde in die Stadt, um Sachen zu kaufen. Da kommt der Prinzessin Stunde und der liebe Gott beschert ihr ein frisches Knäblein. Desselben Tages aber waren drei vornehme Bürger aus Görlitz in die Haide gefahren um Holz zu kaufen, hatten die Pferde ausgespannt und neben dem Wagen im Grase weiden lassen. Im Wagen aber hatten sie einen großen Kober (Korb) mit kalter Küche zum Frühstück. Was macht der junge Vater? er nimmt sein Kindlein in den Arm, wickelt es in feine Leinewand, trägt es an den Wagen und legt es in den Korb. Unterdeß waren die Görlitzer

mit ihrem Handel fertig geworden, kamen zum Wagen zurück, setzten sich in's Gras und holen den Korb herab, um zu frühstücken. Aber welches Erstaunen, als ihnen statt des Brodes und Bratens ein neugebornes Knäblein zum Frühstück beschert wurde. Lange berieth man, was mit dem Findling zu thun sei. Da erbot sich der Tuchmacher Balthasar Oelsner, der ein frommer, ehrbarer Mann gewesen, aber in seiner Ehe keine Kinder gehabt hat, den Kleinen zu sich zu nehmen. Frau Oelsnerin machte anfangs ein saures Gesicht, als der Herr Gemahl mit einem Kinde im Arme in's Haus trat, denn sie hatte ihn in Verdacht, er wisse nur zu wohl, woher es stamme; aber bald gewann sie das Kind so lieb, als wenn es ihr eigenes wäre. Sie nannten den Knaben Friedrich und erzogen ihn in aller Gottesfurcht wie ein ehrlich Bürgerkind, und der Knabe zeigte bald einen edlen Sinn und hohen Muth. So verrieth sich bald das fürstliche Geblüt. Es vergingen neun Jahre. Herzog Boleslaus hatte unterdeß zu Brandeis mit seiner Gemahlin feierlich und öffentlich Beilager gehalten und diese ihm einen zweiten Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Primislaus erhielt. Aber ihres ersten Kindes hatten sie nicht vergessen und dachten seiner oft mit heimlichem Schmerz und bitterer Reue. Endlich machen sie sich auf, reisen nach Görlitz und werden dort bei Balthasar Oelsner, der in jenem Jahre gerade Bürgermeister gewesen, ehrenvoll empfangen und bewirthet. Als sie aber das Kind sahen und seine Geschichte hörten, fingen sie beide an laut zu weinen vor Freude und Rührung. Da war großer Jubel im Oelsner'schen Hause und die ganze Stadt erfuhr es und freuete sich mit ihnen. Das Oelsner'sche Ehepaar erhielt später etliche Tausend Goldgülden zu Landgütern, und als Herr Balthasar starb, hat die Wittwe nochmals geheirathet und ist nach Brandeis in Böhmen gezogen. Papst Clemens IV. hat mit Ernst befohlen, dieses gefundene fürstliche Kind als fürstlich und ehelich zu halten, weil dessen Aeltern vor Gott allbereits ehelich gewesen. König Ottokar aber hat zur ewigen Erinnerung an diese Begebenheit die Stadt Görlitz und insonderheit die dasige Tuchmacherinnung mit außerordentlichen und wichtigen Privilegien begabt, so daß sie Bier brauen durften ohne jegliches Gefälle, Mehl mahlen ohne allen Zins und Handel treiben ohne Mauth, und jedem Görlitzer Tuchmacher erlaubt war, allezeit so viel Holz aus der Haide zu holen, als er bedürfen würde, wie in vielen alten Büchern ausführlich zu lesen ist. Daher stammt denn auch der große Reichthum der Görlitzer Tuchmacherzunft. Das ist die Geschichte vom Koberprinzen und seiner Erziehung durch einen Görlitzer Tuchmacher, wie sie auch anno 1714, den 24. und 26. Januar, unter Leitung des berühmten Rektors Großer im Görlitzer Gymnasium von den Scholaren als Schauspiel aufgeführt worden ist.

Anmerk. 1. „Die vermeinte Aventure des in der Görlitzer Haide gefundenen Prinzen, in vier Akten." Die spielenden Personen, alles Gymnasiasten, werden im Programm be-

nannt und es treten ihrer 36 auf. Auch die weiblichen Rollen wurden von Schülern gegeben.

2. Diese seltsame Sage beruht, wie schon Brückner (l. c.) nachgewiesen hat, auf gar keiner geschichtlichen Grundlage. Trotzdem ist sie nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, eine bloße Erfindung, sondern vielmehr nur die geschmacklose, von städtisch-zünftiger Eitelkeit ziemlich plump ausgemalte Umdichtung eines uralten und überaus zarten Sagenstoffes. Die heimliche und verbotene Liebe zweier vornehm geborener Kinder begegnet uns schon in dem zum Sagenkreise von Kaiser Karl dem Großen gehörigen Epos Flos und Blankflos, bearbeitet von dem mittelhochdeutschen Dichter Konrad Flecke. Was mich zu dieser Hypothese bestimmt, ist hauptsächlich der Korb, der sogar unserer Sage den Namen giebt. Er spielt auch in jenem Gedichte aus dem 13. Jahrhunderte eine große Rolle und zwar ebenfalls die eines Schmugglers, wenn auch in anderer Weise.

   In anderer Variation wiederholt sich die Sage in dem von Pfeiffer herausgegebenen altdeutschen Gedichte Mai und Beaflor.

3. Görlitzer Sagen aus dem 1. Theile: 1, 2, 79, 107, 134, 155, 177, 178, 180, 194, 195, 196, 204, 207, 208, 217, 232, 240, 242, 303, 321, 325, 326, 341, 342, 351, 355, 361.

Sagen von der Landeskrone bei Görlitz, der Limasburg bei Königshain und der Königsburg im Spreewalde.*)

Monatsblatt für den Kunst- und Geschichtliebenden Bürger und Landmann, Görlitz 1797, 2. St. S. 6. Görlitzer Wegweiser 1835 No. 28, 30—35. N. L. Mag. 1833 S. 589, 1839 S. 1. Hosmann pompa regii ingressus init.

130. Von Ziscibor, dem Erbauer der Landeskrone.

Einst zierten die beiden Gipfel der Landeskrone zwei stattliche Schlösser sammt einem Meierhofe. Eine alte Grundmauer an der Mitternachtseite des Berges bezeichnet noch den Umfang des einen Schloßhofes; von dem andern, gegen Mittag gelegenen, ist keine Spur mehr vorhanden. Ihr Erbauer war Ziscibor, Herr auf Biska, Oberstlieutenant vom longobardischen Regiment, ein sehr kluger und tapferer Heerführer der Sorben und Abkömmling eines Wendenkönigs, den seine eigenen Leute im Jahre 856 ermordeten. Der Bau wurde im Jahre 952 nach Christi Geburt begonnen, da Otto I. römischer Kaiser und Gero Markgraf der Lausitz war und mit vieler Mühe und großen Kosten 954 zu Ende gebracht. Um die Baumaterialien auf den Berg zu schaffen, wurden in dem nahe gelegenen Dorfe Biska, welches jetzt Biesnitz heißt, zwei ganze Jahre lang zwölf Pferde gehalten. Das Holz holte man aus der markgräflichen Haide Stambulum, die Steine brach man theils an der Landeskrone selbst, theils bei dem Dorfe Gerlois, woraus später die Stadt Görlitz entstand. Der Kalk wurde bei

*) In den folgenden Sagen ist sehr Vieles auf den ersten Blick Unächte, willkürlich Zusammenfabulirte und wenig ächt Sagenhaftes. Der Kenner wird das Letztere herausfinden. Trotzdem ist aber die ganze Erzählung besonders deshalb interessant, weil sie zeigt, welche Gestalt die alte Sage in der beschränkten Phantasie eines Verfassers gewonnen hat, der ein Unteroffizier und ehemaliger Maurergeselle gewesen zu sein scheint oder aber für ein derartiges Publikum geschrieben hat.

den Dörfern Hennsdorf und Ludwigsdorf, damalen Lumannsdorf genannt, gegraben und von einem Bauer, Namens Markus Sprengel, erkauft. Nachdem alles Nöthige herbeigeschafft und ein wohlgebahnter Weg auf die Landeskrone geführt worden war, fing man an, das Holzwerk auszuarbeiten, und das geschah unten am Berge an der Mittagseite. Die Steine, welche sehr groß waren, wurden größtentheils im Bruche schon zugerichtet, und man schätzte sie auf hundert Stöße. Im Jahre 953 um Weihnachten und Lichtmeß wurde Alles auf Schleifen, vor welche man sechs Pferde spannte, hinaufgeschafft. Man brauchte dazu achtzehn Wochen. Nun gingen im Monat April die Maurer an die Arbeit und bauten zuerst das Wohnhaus in dem Meierhofe, zwei Stockwerk hoch, mit vier Stuben und einem sehr großen Pferdestalle. Dann ward gleich das erste Schloß auf dem höchsten Gipfel gegen Abend gebaut. Es hatte drei Stockwerke und ein welsches Dach, viele köstliche Gemächer und starke Gewölbe, und man wendete alle ersinnliche Mühe darauf, es so fest als möglich zu machen. Daher mischte man den Mörtel zu gleichen Theilen aus Kalk und Gyps, den man aus Schlesien herbeischaffte, und verankerte Alles mit eisernen Bändern. Die Gitter an den Fenstern der beiden untern Stockwerke bestanden aus armdicken Eisenstangen. Die drei Hauptthüren waren aus Bohlen zusammengefügt und von innen mit Eisen beschlagen und mit eisernen Schienen verfestigt. Jede Thür hatte drei eiserne Riegel von der Stärke eines Mannsbeines. Die Gewölbe verwahrte man mit ganz eisernen Thüren und der Eingang dazu war auf eine verborgene und geheime Weise angebracht.

Bald aber wäre der ganze Bau im Anfange gleich unterbrochen worden und liegen geblieben, weil die Handwerksleute sich weigerten, weiter daran zu arbeiten, und das geschah also: Bald nachdem die Gewölbe fertig geworden, hat Ziscibor alle seine goldenen und silbernen Schätze, die überaus reich und kostbar gewesen, in einer Nacht hineinschaffen lassen. Am folgenden Tage, gegen Abend, ist ein alter, gräßlicher, zauberischer Mann mit dem Bauherrn den Berg hinauf und in's Schloß gegangen. Den Maurern aber, die eben Feierabend gemacht hatten, ist streng befohlen worden, in den Meierhof zu gehen. Keiner sollte sich unterstehen, ihn zu verlassen, bei Verlust seines Lebens. Der Maurermeister aber, mit Namen Jocant Faust, ein Sorbe und sächsischer Unterthan, ein verwegener und vorwitziger Mann, geht doch hinauf unter dem Vorwande, sich den Abriß von dem Schlosse, den er im Vorhause hatte liegen lassen, herunter zu holen. Als er nun herauf kommt, da steht die Thüre zu dem Schatzgewölbe offen, und der Bauherr ist mit dem Zauberer drinnen und reden so grausam stark mit einander, daß dem Meister die Haut schauert und er nicht weiß, wie er hurtig genug davon kommen soll. Das geschah am Abende vor Jacobi im Jahre 954. Des andern Tages, da der Meister wieder auf den Bau gekommen und sich nach

der Thüre umgesehen, hat er von dem Eingange zu dem Schatzgewölbe keine Spur mehr gefunden und ist über die Maßen darob erschrocken. Noch mehr, Mittags um zwölfe, als alle Handwerker auf dem Baue beschäftigt waren, verspürten sie einen unterirdischen Stoß, der das ganze Haus erschütterte, und das wiederholte sich drei Tage hinter einander. Da wurde Allen ganz unheimlich zu Muthe und der Meister begehrte seinen Abschied, erhielt ihn aber nicht. Auch die Gesellen und die andern Handwerker wurden aufsätzig und wollten nicht mehr arbeiten. Viele liefen fort, unter den Uebrigen entstanden Händel und Schlägereien und es ward da eine große Verwirrung, also daß der Oberstlieutenant Ziscibor viel Noth hatte.

In seiner Bedrängniß schickte er eilig einen reisigen Knecht an den General Tugomir, welcher mit seinem ganzen Regimente in Pörtsch bei Budissin stand, und ließ ihn um seine Hülfe und Beistand bitten. Tugomir, so wie er den Brief gelesen hatte, ertheilte seinen Reitern sogleich Befehl zum Aufbruch und kam bei Nacht und Nebel unterhalb der Landeskrone an, umzingelte sie und bewachte sie so gut, daß kein einziger von den Arbeitern entrinnen konnte. Die Fortgelaufenen ließ er einfangen, an der Zahl hundert und funfzig; die arbeiteten nun fleißig den ganzen Sommer hindurch. Die Reiter aber verschafften sich ihren Unterhalt in den umliegenden Dörfern Maxdorf, Holtendorf, Griesendorf, Eberhardsdorf, Compersdorf u. s. w. und plagten die armen Bauern weidlich.

Nun ward auch der Anfang mit dem andern Schlosse gemacht. Das ward nicht so prächtig gebaut wie das erste, aber auch sehr fest mit Gyps und Kalk drei Stockwerke hoch aufgemauert. In dem ersten und zweiten Stockwerke befanden sich die schönsten Zimmer und Kammern und an dem dritten waren anmuthige Söller und Erker angebracht. Von außen führte ein Gang rings um das Schloß herum. Es stand, wie gesagt, auf dem niedern Gipfel an der Mittagseite des Berges. Noch baute man daran einen Stall und einen Wagenschuppen und umgab das Ganze mit einer Mauer.

Nachdem Alles fertig war, zog der General Tugomir mit seinem Kriegsvolke wieder ab nach Friedland in die Winterquartiere und die Handwerksleute kehrten ein jeder in seine Heimath zurück, mit Ausnahme der Tischler, die noch sehr viel zu arbeiten hatten. Von den bei dem Baue beschäftigten Meistern ist der Maurermeister Jocant Faust schon genannt worden. Der Zimmermeister war von Gabel aus Böhmen und hieß Marcus Dorheide. Der Tischlermeister war aus Prag und hieß Hans Scabino. Der Schlossermeister war auch aus Prag und hieß Franz Ziska. Der Maler aber, mit Namen Andreas Haborvormius, war aus Frankreich.

In der zweiten Woche vor Weihnachten zogen der Oberstlieutenant Ziscibor und der Herr Zenco von Wartemberg mit ihren beiderseitigen Fa-

milien und ganzem Hofstaat auf der Landeskrone ein. Funfzig Mann Sorben wurden zur Bedeckung in den Meierhof gelegt.

131. Von Crescentius, dem Erbauer der Limasburg und von der großen Wendenschlacht.

Um dieselbe Zeit, als die Landeskronenburg gebaut wurde, im Jahre 960, ward auch die Burg auf dem Limasberge erbaut. Dieser Berg liegt nicht weit von Königshain und sein jetzt ziemlich abgetragener Gipfel besteht ganz aus festem Granitstein. Der Erbauer war ein vornehmer Sorbe aus edlem Geschlecht, ein Heerführer der Sorben und stand mit Ziscibor, dem Herrn der Landeskrone, in einer genauen Verbindung. Die Geschichtsbücher nennen ihn Crescentius. Das mag aber wohl nur eine Uebersetzung des slawischen Namens Pschibislav, oder Prebislav, sein, welcher so viel bedeutet als der Wachsende. Auch dieses Schloß ward über die Maßen fest und ganz in derselben Art wie das auf der Landeskrone gegen Abend erbaut. Das Gewölbe, ganz in Stein gehauen, war noch fester als jenes.

Es ward auch ein vornehmer Götze dahin gesetzt, den die Sorben Porovit nannten. Er stand in dem Erker des Vorhauses der Kapelle, welche oberwärts des Schlosses ebenfalls ganz in Stein gehauen war. Die Sorben strömten da zu Tausenden herzu und brachten dahin zum Opfer Gold und Silber und Menschen, die zu Ehren des Götzen verbrannt wurden. In böhmischen alten Schriften ist zu lesen, daß da viele hundert, ja tausend Menschen geopfert worden sind. Vor der Kapelle stand ein Altar, darauf wurden sie gelegt und verbrannt.

Als nun der deutsche Kaiser solcher greulichen Abgötterei in diesen Gegenden ein Ende machen und die Sorben zum christlichen Glauben bekehren wollte, kamen die kaiserlichen Kriegsvölker auch im Jahre 970 hierher und griffen zuerst die Landeskrone an, fanden aber harten Widerstand und vermochten es nicht, sie zu erobern. Da wendeten sie sich gegen den Limasberg. Als dies Crescentius erfuhr, welcher mit 5000 Mann auf den Königshainer Bergen stand, nahm er 3000 Mann und rückte bis an sein Schloß, um dasselbe zu vertheidigen. Allein dort vernahm er von einem Landkundschafter, daß ein großer Trupp kaiserlicher Völker durch Reichenbach auf Königshain zu marschire. Demnach schickte er die 3000 Mann diesen entgegen auf der Hoyerswerdaer Straße und ließ sie auf einer Anhöhe eine Stellung einnehmen. Doch von zwei Seiten angegriffen, merkte er wohl, daß die Sache kein gutes Ende nehmen würde, übergab den Befehl dem General Reußner, eilte mit seinem Leibdiener, Andreas Winding aus Friedland in sein Schloß und befahl, sein ganzes Vermögen in das Gewölbe zu schaffen. Nachdem Alles fertig war, schickte er alle seine Bedienten fort, um ihm Nachricht zu holen, wie es draußen aussähe, und behielt nur den Leib-

diener bei sich. Doch auch dem befahl er, sich dreihundert Schritt weit weg zu begeben. Den trieb jedoch die Neugier, aus einem Verstecke seinen Herrn zu belauschen und da sah er, wie derselbe einem alten grauen Manne in einem altmodischen Rocke alle seine Schätze übergab. Er hat es nachher, als er brod- und dienstlos umherirrte, gar Vielen erzählt.

Nun entspann sich eine sehr hitzige Schlacht zwischen den Deutschen und Sorben, in welcher viel Blut von beiden Seiten floß. Trotz der tapfersten Gegenwehr mußten des Crescentius Leute weichen und sich auf den Limasberg zurückziehen, wo sie sich in dem Gebüsche festsetzten und eine Weile hielten, bis sie in ihre Befestigungen zurückgeworfen wurden. Es war da nämlich an der Morgenseite eine Schanze, von wo aus die Bogenschützen und die Schleuderer sich wohl vertheidigen konnten und auch viele Kaiserliche tödteten. Gegen Morgen stand ein großes Gebäude, in welchem wohl hundert Pferde Raum hatten. Von der Schanze an bis an die Abendseite des Gipfels war eine stark befestigte Mauer, viele hundert Schritte im Umfange, so daß einige Tausend Mann innerhalb derselben aufgestellt werden konnten. Außerhalb der Mauer waren große Gruben gegraben und Pfähle mit eisernen Spitzen eingeschlagen, darüber aber Stangen und Aeste gelegt und Erde darüber geschüttet, so daß die Feinde hineinfallen und sich spießen mußten. Das Thor, welches an der Mittagseite in den Hof ging, war mit sehr starken eisernen Riegeln verwahrt und von außen mit eisernen Schienen beschlagen. Darüber war ein Thorhaus, auf dem wohl zwanzig Mann sich vertheidigen konnten.

Und die Sorben vertheidigten sich hartnäckig auf allen Seiten und wollten den Deutschen nicht weichen. Selbst das in die Veste geworfene Feuer that ihnen keinen Schaden, denn sie hatten einen köstlichen Brunnen im Hofe, dahinein konnten sie das Wasser in bleiernen Röhren durch eine geheime Kunst, die Niemand gewahr wurde, leiten und von unten auf den Berg ziehen, also daß es ihnen an Wasser zum Trinken wie zum Löschen niemals gebrach. Zudem war auf dem Berge eine gemauerte Cisterne, welche sie stets voll Wasser hatten. So hielten sie sich fünf Tage lang, bis ihnen die Lebensmittel ausgingen und sie sich ergeben mußten auf Gnade und Ungnade. Da war aber von keiner Gnade die Rede. Die Deutschen, die selbst viel Leute verloren hatten, schonten nichts, sondern hieben Alles nieder, so daß nur sehr wenige dem Blutbade entrannen. Crescentius selbst aber stürzte sich auf der Mitternachtseite von der Burg herab. Einige sagen, er sei dort von den Kaiserlichen in Stücken gehauen worden. Im Spreewalde aber erzählt man sich noch heute, daß er auf wunderbare Weise erhalten worden sei und sich bis an die Spree geflüchtet habe. Dort setzte er sich auf ein aus Weidenruthen zusammengeflochtenes Floß, schwamm den Fluß hinab und kam wohlbehalten in der Niederlausitz an. Hier erbaute er das Schloß zu Burg und herrschte über die Niederlausitzer Wenden, als ein König, der

Botmäßigkeit der Deutschen in dem unzugänglichen Spreewalde sich entziehend und ihren Waffen trotzend.

Nachdem diese nun die Limasburg erobert hatten, zerstörten sie dieselbe und brannten sie nieder. Hierauf wandten sie sich gegen die übrigen Sorben, die sich noch auf den Königshainer Bergen in der festen Stellnng hielten, konnten ihnen aber nicht viel anhaben, da sie sich gar gut verschanzt hatten. Endlich aber besiegten und zerstreuten sie die Tapfern mit Hülfe des Markgrafen Gero, der von der andern Seite anrückte, so daß die Heiden von zwei Seiten angegriffen, gänzlich umringt und auf eine große Wiese zusammengetrieben wurden, wo sie nach muthiger Gegenwehr erlagen. Mittlerweile hatte Ziscibor die unter des General Tugomir Befehl stehenden Sorben herangezogen und fiel die vom Streite ermüdeten Deutschen mit 3000 Mann so heftig an, daß sie das Feld räumen und sich zurückziehen mußten. Bei diesem schrecklichen Blutbade kamen von beiden Seiten über 2000 Mann um.

Nachdem Ziscibor den Feind in die böhmischen Wälder und Berge getrieben hatte, kam er zurück und entsendete einen Theil seiner Krieger auf die Landeskrone. Mit den übrigen zog er auf den Limasberg in großer Trauer um seinen Freund Crescentius und das schöne Schloß, fand aber dort nichts als eine Brandstätte und wüste Mauern. Er machte sogleich Anstalt, die Burg wieder aufzubauen und berief dazu die bei Hoyerswerda stehenden Kriegsvölker, und das war um die Erntezeit. Die Truppen wurden auf allen Bergen umher vertheilt, um den Bau in diesen unruhigen und gefahrvollen Kriegszeiten zu beschützen. Eine Abtheilung blieb auf der Straße gegen Morgen stehen, die zweite stellte sich auf der Anhöhe bei Ebersbach, die dritte auf dem Königsteine, und eine vierte auf dem Hohensteine auf.

Der Bau wurde schnell vollendet, denn die Mauern waren stehen geblieben und nur das Holzwerk war heruntergebrannt. In einigen Wochen war Alles wieder in den alten Stand gesetzt. Aber die Kapelle, worin der Abgott stand, wurde von Grund aus abgebrochen und ein neuer Altar auf den Königshainer Bergen errichtet, auch ein neuer Abgott verfertigt und aufgestellt. Die Spuren davon sind noch heutigen Tages auf dem hohen Granitfelsen zu sehen, welchen das Volk im Andenken an die dort dem Abgott Flins geschlachteten Menschenopfer den Todtenstein nennt.

Anmerk. Vgl. die Sagen von Königshain Th. I. No. 19., Th. II. No. 165a., 166. Ueber den Flins auf dem Limas und den Namen vgl. Th. I. No. 5. Anmerk. 4. Wie der Limasberg (= Lindberg) bei dem Dorfe Liebstein (von lipa = Linde, oder luba, der Liebesgöttin) liegt, so sind in der Mustauer Haide, am linken Ufer des schwarzen Schöps, die Dörfer Linda und Liebel (wend. luban) benachbart. Bei Alt-Liebel sind noch Ueberreste einer Räuberburg. (Preusker II., 178).

132. König Ziscibor, der Kinderräuber im Spreewalde.

Ziscibor war nunmehr Befehlshaber über die Schlösser auf der Landeskrone und dem Limasberge. Wie lange er es blieb, wissen wir nicht, denn die oberlausitzer Sage erzählt uns weiter nichts mehr von ihm, als daß er, aber schon vor diesen Kämpfen mit den Deutschen, im Jahre 956, einmal viele Tausend runde Steine zurichten und auf die Landeskrone schaffen ließ, um seinen Feind, den Hannen, damit zu bewillkommnen, wenn er ihn belagerte. Nach der niederlausitzer Sage aber ward er König der niederlausitzer Wenden und hatte seinen Sitz auf dem Schloßberge bei Burg. Ob er seinem Freunde und Kampfgenossen Crescentius nachgezogen sei und nach dessen Tode die Regierung übernommen habe, wissen wir freilich nicht, denn darüber schweigt die Sage. Sie meldet uns nur, daß er dort ein grausames Regiment führte. Er ließ die Deutschen, die in seine Hände fielen, nackend ausziehen, aus ihrem Rückenfleische Riemen schneiden und die so Gemißhandelten laufen, um seinen Feinden Furcht und Schrecken einzujagen. Die gefangenen Frauen schickte er mit abgeschnittenen Brüsten wieder heim. Schöne Christenkinder ließ er rauben und in der heidnischen Religion auferziehen. Denn noch nicht ganz vier Stunden entfernt, lag schon damals das erste christliche Dorf mit Namen Drenow. Es streckte sich lang hin an der Malpa, einem Nebenflüßchen der Spree, und seine letzten Wiesen und Felder grenzten an die Gegend, wo die Landleute wieder anfangen mit Wagen zu fahren, während sie im Spreewalde nur auf Kähnen zueinander kommen können. Auch die Einwohner von Drenow, welche sich zum Theil mit Fischerei ernährten, hatten drei Kähne. Der größte hieß Hecht und wurde zur Fischerei gebraucht, der schmälste hieß Schwalbe und war zur geschwinden Fahrt in den Spreewald bestimmt, der breiteste hieß Bienenkorb und auf ihm wurden Holz, Gras und Getreide herbeigeführt. Die Bilder, wovon die drei Kähne ihre Namen hatten, waren an dem Vordertheile zierlich geschnitzt zu sehen.

In dem Dorfe, dort wo später Bruchatzens Nahrung war, wohnte ein ehrlicher Förster mit seiner Familie und der hatte zwei wunderschöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Als diese einst der Wendenkönig erblickte, liebte er sie und beschloß sogleich, sie zu rauben, um sie an Kindesstatt anzunehmen; denn die Königin war unfruchtbar und hatte ihm nie weder einen Sohn noch eine Tochter geboren und er sah mit sich sein Geschlecht aussterben, worüber er sehr unmuthig war. Deshalb wollte er sich wenigstens in einem Pflegekinde einen Nachfolger erziehen. Kaum in seine Königsburg zurückgekommen, gab er einigen seiner Diener Befehl, seinen Willen zu vollbringen und die Kinder heimlich ihren Eltern zu entführen. Diese schlichen sich auf einem Kahne nahe an das Dorf, und nachdem sie

einige Tage und Nächte gelauert, zeigte sich eine günstige Gelegenheit. Es war ein sehr heißer Tag und die Kinder kamen an die Malpa, um sich darin zu baden. Kaum aber waren sie im Wasser, so wurden sie von den bösen Männern ergriffen und in Säcke gesteckt und fort ging es mit ihnen mitten in den Spreewald hinein. Doch ein Knabe, der hoch auf einer Erle gesessen, um ein Elsternest auszunehmen, hatte Alles mit angesehen und lief so viel er konnte und sagte es der Mutter an, daß ihre Kinder geraubt wären; der Förster aber war nicht daheim, sondern im Walde. Die liebende Mutter besann sich nicht lange. Schnell band sie die Schwalbe los, das schnellsegelnde Fahrzeug, und ruderte mit allen Kräften den Räubern nach. Diese hatten aber schon einen großen Vorsprung gewonnen und befanden sich bereits mitten im Spreewalde auf einer Wiese. Dort hatten sie, todtmüde von der Anstrengung der flüchtigen Fahrt und den Nachtwachen, sich in's hohe Gras gelegt und waren fest eingeschlafen, neben sich die armen Kinder in den Säcken. Da fliegt der Kahn der geängsteten Mutter heran: von Weitem schon erspäht ihr geschärftes Auge die schlafende Gruppe, behutsam führt sie das Ruder, daß kein Plätschern sie verrathe, leise steigt sie aus, leise schleicht sie heran, leise flüstert sie den lieben Kleinen zu: „Still! rührt euch nicht! es ist eure Mutter", nimmt unter jeden Arm ein Kind und dahin fliegt die Schwalbe mit der süßen Last, zur Eile getrieben von dem Ruderschlage der entzückten Mutter. Die Kinder waren gerettet und zu Hause geborgen, ehe es die Räuber merkten und ehe noch das Gewitter losbrach, das schon den ganzen Tag gedroht hatte. Und das war ein schweres Gewitter; seit Menschengedenken hatte ein solches nicht im Spreewalde getobt. Furchtbar raste der Sturm, rollte der Donner, zuckten die Blitze. Sie verschonten das glückliche Försterhaus, aber in das Schloß des finstern Wendenkönigs fuhr ein Wetterstrahl herab und schlug den Grausamen zu Boden, daß er nicht mehr aufstand. So endete Ziscibor, der Erbauer der beiden Schlösser auf der Landeskrone, in seinem Schlosse zu Burg im Spreewalde.

133. Görlitz von der Landeskrone aus gegründet.

Auf der Landskrone hatte sich nach und nach die Mannschaft so vermehrt, daß alle Stuben und Kammern voll waren und sie oben keinen Raum mehr hatten. Um das Jahr 1000 beschlossen daher die Bewohner an der Neiße bei dem Dorfe Gerlois ein neues festes Schloß aufzubauen, was auch alsobald in's Werk gesetzt ward. Rings um das Schloß herum bauten sich immer mehr Leute an und so entstand die Stadt Görlitz. Aber bald brachen Streitigkeiten zwischen den Bewohnern von Görlitz und den Landeskrönern aus und es kam zu einer Fehde, worin die Görlitzer die Oberhand behielten. Von da an verübten die Ritter von der Landeskrone viele Räubereien und beschädigten rings umher das Land. Sie verbanden sich dazu mit denen

von der Limasburg und gaben sich gegenseitig Zeichen durch ausgesteckte Fahnen, so daß ihnen kein auf der Straße herankommender Kaufmannswagen entgehen konnte. Auch mit den Raubrittern auf dem Oybin standen sie in Verbindung, und es war damals in der Oberlausitz eitel Rauben, Morden, Sengen und Brennen, bis nach Jahrhunderten erst durch die Zerstörung der Raubnester dem Unwesen ein Ende gemacht wurde. Doch das ist keine bloße Sage, das gehört der Geschichte an.

134. Von Markgraf Siegfried auf Landeskrone, dem Ahnherrn der Bibersteine.

Es giebt von der Erbauung der Landeskronenburg noch eine andere Sage, die in einer alten Chronik des Meißener Domstiftes aufbewahrt worden ist.

In Böhmen war einst ein Herzog, Bertzel (Bretislaw?) genannt, der hatte einen Sohn, mit Namen Siegfried, welchem er das Markgrafthum Lausitz übergab. Dieser Markgraf Siegfried verliebte sich in eine vornehme Bürgerstochter zu Görlitz, welche gar wunderschön war, und wollte nimmermehr von ihr lassen, ja sie zu seinem eheligen Gemahl nehmen. Doch weil solche Ehe wegen allerhand schwerer Ursachen öffentlich nicht mochte vollzogen werden, so hat er ein geheimes Liebesbündniß mit ihr gemacht und mit ihr einen Sohn gezeuget. Für diesen hat er nachmals auf einem hohen Berge, wo schon einmal eine Burg gestanden hatte, die von Kaiser Heinrich zerstört worden war, ein wunderschönes Schloß erbaut, das die Landeskrone genannt worden, weil es gleich wie eine strahlende Krone in das Thal herabglitzerte. Von Siegfried's Sohne stammt das edle Geschlecht der Bibersteine ab, als welchen Namen er von der Mutter Seite erhalten und geführt. Markgraf Siegfried selbst aber hat das Land einundzwanzig Jahre löblich regiert, jedoch niemals sich verehelicht, sondern dieselbe Herzensliebe, die er zu der Jungfrau gefaßt, bis an seinen Tod nicht ändern wollen. Er soll auf der Landeskrone begraben liegen.

Anmerk. Die Bibersteine haben lange Zeit die Landeskrone besessen.

135. Das Schwein an der Landeskrone bei Görlitz.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Pfaffendorf hütete an der Landskrone die Kühe eines Bauers. Der Bauer aber hatte auch ein Schwein, das ließ er immer mit den Kühen zusammen austreiben. Aber das Schwein blieb nicht bei der Heerde und ging immer seine eigenen Wege und sobald die Heerde auf dem Weideplatze ankam, lief es in die Büsche und war verschwunden. Abends, wenn's heimwärts ging, fand es sich von selber ein und lief ruhig mit zurück

in's Dorf. Die Magd war neugierig, wo das Schwein wohl hinliefe, und sagte es auch dem Bauer, und eines Tages ging der Bauer mit hinaus und hütete selbst sein Vieh, das Mädchen aber ging dem Schweine nach in den Busch und immer weiter und weiter bis an die Landeskrone und die halbe Landeskrone hinauf in das hohe Gebüsch. Da lief es in eine Höhle hinein und die Magd ging nach und kam in einen Pferdestall, da standen viele Rosse gesattelt und gezäumt und geharnischte Krieger in Waffen saßen dabei. Das Schwein aber war verschwunden. Die Männer fragten das Mägdelein, was es wolle, waren sehr barsch und unwillig, sagten, sie hätte hier nichts zu suchen, ihr Schwein würde sie schon wieder zurückbekommen, sie sollte machen, daß sie wegkäme. Da lief das Mädchen erschrocken davon und erzählte Alles dem Bauer und der Bauer sprach: „Laß gut sein, das Schwein kommt schon wieder, aber wenn in der Landeskrone die Reiter wieder rumoren, da wird's bald losgehen und wird nicht lange dauern, wird Krieg werden." So sprach der Bauer und das vor gar nicht langer Zeit.

Anmerk. Landeskronensagen aus dem 1. Theile: 101, 102, 113, 256, 257, 258, 341.

136. Gräfenhain.

Oberl. Kirchengallerie S. 25.

Am Vogelberge lag früher das Dorf Hainichen. Aber ein Graf versetzte es in die Niederung. Daher der Name. Alte Leute erzählen, es seien früher unterirdische Gänge am nahen Keulenberge gewesen, die hätten zwei Klöster mit einander verbunden, die früher daselbst gestanden hätten.

Anmerk. Eine Wundersage von Gräfenhain s. I. No. 327.

137. Woher Guben seinen Namen hat.

Titli ann. Gub. Clemanni de orig. urbis Gubenae. Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 406. Loocke, Geschichte von Guben 1803 S. 11.

Guben hat von einer Wendenschlacht den Namen, denn da die Slaven hinter ihren Sümpfen und Morästen sich sicher glaubten, überfiel sie König Heinrich I. mit Hülfe der Sachsen im Winter, weil da die Lachen gefroren waren. Als sie nun des Kaisers Heer ansichtig geworden, sollen sie gerufen haben: To scho sgubione, das heißt: Es ist Alles verloren. Als nun der Kaiser von seinem Dollmetscher erfuhr, was das heiße, so gab er, den stolzen Feinden zum Spott, der Stadt den Namen Gubine (Gubiane, Gubbin).

138a. Der heilige Hain bei Guben.

Loocke, Geschichte von Guben 1803 S. 8.

Als Kaiser Heinrich I. im Jahre 930 Guben gründete, fand er daselbst greuliche Abgötterei. Es war aber an dem Ufer der Neiße ein heiliger Hain von uralten Eichen mit einem berühmten Tempel und vielen abgötti-

schen Bildern. Als vor etwa 400 Jahren daselbst bei der Eichelneiße eine Heuscheune angelegt worden, hat man die Grundmauern jenes alten heidnischen Tempels aufgefunden und die Schwellen des neuen Gebäudes darauf gelegt. Später ist auf derselbigen Stelle die Scharfrichterei gegründet worden.

138b. Von dem uralten Christenthum der Gubener.

Sauffe im Gubener Wochenblatte 1862 No. 61. nach Apitz, Runge und andern alten Chronisten Gubens.

Die Bürger von Guben waren sehr gottesfürchtige Leute und liebten es, die Frömmigkeit ihrer Vorfahren, selbst der heidnischen Semnonen, zu rühmen und zu preisen. Vorzüglich stolz aber waren sie darauf, daß sie schon zu den ersten Christen gehört haben.

Denn als der Apostel Johannes in der Verbannung auf der Insel Patmos weilte, hatte er eine Erleuchtung von oben, ein himmlisches Gesicht. Er sah nämlich im fernen Norden das fromme Volk der Semnonen, welches nach der Erlösung aus den Finsternissen des Heidenthumes schmachtete. Deshalb bewog er seinen Schüler Polykarpus, zu den Semnonen zu wandern und ihnen die christliche Heilslehre zu verkündigen. Polykarpus erfüllte gehorsam den Auftrag seines Meisters, gelangte unter mancherlei wunderbaren Abenteuern in den heiligen Hain bei Guben und ward von den gottesfürchtigen und lernbegierigen Semnonen freundlichst aufgenommen. Ein Jahr lang blieb er allhier, predigte Christum und taufte viele Heiden. Noch zeigt man die Stelle am Ufer der Neiße, wo er die Semnonen taufte. Später wurde an derselben Stelle das Jungfrauenkloster erbaut.

139. Guben's Stammmutter.

Mündlich. In hübsche Reime gebracht in einem Gubener Wochenblatte.

Die Hussiten kamen mit großer Heeresmacht vor die Stadt Guben und die Bürger wollten ihnen widerstehen, aber sie vermochten es nicht. Die wilden Böhmen erstiegen die Mauern, drangen in die Stadt und machten Alles todt, Männer, Weiber und Kinder. Von Haus zu Haus wütheten sie in ihrer Mordlust und es war nur noch eine einzige kleine Wohnung übrig. Darin saß eine Mutter vor einer Wiege und wiegte ihr Kind, und das war eine sehr fromme Mutter. Da wollten sie auch über diese herfallen. Aber Gott verblendete ihre Augen, daß das Kind ihnen als ein Kalb mit feurigen Augen erschien. Und sie hielten das für den Teufel und es kam sie eine große Furcht an, also daß sie aus dem Hause flohen und den Andern sagten und schrieen: „Hier hat der Satan Junge gekriegt und seine Großmutter sitzt dabei und wiegt sie" und Alle zogen fort aus der Stadt, nachdem sie diese angezündet hatten. Da kam noch ein fremder Handwerksbursche herzu, der dem Blutbade in einem Versteck entronnen war; der that sich zu dem Weibe

und sie zeugten Söhne und Töchter und bevölkerten wieder die öde Stadt. Also ward eine einzige Frau die Stammmutter von Guben.

140. Der Nonnenkopf am Gubener Rathhause.

N. L. Mag. 1832 S. 547. Schön No. 79. Mec. Gräve S. 137.

Am Gubener Rathhause war früher ein Nonnenbild angebracht, dessen dreifacher Kopf beweglich war. Das eine Gesicht war von natürlicher Farbe, das andere feuerroth und das dritte schwarz. Darüber erzählt die Sage Folgendes: Eine Nonne sollte vor Gericht ihre Keuschheit beschwören. Indem sie aber schwur, wurde sie feuerroth, so daß die Richter ihren Eid wenigstens für verdächtig hielten. Sie mußte daher noch einmal schwören, und siehe da! ihr Gesicht ward pechschwarz, zur Strafe für den Meineid.

141. Das Gubener Weinfest.

Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 420.

Bis zum Jahre 1536 pflegten die Gubener Weingärtner alljährlich zu Frühlings- und Herbstes-Anfang einen feierlichen Umzug durch die Weinbergsgassen zu halten.

Die Geistlichkeit schritt voran und man sang Lieder auf den Weingott und den Kaiser Rothbart, den Beschützer des Weinbaues. Als sich endlich die Gubener lossagten von diesem heidnischen Mißbrauch, da erboßte sich der Teufel so sehr darüber, daß er den 13. Oktober 1536 die Stadt mit einem großen Brande heimsuchte.

142. Der Kaiser Friedrich Rothbart in Guben.

Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 420.

Im Jahre 1448 wollten sich die Gubener einen fürstlichen Schutzherrn wählen, zogen zum Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich II., und verkündigten ihm, daß sie ihn zu ihrem Schirm- und Schutzherrn erwählt hätten. Der aber verstand die Sache anders, meinte die Stadt sei ohnehin sein und gab den guten Bürgern die barsche Antwort, er möge nicht der Leute Kür, er wolle Fürstenrecht. Ueber diese schnöde Fürstenantwort entstand in Guben ein großer Aufruhr. Alle schrieen, man solle sich nur gleich an den Kaiser wenden, der sei ihr richtiger und einziger Schutzherr; nahmen Pfeifen und zogen durch die Gassen, lästerten den Kurfürsten und sangen Loblieder auf Kaiser Heinrich und den heiligen Friedrich Rothbart.

Anmerk. Der vielfach in der Geschichte Guben's auftauchende stolze Gedanke, daß die Stadt unmittelbar unter dem Kaiser stehe, schreibt sich von der Gründung derselben durch Heinrich I. her.

143. Welche Grafen stammen aus Guben?

Loocke, Geschichte von Guben S. 219.

Antwort: die Wunschwitze. Ein Gubener Bürger und Schönfärber, Namens Wunschwitz, hatte 1618 einen Aufruhr gegen den Rath gestiftet und mit dem Schwert in der Hand, an der Spitze der Unzufriedenen, den Rath vertrieben, daß er in's Salzkloster fliehen mußte. Aber der Landvoigt kam dazu mit seinen Kriegsknechten, nahm den Wunschwitz gefangen und ließ den Aufrührer köpfen und sein blutiges Haupt vor seinem Hause aufrichten. — Aber Wunschwitz war ein reicher Mann und hatte zwei Söhne in Leipzig, welche daselbst studirten. Als die von der schrecklichen und ungerechten Verurtheilung ihres Vaters hörten, gingen sie stracks zum König von Böhmen, verklagten den Landvoigt und forderten Genugthuung. Diese wurde ihnen zwar nicht zu Theil, aber dem Könige gefielen die beiden heldenhaften Studenten so gut, daß er sie an seinen Hof nahm, wo sie zur katholischen Religion übertraten und geadelt und zu hohen Ehrenämtern befördert wurden. So entstand das jetzige Gräflich Wunschwitzische Geschlecht in Oesterreich.

Anmerk. Gubener Sagen aus dem I. Theile: Der Teufel stört ein Passionsspiel No. 120.

144. Halbau.

Ditmar Chron. IV.

Halbau ist das alte Ilva. Dorthin kam auf seinem Wallfahrtszuge zu den Gebeinen des heiligen Adelbert in Gnesen im Jahr 1000 der Kaiser Otto III. Ihn empfing daselbst der Polenherzog Boleslav und bewirthete ihn so herrlich und köstlich, daß es fast unbeschreiblich und unglaublich ist.

145. Hennersdorf.

Nach Schön.

Zu Hennersdorf bei Lauban, am sogenannten rothen Berge, ist ein steinernes Kreuz ohne alle Schriftzeichen. Das Volk erzählt, daß dort zwei Edelleute, deren Güter an einander grenzten, in Verfolgung eines Ebers in Streit gekommen seien, weil jeder behauptete, er habe denselben erlegt und seinen Besitz beanspruchte. Sie zogen ihre Schwerter und kämpften bis der eine fiel, der andere aber konnte sich zwar noch nach Hause schleppen, starb aber bald an seinen Wunden.

146. Die Vexirlinde bei Hermsdorf.

Mündlich. Nach Schön und Hüttig.

Eine Linde von mäßiger Stärke mit einer schönen Krone, welche am Wege von Görlitz nach Hermsdorf mitten im freien Felde steht, wird von dem Volke die Vexirlinde genannt und bei Nachtzeit sorgfältig von den

Wanderern gemieden, weil sie die Eigenthümlichkeit hat, durch einen ihr innewohnenden Zauber die Leute, welche bei ihr vorbeigehen, so an sich zu bannen, daß sie bei Fortsetzung ihres Weges unvermerkt von ihrem Reiseziele abkommen und nach stundenlangem Umherirren immer wieder in ihrer unheimlichen Nähe anlangen. Zur Erklärung dieser wunderbaren Eigenschaft erzählte der alte Bauer, auf dessen Grundstücke die Linde steht, folgende Geschichte: In der traurigen Zeit, wo die Hussiten über das böhmische Gebirge in die Lausitz hereinbrachen und Alles verwüsteten und ermordeten, war der Besitzer dieses Gutes, der Urahn des Erzählers, in die Görlitzer Haide geflüchtet und so den blutdürstigen Horden entronnen. Als diese sich entfernt hatten, kehrte er zurück und fand das ganze Dorf niedergebrannt und verlassen. Traurig an der Brandstätte seines Hauses nach der Gegend hinstarrend, wo die Linde steht, gewahrt er bei derselben eine menschliche Gestalt, in der weit und breit menschenleeren Gegend eine auffallende Erscheinung. Er geht auf die Linde zu und findet eine fremde Bäuerin, die am Boden liegend mit den Händen im Rasen rauft und mit gräßlich verzerrten Gesichtszügen, weißen Schaum vor dem Munde und den Ausdruck des Wahnsinns im Auge den Ankömmling anstarrt. Schon wendet dieser sich vor Entsetzen ab, da legt sich plötzlich der Wahnsinn und, in einen Strom von Thränen ausbrechend, ruft sie den Bauer um Erbarmen an und erzählt ihm, wie sie fliehend vor dem grausamen Feinde von den Ihrigen getrennt worden sei und von aller Welt verlassen, von Hunger und Kälte halb verschmachtet, mitten im Walde ein Kind geboren habe, und sie, die Mutter, sie habe es, von sinnenverwirrender Verzweiflung überkommen — getödtet; aber sie fühle auch ihr Ende herannahen. Und so war es. Unter herzzerreißenden Gebeten zu Gott um Erbarmen mit der Kindesmörderin verschied die Unglückliche vor den Augen des Bauers. Der verscharrte sie an derselben Stelle unter der Linde, wo er sie gefunden; aber noch oft, wenn er des Abends an ihrem Grabe vorüberging, erschien ihm ihre Jammergestalt wimmernd und wehklagend.

Diese Geschichte aber hat sich von Kind zu Kindeskind in seiner Familie fortgeerbt bis auf den heutigen Tag.

147. Der Salzteich bei Hirschfelde.

Frenzel, hist. nat. I. 527. msc.

Vom Salzteiche bei Hirschfelde sagt man, daß er seinen Namen erhalten habe, weil vor Zeiten von einem Fuhrmanne ein ganzes Fuder Salz darin ersäuft worden sei.

Anmerk. Vgl. I, 308.

148. Gründung von Hoyerswerda.

Erste Sage.

Frenzel, nomencl. in script. II. 43. Sing. Lus. XIX. 512. Beckler, hist. Hoivorea P. I. l. I. Sintenis, Oberlausitz I. S. 49.

Den Namen der Stadt Hoyerswerda leiten Einige von ihrem Erbauer Hoyer von Mansfeld, andere von Bergleuten, die man vor diesem nur Häuer (Hewer) genannt, her, die nach Eisenstein geschürft, der hier herum häufig zu finden ist. Nach böhmischen Historienschreibern ist sie von einem böhmischen Herrn Hovora, Herzog Jaromir's Oberjägermeister, zu den Zeiten Kaiser Heinrich II. erbaut worden. Die Wenden nennen sie Woreza „am Wasser" weil die Elster mitten hindurch fließt.

149. Zweite Sage.

Sal. Gottl. Frenzel, Chronik von Hoyerswerda 1744 S. 2.

Die Grafen und Herren Wrßowsken waren im Königreich Böhmen gar mächtig und angesehen, denn sie waren schon mit dem ersten böhmischen Könige Czech in's Land gekommen. Dies Geschlecht trachtete nach immer höherem Ruhme und größerer Macht und wollte sein Oberhaupt, Namens Kochan, auf den böhmischen Thron erheben. Dazumal (1003) war aber Herzog Jaromir Herr von Böhmen. Den trachteten die Wrßowsken zu verderben. Einst kamen sie an den Hof und verlockten den Herzog mit ihnen auf die Jagd zu reiten. Er nahm Abschied von seiner holden Gemahlin Strißka und ritt nebst zwei Jägern, Namens Hovoran und Hrivez, von dannen. Die Nacht darauf hatte die Herzogin einen schweren Traum. Es erschien ihr Johannes der Täufer und redete sie also an: „Stehe auf, Frau, und rüste 50 gewappnete Männer, auf daß sie eilend dem Fürsten nachfolgen, denn sein Leben ist in Gefahr." Die Fürstin erwachte und vollzog in großer Angst und Hast den Befehl ihres himmlischen Beschützers. Inzwischen jagten die Grafen mit dem Herzog in der Gegend des Berges Wely, suchten ihn von seinen Gefährten zu trennen und plötzlich fielen sie über ihn her, banden ihn und warfen ihn zu Boden, ja sie sprangen zur Kurzweil mit ihren Pferden über ihn weg. In solcher Angst und Noth betete Herzog Jaromir voll Sehnsucht zu Gott und seinem Schutzpatron St. Johannes. Die Grafen aber spotteten seiner: Weder Gott noch St. Johannes könnten ihn mehr aus ihren Händen erretten. Sie nahmen ihn und banden ihn aufrecht zwischen zwei Eichen fest. Da kommt der Jäger Hovoran, der seinen Herrn gesucht hatte, auf den Schauplatz des Frevels, entsetzet sich, kehrt sogleich um, um Hülfe zu holen, stößt auf die von der Herzogin abgeschickten Reiter, theilt ihnen mit, was er gesehen und legt sie in einen Hinterhalt, auf daß sie seines Winkes gewärtig seien. Unterdessen hatten die Grafen angefangen, auf den Herzog wie nach einer Scheibe zu schießen, und wenn nicht der heilige

Johannes die mörderischen Pfeile mit seinem Mantel aufgefangen hätte, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Da erschien Hovoran. Kaum gewahrten sie ihn, so nahmen sie ihn gefangen. Sein ebenfalls gefangener aber meineidig gewordener Genosse sollte ihn erdrosseln. Da bat er, man möchte ihm erlauben noch dreimal in sein Jägerhorn zu stoßen. Also blies Hovoran dreimal und beim drittenmale brachen die Reiter hervor und nahmen dreizehn der Grafen gefangen. Nur Kochan entkam, indem er sich unter Eichenlaub versteckte. Der treulose Hrivez aber fiel vom Baume, brach ein Bein und wurde so gefangen. So wurde Jaromir aus den Händen seiner grausamen Feinde errettet. Für seine treue Hülfe aber hat der Herzog den Hovoran hochgeehrt, sein Lob in ganz Böhmen kund machen lassen, ihn und seine Nachkommen zum Range eines Großjägermeisters erhoben und ihm mit Bewilligung des Kaisers ein freiherrliches Wappen verliehen, darinnen zwei fünfknotige Eichenzweige kreuzweis im goldenen Felde zu sehen sind. Davon führte er auch den Namen Duba, die Eiche. Dieser Hovoran hat die heutige Stadt Hoyerswerda auf dem ihm vom Herzoge verliehenen Lehnsgute erbaut und gegründet. Daher auch das Stadtwappen bis diese Stunde drei grünende Eichen aufweist. Hovoran liegt begraben in der Hauptkirche bei dem Eingange zum hohen Altare.

Auf einer Säule der Kirche, die aber später nach Geyerswalde gekommen ist, findet sich abgebildet, wie die Rebellen nach dem an die Eichen gebundenen Herzog schießen.

150. Jauernick.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 130. msc. Ejd. Lexic. sclavic. I. 1081 msc. Sammlung von Schön No. 69. Msc.

Das Dorf Jauernick bei Görlitz, in alten Schriften Javornick, Jalbernick genannt, liegt zwischen zwei hohen Bergen, von denen der gegen Morgen der Niederberg, der gegen Abend der Oberberg genannt wird. Der Niederberg heißt auch der Burgberg. An seinem Fuße liegt die Kirche und auf seiner Höhe, zu welcher jetzt eine bequeme Treppe hinaufführt, steht auf steinernem Postamente ein großes Kruzifix von Schmiedeeisen. Man hat dort eine reizende Aussicht ringsumher in die fruchtbaren Thalgelände der Neiße und weithin auf die schlesischen, böhmischen und lausitzischen Bergzüge. Der ganze Berg ist mit Laubholz bewachsen und man sieht nichts mehr von dem Wege, der von der Nordseite her hinaufführte, nichts von den Trümmern der Burg, die hier vor Zeiten gestanden haben soll, nichts von dem Wall und der Mauer, wovon sie umschlossen war. Noch vor hundert Jahren konnte man erkennen, daß die obere Spitze des Berges in einem Umkreise von 592 Fuß umwallt, und weiter unten rund um denselben herum eine Mauer von 2200 Fuß in der Runde geführt worden war. An der Mitternachtsseite war ein Theil dieses Raumes durch eine Quermauer abgeschnitten, und man nannte

diesen Theil noch damals „den Hof", ohne daß die Sage berichtete, zu welcher Zeit dort ein Schloß gestanden, wer es bewohnt habe und wodurch es zerstört worden sei. Alte Stöcke von umfangreichen Eichenbäumen, bis auf die Erde abgefault, bezeugen, daß vor vielen hundert Jahren schon die Burg in Trümmern fiel.

Die Sage berichtet von Jauernick Folgendes: Als in der Lausitz noch das Evangelium mit dem Heidenthume zu kämpfen hatte, kam einst der heilige Wenzel mit seiner frommen Gemahlin in unsere Gegend, um auf den dichtbewaldeten Bergen bei dem jetzigen Jauernick zu jagen. Mitten in der Jagd überfiel den König ein entsetzliches Ungewitter und der Königin ward angst und bange, daß sie laut zu weinen und zu schluchzen begann. Da tröstete sie ihr Gemahl mit den Worten „jaure nick", d. h. wimmre nicht, und gelobte dem Höchsten eine Kapelle zu bauen, wenn er seines Lebens verschonen wolle. Der Sturm ging vorüber und der König hielt sein Versprechen und nannte die Kirche Jauernick.

Diese Kirche galt als die älteste in der Oberlausitz. Sie war anfangs nur von Holz aufgeführt. Einer von Salza aber, der Pfarrer in Jauernick und hernach Bischof in Breslau gewesen, hat sie von Stein aufgebaut nebst dem alten festen Pfarrhause.

Anmerk. 1. Diese dem heiligen Wenzel gewidmete Kapelle war seit früher Zeit ein berühmter, mit Reliquien versehener Wallfahrtsort, und am St. Wenzelstage kamen noch in neuerer Zeit ganze Züge aus Böhmen herüber, die von den Jauernickern mit Fahnen und Gesängen empfangen wurden. Das Hauptstück unter den Reliquien war die Armröhre des heil. Wenceslaus. In einer Novembernacht des Jahres 1805 wurde sie aber gestohlen.

2. Der Name Burgberg, sowie der Wall und die Mauer bedingen nicht mit Gewißheit eine Burg, sondern, wie so oft, nur einen Opferplatz. (Vgl. Preusker II. 123.)

3. Javorny kommt ebenso gut wie die Stadt Jauer in Schlesien von Javor = Ahorn.

4. Jauernicker Sage des 1. Theiles No. 329.

151. Johnsdorf.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 2. 3.

Im Johnsdorfer Thale bei Zittau stand in alten Zeiten nichts als ein kleines Vorwerk. Darin wohnte ein Schäfer, Namens Jonas, mit seinem Sohne. Der weidete seine Heerden auf dem nahen Berge. Daher ist der Berg Jonasberg und das später dort gegründete Dorf Johnsdorf genannt worden.

Der Semperstein bei Johnsdorf soll seinen Namen von einer im dreißigjährigen Kriege dorthin geflüchteten Wöchnerin haben. (Vgl. II. 39. Anm. 5.)

Anmerk. Johnsdorfer Sage des 1. Theiles No. 298.

152. Judendörfer.

Albinus, M. L. Chronik S. 90.

Zu den Zeiten Wittekinds wohnten in und um Wittenberg viele Juden. Diese breiteten sich von dort weiter bis in die Lausitz aus und bauten viele Dörfer, unter Andern Zahna (Zana), Prata (Ephrata), Jessen (Jesse), Barut, Döbern (Tabern, Thabor), Ruben.

153. Jüterbog.*)

M. Frenzel, de idol. Sor. in script. II. 78. Albinus S. 150.

Wo Jüterbog, das Städtlein, jetzt steht, wohnte einst eine durch Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft ausgezeichnete Frau, Namens Jutta, welche einen Ziegenbock hielt, den sie bis zur Abgötterei liebte. Wenn nun die Fremden auf dem Wege zu ihr waren, so sagten sie wohl untereinander: Wir gehen nach der Jutta ihrem Bock. Diese Redensart wurde zu einem allgemeinen Sprichwort und der Ort, welcher um das Gasthaus herum sich bildete, erhielt den Namen Jüterbog.

Diese Sage hörte Frenzel selbst aus dem Munde der Leute.

154. Der Götzentempel zu Jüterbog.

Scheibele, das Kloster, Bd. IX.

„Daß das Städtlein Jüterbog eine heidnische Entstehung gehabt, davon hat Anzeige gegeben das uralte Templein, welches ungefähr um's Jahr 1560 ist eingerissen worden, darin der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden. Dieses Templein, welches auf dem Neumarkte bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig, von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckig zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von Abendwärts ist niedrig gewesen, so daß man im Eingehen sich etwas hat bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch mit einem starken Eisengitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können." Also hat's der Diakonus Hannemann zu Jüterbog von mehreren Personen, die noch Anno 1607 am Leben gewesen, beschreiben hören und in seiner in diesem Jahre herausgegebenen Jubelschrift treulich erzählt.

Anmerk. Hannemann hat die homerische Eos im Kopfe; darum spricht er von einer Göttin. Jutrobog war aber nach allen slavischen Mythologien ein männlicher Gott des Morgens und des Frühlings. Nach ihm heißt noch heute das Osterfest der Wenden Jutry. Mehr über Jutrobog siehe bei der Ortssage von Milstrich.

*) Jüterbog liegt eigentlich schon außerhalb der lausitzischen Grenze, aber diese Sagen sind nothwendige Ergänzungen zur Mythologie der Wenden. Daher ist an dieser Stelle die Nachbarschaft mit in den Kreis unserer Sagen gezogen worden.

155. Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbog.

Kuhn, Märk. Sagen No. 87.

Neben dem Tempel des Morgengottes Jutro hat man schon frühzeitig ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch $1\frac{1}{2}$ Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, aufgerichtet und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmiedes. Als man es von da, zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Poltern hören lassen und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat.

Zur linken Seite der Schmiede liegt auf einer kleinen runden Anhöhe ein Kreis von Linden und mitten darin ein eben solcher Baum, welchen man in neuerer Zeit gepflanzt hat. Diese kleine Anhöhe heißt der Tanzberg und hat davon ihren Namen, daß die heidnischen Wenden hier ihren Tanz gehalten haben.

156. Kamenz.

A. Frenzel, nomencl. in script. II. 18. Manlius in script. I. 113. Sintenis, Oberlausitz I. 90.

Die Kamenzer Bürger sagen, ihre Stadt habe von den Herren von Kamenz, welche einst auf dem nahen Berge hauseten, ihren jetzigen Namen erhalten, da sie vordem von drei Wirthshäusern oder Kretscham benannt worden, welche Benennung nachher auf ein Dorf zwischen Budissin und Kamenz übergegangen sei, welches auf wendisch Haßlo, zu deutsch Dreikretscham heißt. Die Annalen dagegen berichten, daß die Stadt nicht von den Herren, sondern die Herren von der Stadt den Namen angenommen. Diese aber wären vom Rheine her gewesen. In andern Schriften wird erzählt: Kamenz ist erbaut worden durch den gestrengen und ehrbaren Bernhard von Vesta, oder von der Veste, aber an einem andern Orte, als wo es jetzt steht. Sein Sohn, der auch Bernhard geheißen, hat die Stadt nach einem großen Brande 1225, nach andern 1255, erst an den jetzigen Ort versetzt. Die Herren der Stadt wurden sonst auch Freiherren und des Geschlechts der Edlen Herren von Gräfenstein genannt, deren Wappen, einen schwarzen ausgespreizten Flügel im gelben Felde, die Stadt auch, ehe sie böhmisch geworden, geführt hat. Sie haben gewohnt auf einem Schlosse nahe bei der Stadt, welches später erkauft und abgebrochen worden ist. Aus den Steinen desselben sind die Stadtmauern erbaut worden.

Anmerk. Kamenz kommt vom wendischen Kamen = Stein.

157. Der Brunnen des Kamenzer Marktplatzes.

Gräve S. 122.

Zur Zeit des Pönfalls regierte in Kamenz der Bürgermeister Günther. Er war ein verwegener Mann, der einmal zu Prag einen kaiserlichen Kommissar, der ihm versicherte, daß Kaiserliche Majestät nicht gemeint sei, den geistlichen Aemtern etwas zu entziehen, die kecke Antwort gab: „Nun, wo der Kornsack geblieben ist, mag auch das Zubindeband bleiben.“ Dadurch verlor Kamenz die Dörfer Deutschbaselitz und Gölenau. Dieser Mann hatte eine Blutschande auf sich geladen und war durch Richterspruch zum Tode verurtheilt. Er rettete aber sein Leben dadurch, daß er zur Sühne seiner That auf dem Kamenzer Markte einen steinernen Brunnen, in Gestalt eines Galgens, bauen ließ, der noch heute eine darauf bezügliche Inschrift trägt.

158. Die drei Kreuze an der St. Jodokus-Kirche in Kamenz.

Gräve S. 103.

In Kamenz vor dem Königsbrücker Thore, an der St. Jodokus-Kirche, sieht man in der Gegend des Thurmes linker Hand drei Kreuze, von welchen die Sage meldet:

Ein wohlhabendes Bauermädchen aus Lückersdorf hatte einem Schmiedeburschen aus Brauna die Ehe versprochen, aber sie wurde wankelmüthig und verließ ihren Geliebten und reichte Hand und Herz einem jungen Gärtner aus Liebenau. Der Verrathene gerieth in Verzweiflung, schwur blutige Rache, und als nach der Trauung die Neuvermählten die Kirche verließen und zu des Burschen Vater nach Liebenau gehen wollten, stürzte der Rachsüchtige aus der engen Seitengasse hervor und tödtete mit einem großen Messer die Braut, den Bräutigam und schließlich sich selbst. Alle drei wurden auf der Stelle des Mordes begraben und der blutigen That zum Gedächtniß diese drei Kreuze errichtet.

159. Das Kreuz am Elstraer Wege bei Kamenz.

Gräve S. 162.

Geht man in Kamenz zum Budissiner Thore hinaus den nächsten nach Elstra führenden Weg, so erblickt man linker Hand, nicht weit vom Elstraflusse, ein aufrechtstehendes Steinkreuz, worauf eine Armbrust eingehauen ist.

Ehe nämlich das gegenwärtige Schießhaus erbaut worden, was 1658 geschehen ist, war an gedachtem Orte die Schießwiese, wo die Bürger der Stadt sich nach guter alter Sitte im Armbrustschießen zu üben pflegten. Einmal ist dort ein Schütze aus Fahrlässigkeit von einem andern erschossen worden. Dem zum Andenken hat man das Kreuz errichtet.

160. Der einsame Stein bei der rothen Mühle unweit Kamenz.

Nach Gräve S. 195.

Auf dem nach dem Kamenzer Rathsdorfe Lückersdorf vor dem Pulsnitzer Thore führenden Wege, unweit der sogenannten rothen Mühle, findet man ein halb in die Erde versunkenes Steinkreuz, gewöhnlich der einsame Stein genannt, in welches mit roher Schrift die Zahl 1390 eingemeißelt ist. Die Sage erzählt, daß dort ein Bauer, welcher nicht nur ein gottloses Leben geführt hat, sondern auch ein heimlicher Heide und Götzendiener gewesen ist, einst an einem heiteren Frühlingstage durch einen plötzlich hervorfahrenden Blitz erschlagen worden sei und auch an jener Stelle begraben liege.

161. Das Forstfest zu Kamenz.

Lauf. Mon. Schr. 1801 S. 185—91. Klix, der Forst zu Kamenz 1854 S. 8.

Im Hussitenkriege kam einmal ein Haufen Hussiten vor Kamenz gerückt, schlug vor der Stadt ein Lager auf und drohte die Stadt zu plündern, wenn man ihm nicht eine große Lösesumme zahlen würde. Der Preis war zu unverschämt. Die armen Kamenzer konnten auch nicht einmal einen kleinen Theil desselben aufbringen. Da ging der Schulmeister mit den Kindern in einer feierlichen Prozession hinaus vor den grimmigen Hussiten-Hauptmann, der sammt seinen wilden Schaaren gar nicht wußte, was dieser friedliche Besuch bedeuten sollte. Die Schüler aber fingen an das Lied zu singen: „Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ, u. s. w." Dieser Gesang rührte den wilden Hauptmann so sehr, daß er die Stadt verschonte und von dannen zog. Zum Andenken daran hat ein reicher Bürger von Kamenz der Schule ein großes Stück Wald geschenkt und verordnet, daselbst alljährlich zu Bartholomäi ein Schülerfest zu feiern mit Gesang jenes Liedes, Prozession, Freudenfeuern und Lustgelagen. Das ist der Ursprung des noch heute gebräuchlichen Forstfestes zu Kamenz.

Eine andere Sage verlegt die Entstehung des Festes ein Jahrhundert später. Im Jahre 1520 herrschte in der Oberlausitz und sonderlich bei Kamenz eine große Dürre. Da ging die Geistlichkeit mit den Schulkindern in langer Prozession von einer Heiligenkapelle zur andern und beteten um Regen und siehe, den andern Tag kam der erbetene Regen. Zum Andenken daran feiern die Kamenzer Schüler bis auf den heutigen Tag das Forstfest.

162. Die Kamenzer Nasen.

Abendzeitung 1821 S. 63.

Als zu Anfange des dreißigjährigen Krieges die Stadt Kamenz, welche zu den Anhängern des Böhmenkönigs Friedrich V. von der Pfalz gehörte, von der Armee des Churfürsten Johann Georg (1620) bedroht ward,

schickte dieselbe, da auch die in ihr liegenden Mannsfeldischen Söldner nicht fechten wollten, Gesandte an den Churfürsten, welche Gnade für die Stadt erflehen sollten. Wie nun derselbe die Abgeordneten ankommen sah, sagte er lachend: Ha, ha! die habens gerochen! Dieses wurde sodann sprichwörtlich. Man nannte die Kamenzer „die Riecher" und sagte von einem, der eine Unannehmlichkeit im Voraus sieht und sie abzuwenden sucht: der hat eine Kamenzer Nase.

Anmerk. Kamenzer Sagen des 1. Theiles: No. 96, 163, 176, 222, 225a., 243, 275, 278.

163. Burg Karlsfriede.

Bei Lückendorf an der böhmischen Grenze stand auf einem hohen Sandsteinfelsen eine Ritterburg, nach Kaiser Karl IV., der sie 1357 bauen ließ, Karlsfriede genannt. Aber als sie später in die Hände räuberischer Edelleute gekommen war und auch den wilden Hussiten als Schlupfwinkel gedient hatte, wurde sie 1442 von den Sechsstädten zerstört. Noch sieht man dort die Ueberreste eines eckigen Thurmes. Aber in dem nahen Teiche haben die Räuber ihre Schätze versenkt, wo sie bis heute liegen. Eine ungeheure goldene Kette ist die Hauptsache dabei. Viele haben sie schon auf dem Grunde des Wassers schimmern sehen, aber Keiner hat sie erwischen können.

164. Kemnitz.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 203.

Bei Kemnitz im alten Burgward Dolgowitz liegt der Butterberg. Dort ist in alten Zeiten unter Gottes freiem Himmel Gericht gehalten worden.

Dabei liegt der Ochsenberg (verstümmelt aus Woinoskehory oder Woiskehory = Kampfberg), da ist in alten Zeiten eine Schlacht geschlagen worden.

Anmerk. Butterberge giebt es auch bei Hainewalde (dieser heißt auch der Kälberberg), bei Jänkendorf, Kößlitz, Liebenau, Rauschwitz, Schönberg, Waltersdorf, Wansche, Ober-Olbersdorf, Thommendorf, Spitzkunnersdorf, Königshain, Kamenz, einen Butterborn am Tschernebog, eine Buttereiche bei Rothwasser, einen Butterteich bei Klein-Leipisch. Der Name läßt mancherlei Deutungen zu:

1) Butterberg = Buttels- oder Büttelsberg, was auf den Kemnitzer Gerichtstag paßt.
2) Butterberg = Zwerg oder Koboldsberg, von Butt oder Puhtz, Butz = Kobold. (s. Th. I. No. 61.)
3) Butterberg = Kesselsberg von Butte, Kessel, Kübel, vielleicht von den heidnischen Opferkesseln, die als Braubutten mit Schätzen gefüllt, in vielen Bergen spuken.

165. Kirchhain.

Frenzel, lex. slav. II. 1438 mse. Schneider, scrutin. P. IV. Geogr. Beschreib. der Nieder-Lausitz S. 17.

Kirchhain, nicht weit vom Kloster Dobrilugk, hat seinen Namen von einem alten Götzenhain, zu dem die umwohnenden heidnischen Wenden

vielfach gewallfahrtet sind, bis Karl der Große mit seinen Kriegern gekommen ist und den Götzendienst zerstört hat. Da haben die Deutschen mitten in dem Haine eine christliche Kirche gebaut, davon heißt das Dorf bis heutigen Tag Kirchhain. Wendisch aber heißt es Kosck, was so viel bedeutet als Götzentempel.

Anmerk. Dobriluc = guter Hain, luc = Wald.

166. Entstehung der Stadt Königsbrück.

Schneider, scrutinium hist. Lus. P. IV. A. Frenzel, lex. slav. II. 1563 msc. Brotuff, chron. Martisl. c. 9.

Nachdem Karl der Große in Niedersachsen an der Elbe mit den Sachsen Friede gemacht hatte, schickte er seinen Sohn Karl die Elbe und Saale hinauf in das Land der Sorbenwenden, um sie zum christlichen Glauben zu bringen.

Bei diesem Heereszuge ließ Karl eine Brücke über die Pulsnitz schlagen, ging mit seinem Kriegsvolke darüber und bezog auf der andern Seite ein Lager. Dies Lager war der Anfang einer Stadt, die von der Brücke, an welcher sie lag, den Namen Königsbrücke erhielt.

167. Der Keulenberg bei Königsbrück.

N. L. Mag. 1834 S. 151, 347.

Der Keulenberg, sonst auch der kahle Berg und Kolbenberg genannt, hat in der neuesten Zeit den Namen Augustusberg erhalten. Er liegt jetzt ganz wüste. Vor länger als hundert Jahren sollen jedoch die urbaren Felder bis nahe an seinen Gipfel hinan gereicht haben. Auf dem nahe gelegenen Vogelberge stand einst das jetzige Dorf Gräfenhain, welches erst später in die Niederung von einem seiner Besitzer versetzt wurde. Daselbst waren auch zwei Klöster, eins am westlichen, das andere am südlichen Abhange des Berges. Beide Klöster standen durch einen unterirdischen Gang, welcher mitten durch den kleinen Keulenberg hindurch führte und wovon man noch Spuren aufgefunden hat, miteinander in Verbindung. In einer Schlucht zwischen dem Vogels- und großen Keulenberge fand man Urnentrümmer, und es geht die Sage, daß auf dem letztgenannten Berge zur Zeit der heidnischen Wenden ein Opferplatz gewesen sei, wo man den Götzen Radegast verehrt habe. In den Namen der nahegelegenen Städtchen Radeburg und Radeberg soll sich noch ein Andenken an diesen Götzendienst erhalten haben.

168. Königshain.

Handschriftl. Bauernchronik von Königshain v. J. 1754. Schmidt, Beschreib. von Königshain S. 34.

Die ganze Gegend von den Königshainer Bergen an bis Görlitz war in alten Zeiten eine einzige dichte Waldung, die der Königswald oder Königs-

hain hieß. Später ward hier ein Jagdschloß erbaut, um welches sich nach und nach die Bauern ansiedelten. Von diesem Jagdschlosse sieht man noch Trümmer, die von hohem Alterthum zeugen und von den Einwohnern Herzog Hansens Schloß und Kapelle genannt werden. Das neue Schloß aber ist viel später erbaut worden von einem Herrn von Schachmann, der aus Persien in diese Gegend gekommen ist und in seinem Wappen ein Seeblatt und ein Schachspiel führte.

Anmerk. Die vielen Spuren des Götzendienstes beweisen, daß der Wald einer von den heiligen Hainen war, welche in christlicher Zeit zu königlichen Forsten gemacht wurden; daher der Name. Zu Theil I. No. 19., wo der berühmte Opferaltar dieses Gebirges, genannt der Todtenstein, ausführlich beschrieben ist, möge noch hinzugefügt werden, daß im Jahre 1760 daselbst ein Götzenbild von Kupfer gefunden wurde, welches einen 4—5 Zoll hohen aufrecht stehenden Mann mit Helm und Brustharnisch darstellt. Es befindet sich auf der Königlichen Alterthumssammlung in Dresden. Auch ein merkwürdiges Opfergefäß, römische Münzen und zahlreiche Urnen fand man daselbst.

König Friedrich Wilhelm IV. hat dies Denkmal uralten Götzendienstes durch Ankauf der Vernichtung entrissen, welche allerdings zu befürchten war; sind doch rings herum ganze Berge unter dem Meißel der Steinmetzen dahingeschwunden. Der ganz riesige Neißviadukt bei Görlitz ist aus Königshainer Granit erbaut.

169. Der Guckelsberg bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Msc. S. 40.

An der Mitternachtsseite im Oberdorfe liegt der Guckelsberg. Es heißt, daß die Hexen der Umgegend sich zu Walpurgis dort versammeln, um von da auf ihren Bruchelsberg zu fahren.

Anmerk. 1. Andere merkwürdige Namen in und um Königshain sind: „Im Beuten" — der Bissigstein — der Schwalmenberg — Radeberg — Kreuzberg, (weil vor der Reformation ein Kreuz oben gestanden). Am letzten Steinberg soll ein unterirdischer Gang von dem Limasberge nach der Landeskrone vorbeiführen.

2. Bruchelsberg = Brocken. Guckelsberge giebt es auch bei Günthersdorf, Häslich Haugsdorf, Lichtenberg, Obersteina.

170. Die Pest-Arche in Königshain.

Beschreibung von Königshain Msc. S. 43.

Im Niederdorfe liegen dem großen Teiche gegenüber drei alte Gebäude (zwei Gärtner- und ein Häuslergut), die heißen zusammen die Arche. Es ist nämlich einmal eine große Pest gekommen und ganz Königshain ausgestorben bis auf diese drei Häuser. Ihre Bewohner waren die einzig Ueberlebenden und von ihnen stammt die jetzige Bevölkerung her. Weil nun diese Häuser in den Fluthen der Pest gewesen sind, gleich der Arche Noah, so führen sie bis auf den heutigen Tag diesen Namen.

Anmerk. Die Pest wird als eine über die Länder wallende schwefelichte Nebelfluth vorgestellt, s. Th. I. 216, u. II. 199.

171. Der Wacheberg bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Msc. S. 51.

„Zu Kriegeszeiten haben die Bauern einen Wachtposten auf diesen Berg gestellt und wenn sie haben sehen einen feindlichen Trupp ankommen, haben sie einen Pechkranz angezündet, wodurch sie angezeiget, ein Jeder solle das Seinige verstecken vor dem Feinde. Wenn die nun gekommen sind, die gerne ohne Geld kaufen und ohne Dank nehmen möchten, haben sie nichts gefunden und solches hat gewähret 30 Jahre lang."

172. Die Wolfsgrube bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Msc S. 52.

„In dem großen Walde bei Königshain sind vor alten Zeiten viele Wölfe gewesen, darum man drei Wolfsgruben gelegt. Sie haben Ziegen und Hunde den Leuten weggenommen, Winterszeit ein groß Geheul getrieben und sind haufenweise beisammen gewesen. Sie sind aber einmal verbannt worden und seither sind sie verschwunden. In der kleinen Grube hat sich einmal ein Wolf gefangen und gehet ein Musikant von Königshain nach Hillesdorf aufzuwarten. Wie er nach Hause geht verirrt er sich und fällt in die Grube, wo sich der Wolf gefangen hat. So will der Wolf den Musikanten anpacken und stößt an die Geige. Wie es klingt, springt er zurück. So denket der Spielmann: ist's um die Zeit? und fängt an zu geigen. So hat sich der Wolf gefürchtet und hat er also müssen die ganze Nacht geigen bis an lichten Morgen und in allem Geigen hat er müssen aus der Grube steigen, ist nach Hause gegangen und hat solches gemeldet. Da gehen die Leute heraus mit Spießen und Stangen, den Wolf zn tödten. Auch gehet eines Bauern Tochter, Simon Jungens, mit, solches anzusehen, gehet ein wenig nahe an die Grube und fällt hinein. Da greift der Wolf gleich zu und beißt ihr ein Ohr ab. Da haben die Leute müssen gewaltig zuschlagen, haben also das Mädchen errettet."

173. Der Kämpferberg bei Königshain.

Frenzel, hist. nat. II. 766. msc.]

Dieser Berg hat unbezweifelt seinen Namen von den Kämpfen oder Schlachten, welche hier stattgefunden haben, theils in den Kriegen der Deutschen mit den Wenden, theils während der hussitischen Unruhen. An den ersteren, wie an die letzteren, lebt im Volke noch die Erinnerung. Auch findet man auf dem Berge viele Grabhügel.

Die handschriftliche Chronik von 1754 erzählt von zwei feindlichen Brüdern „aus dem Churhause Sachsen," die sich auf der Kämpferwiese (oder dem „Blutfelde") eine Schlacht geliefert hätten.

Anmerk. Königshainer Sagen des 1. Bandes: No. 19, 84, 90, 115, 193.

174. Königswarthe.

Frenzel, nomencl. in script. II. 44. Ejd. lex. slav. III. 2933. mscr. Schneider, scrutin. P. IV.

Als König Karl, des großen Kaisers Sohn, in diese Gegend kam, um die Wenden zu bekriegen, schlug er hier an dem „schwarzen Wasser" sein Lager auf und der Ort hieß fortan Königswarthe. So sagen Einige. Andere behaupten, Kaiser Heinrich I. habe ums Jahr 929 hier einen festen Thurm (eine Warthe) wider die Feinde des Christenthums und der Deutschen errichtet, um welchen sich nachher einige Häuserlein erhoben, welche zu einem großen Dorfe nach und nach angewachsen wären. Die Warthe aber sei in den nachfolgenden Zeiten von den Herzögen zu Böhmen in eine feste Burg verwandelt worden. Noch andere meinen, die Warthe sei erst um's Jahr 1007 oder 1013 wider die Polen von den Markgrafen der Lausitz, oder umgekehrt von den Polen wider die Deutschen aufgebaut worden.

Anmerk. Bei Anlegung eines Parks stieß man hier auf einen Heidenkirchhof von großer Ausdehnung. Die ausgegrabenen Urnen und darin befindlichen Alterthümer werden in den Sammlungen der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften aufbewahrt. Sie beweisen, daß die Gegend schon vor der Zeit, in welche jene Sagen die Erbauung von Königswarthe setzen, stark bevölkert gewesen ist.

2. An der Straße von Königswarthe nach Luge stehen drei Kreuze. Dort ward einmal ein Brautpaar sammt dem Hochzeitsbitter von Mördern erschlagen. (Laus. Mon. Schr. 1796. II. S. 328.) Vergl. Th. I. No. 281.

175. Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurth.

Sammlung von Schön No. 76. Msc.

Vor hundert Jahren lebte in Kohlfurth ein Förster, welcher bis in sein hohes Alter ein leidenschaftlicher Jäger war. Damals gab es noch viel Wild in der Görlitzer Haide und er hatte hinreichende Gelegenheit, seine Jagdlust zu büßen. Als er aber alt geworden war, versagten ihm seine Beine den Dienst und er mußte es seinen Burschen überlassen, dem edlen Waidwerk in dem grünen Walde obzuliegen. Einstmals geschah es, daß er vom Zipperlein arg geplagt in seiner einsamen Stube mit großem Widerwillen saß und hörte, wie die Meute der Jagdhunde sich mit lautem Gebell dem Dorfe näherte. Da raffte er sich auf, langte die alte Büchse von der Wand und trat schußfertig vor sein Haus. Ein Edelhirsch, ein Sechszehnender, war es, der gefolgt von den Hunden sich in das Dorf flüchtete und um sich zu retten in der Todesangst mit hohem Sprunge über die Kirchhofsmauer setzte. Der alte Schütze rufte die Hunde ab und näherte sich vorsichtig der Mauer. Da stand der Hirsch gerade vor der Kirchthüre. Der Förster bedachte in seiner Jagdleidenschaft nicht die Heiligkeit des Ortes, legte an und schoß den Hirsch nieder, in solcher Nähe, daß die Kugel noch durch die starke, von eichenen Bretern zusammengefügte Kirchthüre fuhr.

Dort ist das Loch noch heute zu sehen. Der Förster aber, sowie er den Schuß gethan, brach wie der Hirsch zusammen und ward ohnmächtig in seine Wohnung zurückgetragen, wo er nach einigen Stunden den Geist aufgab.

Anmerk. Eine Jägerlegende. Hirsche sind in der christlichen Symbolik heilige Thiere, Sinnbilder der Eva vor dem Sündenfalle. Sie tragen zuweilen Kruzifixe zwischen den Geweihen, wodurch Irrgläubige bekehrt und zum Kirchenbau veranlaßt werden. Sie lieben die Nähe der Kirchen und geweihten Orte. Ein Hirsch mit einem Licht im Geweih zeigte der Ida von Toggenburg den Weg zur Kirche. (Menzel, christliche Symbolik I. S. 405. Friedreich, Symbolik der Natur S. 477.)

176. Kotitz.

Oberlauf. Kirchengallerie S. 290.

Kotitz am Stromberge war früher ein gar verwahrlostes Dorf und hatte ein armseliges Häuslervolk. Die armen Leute mußten selbst Sonntags arbeiten und man ging daher in Kotitz wenig zur Kirche. Daher rührt das Sprüchwort, daß wenn einmal bei einem Feste recht wenig Gäste kommen, der gemeine Mann dasiger Gegend zu sagen pflegt: „Sie kommen wie in Kotitz aus der Kirche."

177. Kirschau.

N. Lauf. Magazin 1838 S. 385.

Vom Schlosse Kirschau soll ein unterirdischer Gang, unter dem Bette der Spree hinweg, bis auf die Budissiner Straße hinter Postewitz führen.

Bei Erbauung des Kirschauer Schlosses, welche einem Fräulein von Steinkirch zugeschrieben wird, soll eine Freundin der letzteren, ein Fräulein von Nostitz, die Erbauerin der Kirche zu Schirgiswalde, zu der Ersteren gesagt haben, sie vertraue fest, daß ihr Schafstall (die Kirche) eine längere Dauer haben würde als das Felsennest ihrer Freundin. Die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, denn nicht gar zu lange hat's gedauert, da ist die Burg als ein Raubschloß eingeäschert worden. Aber die Kirche von Schirgiswalde steht heute noch.

Anmerk. Vergl. die Kirschauer Sagen des 1. Bandes No. 264. und 265.

178. Der Ursprung der Stadt Lauban.

Gregorius, die älteste Gesch. der Oberl. S. 97. Msc. Oberl. Arbeiten II. 480. Peschek, Wochenblatt 1790, 145. Lauf. Mag. 1818, 487., 1831, 300.

I.

So oft auch die Stadt Lauban abgebrannt ist, so blieb doch immer ein altes großes steinernes Haus verschont, dessen jedesmaliger Besitzer den seltsamen Namen Ziehpantz führte. Die Leute erzählten, dies sei überhaupt das älteste Haus und in ihm der Ursprung der Stadt zu suchen, der

Name aber rühre her von dem Erbauer desselben, der zugleich der Gründer der Stadt gewesen sei. Dieser habe Ziehpantz geheißen und sei ein böhmischer Graf gewesen. — Das Haus stand „in dem sogenannten Grunde, hinter der Stadtschule und dem dazu gehörigen Garten unweit des hintern Eingangs in das Jungfrauenkloster." In einer alten Reimchronik von Lauban finden sich folgende Zeilen:

Zahl siebenhundert und eilff Jahr,
Als Luben eine Wildniß war,
Ein Graf macht daraus eine Stadt,
Die man Luban genennet hat.
Ein Jägerhaus am Berge stund,
Darin der Graf ziehen kunnt,
Hatt da sein Lust und wilde Bahn,
Drum fing er flugs zu bauen an.

Anmerk. Das Haus war ohne Zweifel die Residenz der Sudpan oder Gerichtsherren (sud = Gericht, pan = Herr.) Die slavischen Provinzen waren in Supanien (Zupanien, Schupanien) eingetheilt. Der Name findet sich in Böhmen, wie auch im Meißner Lande und der Lausitz.

II.

(Sing. Lus. XIX. 490. N. L. Mag. 1828 S. 317.)

Das erste Rathhaus, 941 erbaut, soll an der Ecke der Kirchgasse am Ringe gestanden haben, und soll drinnen Wein und Bier sein geschenkt worden.

III.

(Sammlung von Schön No. 61. Mscr.)

Von der Tertia des Lauban'schen Gymnasiums soll ein unterirdischer Gang bis nach dem eine Stunde entfernten Hochwalde führen. Die Priester an der ehemaligen St. Georgenkapelle, welche an diesem Orte stand, haben ihn, wie man sagt, zu irgend einem geheimen Zwecke angelegt. Er führt am Steinberge vorüber, wo man noch heute von einer hohlklingenden Stelle weiß. Auch soll an dieser Stelle ein Schatz vergraben liegen.

179. Das Laubaner Stadtwappen.

Bohemus, Chron. a. a. 1344. msc. Sing. Lus. XIX. 485.

Als Herzog Woldemar gestorben war, trat ein Betrüger auf, der gab sich für den verstorbenen Markgrafen aus, war aber nur ein Mühlknecht, „der einen geriebenen Kopf hatte, der mit einem Schalk gefüttert war." Dieser „Mühlesel und Stäubesack" kam anno 1344 mit seinem Herrn vor die Stadt Lauban, um sie zu unterwerfen und lagerte sich am Jachandelberge bei Bettelsdorf. Die Bürger aber hielten die Thore zu und vertheidigten die Stadt bis Herzog Heinrich (von Jauer) ankam. Da ist der falsche

Woldemar mit seinen armen Leuten nebst Sack und Pack abgezogen. Als nun Herzog Heinrich, ihr rechter Herr, vor die Stadt kam, sind ihm Rath und Bürgerschaft entgegengezogen und haben ihm die Schlüssel der Stadt überliefert. Das hat dem Herzog wohlgefallen und als er die Schlüssel empfangen, hat er sie in der Hand hin und her geworfen und zu dem Bürgemeister gesagt: „Nun wohlan, weil ich sehe, daß ihr euch männlich und treu verhalten, so will ich euch zum Zeugniß eurer Treue und eures Gehorsams zwei Schlüssel kreuzweis übereinander geschränkt in euer Wappen setzen." Darum sind bis auf heutigen Tag im Laubaner Stadtwappen die beiden Schlüssel der Stadt zu erschauen, im schwarzen und rothen Felde.

180. Der erste Pfarrer in Lauban.

Bohemus, chron. msc. a. a. 941. Sing. Lus. XIX. 1. S. 483.

Der erste Pfarrer zur St. Georgen-Kapelle in Lauban hieß Michael Wanger. Sein Kaplan war ein unzüchtiger Mann, buhlte gern mit der Bürger Frauen und Mägden, naschte wo er konnte. Auf eine Zeit vergaß er der Regel: si non caste, tamen caute.

„Wenn nicht züchtig, doch fürsichtig, ward mit einer Magd in des Pfarrers Garten erwischt. Darüber ihn der Pfarrer übel empfing und schalt. Das that dem Buben weh und schenkte in diesem Jahre dafür dem Pfarrer einen welschen Trunk, daß er darüber Erde kauen mußte."

Eine alte Reimchronik aus dem 16. Jahrhundert sagt:

„Der erste Pfarr hieß Michel Wanger,
Sein Kaplan ging mit Unglück schwanger,
Vergab den Pfarr, daß er starb bald.
Solchs trug sich zu solcher Gestalt.
Der Kaplan buhlt mit vielen Fraun,
Ließ sich auch gern von ihnen schaun.
Mit einer Magd er begriffen ward,
Bei der er lag im Pfarren-Gart.
Der Pfarr ihn heftig darum straft,
Dagegen er ihn um's Leben bracht."

181. Die weiße Jungfrau in Lauban.

Sammlung von Schön No. 22. Msc.

Ueber der Thür eines Hauses am Markte zu Lauban befindet sich das Standbild einer Jungfrau. Sie stellt die Tochter eines ehemaligen Besitzers desselben vor, welche, man weiß nicht mehr warum, von einem Kriegsmann erstochen wurde. Ihr Vater, welcher sie sehr lieb hatte, ließ dies Bild zu ihrem Andenken verfertigen. Als ein späterer Eigenthümer es hatte weg-

nehmen lassen, erschien die Jungfrau, in lange, weiße Gewänder gehüllt, zur Nachtzeit den Bewohnern so lange, bis man ihr Bild wieder an seinen Ort brachte.

182. Das angenagelte Hufeisen in Lauban.

Sammlung von Schön No. 52. Msc.

An dem hölzernen Giebel eines Hauses vor dem Nikolaithore in Lauban sieht man ein halbes Hufeisen angenagelt. Im dreißigjährigen Kriege verlor es das Pferd eines schwedischen Reitersmanns, der von den Feinden verfolgt, so schnell vorübersprengte, daß es bis dorthinauf geschleudert ward.

Anmerk. Solche Hufeisen an Kirchen, Thoren, Häusern sind bekanntlich gleich den Pferdeköpfen an den Giebeln Heilszeichen, Talismane, herrührend von dem heidnischen Odinskultur. Bei dem Laubaner Hufeisen ist aber besonders merkwürdig und mindestens ein interessanter Zufall, daß es am Nikolaithore sich findet, denn St. Niclas ist ein direkter Erbe des Odin-Ricus und ein Reitersmann unter den Heiligen. Vergl. Th. I. No. 47. Anmerk. 2.

183. Das Kreuz an der Laubaner Kirchhofsmauer.

Sammlung von Schön No. 46. Msc.

An der Mauer des Frauenkirchhofes saßen einmal zwei Laubaner Brodschüler, um die Gabe zu theilen, welche für ihr Singen die Leute auf den umliegenden Dörfern ihnen gespendet hatten, und geriethen miteinander darüber in einen so heftigen Streit, daß der eine den andern mit dem Brodmesser erstach. Zum Andenken an diese Unthat hat man an dieser Stelle ein Kreuz eingemauert, welches noch zu sehen ist.

184. Das Männchen ohne Arme und Beine in Lauban.

Bohem., Chron. a. a. 1427. Msc. Sing. Lus. II. S. 495. Provinzialbl. St. 4. S. 44.

An dem Eckhause rechts beim Eingange in die Kirchgasse sieht man in Stein gehauen die Figur eines Mannes, welchem Arme und Beine fehlen. Dies soll das Bildniß des Pfarrers Jeremias Gall sein, welcher am 16. Mai 1427, als die Hussiten Lauban erstürmten, auf den Kirchthurm gestiegen war und von da aus die Bürger zum Widerstande ermahnt hatte. Er ward dafür von den siegreichen Hussiten an vier Pferde gebunden und zerrissen. Dies geschah allerdings an dieser Stelle, wie glaubwürdige Chroniken berichten. Demohngeachtet sagen Andere, das Bild stelle den damaligen Besitzer des Hauses, Conrad von Zeidler, vor, welcher an diesem unglücklichen Tage die Laubaner anführte und im Schleifgrunde in Stücken gehauen ward.

185. Die Bluttöpfe hinter dem Altar in Lauban.

Zeidlerus, Chron. a. a. 1427. Msc. Sing. Lus. XIX. 496.

Als die Hussiten in die Stadt einbrachen, haben sich die frommen Bürger in die Kirche begeben und ein Salve Regina angestimmt. Da sind die Hussiten hineingedrungen und haben ihnen allen, Priestern und Laien, die Köpfe abgeschlagen. Und es floß so viel Blut, daß man es nach ihrem Abzuge in Töpfen aufgeschöpft und dieselben als theure Reliquien aufbewahrt hat. Diese Töpfe wurden so heilig gehalten, daß, als sie einmal von etlichen leichtfertigen Gesellen gestohlen worden waren, diese ihre Unthat mit dem Leben büßen mußten.

Der Kantor steckte, als ihm der Kopf abgeschlagen wurde, einen Schulknaben, Namens Johann Kracker, unter seinen weiten Mantel und rettete ihm dadurch das Leben. Drei Tage hat der Knabe unter den Leichen zugebracht und sich von den Brodkrüstlein aus den Schübsäcken seiner erschlagenen Kameraden das Leben gefristet.

Anmerk. 1. Die Nonnen aus dem Maria-Magdalenen-Kloster in Lauban flüchteten damals nach Görlitz, wo sie zehn Jahre blieben und in der Nähe des Franziskanerklosters wohnten. Die dort gelegene Straße führt noch heute den Namen „Nonnengasse."

2. Laubaner Sagen des 1. Theiles: No. 164, 238, 317, 326, 332, 277, 289.

186. Der Jungfernstein auf dem Leiper Berge in der Herrschaft Hoyerswerda.

Frenzel, hist. nat. II. 693. msc.

Der Jungfernstein, von welchem auch der ganze Berg der Jungfernberg genannt wird, ist drei Ellen lang, anderthalb Ellen breit und kaum eine halbe Elle dick, unten und oben flach. Um ihn herum liegen kleinere Steine und es soll da vor Alters ein Steinbruch gewesen sein. Von der Ursache seines Namens erzählen die Leiper Bauern Folgendes:

Es war einst eine vornehme hochadlige Jungfer von einem geringen Manne schwanger und flüchtete sich kurz vor der Entbindung aus Furcht vor den Mißhandlungen des erzürnten Vaters aus dem Schlosse. Auf ihrer Flucht kam sie bis hierher und legte sich, da sie kein anderes Lager fand, auf diesen Stein. In der Angst der Geburt gelobte sie, wenn sie einen Sohn gebären würde, eine Kapelle, Andere sagen ein Schloß an der Stelle zu erbauen. Da sie jedoch einer Tochter genas, so unterblieb der Bau und nur der Stein behielt den Namen. Man zeigt daselbst auch drei abgesonderte Steine, deren einer das Bett, der andere der Tisch und der dritte die Wiege heißt.

Anmerk. Vergl. Th. I. No. 21. Anm. 13.

187. Der Mordgrund bei Lissa.

Sammlung von Schön No. 37. Msc. Görl. Wegweiser 1833 S. 401.

Zwischen den Dörfern Lissa und Penzig, an der alten Straße von Görlitz nach Sagan, ist eine tiefe Schlucht gelegen, über die heutzutage ein hölzerner Steg hinweg führt. Sie hat seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag den schrecklichen Namen der Mordgrund. Die ganze Gegend macht mit ihren kahlen Hügeln einen unheimlichen Eindruck und bis auf diese Stunde fürchtet sich Mancher, diesen Weg zu gehen. Dort stand nämlich vor langer, langer Zeit eine einsame Schenke, dessen Wirth der sogenannte Langenhans, ein finsterer, allgemein gefürchteter Gesell, manchen harmlosen Wanderer, der etwa bei ihm Nachtherberge nahm, im Schlafe ermordete und beraubte und die Leichname im Grunde verscharrte. Jahrelang hatte er sein schändliches Gewerbe ungestört fortgesetzt, als einst ein beherztes Bauermädchen aus Penzig bei Nacht vorüber kam und durch ein klägliches Gewinsel aufmerksam gemacht, sich leise dem Hause näherte. Da sah sie denn mit Entsetzen, wie Langenhans mit Hülfe seines Knechts einen blutigen Leichnam zur Thür hinaus schleifte und in den Keller versenkte.

Als der Herr von Lissa, Georg Emmerich, Kunde von dieser Entdeckung bekam, wurde der Mörder gefangen genommen, gestand viele Mordthaten, kam aber dem Arme der Gerechtigkeit zuvor, indem er sich im Gefängniß selbst entleibte. Sein Knecht Nicol Rübiger hatte sich durch die Flucht gerettet, das Haus aber wurde, nachdem man einige noch vorgefundene Leichname in geweihter Erde begraben, der Erde gleich gemacht.

Diese Geschichte soll sich um Martini des Jahres 1494 ereignet haben.

Eine andere Sage berichtet, der Mordgrund habe seinen Namen durch die Wegelagereien der Herren zu Penzig und Sohra bekommen, welche in der That zu den wildesten Raubrittern der Görlitzer Gegend gehört haben.

188. Gründung Löbau's.

Sintenis I. S. 94. Oberl. Kirchengallerie S. 138 ff.

I.

Viele sagen, daß die Stadt von dem alten böhmischen Herzog Kroko gebaut worden sei und von dessen Tochter, der nachmaligen Böhmenkönigin Libussa den Namen erhalten habe. Nach Libussa's Tode habe sich deren Dienerin Wlasta, eine mährische Jungfrau, gegen den Böhmenherzog aufgelehnt und in dem dadurch entstandenen sogenannten Mägdekriege von einem Schlosse Devin aus, das sie nicht weit von Löbau erbaut, diese noch kleine Stadt und die ganze Löbauer Gegend mit Mord und Brand verwüstet.

II.

Zwischen Löbau und Großschweidnitz befindet sich ein Quell, der mit der Entstehung Löbau's zusammenhängt. Vor mehr als tausend Jahren

lebte ein tapferer Slavenjüngling, Namens Mlink oder Monk. Der war zum Sterben verliebt in Marja, die Tochter eines Slavenhäuptlings. Aber er konnte nur heimlich mit ihr zusammenkommen, da der Vater der Geliebten dem Bunde grollte. Einst wandelte er in stiller Mitternacht mit Marja am Ufer eines Stroms. Da erschien den Liebenden plötzlich die Fee Pschipowniczа und verkündigte Mlink, daß er nur immer gegen Sonnenaufgang ziehen sollte. Dort würde er ein schönes Land finden, das solle er sich erkämpfen. Dann würde Marja sein werden. Da trennten sich die Liebenden. Der tapfere Jüngling bestieg sein Roß und ritt immer gen Sonnenaufgang, Durch Wälder und Sümpfe, Einöden und Schluchten brach er sich Bahn. Mit Riesen und Zwergen, Drachen und bösen Geistern kämpfte er und überwand sie alle. Da kam er in ein reizendes Thal, wo ein herrlicher Bergstrom dahinrauschte. Da rief der Jüngling aus: Jow sso mi lubi, hier gefällt es mir! und er durchstreifte den Wald und kam an einen herrlichen Quell. Da erschien ihm wieder die Fee und befahl ihm, hier eine Stadt zu gründen. Darauf kehrte er zurück an den Hof seines Fürsten und verkündigte ihm, welch schönes Land er gefunden. Da machte sich der alte Häuptling auf und der ganze Stamm schaarte sich um ihn und sie zogen gen Sonnenaufgang, bis sie in das Thal gelangten, und wo der köstliche Quell entspringt, gründeten sie eine Stadt und verehrten die gütige Fee Pschipowniczа. Mlink und Marja aber wurden ein glückliches Paar.

Anmerk. 1. Diese Sage trägt stellenweise die Zeichen der Erfindung. Die Namen sind sicher unächt. Es ist auch nicht die Spur von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Pripolniza (s. Th. I. No. 74—76.) zugleich Brunnennymphe sein könne.

2. Der Name Löbau läßt sehr viele Deutungen zu. Er wird in alten Urkunden geschrieben: (1239) Lubavia, (1267) Lubove, später bis 1400 Lobaw, Lubawe, Lubowe, selten Leubaw, Lebaw, Libaw, das Löbauer Wasser: Lubata. Die Stadt heißt heutzutage noch im Volksmunde „die Liebe" (wie Zittau „die Sitte"). Ableitungen: 1) von lobio, Tiefe, Thal, weil es im Thale liegt, das dazugehörige Dorf heißt Tiefendorf, urkundlich 1306 Diebesdorpp); 2) von luby, lieblich, weil es schön liegt; 3) von lipa, Linde, weil es vielleicht unter Linden lag; 4) von Lubbe, von „dem guten Lubben", einem (germanischen oder slavischen) Götzen, (Förstemann's Mittheil. V. 116.); 5) von einer slavischen Liebesgöttin Louba (vergl. No. 192. Anm.), die schließlich eins sein soll mit der sagenhaften Gründerin der Stadt, der Königin Libussa oder Lubuscha. Diese große Unsicherheit bei der Ableitung wiederholt sich bei Lauban, Lübben, Leuba u. s. w.

189. Das weiße Pferd zu Löbau.

Frenzel, lex. slav. II. 1732 Msc. Sintenis, Oberlausitz I. 94. O. u. N. Laus. Chronik S. 82. Borott, der Löb. Berg 1854. S. 6.

Die Stadt Löbau sollte ursprünglich auf dem Schafberge bei Löbau angelegt werden, man sagt auch der noch dort befindliche Steinwall sei die alte Stadtmauer. Weil aber ein weißes Pferd des Nachts allemal die Bau-

stämme und Hölzer wieder herabtrug, so gab man den Bau auf dem Berge auf. Noch heute soll sich aber das Roß in der Nähe des Goldkellers zeigen und wehmüthigen Blicks nach seinen heidnischen Priestern suchen.

Anmerk. s. Th. I. No. 21.

190a. Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau.

Gräße S. 503.

An der Rathhausuhr zu Löbau ist ein Judenkopf befestigt, der den Mund öffnet, wenn die Stunde ausschlägt. Einst flog ein Sperling in den geöffneten Mund dieses Kopfes und mußte darin verbleiben, bis sich nach einer Stunde sein Gefängniß wieder aufthat.

190b. Unterirdischer Gang in Löbau.

Gräße S. 503.

Von dem früheren Mönchskloster zu Löbau hat ein unterirdischer Gang, welcher jetzt verschüttet ist, nach dem Löbauer Berge geführt. Einst soll ein Ochse hineingelaufen sein und als man ihn endlich, durch sein Brüllen an den rechten Ort geleitet, gefunden hat, wurde er am Schwanze herausgezogen, weil die geringe Breite des Ganges das Umdrehen unmöglich machte.

191. Vergrabene Kriegskasse bei Löbau.

Gräße S. 502.

Unweit des ehemaligen Galgens auf dem Löbauer Berge sollen die Franzosen nach der Schlacht bei Bautzen eine Kriegskasse voll Napoleonsd'or vergraben haben. Im Volke ist sogar die Entfernung vom Galgen bekannt, aber leider nicht die Himmelsgegend. In den zwanziger Jahren sind Holzhacker von einem Franzosen nach der Lage des Galgens ausgefragt worden, woraus man sogleich schloß, daß er ein mit Hebung des Schatzes betrauter Franzose gewesen sei.

Anmerk. Um dieselbe Zeit haben der Sage nach die Franzosen in Zodel bei Görlitz hinter der Pfarrwiese eine Kriegskasse vergraben. Ein einsamer Baum bezeichnet die Stelle, und es ist dortherum nicht geheuer.

192. Lübben.

Gallus und Neumann, Beiträge zur Gesch. und Alterthumsk. d. N. L., Lübben 1838 S. 161. Rußland I. S. 109.

Lübben ist vielleicht die älteste Stadt der Niederlausitz. Die Sage berichtet, daß dort in Heidenzeiten die alten Sorben eine Göttin der Liebe, Luba, angebetet hätten. Der große Hain bei der heutigen Stadt war ihr geheiligt und noch jetzt zeigt man in diesem Walde einen großen Stein, auf dem das Standbild der Göttin gestanden haben soll. Dieses Bild wurde

bis vor wenigen Jahrhunderten auf dem Hospitalthurme aufbewahrt. Ihr Gesinde waren die Zwerge, die in den Lutgenbergen wohnten.

Anmerk. 1. Lübbe oder Luba hieß eine altwendische Gottheit von zweifelhaftem Geschlecht, deren Name von Lipa, die Linde, abgeleitet wird, daher Leipzig, Lindenstadt. Lübeck, Lauban (Luban), Leuba, Löbau sollen davon den Namen tragen. Der Charakter dieses Gottes ist schwankend. Eine Urkunde des Bischofs Gerhard von Halberstadt klagt noch im Jahre 1462 über heidnische Verehrung eines Wesens, das man „den guten Lubben" nenne und dem man auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldischen Thierknochen darbringe.

2. Die Göttin Luba oder Louba (als böhmische Königin historisirt Lubuscha) war Liebesgöttin, Mondpersonifikation, Lindenfrau. Der „gute Lubben" der Halberstädter Urkunde ist nichts als eine männliche Transfiguration der Luba, die nur durch die Thatsache erklärlich wird, daß die Mondgottheit im Norden und bei den Germanen das Geschlecht wechselt und männlich wird. (In den langen Winternächten des Nordens ist allerdings der Mond das herrschende Gestirn.) Die Lausitz bildet den Uebergang vom Süden zum Norden und zugleich von der slavischen zur germanischen Nation. Vgl. Th. I. No. 5. Anm.

193. Das Burgel bei Lübben.

Matthae, Lubena S. 26. Destin. lit. Lus. T. II. No. 20.

Eine geraume Strecke von der jetzigen Stadt Lübben, auf einem Berge nach dem Dorfe Steinkirchen zu, sind noch Spuren einer alten Burg befindlich, welche der Sitz der alten Burggrafen zu Lübben gewesen sein soll. Die Leute nennen diese Ruinen das Burgel.

194. Der Frauenberg bei Lübben.

Matthae, Lubena S. 28. Ruhland I. S. 109.

Auf dem Frauenberge stand vor Alters eine Kapelle, unserer lieben Frauen gewidmet, welche später in ein Kloster verwandelt worden ist, wovon man aber auch nichts mehr sieht. In der Nähe zeigt man auch das Marienbrünnchen.

195. Paul Gerhard's schwerer Todeskampf.

N. L. Mag. 1832 S. 276. Hans Fortepiano, Iserlohn 1831 I. 22.

Paul Gerhard, einer der edelsten Menschen und ohne Zweifel der größte deutsche Liederdichter des 17. Jahrhunderts, war bekanntlich zuletzt Pastor Primarius zu Lübben in der Nieder-Lausitz. Er starb im Jahre 1676 daselbst und man erzählt sich dort im Volke, daß er gar nicht hätte sterben können und schwere Todeskämpfe durchzukämpfen hatte, in denen seine ganze kraftvolle sinnliche Natur sich gegen die Vernichtung seines Leibes empörte, bis er endlich in einen ruhigen Schlummer versank und unter freundlichem Lächeln mit den Worten: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten" den Geist aufgab.

196. Die große Stadt (magna civitas) Luibni.

Ditmar. VI. 156. Destinata lit. II. 1. S. 18. Frenzel, lex. slav. II. 1832. msc.

Lübben und Lübbenau in der Niederlausitz machten zu den Zeiten, wo deutsche Völker dort wohnten, die ihre Häuser weit auseinander bauten, nur eine einzige große Stadt (civitas) aus, die zu beiden Seiten der Spree gelegen, sich durch den ganzen Spreewald hin erstreckte. Die Vornehmsten aus diesem Spreedistrikte waren es, welche sich im Jahre 1006 mit dem herzoglich böhmischen Gesandten zu einer Botschaft an den Kaiser Heinrich II. verbanden. Noch heutigen Tags sieht man längs der Spree aufgeworfene Ringwälle und Horste und die Trümmer von Wohnungen und Mühlstätten, besonders an den Orten, welche das Volk Wolskina, Wussoka, Hulleda und Borgel benannt. Dies geht an den Ufern der drei kleinen Flüßchen Lusitz, Mutnitz und Wudriz bis weit über Lübbenau hinaus. Zu den Zeiten Heinrich des Löwen wurde die ganze Gegend durch den slavischen Heerführer Svantobor furchtbar verwüstet und ganz von Einwohnern entblößt. Nicht lange währte es jedoch, so kamen unter dem Schutze der deutschen Fürsten Niederländer, Holländer und Friesen in's Land, bevölkerten und bebauten die verödeten Gegenden wieder und gründeten auf dem noch sogenannten Burgwalle bei Lübben eine Veste. Daneben legten sie das Dorf Steinkirchen an, so genannt von der steinernen Kirche, um welche herum die neuen Kolonisten sich anbauten, und welche allgemein für die älteste dort herum gehalten wird. Nun erst sonderten sich die Städte Lübben und Lübbenau mit ihren Weichbildern von einander ab.

197. Die Stadt Lusice.

Destin. lit. P. I. S. 28. P. Beckler, hist. Hovorea P. I. fol. 82.

Das Dorf Lieske in der Niederlausitz war vor alten Zeiten eine bedeutende Stadt, mit einem festen Schlosse, Lusice genannt. Davon soll die ganze Lausitz ihren Namen erhalten haben.

198. Die heilige Hufe zu Markersdorf.

Mündlich.

Nicht weit von der Pfarre zu Markersdorf bei Görlitz steht eine alte, fast gänzlich verfallene Kapelle auf einem Hügel im freien Felde. Von da zieht sich zur Pfarre herab ein Stück Land, das heißt „die heilige Hufe." Seit Menschengedenken liegt es brach, denn es darf niemals beackert werden. Sollte es einmal frevelhafterweise umgepflügt werden, so wird nicht nur über den Thäter, sondern auch über das ganze Dorf ein großes Unglück ausbrechen.

Anmerk. Bei Markersdorf fiel bekanntlich am Tage nach der Schlacht bei Bautzen, am 22. Mai 1813, der französische Marschall Duroc und der General Kirchner, beide von

einer Kanonenkugel getödtet. Es scheint ein sagenhafter Zusatz zu sein, wenn sich das Volk erzählt, diese Kugel hätte eigentlich dem in der Nähe haltenden Kaiser Napoleon gegolten und er sei nur dadurch dem Tode entronnen, daß er seinem durstigen Schimmel gestattet habe, sich nach dem Wassertroge des nahe gelegenen Bauergutes zu wenden. (Mischke, das Markgrafthum Oberlausitz ꝛc. 1861 S. 109).

199. Vom Jungfrauenräuber auf dem Kesselschloß bei Meffersdorf.

Nach Frietzsche, die Wigandsthal-Meffersdorf'sche Kirchfahrt, 5. St. S. 7.

Bei Meffersdorf im tiefen Waldgebirge stand vor alten Zeiten das Kesselschloß ganz versteckt und wenigen bekannt. Dort hauste ein wilder Räuber. Der entführte einst eine schöne und vornehme Jungfrau und hielt sie lange verborgen auf seinem unzugänglichen Felsensitze als sein ehelich Gemahl. Aber nach einigen Jahren schwand das blühende Weib nur so dahin und der Räuber ward traurig, denn er liebte sie über die Maßen und begehrte den Grund ihres Kummers zu erfahren. Und sie sprach: Es ist die Sehnsucht, die ich in meinem Herzen trage, nach Vater und Mutter und meinen sieben Brüdern, sie nur ein einziges Mal wieder zu sehen. Da ward der Räuber sehr traurig und sprach: So ziehe hin, aber schwöre zuvor, daß du gehest und kommest und Niemand sagest, woher und wohin, damit unser Aufenthalt unbekannt bleibe. Das gelobte sie und zog fort zu Vater und Mutter und ihren sieben Brüdern. Da war große Freude drei Monden lang. Aber die Räubersfrau hielt ihren Schwur getreulich und als sie unter großem Weinen Abschied nahmen, da mußten ihre Brüder versprechen, daß sie ihr nicht nachspähen wollten, wo sie hinzöge. Der jüngste Bruder aber war ein kluger Knabe und brachte ihr zum Abschiede einen Sack voll Mehl und sprach: „Backe dir Kuchen davon, Schwesterlein, daß du wieder fein rothe Bäcklein bekommst" und legte den Sack hinter sie auf's Pferd und sie zog fort. Der Knabe aber hatte in den Sack ein Loch gemacht, also daß den ganzen Weg entlang ein Körnlein Mehl nach dem andern herausfiel und des andern Tags zogen die Brüder auf dieser Spur nach dem Kesselschloß, befreiten ihr Schwesterlein, tödteten den Räuber und zerstörten das Schloß.

Anmerk. Es sind alte Waffen an der bezeichneten Stelle gefunden worden. (Akten der Naturforschenden Gesellschaft.)

200. Die Mordhöhle auf dem Drechslerberg bei Meffersdorf.

Nach Gräve S. 150.

In dem Drechslerberge bei Meffersdorf war eine große unterirdische Höhle. In der hausten drei Räuber, die waren leibliche Brüder. Sie ermordeten die vorüberziehenden Reisenden, um sich ihres Guts zu bemächtigen. Besonders hatten sie es auf junge Mädchen abgesehen, denen sie das Herz aus dem Leibe rissen, um es zu verzehren. Denn wer von neun verschiede-

nen Jungfernherzen gegessen hat, dem kann Niemand was anhaben. Das Schwerdt, das ihn tödten will, bricht, die Flamme, die ihn verbrennen soll, verlischt, der Strick, der ihn zu henken bestimmt ist, zerreißt. Der Name des jüngsten war Schmorpaul, weil er die Herzen in Fett zu schmoren pflegte, ehe er sie aß; es fehlte ihnen aber grade nur noch eins zu verspeisen, dann waren sie hieb- und stichfest. Eine alte Muhme hatten sie bei sich, die mußte ihnen die Wirthschaft führen.

Als einst die drei Mordbrüder, es war am Abend vor dem heiligen Osterfest, von einem Raubzuge nach Hause zurückkehrten, war der Berg wie von einem unsichtbaren Lichte erleuchtet und als sie näher kamen, gewahrten sie drei Männer von riesigem Wuchs, welche unabläßig und ohne auf die Ankommenden zu merken, mit großen Sägen Bretter entzweischnitten. Was thut ihr hier auf unserm Gebiete? fuhr sie der älteste der Brüder an. Wir drechseln drei Todtenladen, war die Antwort, und augenblicks versanken die Gestalten und der Berg war finster wie vorher. Da schauderten die drei Mörder, aber bald hatten sie die Warnung vergessen.

Nach einiger Zeit kamen sie einmal an einer grünen Wiese vorüber, da lustwandelte eine reichgekleidete wunderschöne Prinzessin und pflückte Blumen. Die drei Mörder ergriffen sie und schleppten sie in ihre Höhle, da weinte die schöne Prinzessin gar kläglich. Aber in der Nacht fing die alte Muhme an zu singen:

„Weh Dir, Töchterlein der Frommen,
Bist in's Mörderloch gekommen,
Heute bist du frisch und roth,
Aber morgen bleich und todt.
Wird das Herz dir ausgerissen
Und verspeist als guter Bissen.
Weh dir, Töchterlein der Frommen,
Bist in's Mörderloch gekommen.

Da sagte die Jungfrau der Alten, daß sie eine Prinzessin wäre und der Prinz, ihr Bräutigam, würde sie reich belohnen, wenn sie seine Braut rettete. Die Alte aber wurde gerührt von der Schönheit der Prinzessin und entfloh in der Nacht mit ihr aus der Höhle ihrer Vettern. Bald kamen sie über die Berge zu dem Prinzen, da war große Freude bei Hofe.

Die Mordhöhle aber wurde von den Knechten des Prinzen zerstört und die Mörder getödtet; denn es fehlte einem jeden noch gerade ein Jungfernherz zu verspeisen.

Anmerk. Meffersdorf ist sehr sagenreich. Vgl. Th. I. No. 58, 153, 161, 162, 170.

201. Das Schloß Meer, Merav oder Meran.

Balbini epitome hist. bohem. III. 12. 242. Dubravii hist. bohem. XIII. 80. N. L. Mag. 1833, 36. O. u. N. Lauf. Chronik S. 362. O. L. Beiträge I. 561. Pietschmann's Programm darüber Zittau 1792. 4.

Nachdem König Wladislaus von Böhmen 1174 die Regierung seinem Sohne Friedrich hatte übergeben müssen, flüchtete er sich mit seiner Gemahlin Jutta, seinen Söhnen Premislav und Wladislav und der Gemahlin Friedrichs, Elisabeth, in das Schloß „Meer in Syrbien." Niemand weiß eigentlich, wo dieses Schloß gelegen hat. Einige suchen es in Böhmen, andere in der Oberlausitz. Viele glauben, es habe auf dem Burgberge zwischen Melaune und Döbschütz gestanden. In dem Schlosse zu Döbschütz giebt es bis auf den heutigen Tag ein Zimmer, das den Namen die Königsstube führt.

Anmerk. Vgl. Th. I. 183.

202. Die Denksäule zu Milstrich.

Mündlich. Oberlaus. Kirchengallerie S. 107.

Bei Kamenz liegt ein Dorf, das heißt zu deutsch Milstrich, wendisch aber Jtrow. Dieses Dorf hatte früher ein in der dortigen Gegend wohlberühmtes Heiligthum, das in einem uralten Denksteine bestand, auf welchem die Auferstehung Christi abgebildet war.

Anmerk. Jitrow ist eine andere Form für jutrow; Jutro heißt Morgen, Jutrobog ist der bekannte wendische Morgen- und Frühlings-Gott, nach dem auch das Städtchen Jüterbogk heißt. Jutry, pluralis (majestaticus) von jutro, heißt aber bei unsern Wenden das Osterfest, „der große Morgen." — Wahrscheinlich blühte in Jitrow der Kultur des slavischen Ostergottes Jutrobog und die christlichen Priester knüpften wie so oft an den heidnischen Götzendienst an, um die Lehre von der Auferstehung zu populariſiren. — In der Gegend von Muskau heißt übrigens Ostern nicht jutry wie weiter westlich, sondern jastry. Dies stellt augenscheinlich die Verbindung her mit dem germanischen easter, eoster, oster. Die Lüneburger Wenden haben gleich den Muskauern das st, aber dunkle Vokale: justroi, gastroi. Das g der letzteren Form findet sich wieder im böhmischen gitro. (Morgenstern heißt wendisch juterniza).

203. Die Mortkäer trinken aus dem Leeren.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder.

Dies ist ein um Lohsa und Königswarthe gebräuchliches Sprichwort und kommt daher: Die Herrschaft Mortka hat eine Wiese mitten unter den Fluren von Lohsa und schickte sonst immer ihre Hofeleute dahin, um durch sie das Heu einernten zu lassen. Sie gehen wegen der Weite des Wegs nicht erst zum Mittagsessen nach Hause, sondern machen gleich auf der Wiese Mittag. Einst hatten sich die Mortkäer Hofeleute ein Fäßchen Bier mitgebracht, um es beim Mittagsessen zu trinken, und dasselbe, um es kühl zu erhalten, in den von Gesträuch umgebenen Graben gesetzt, welcher sie von

einer Wiese trennte, wo die Lohsaer Hofeleute arbeiteten. Die Lohsaer hatten dies entdeckt, nahmen das Bier heimlich weg und tranken es aus, so daß die Mortkäer, als sie trinken wollten, nur das leere Faß fanden. Seit der Zeit gebraucht man das Sprichwort von denen, die bei irgend einer Gelegenheit zu spät kommen und leer ausgehen.

204. Der Läusebrunnen bei Moys.

Görlitzer Wegweiser 1832 S. 786.

Am Fußsteige von Görlitz nach dem Dorfe Moys liegt der Läusebrunnen. Früher standen dort einige sehr alte und große Eichen. In ihrem Schatten ließ der ermüdete Wanderbursch sich gern nieder, ehe er in die Stadt einzog, um vorher sich zu reinigen und zu säubern. Davon blieben denn nicht selten lebendige Spuren im Grase zurück, wie die, welche sich später darin niederließen, durch merkbare Angriffe auf ihr Fleisch und Blut in Erfahrung brachten. Daher der Verruf des Brunnens. Andere erklären jedoch diese Nachsage für Verläumdung und behaupten, er sei von einem Vorwerksbesitzer mit Namen Lausnitzer angelegt worden, habe demnach ursprünglich Lausnitzers Brunnen geheißen, was später von den alle Namen verunstaltenden Görlitzern in Läusebrunnen verwandelt worden sei. Wie dem auch sei, genug, er heißt noch heut zu Tage der Läusebrunnen, obwohl man weder in, noch um ihn herum eine Laus auffinden kann, vielmehr sein Wasser ganz klar und seine Umgebung ganz rein ist.

Früher stand am Läusebrunnen ein steinernes Kreuz zur Erinnerung daran, daß dort ein Bader aus Görlitz einen Schönfärber, seinen Mitbürger, auf dem Rückwege von der Moyser Schänke im Streite um ein Glas Bier mit einem Reithammer erschlagen. Haßner's Chronik nennt den Mörder Christ. Bayer und den Ermordeten Hieron. Taser und giebt das Jahr der That 1682 an. Nach Scultetus war es 1583, der Mörder hieß Beer und der Gemordete Taßdorf. Beide wohnten in der Neißgasse. Der Mörder floh nach Rothenburg und fand dort Schutz.

Anmerk. Es giebt noch mehrere „Läusebrunnen" und „Läusehübel" hier und da in der Lausitz. Der Name ist offenbar slavisch und kommt von Luza, Lusche, Teich, Lache, her. Lu wird germanisirt in Lau. So im Namen Lausitz und im Namen des Dorfes Laute, welches wendisch Luty heißt, im Namen der Stadt Budissin, deutsch Bautzen u. s. w

205. Muskau's Ursprung.

Das Herrmannsbad bei Muskau, Sorau 1825 S. 1. ff.

Muskau, sonst Muzakow, heißt Männerstadt, und war in Heidenzeiten ein berühmter Wallfahrtsort der lausitzischen Sorben. Hier wurde, wie eine alte Chronik meldet, das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter, Swantewit, das heilige Licht verehrt, und noch sind seine Opfer-

plätze deutlich zu erkennen (der eine in der Nähe des Bades). Auf der andern Seite aber liegt ein großer Todtenacker voll Urnen. Auch eine Bildsäule des wendischen Waldgottes Zeutiber soll, zwar beschädigt, hier noch in später Zeit vorhanden gewesen sein. Denn hieher retteten sich die aus der westlichen Lausitz vertriebenen Sorben, um in undurchdringlichen Wäldern des alten Götzendienstes zu pflegen. Im Neißthale aber, besonders bei Buchwalde und Werdeck unter uralten Eichen sind ihre Könige begraben. Die Hügel sieht man deutlich und sie heißen bis auf den heutigen Tag Kraalsroo oder Königsgräber.

Der erste Graf zu Muskau war Theorikus, seine Tochter Juliane heirathete Wittekind, den Sohn des berühmten Sachsenherzogs gleiches Namens.

Das Schloß zu Muskau erbaute Markgraf Johann von der Beute, die sein Vater, Siegfried von Ringelheim, den Ungarn abgenommen hatte, als sie vom deutschen Kaiser geschlagen, sich in die Muskauer Wälder verirrt hatten.

206. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder 1860 S. 30.

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, Namens Catharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz ehe sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: Wo blieb denn die weiße Taube, welche um mein Bett flog? Als Niemand Antwort zu geben wußte, denn Keines hatte die Taube gesehen. da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

Anmerk. M. Jak. Stoeckerus erwähnt dieser Begebenheit in seiner am Grabe des Kindes gehaltenen Leichenrede.

207. Die heiligen Eichen bei Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 9.

Bei Muskau ist ein Eichenbusch, da stehen die schönen alten Bäume auf der einen Seite paarweise, auf der andern in größeren Gruppen zusammen. Das kommt daher: Es war eine alte schöne Sitte der Bewohner von Muskau, daß ein jedes Brautpaar am Morgen des Hochzeitstages ohne alle Begleitung hinausging und in andächtigem Ernste zwei Eichen nebeneinander pflanzte. Es waren die Sinnbilder ihres Lebens und ihrer Liebesvereinigung und wie der Baum wuchs und gedieh oder einging und erkrankte, so glaubte man, wachse oder schwinde das Glück dessen, der ihn gepflanzt hatte.

Das sind die Doppeleichen auf der Flur von Muskau. Jene in größeren Gruppen angepflanzten aber stellen auf dieselbe Weise die Geschwister eines und desselben Hauses vor.

208. Das böse Ufer bei Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 15.

Im Neißthale bei Muskau ist eine tiefe unterwühlte Uferstelle, die heißt das böse Ufer. Dort hat sich einst Folgendes zugetragen. Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt, und als der Abend nahte, ging er seiner Hütte zu. Da sah er plötzlich, wie über die Haide hin ein langer weißer Nebelstreif grade auf ihn loszog. Dem Landmann graute. Er beflügelte seine Schritte. Aber der Nebelstreif war schneller als der Mann und als er ganz nahe kam, so legte er sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt ihm auf die Schultern. Da erkannte der Mann, daß es die Pest sei. Centnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte ihm die Brust, daß er vor Angst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Thale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach und die weiße Nebelgestalt wich nicht von ihrem Opfer. Verzweiflung erfaßte den Mann. Im Dorfe schlug es Mitternacht. Da stand er auf einem Hügel, seiner Hütte gegenüber. Dort schlummerte sein blühendes Weib und seine lieben Kinder in der Fülle der Gesundheit. Er durfte ihnen nicht nahen, er wußte, daß er den Seinen, daß er dem ganzen Dorfe die entsetzliche Pest brächte. Händeringend stürzte er zurück in's weite Feld. Es wuchs die Angst und der Schmerz, aber auch die Sehnsucht nach den Seinigen nahm zu. Da kam er an die Neiße vor das böse Ufer. Voller Verzweiflung wollte er sich in die Tiefe des Flusses stürzen, um sich und seine fürchterliche Last in den Wellen zu begraben. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er athmete auf, und wieder zog ein Nebelstreif über die Haide, aber er zog von ihm weg, zog bis an einen nahen Hügel. Der Berg that sich auf und die Pest zog hinein. Der Landmann aber eilte in den Strahlen der aufgehenden Sonne in seine Hütte und in die Arme der Seinigen.

Anmerk. Vgl. Th. I. S. 216. u. II. 252.

209. Die Zugaben (Pschidanki) von Nebendorf.

N. L. Mag. 1839 S. 361.

Auf dem Feldgebiete von Nebendorf geht ein Ackerplan ein gutes Stück über die Grenzlinie hinaus, welche zu beiden Seiten desselben in gleichmäßiger Ferne das Weichbild des benachbarten Dorfes Reddern von dem Nebendorf'schen trennt.

Dieser Strich Landes führt den Namen Pschidanki, d. i. deutsch: die Zugaben. Wie er aber in den Besitz von Nebendorf gekommen ist, darüber geht folgende Sage.

In alter grauer Vorzeit waren durch Kriegeszerstörung und Seuchen viele Wirthschaften eingegangen und die Felder lagen zum großen Theil wüste, wurden jedoch von den übrigen Einwohnern beider Dörfer als Weideland für ihr Vieh benutzt. Nach und nach waren die früheren Grenzzeichen verschwunden. Die Grenzländereien wurden von beiden Dörfen gemeinschaftlich als Weide benutzt und als endlich eine Grenzberichtigung ausgeführt werden sollte, da gab es keinen Zeugen mehr aus der alten Zeit, als einen Greis unter den Nebendorfern, der als Knabe noch der letzten Grenzbezeichnung beigewohnt hatte. Beide Dörfer kamen überein, die Grenzlinie anzunehmen, die der Alte nach seinen Erinnerungen und seinem durch einen abgenommenen Eid gebundenen Gewissen ziehen würde. Die Nebendorf'schen hatten schon seit mehreren Jahren auf dem streitigen Flecke gesäet und geerntet, zweifelten aber selber an ihrem Rechte dazu, weil der Alte oft scherzweise geäußert, daß sie ja Kolonien auf dem Redder'schen anlegten. Desto größer und freudiger war ihr Erstaunen, als an dem bestimmten Tage in Gegenwart der beiderseitigen Dorfbewohner der Alte zu Gunsten seiner Landsleute entschied. Den Grenzziehern vorausschreitend sagte er: „Wohin ich trete, da ist noch Nebendorf'scher Grund und Boden; darnach richtet Euch." Niemand wagte es, den Alten des Meineides zu verdächtigen und der Eid machte ein Ende alles Haders. Auf seinem Sterbebette aber vertraute der Greis seinen Freunden heimlich an, wie er seinem Dorfe ein gut Stück Feld zugewendet, das ihnen von Rechtswegen nicht gehörte, doch ohne zu sündigen. Er habe nämlich seine Schuhe damals mit Nebendorf'scher Erde gefüllt gehabt und daher richtig überall, wo er hingetreten, auf Nebendorf'schem Grund und Boden gestanden.

Anmerk. In einer andern Sage hat der Teufel bei dieser Grenzberichtigung sein Spiel getrieben, s. Th. I. No. 104.

210. Neschwitz.

I. Frenzel, hist. nat. I. 31. msc. — II. Oberlauf. Kirchengallerie S. 340.

I.

Bei Neschwitz unweit der Mühle ist ein großer Steinhaufen, der von einem Baue herrührt, auf dem einst ein Götzenbild gestanden hat. Dies zeigt auch der Name des Ortes an, denn Neczwieczo, wie ihn die Wenden nennen, bedeutet ein Götzenbild, Ungeheuer oder Gespenst.

II.

Nach anderer neuerer Nachricht soll das Dorf wendisch Nesstazidlo heißen und einen Ort bedeuten, wo nicht gevespert wird. Denn das ist ein

uralter Brauch daselbst, daß die Abendglocke nicht wie anderwärts bei Sonnenuntergang, sondern eine Stunde früher geläutet wird und die Hofegärtner so eine Stunde weniger arbeiten dürfen als anderswo. Dafür aber bekommen sie von der Herrschaft auch das sonst gewöhnliche Vesperbrod nicht.

Anmerk. 1. Aus alten Lehnbriefen sieht man, daß die Herrschaft zu Reschwitz das Recht hat, bei entstehender Kriegsgefahr etliche seiner Hausgesessenen von Adel zu sich zu entbieten, die sich alsdann sofort, mit einer Keulen- oder Streitkolben versehen, dahin einfinden müssen. (A. Frenzel, von den Völkern in d. Lauf. Mscr. S. 168.)

2. Reschwitzer Sagen des 1. Bandes: No. 187. 210. 293.

211. Das Kloster Neuzelle.

Destin. lit. Lus. T. III. P. V. p. 376.

Das Cisterzienserkloster Neuzelle (Neuzell, Neuenzelle, monasterium novae cellae) bei Guben an der Oder, jetzt ein evangisches Schullehrer-Seminar, nahm seinen Anfang im Jahre 1230 unter Heinrich, dem berühmten und freigebigen Markgrafen von Meißen, Lausitz und Libonotrien, Palatin von Sachsen und erstem Landgrafen von Thüringen. Dieser Fürst kam nach einer alten Sage (secundum antiquam traditionem) im Jahr 1227 mit fünfhundert edlen und in Waffen geübten Rittern und großer Kriegsrüstung nach Preußen zur Bekämpfung und Vernichtung der Ungläubigen und zur Ausbreitung des christlichen Namens und Reiches, war auch in seinem Unternehmen gar glücklich. Als er im Jahre 1228 als Sieger zurückkehrte und mit seinen tausend Kriegern zu dem Dorfe Starzeddel kam, um dort zu rasten, sah er auf den Bäumen in der Ebene viele Tauben sitzen und sagte: Hier könnten wohl besser vernünftige Tauben wohnen. Und wie denn in jenen thatenreichen Zeiten die Männer nicht säumten, ihre guten Gedanken zur Ausführung zu bringen, so beschloß der tapfere Kriegsheld auch sofort die Errichtung eines Klosters der Cisterzienser, die wegen ihrer weißen Tracht füglich für die Tauben unter den Mönchen gelten können. Diese kamen aus dem Kloster Alten-Celle, andere Nachrichten sagen aus dem Kloster Lehnin und hauseten zuerst in Starzeddel. Man kennt aber aus dieser Zeit keinen Abt, Prior oder Subprior. Später, im Jahre 1268, zogen sie in die Gegend des Dorfes Schlaben, dorthin, wo noch jetzt die Klostergebäude der neuen Celle stehen. An dem Orte, wo man die Kirche erbaute, war ein hoher Sandberg, den trug man ab, schaffte ihn weiter fort und machte ihn zu einem Weinberge, der wegen seiner runden Gestalt die Scheibe heißt. Diesen Umstand verewigt eine Inschrift inmitten des Kirchthums.

Ecclesiae loco, quo sto cum ambitu toto,
Mons fuit hic magnus scripti cacuminis hujus.

d. h.: An dem Orte, wo ich jetzt mit meiner ganzen Umgebung stehe, war ein großer Berg von der Höhe dieser Inschrift.

Anmerk. Die Kirche steht auf einem altheiligen Orte. Der Berg heißt nicht Scheibe von seiner runden Gestalt. Ebenso wenig trifft es zu, wenn man von andern Scheibebergen (es giebt deren wohl über 30 in der Lausitz) fabelt, sie haben den Namen von Schießübungen und einer zu diesem Behufe aufgestellten Scheibe. Das häufige Vorkommen dieses Namens an mythologisch auch sonst markirten Orten, z. B. bei Hainewalde, im Laubaner Nonnenwalde, bei Weißcollm a. d. Spree, bei Volkersdorf rechtfertigt die Ableitung von der Siba oder Schiba, einer wendischen Göttin des Lebens, der Liebe und der Fruchtbarkeit. Eine andere Spur dieses Namens finde ich in dem Provincialismus „Schiebe" für ein Mutterschaf, so lange es ein Junges säugt. (Anton's Idioticon.)

212. Erbauung der Kirche in Rieda.

Handschrift der Breslauer Lusatia No. 1.

Auf dem Wolfsberge bei Rieda stand vor Alters eine Kapelle, dem heiligen Wolfgang geweiht. Sie ist eine der ältesten in der Oberlausitz und war der gottesdienstliche Mittelpunkt der ganzen Gegend (wie denn die Riedaer Kirche noch heute ein großes Kirchspiel hat). Als sie baufällig geworden und auch die Gläubigen, welche sie fleißig besuchten, nicht mehr fassen konnte, riß man sie ein und wollte eine neue, größere Kirche auf derselben Stelle bauen. Der begonnene Bau konnte jedoch nicht fortgeführt und zu Ende gebracht werden, denn stets war das, was man den Tag über aufgemauert hatte, in der Nacht an die Stelle heruntergetragen, wo jetzt die Riedaer Kirche steht. Hieraus erkannte man denn den Willen Gottes und errichtete nun das Gotteshaus am Fuße des Berges an der Stelle, welche dazu von höherer Hand bezeichnet worden war.

Anmerk. In christlichem Sinne geschieht hier dasselbe, was beim Löbauer Berge einen ganz heidnischen Anstrich hat. (Vgl. No. 189.)

213. Die Küchenmühle in Rieda.

Mündlich.

Zu der Kapelle, die auf dem Wolfsberge stand, wallfahrteten weit und breit die Leute. In dem schönen grünen Thale, an dem klaren Wasser der Wittiche, lagerten sie sich, aßen und tranken und labten sich nach ihrem Pilgergange. Ihre Küche schlugen sie an dem Orte auf, wo jetzt die Mühle steht. „Wir gehen wieder in unsere alte Küche" pflegten die Wallfahrer zu sagen. Davon erhielt jene den Namen Küchenmühle.

214. Der Klapperberg und die Tetzelseiche bei Rieda.

Mündlich. Prenster II. 130.

Der Klapperberg hängt mit dem Wolfsberge und der Heunenmauer oder Hainmauer und dem Boraerberge zusammen und hat seinen Namen daher, daß in der Zeit, als das Christenthum in hiesigen Landen eingeführt wurde, die Kirchen noch keine Glocken hatten, sondern mit anein-

ander geschlagenen Brettern das Zeichen zum Anfange des Gottesdienstes in der Kapelle auf dem Wolfsberge gegeben wurde. Von diesem Gebrauch hat der Berg den Namen Klapperberg erhalten. Auch zeigt man in Nieda eine Tetzelseiche, wo der berüchtigte Ablaßkrämer seinen Markt und Predigt gehalten haben soll.

Anmerk. 1. Dieses Klappern war sonst zu katholischen Zeiten allgemeiner Gebrauch, aber nur in der Charwoche. Vom grünen Donnerstage bis zum Ostermorgen wurde nicht mit den Glocken zur Kirche gerufen, sondern mit hölzernen Klappern. Der Küster ging voran und die Schulbuben mit kleinen Klappern folgten ihm nach durch alle Straßen der Stadt oder des Dorfes. Durandus (rationale div. off. lib. VII. c. 7.), der alte Erklärer der katholischen Kirchensymbolik, führt eine Menge Gründe an. Die Glocken sollten schweigen, weil in diesen Tagen die Apostel geschwiegen und die Glocken bekanntlich oft mit den Aposteln verglichen werden; oder weil Christus sich in diesen Tagen erniedrigt, solle man nicht die Glocken in der Höhe rühren; oder die Klappern seien bestimmt, Schrecken hervorzurufen, wie ihn die Apostel beim Lärme der Juden empfunden hätten, oder das Holz sei eine Andeutung auf den Tod am Kreuz u. s. f.

2. Daß Tetzel in Nieda gewesen, ist nicht zu erweisen, doch nicht unmöglich, denn Nieda ist ein großes und sehr altes Kirchspiel.

3. Niedaer Sagen des 1. Theiles No. 42. 205.

215. Niemitsch und das alte Land.

N. L. Mag. 1823 S. 56. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 24. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 590. Frenzel, lex. slav. II. 2237. ms.

Niemitsch (Niempsti) bei Guben war eine Burgwarte und ward schon zu den Zeiten des von Ludwig dem Deutschen an der Serbengrenze angesetzten Grafen Thakulf erbaut. Nachher gehörte es den Markgrafen Gero, welche daselbst ihren Sitz hatten und es mit allen Zubehörungen über hundert Jahre besaßen. Diese Zubehörungen bestanden aus den Dörfern: Pozdicun (Böschen), Gotheruna (Göttern), Bezdiz (Bösitz), Gozewe (Jetschko), Lepi (Leupe) und Temerini (Döbern), welche zusammen einen Flächenraum von 7000 Hufen Landes enthalten. Als Gero die Niederlausitz besiegt und mit der Ostmark vereinigt hatte, wurde dieser Gau zum Unterschiede von dem eroberten Lande das alte Land genannt, welcher Namen sich noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volks erhalten hat. Vor diesen Zeiten wurde das alte Land von dem Zwergenvolke der Hainchen bewohnt.

Anmerk. Niemitsch heißt „deutsch", als die erste Ansiedelung der Deutschen. So heißt auch Türkenhausen ursprünglich Düringshausen, weil sich dort Thüringer angesiedelt haben.

216. Das heilige Land bei Niemitsch.

N. L. Mag. 1823 S. 60, 1833 S. 40. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 22. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 590.

Dicht bei Niemitsch in der Niederlausitz liegt auf einer Anhöhe ein Ackerfeld von zwei Morgen Flächeninhalt, welches das heilige Land genannt wird. Es hat die Eigenthümlichkeit, daß es ohne gedüngt zu werden

die reichlichsten Ernten giebt. Jeder Versuch, seine Fruchtbarkeit auf künstliche Weise zu erhöhen, hat gezeigt, daß die Früchte dann verkommen und unzeitig werden. Früher hat man beim Pflügen sehr viele Menschengebeine in der Erde gefunden. Auf dem Hügel stand vor Zeiten eine Kapelle, der heiligen Hidda geweiht. Sie ist von den Söhnen der Heiligen, die auf einer Wallfahrt im gelobten Lande starb, von Diethmar I. und Gero, nachmaligem Erzbischofe zu Köln, erbaut worden und war lange ein besuchter Wallfahrtsort. Vor wenigen Jahren stand noch ein Stück Mauer derselben, jetzt sieht man nur noch einige Vertiefungen und Spuren von Steingründen. Dicht neben dieser Kapelle wurden die Pilgrime begraben, die auf ihrer Wallfahrt zur heiligen Hidda daselbst starben.

217. Die Kapelle der heiligen Hidda bei Niemitsch.

Chron. mont. Ser. in Hoffmann. script. v. L. I. IV. p. 44. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 595. Ditmar Chron. II. p. 33 N. S. Mag. 1834 S. 351.

Zu den Zeiten des Kaisers Otto I. waren zwei Brüder, Gero, ein Herzog und Markgraf, und Sifrid, ein Graf. Ihre Schwester hieß Hidda. Diese heirathete den Markgraf Christian, welcher mit ihr den Erzbischof Gero von Köln und den Markgraf Dithmar zeugte. Nach dem Tode ihres Ehegemahls beschloß sie Wittwe zu bleiben, weihete sich Gott und pilgerte in ihrem frommen Eifer hin zu den Stätten, wo der Herr gelitten hatte, nach Jerusalem. Und da sie sehr schön war, liebte sie der König von Jerusalem und begehrte sie zur Ehe. Sie aber weigerte sich dessen standhaft, und da der König nicht abließ, in sie zu dringen, so scheute sie sich nicht, ihr schönes Antlitz, weswegen sie so bedrängt wurde, selbst zu entstellen. Sie schnitt sich nämlich sonderbarer Weise, um ihren irdischen Verehrer durch Häßlichkeit abzuschrecken, die Nase ab, wohl wissend, daß bei ihrem himmlischen Geliebten sie dadurch an innerer Schöne nichts verlieren würde. In Jerusalem starb sie auch und wurde begraben. Zu ihrem Gedächtnisse erbauten ihre Söhne eine Kapelle auf dem Hügel bei Niemitsch, der wegen der dort ihr als einer Heiligen geweihten Verehrung noch heute der heilige Hügel heißt. Sie selbst hatte kurz vor ihrem Tode zu ihren Dienern gesagt: „Wenn ich gestorben bin, so übergebt meinen Leib schnell der Mutter Erde und geht dann bald und verkündigt solches meinem Sohne Gero, daß seiner in der Fremde vollendeten Mutter die Ehre, welche vorher im Himmel zu verleihen Gott sie gewürdiget hat, er auf Erden nicht versage, und mir in der Kirche der heiligen Cäcilia einen Altar errichte."

Der Hügel, worauf die Kapelle gestanden hat, war vordem ein heidnischer Opferplatz. Man fand daselbst zwei platte Steine von runder Form, welche in der Mitte eine Oeffnung hatten, so daß man annahm, sie hätten als Opfertische gedient.

Anmerk. Ueber Niemitsch vgl. Th. I. No. 42., Th. II. No. 15.

218. Oehna.

Dest. lit. I. 35. Ditmar IV. 72. Frenzel, de Dis Sorab. in Script. II. 228.

Das Dorf Oehna bei Budissin ist merkwürdig, weil in dessen Nähe auf einem Felsen an der Spree das Götzenbild des Flins gestanden haben soll. Die Stelle wird noch heute von den Wenden „der Abgott" genannt. Auch soll schon Ditmar den Ort unter dem Namen Una erwähnen, indem er erzählt, daß Boleslaus eine Stadt — urbem unam nomine — eingenommen. Es ist aber hinter unam eine Lücke in den Handschriften, die man aus dem Cosmas ergänzen kann, welcher sagt, daß es Nimci (Niemitsch) gewesen sei. In einer Budissiner Chronik steht von Oehna folgende Sage:

Die Stätte, wo der Götze Flins gestanden, war so sehr im Lande berühmt, daß eine böhmische Gräfin dort eine Stadt erbauen wollte. Da sie aber die Gelegenheit des Ortes betrachtet und für nicht tauglich befunden, so sagte sie: howno (ein Dreck), daher heißt man noch heutigen Tages das Dorf howno, zu deutsch Oehna. Die Gräfin aber baute gegenüber, am andern Ufer der Spree, die Stadt, welche sie nachher Budissin nannte.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 5. Die Sage von der Gräfin bestätigt die No. 82., Anm. 1. mitgetheilte Hypothese von Hulakovsky.

219. Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Oehna.

Zimmermann in den Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer II. No. 90. Msc.

Ganz nahe bei dem romantischen Felsenthale von Oehna in der Nähe von Bautzen, am Abhange eines Berges, der sich nach dem Spreethale absenkt, ist ein steinernes Kreuz mit einem eingegrabenen Mühlrade. Die Sage erzählt: Im nahen Spreethale lebten einst zwei Müller, von welchen der eine einen Sohn hatte, der außerordentlich stark war. Einst saßen beide und zechten. Halb berauscht gingen sie eine Wette ein, nach welcher der starke Müllerssohn einen Sack Getreide von der Mühle aus den Berg in die Höhe tragen sollte, soweit bis er die Thurmspitzen von Budissin sehen könnte. Ob nun gleich der andere Müller trüglicher Weise noch einen schweren Stein heimlich in den Sack gesteckt hatte, so trug der starke Müllerssohn den Sack gar rüstig den Berg in die Höhe. Noch drei Schritte und er sah die Thürme von Bautzen. Siehe, da schnitt der andere mit seinem Messer das Band entzwei, das seine Hosen zusammenhielt. Sie fuhren herab, der Jüngling stürzte und brach den Hals.

220. Ostro beim Kloster Marienstern.

Oberl. Kirchengallerie S. 223.

Ostro hatte früher keine Kirche. Im Jahre 1630 starb es aber bei der großen Pest fast gänzlich aus. So war auch ein großer Bauernhof, der hieß der Glauische, der war ganz und gar ausgestorben. Da kam eines

Tages ein Mann, der hatte nichts auf dem Leibe als einen alten Pelz, der übernahm das Gut und bewirthschaftete es später als sein Eigenthum. Da hieß es das Pelzische, bis endlich ein Bischof es seinen Nachkommen abkaufte und auf dem Grundstücke die jetzige Kirche bauete.

Anmerk. Der Name Ostro ist wahrscheinlich deutsch und kommt von Ostara, der germanischen Lenzgöttin her (vergl. die Legende vom nahe gelegenen Kloster Marienstern im Anhange). Auch in dem slavischen Namen wotrow will man den Osterbegriff finden, denn wot row heißt „aus dem Grabe."

221. Die Bierpfütze bei Ostritz.

Annal. Gorl. Hassii et Sculteti. Manl. ap. Hofmann L. I. 411. 1. 2. 22. Großer I. 156. Käuffer III. 21. Carpzov, annal. Zitt. II. 200. IV. 159.

Zwischen Ostritz und Hirschfelde am sogenannten Läusehübel ist eine Stelle, die heißt bis auf den heutigen Tag die Bierpfütze. Das kommt daher, daß einstmals daselbst die Görlitzer den Zittauern eine ganze Ladung Bierfässer weggenommen und in Stücke geschmissen haben, weil sie nicht dulden wollten, daß die Zittauer ihr Bier auf Görlitzisches Gebiet brächten und da verkauften, denn es war ein altes Recht der Görlitzer, daß im ganzen Umkreis der Stadt kein fremdes Bier gezapft werden durfte. Aus diesem Ereigniß hat sich nachmals eine lange Fehde zwischen den beiden Städten, genannt der Bierstreit, entsponnen. In dieser Fehde erwarben die Zittauer den Spottnamen Kuhtreiber, weil sie den Görlitzern das Vieh weggetrieben. Solches geschah im Jahre 1491.

Die Budissiner hießen Träbersäcke, weil sie viel gutes Bier, die sogenannte Klotzmilch brauten und tranken.

Die Görlitzer: Wendehüte, weil sie wendische, d. i. starrköpfige Menschen waren (oder unzuverlässige).

Die Laubaner: Zwiebelfresser, weil sie viel Gemüse, besonders Zwiebeln bauten.

Die Camenzer: Riecher oder Schnüffler, weil sie gelegentlich sehr pfiffig gewesen waren. Von einem solchen sagt man daher, er hat eine Camenzer Nase. (Vergl. No. 157.)

Die Löbauer: Krautmaler, weil sie, im dreißigjährigen Kriege ganz heruntergekommen, den Schweden, welche wenigstens Kraut wollten, die Antwort gaben: malt euch welches!

Anmerk. 1. Der Bierstreit ist verewigt in mehreren Volksliedern, die in dem von Haupt und Köhler herausgegebenen Bande der Scriptores rer. Lus. abgedruckt sind. Funcke's handschriftl. Chronik von Görlitz theilt sie mit mancherlei Variationen mit.

In dem Sächsischen Hofe am Markte zu Zittau befindet oder befand sich ein Reliefbild, welches den Kuhraub darstellt.

2. Der Läusehübel wird immer von den Chronisten erwähnt, wenn von der Bierpfütze die Rede ist, ohne daß dieselben wissen, warum. Läusehübel heißt aber nichts anderes als Pfützenhübel, von Luza = Pfütze.

3. Ein anderes Spottlied auf die Sechsstädte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts lautet:

Die Görlitzer kennen wir wol mit iren rothen Hütten:
Wenn sie wider die Feinde ziehn man heißt sie Wendehütte.
Die Sittischen kennen wir wol mit iren grawen Hütten:
Wenn sie wider die Feinde ziehn, tragen sie ein frisch Gemütte.
Die Baudisser kennen wir wol mit iren bösen Biere:
Wenn sie wider die Feinde ziehn, so haben sie kein gut Geziere.
Die Laubener kennen wir wol mit iren schwarzen Bärthen:
Wenn sie wider die Feinde ziehn, wie gern sie wieder kehrten.
Die Camitzer kennen wir wol mit iren rothen Stiefeln:
Wenn sie wider die Feinde ziehn, so wollen sie sich mit in kiffeln.
Die Lobischen kennen wir wol, sie liegen vor der Heiden:
Wenn sie wider die Feinde ziehn, wollen sie sich mit in scheiden.

222. Das Ostritzer Rathhaus und die tapfern Klosterjungfrauen.

Funke's Chronik von Görlitz a. a. 1368. Mehrere andere Görlitzer Jahrbücher. Joh. Gubin. chron. Preusker I. 133.

Im Jahre 1368 kamen die Einwohner von Ostritz, das damals noch sehr klein war, auf den Gedanken, sie wollten eine große Stadt werden, wie die benachbarten Sechsstädte Görlitz und Zittau. Sie fingen damit an, eigenes Bier zu brauen und in der Gegend zu verkaufen, wodurch sie der Stadt Zittau, zu deren Weichbilde Ostritz gehörte, großen Schaden thaten. Aber sie wurden immer übermüthiger und beschlossen, steinerne Mauern und Thore zu bauen, und thaten es auch. Als sie aber auch ein steinernes Rathhaus auf ihrem Marktplatze errichteten, da riß den Sechsstädten die Geduld und sie zogen aus von Zittau und Görlitz, „wohl hundert Wagen voll mit wohlgeharnischten Leuten und Zimmerleuten und Maurern", drangen in die Stadt, um die Mauern einzureißen, denn sie sagten, es möchten sich etwan Landesbeschädiger und ritterliches Räubervolk in den steinernen Mauern einnisten. Als sie aber vor das neuererbaute Rathhaus kamen, da stand vor der Thüre die Aebtissin des Klosters (Marienthal, dem damals schon Ostritz von dem Grafen v. Dohna verkauft war) und alle Klosterjungfrauen und hielten das Haus besetzt, es zu vertheidigen. Doch die Sechsstädter fürchteten sich nicht vor den Weiberröcken, und so viel sich die Aebtissin sammt ihren Nonnen sträubten, sie drangen ein und machten Rathhaus und Mauern dem Boden gleich. Die tapfern Nonnen wandten sich an den Kaiser (Karl IV.), aber es half ihnen nichts. Nur mußten die aus Versehen ebenfalls mit abgebrochenen Fleischbänke von den Sechsstädten wieder aufgebaut werden.

223. Peitz.

Destin. lit. I. 38. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 81.

Peitz ist eine sehr alte, schon frühzeitig befestigte Stadt. Der Papst Johann erwähnt sie bereits in der Bestätigungsurkunde des Stiftes Meißen unter dem Namen Sulpize, welcher zusammengesetzt sein soll aus slavischen

Wörtern ssol, seleso und pieske, welche Salz, Eisen und Sand bedeuten. Andere denken bei Sulpize am Züllichau.

224. Die Burgschanze bei Penzig.

Görl. Wegweiser 1833 S. 380. Preusker II. S. 169, 177. Anton, Idiotikon (zum Buchst. H).

Auf dem hohen und ziemlich steilen Neißufer bei Penzig findet sich ein Erdwall, genannt die Burgschanze. Von da aus ist der alte Ritterfitz der fehde- und raublustigen Herren von Penzig zu mehreren Malen bedrängt und endlich zerstört worden. Als die Görlitzer Herren der Burg waren, hielten sie eine Besatzung daselbst, „daß nit die Störche da nisten möchten." Alle Nächte mußten vier Mann aus den umliegenden Gemeinden Wache halten und auf der Mauer hin- und hergehen. Diese aus wendischen Haidebewohnern zusammengesetzte Mannschaft nannte man Hallunken (holanc ein Haidebewohner, hola die Haide) und da die Deutschen diese Wenden verachteten, so wurde ein Schimpfwort daraus. In Görlitz hießen die Männer so, welche die Braupfanne von Haus zu Haus trugen.

Anmerk. In der Görlitzer Haide deuten eine Menge Namen auf heidnische Heiligthümer, z. B. Heiligensee, das Lipsche Wasser, der Tschirnbach und Bielbach, das Dorf Biela, der Hainteich, der Zeisigberg (vgl. Th. I. No. 2. Anm.), das Dorf Mühlbock (bog = Gott), der Rädelteich (Rado), der Ziebebrunnen, der Scheibeteich (Ziba oder Siba) lassen mythologische Deutung zu (vgl. Karl Starke, die Görl. Haide, Görlitz 1823). Merkwürdige Namen sind auch noch: der Schwarzfleischbrunnen (in der Muskauer Haide heißt ein Berg: der Todtenfleischer), der Salzbrunnen, der Zarthen oder Nicolinfluß, der Wohlenteich und die Wohlenberge, ein verlorenes Dorf Molkentatsche.

225. Die drei Kreuzer bei Penzig.

Samml. v. Schön No. 21. msc.

An der Straße von Penzig nach Kaupe ist eine durch einen kleinen grauen Feldstein ohne irgend ein anderes Merkmal bezeichnete Stelle, welche man „die drei Kreuzer" nennt. Es geschieht dies zur Erinnerung an eine Mordthat, welche hier vor undenklicher Zeit schon verübt worden ist und in ihrem Erfolge die Räuber, welche den nächtlichen Wanderer todt geschlagen hatten, arg täuschte. Sie fanden nämlich in seinen Taschen nichts als drei Kreuzer.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 328.

226. Der Pest-Altar zu Petershain.

Akten der Naturf. Gesellsch. No. 86. msc. Knauth, Kirchengesch. S. 267. Mörbe, Chronik von Petershain.

In der Nähe von Petershain befindet sich ein Denkmal unter der Benennung Pest-Altar mit der Jahreszahl 1632. Es wird erzählt, daß zur Zeit der Pest im gedachten Jahre die Gemeinde dort im freien Felde zusam-

men gekommen und das heilige Sakrament empfangen habe. Dies hat dreiviertel Jahr gedauert, und der Pfarrer Matth. Lehmann ist Anfangs von Hammer, später von Hoyerswerda, wohin er sich geflüchtet, dahin gekommen.

227. Postwitzer Schwank.

Annal. Budiss. a. a. 1611. N. Lauf. Mag. 1837 S. 315.

Als König Matthias 1611 zur Huldigung nach Bautzen kam, reiste ihm der Landeshauptmann mit den Ritterpferden, an 500 Mann stark, bis Postwitz entgegen, wohin auch der Rath schon Lebensmittel gesandt hatte. Der König hielt sein Mittagsmahl am 3. September im Garten der Schänke. Der Pfarrer des Orts sprach dabei das Tischgebet, und als ihn der König aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, bat er um die Verstattung des Kelches im heiligen Abendmahl, was auch für ewige Zeiten gewährt wurde. Nun sollte sich auch der Schänkwirth eine Gnade ausbitten, aber er konnte sich im Augenblick auf nichts Rechtes besinnen. Da dachte der König: das muß ein zufriedener Mann sein und ritt von dannen. Als der Zug weg war, fiel dem Schänkwirth ein, was er brauchte und lief den Reitern nach bis auf die Anhöhe von Raschau. Der König hielt eine Weile sein Pferd an und sagte: „Nun, Schänke, was willst Du?" Da sagte der Schänke: er müsse das Stadtbier schänken und das sei so theuer und er habe nichts davon, und er bitte Se. Majestät, daß ihm das Recht verliehen werde, daß er aus jeder Kanne, die er den Gästen auftrage, den ersten Trunk thun dürfe. Da lächelte der König und sagte: Ja, das Recht solle er haben. Zufrieden und dankbar kehrte der Schänkwirth um und alle seine Nachkommen bedienen sich bis auf diese Stunde dieses königlichen Privilegiums.

Anmerk. 1. Freuzel erzählt in seinem Mss. „Von den Völkern der Lausitz", daß es in dem gebirgigen Theile der Oberlausitz eine allgemein verbreitete Sitte sei, dem Schänkwirth den ersten Trunk von jedem Glase zu gestatten, er nennt es „das gebirgische Recht" (vgl. die Legende v. h. Johannes No. 305).

2. Andere Postwitzer Sagen stehen im 1. Th. No. 191. u. 364.

228. Die Königsgräber bei Klein-Priebus.

Preusker I. S. 132.

An der Neiße bei Klein-Priebus war der Sitz eines wendischen Königs, der daselbst auch mit seiner Familie begraben liegt. Die Grabstätten heißen bis heutigen Tages Königsgräber (kralske rowy).

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 90.

229. Purschwitz (porschizy).

Oberl. Kirchengallerie S. 441.

Nahe am Dorfe Purschwitz ist ein Berg, der heißt die Mittelmagd (ssrynza), denn hier ist einmal eine Magd, die ihr eigen Kind ermordet hatte, hingerichtet worden.

Anmerk. Knauth (wendische Kirchengeschichte pag. 34) leitet den Namen des Dorfes ab von Porewit oder Porewitz, einem slavischen Raubgötzen.

230. Das Raubhaus in Quitzdorf.

N. L. Mag. 1836, 312. 1840, 403. Handschrift von Frenkel, Handschrift von v. Oertzen, beide im Archiv der Oberl. Gesellschaft. Schön No. 26. msc. Preusker II. 170.

Erste Sage.

Zu der Zeit, da Quitzdorf nur aus einer Mühle und einer Schänke nebst einigen wenigen Häusern bestand, hauseten eine Viertelstunde davon am Schöpsfluß, da wo man noch die Ueberbleibsel alter Wälle und Gräben gewahr wird, in einem vesten Hause wilde Räuber. Von dem Hause führte ein noch erkennbarer Weg und unter dem Schöpsflusse ein unterirdischer Gang in's Freie. Außerdem pflegten die bösen Gesellen, um nicht verrathen zu werden, bei ihren Ausritten den Pferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln. Das Volk, unter dem diese Sage lebt, nennt den bezeichneten Ort noch jetzt das Raubhaus. Unter den Trümmern liegen große Schätze, Flammen zeigen sie an.

Anmerk. Auch spukt daselbst ein goldenes Kalb und ein gespenstiger Krebs, s. Th. I. No. 87, 88,

231. Zweite Sage.

Handschrift von v. Oertzen im Archiv der Oberl. Ges. d. W.

Einstmals kamen zween als Herren verkleidete Burschen in die Schänke zu Quitzdorf, koseten daselbst mit der Schänkerin und einem anderen artigen Mädchen und verabredeten mit ihnen, sie wollten Sonntags wieder kommen und mit ihnen tanzen. Die Mädchen sollten ihnen nur entgegenkommen bis an die Brücke an der Rothenburger Straße, dort möchten sie sie nur erwarten. Die Mädchen kamen auch zur verabredeten Stunde, weil aber ihre Ritter auf sich warten ließen, versteckten sie sich, von weiblicher Neugier getrieben, einstweilen unter die Brücke, um zu hören, was letztere von ihnen sprechen würden. Nicht lange, da kamen die Kerle, und da sie die Mädchen nicht vorfanden, unterhielten sie sich ohne Argwohn mit einander. Da kam es denn heraus, daß sie Räuber waren, die in einem nahe gelegenen Schlosse hausten, und daß sie ihre Pferde verkehrt beschlügen, um nicht entdeckt zu werden. Dann kam das Gespräch auf die Mädchen und sie sagten ganz unverhohlen, daß, wenn sie nur erst kämen, so wollten sie sie gleich festhalten und auf ihr Schloß mitnehmen, ihre Lust an ihnen büßen, und damit nichts verrathen würde, schließlich in heißem Oele sieden. Die Mädchen unter der Brücke hörten Alles und erschraken zu Tode und zitterten an allen Gliedern. Als die Räuber noch lange vergeblich gewartet hatten, gingen sie fluchend von dannen. Zitternd krochen die Mädchen hervor und liefen so schnell sie konnten, ohne sich umzusehen, nach Hause. So hatten sich die Räuber selber

verrathen. Die Geschichte ward nach Görlitz berichtet und die Görlitzer schickten Kriegsvolk aus, um die Vögel einzufangen. Als diese an der Schmiede zu Torge vorüberritten, sahen sie dort etliche Pferde stehen, gingen nahe hinzu und sahen, daß dieselben verkehrt beschlagen waren. Daran erkannten sie die Räuber, die auch richtig in der Schmiede saßen und sorglos zechten. Es setzte einen heißen Kampf, aber endlich wurde das Gesindel gefangen genommen. Einige der Görlitzer, die beherzte Bursche waren, zogen den Räubern die Kleider aus und sich dieselben an, setzten sich auf die erbeuteten Pferde und ritten, geführt von einem weißen Hunde, den die Räuber bei sich hatten, auf den Schöps los, wo sie auch bald zur Burg kamen und von einer Frau eingelassen wurden. So hatten sie das Räubernest mit List entdeckt.

232. Das alte Wenden-Rathhaus zu Radibor.

Preusker II. S. 204.

In Radibor, nördlich bei der Branaer Schanze, war auch früher ein Rundwall. Dort hatten die alten Wenden ein großes und festes Rathhaus. Das ist bei der Bekehrung durch die Deutschen zerstört worden. Die Grundmauern desselben in bedeutender Größe fand man bei der Erbauung der dasigen Schänke.

Anmerk. Rado heißt Rath, dwor Hof, bor aber Hain. Vielleicht ein heiliger Orakel-Hain, dem Radegast als Orakelgott gewidmet.

233. Rammenau.

Mündlich. Oberl. Kirchengallerie S. 290.

Im Pfarrgarten zu Rammenau steht eine große alte Linde. Die ist dem Volke unheimlich und wagt Niemand im Finstern vorüberzugehen, denn es ist dieselbe Linde, die im Rammenauer Kirchensiegel verewigt ist.

Anmerk. Rammenau soll verstümmelt sein aus Rabenau. Wahrscheinlich! Denn Rabe ist wie Linde ein Todessymbol. Es war vermuthlich hierselbst das Heiligthum einer Todesgottheit und auf dem altgewohnten Orte wurde Kirche und Pfarre gegründet. Die ganze Gegend (Elstra — Prietitz — Sybillenstein) ist altheilige Erde.

234a. Unterirdischer Gang bei Rehnsdorf.

Preusker II. S. 206.

Vom Rehnsdorfer Burgstalle (Burgstelle, Stätte), einer alten heidnischen Opferstätte aus, führt ein unterirdischer Gang nach dem Sybillen-Steine, ein anderer nach dem heiligen Berge bei Gersdorf, wo einst eine Kapelle der heiligen Walpurgis stand; ein noch sichtbarer Steinpfad heißt bis heutigen Tags die Mönchsmauer.

234b. Reichenbach.

Frenzel, lex. slav. III. 2981. msc.

Dieſes Städtlein hat ſeinen Namen daher, daß vor Alters allhier ein großes Gold- und Silberbergwerk geweſen, deſſen reiche Schätze man in dem Bächlein zu waſchen gepflegt; auch heißt es, der Bach führe noch heutigen Tages pures Gold — wer es nur zu finden verſtehe.

235a. Rohnau.

Preusker I. S. 132. Mündlich.

Als die Sechsſtädte die Räuberburg Rohna bei Hirſchfelde belagerten (1392), ſo konnten die Städte trotz ihrer großen Ueberzahl lange nichts ausrichten, beſonders wegen der wunderbaren Tapferkeit eines der Vertheidiger, welcher eine gefeite Rüſtung und Waffenhemd anhatte, bis endlich ein guter Schütze unter den Belagerern den Augenblick wahrnahm, wo er ſeinen verzauberten Halskoller ablegte. Er traf ihn ſo gut, daß er fiel, und mit ihm die Burg.

235b. Der alte Wegweiſer bei Rothwaſſer.

Nach Schön's Mittheilung.

In der Görlitzer Haide zwiſchen Rothwaſſer und Kohlfurth ſteht ein alter Wegweiſer von Sandſtein, der die Jahreszahl 1760 und darunter die eingemeißelte und roth übertünchte Geſtalt eines Hirſches zeigt. — An dieſer Stelle ereignete es ſich nämlich, daß ein Jäger aus Rothwaſſer von einem Hirſch, den er angeſchoſſen hatte, mit dem Geweihe aufgeſpießt und auf dieſe Weiſe getödtet wurde. Dies iſt zwar ſchon vor mehreren hundert Jahren geſchehen, aber durch jenes Denkmal im vorigen Jahrhunderte verewigt worden.

236. Ruland.

Frenzel, nomencl. in script. II. 55. Lex. slav. III. 3092. msc.

I.

Ruland hat früher Rugeland geheißen und iſt daſelbſt das Ruge- oder Rügefeld geweſen, allwo man zuſammenkommen, Rüge, d. i. Gericht zu halten.

II.

Viele meinen, das Städtlein führe ſeinen Namen von Roland, dem tapferen Paladine Karls des Großen, der in dieſen Gegenden die Heiden bekämpft und das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert eingeführt habe.

Anmerk. Ueber Roland und die Rolandsbilder ſind neuerdings eingehende Forſchungen angeſtellt worden. Dr. Zöpfl in Karlsruhe widmet dieſem Gegenſtande den ganzen dritten Band ſeiner „Alterthümer des deutſchen Reichs und Rechts.“ Er behauptet, dieſe Rechtsſymbole kämen nur im Verbreitungsgebiet des niederſächſiſchen Stammes vor, ihre ſüdliche Grenze ſei Halle. Dies iſt nach No. 11, 12, 90 zu berichtigen. Der Budiſſiner Dutſchmann (No. 90) iſt nichts Anderes als ein Rolandsbild. Zöpfl ſchreibt übrigens Ru-

land; nicht Roland und leitet das Wort ab vom „rothen Lande", der Blutgerichtsstätte. Dieser Erklärung gegenüber dürfte die obige deshalb vorzuziehen sein, weil die Rolande keine criminal-, sondern civilgerichtliche Wahrzeichen gewesen zu sein scheinen. Etwas abenteuerlich klingt die im „Magazin f. d. Literatur des Auslandes" 1862, No. 12 aufgestellte Ableitung von Hródland = Ruhm des Landes, welches der Beiname irgend eines Sachsengottes, des Tyr oder Saxenot gewesen sein könnte. Daß die Bilder Götterbilder seien, ist mir allerdings auch wahrscheinlich und der Held Roland sicherlich eine mindestens zur Hälfte mythische Figur.

237. Schadewalde.

Samml. v. Schön No. 74.

An der Stelle, wo jetzt das Dorf Schadewalde steht, war sonst ein undurchdringlicher Urwald der schönsten Eichen und Buchen. Als die Herren von Markliſſa ihn ausrotteten, um die Gegend urbar zu machen, sagte einer: „Schade um den Wald", davon erhielt das auf dem Rodelande erbaute Dorf den Namen.

Anmerk. Andere Sagen von Schadewalde s. Thl. I. No. 52, 59.

238. Schlauroth.

Mündlich. Sammlung von Schön No. 32. msc. Akten der naturforschenden Gesellschaft No. 15. msc.

Die Römer waren bei ihren Eroberungszügen in Deutschland bis an die Landskrone vorgedrungen und lieferten hier dem Heere der Germanen eine blutige Schlacht, in welcher sie besiegt und in die Flucht geschlagen wurden. Um die tapferen Vertheidiger des Vaterlandes von ihrer Spur abzuleiten, bedienten sie sich der List, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln und entkamen so ihren Feinden. Hiervon erhielt dieses Thal, nahe bei der Landskrone, durch welches sie ritten, den Namen des Thals der schlauen Rotte, und das Dorf, welches späterhin dort entstand, nannte man Schlauroth.

Anmerk. Wahrscheinlich heißt das Dorf ursprünglich Slavjehrad = Slavenburg.

239. Der Schwieloch-See.

L. Mon. Schr. 1798 II. 38.

In der Herrschaft Lieberoſe liegt ein großer Landsee, der eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist. Das Volk aber erzählt, daß vor etwa zweihundert Jahren hier nichts als Tümpel und Sümpfe, Buschwerk und Eichen gewesen seien, dahinein man das Vieh aus der Umgegend, besonders aber die Schweine getrieben habe. Daher hieße der See Schweineloch, woraus mit der Zeit Schwieloch geworden sei.

240. Das Kreuz bei Schwosdorf.

Gräve S. 192.

Als im zweiten schlesischen Kriege im Jahre 1745 ein Regiment preußische Husaren durch die Gegend von Kamenz und Königsbrück zog, desertir-

ten drei Husaren dieses Regiments mit Sattel und Zeug. Einer derselben wurde wieder zurückgebracht, die andern beiden, deren Sättel und Taschen man im Busche fand, kamen mit Hülfe der Bauern glücklich davon. Der Unglückliche, ein blutjunger schmucker Bursch, wurde nach kurzem Standrecht bei Schwosdorf an einem schnell errichteten Galgen gehenkt. Mitleidige Bauern haben ihm an der Stelle seines Todes auf einer kleinen Erhöhung ein steinernes Kreuz errichtet, auf dem in rohen Umrissen ein Husarensäbel und die Jahreszahl 1745 eingehauen ist.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 272.

241. Christoph von Gersdorf zu See.

Mündlich. Schön's Handschrift. Knauth's Kirchengeschichte S. 910.

Außerhalb an der Morgenseite der Kirchmauer zu See bei Niesky ist das in Stein erhaben eingehauene Bild des Christoph von Gersdorf auf See und Baruth (gestorben am 29. März 1589), auf seinem Leichensteine zu sehen. Der edle Herr ist dargestellt, wie er im Harnisch, den Helm neben sich, die Hände auf der Brust zusammengefaltet auf den Knieen liegt. Beim Beginn der Kirchen-Reformation ist dieser Gersdorf anfangs ein großer Eiferer dagegen gewesen, hat Luther's Namen gar sehr beschimpft und geschändet und immerfort behauptet, „der Erzketzer müsse durchaus verbrannt werden und er selbst wolle das Holz dazu nach Wittenberg liefern." Da ist er denn eines Tages mit seinem Förster in den Wald gegangen und hat das Holz zu Dr. Luther's Scheiterhaufen anzeichnen lassen. Aber was geschieht? Wie der erste Baum angeschlagen wird, zieht plötzlich ein grausames Wetter herauf mit Donnern und Blitzen, und schlägt immer rechts und links über ihnen ein, so daß sie ganz und gar im Feuer stehen. Darüber erschrickt der Förster gar sehr und spricht zu dem Herrn: „Gestrenger Herr Ritter, haltet zu Gnaden, ich meine, der Weg ist wohl nicht gut, den wir heute gehen." Da ist es dem Christophen von Gersdorf durch's Herz gegangen und ist niedergefallen auf seine Kniee, hat den Helm neben sich gelegt und den lieben Gott wegen seines Gebarens demüthig um Vergebung und Gnade gebeten. Ward nachfolgends aus dem Saulus ein Paulus, verehrte den Luther sehr hoch und beförderte das heilsame Werk der Reformation so eifrig bei seinen Unterthanen, wie er ihm vorher entgegen war. Als aber sein seliges Ende herannahte, verordnete er, daß man ihn in der Stellung abkonterfeien sollte, in der ihm dazumal sein ganzer Sinn umgewendet und seine Seele erleuchtet worden war.

Anmerk. Ein Seitenstück zu dieser Bekehrung: Die Oberlausitz und besonders Görlitz ergriff das Evangelium mit fast beispiellosem Eifer. Macht und Freiheit, Bildung und Reichthum der Stadt, Studien der Görlitzer in Wittenberg, lästerliches Leben der Görlitzer Pfaffen, Tetzel's ärgerlicher Ablaßkram daselbst und manches Andere sind die Ur-

sachen. Indessen blieb der Rath der Stadt lange Zeit der katholischen Kirche getreu und versuchte 1523 eine Art Gegenreformation, indem er den Magister Zeidler aus Breslau, der sich daselbst als großer Eiferer wider Luther verhaßt gemacht hatte, nach Görlitz berief. M. Zeidler unternahm vor seinem Amtsantritt eine Reise nach Franken. Unterwegs kam er an einer Wiese vorüber, wo eine arme Bauernmagd Gras mähte und dazu deutsche evangelische Lieder sang. Dies ergriff ihn so gewaltig, daß er von Stund an ein eifriger Freund der evangelischen Lehre wurde und völlig bekehrt nach Görlitz zurückkam. „Ich erkannte daraus," sagte er selbst zum Rathe, „daß auch die armen Dienstmägde das Evangelium des Herrn empfangen, wüßte auch jetzt nicht mehr davon abzustehen. Ich kann jetzt Niemand mehr zu St. Nikolaus oder St. Katharina, sondern allein zu Christo weisen." — (Theod. Neumann, Gesch. der geistlichen Administratur des Bisthums Meißen in der O. L. N. L. Mag. Bd. 36. S. 268.)

242. Der Kirchberg bei See.

Sammlung von Schön No. 55. Msc.

Eine Viertelstunde westlich von See liegt ein kleiner Berg. Als im siebzehnten Jahrhunderte hier überall die Pest furchtbar wüthete, hielt dort im Freien der Pfarrer von See für die Sproitzer Gemeinde Gottesdienst und Abendmahl. Davon bekam er den Namen der Kirchberg. Die Sage, daß er früher ein feuerspeiender Berg gewesen, ist wohl eher von den Gelehrten und nicht vom Volke aufgebracht worden.

243a. Von Schweinen entdeckte Glocken zu See und Spree.

Sammlung von Schön No. 38. Msc.

Die große Glocke, die auf dem Kirchthurme zu See hängt, haben Schweine, welche in den großen Teich, den man den See nennt, zur Tränke getrieben wurden, darin ausgewühlt. Auch eine kleine Glocke, welche sonst im Schänkhause zu Spree aufgehängt war, haben Schweine auf dem dasigen Viehbige unter der Erde entdeckt und mit ihren Rüsseln an das Licht gebracht.

Anmerk. Von Seen, in denen Glocken versenkt sind, wissen unzählige Sagen zu berichten. Auch dergleichen Sauglocken giebt es viele. Z. B. in Blankensee (Kuhn, Märk. S. p. 105), bei Uckermünde (Temme, Pommersche S. p. 268), Görtzdorf (l. c. p. 240), in Altenburg ꝛc. (Nork, Sitten und Gebräuche p. 380) versucht einen Zusammenhang zu finden, indem er die Glocken gleich Odin's Hut von dem Nebel auf dem Wasser, ihre Töne von dem Sturmgeräusch gepeitschter Wellen versteht und damit die Benennung Sauzagel für Wirbelwind in Verbindung bringt. Die Sau aber ist überhaupt Finderin der im Dunkeln verborgenen Gegenstände; sonst ein der Finsterniß geweihtes und darum als Julschwein dem Lichtgott geopfertes Thier (vergl. auch 102 und 135).

244b. Die Marienfichte bei Spree.

Sammlung von Schön No. 38. Msc.

An der Grenze von Spree auf einem durch Gehege führenden Fußpfade steht eine alte heilige Fichte, genannt der Marienbaum. Daselbst

hat früher ein Marienbild gestanden und haben die Rothenburger, die auf diesem Wege zu den Gebeinen des heiligen Laurentius nach Ebersbach gewallfahrtet sind, allemal bei diesem Baume eine Rast gehalten und ihre Andacht verrichtet.

Anmerk. Vergl. Th. II. No. 103.

244. Seidenberg.

N. L. Mag. 1833 S. 35. Kloß, Nachrichten von Seidenberg S. 115. Leske S. 410. Preusker II. S. 175.

Auf dem Burgberge bei Seidenberg hat vor Alters eine Burg gestanden, die nach der böhmischen Seite zu von der Natur stark befestigt gewesen; denn noch jetzt sind die Ausgänge sehr steil und so eng, daß nur eine Person einzeln hinauf gehen kann. Oben sind zwei Hügel mit den übermoosten Resten der Burg und einer hohlklingenden Stelle, wo der Sage nach ein Schatz liegen soll. Derselbe wird von einem schwarzen Pudel mit feurigen Augen bewacht und Jakob Böhme, der dort geboren ist, soll ihn gesehen haben.

Anmerk. 1. In ganz frühen Zeiten mag es ein heidnischer Opferplatz gewesen sein, weshalb die Bewohner nach altem Herkommen ihn an Ostern und Pfingsten massenweise besuchen. Der alte Name Syden wird von ssud, Gericht, oder von siten, serb. klein, abgeleitet.

2. Vergl. über Seidenberg auch Th. I. No. 341.

245. Das Burgward Sizen.

Worbs, N. Archiv S. 347. N. L. Mag. 1824 S. 342.

In dem Dorfe Seitschen, ohnweit Göda, hat sich der Name des Burgward Sizen erhalten, welches in der Grenzurkunde von 1213 erwähnt wird. Nahe dabei liegt ein Ringwall, wo die Burg gestanden haben soll.

Anmerk. Der Name hängt vielleicht ebenso wie der Name Zittau (im Volksmunde „die Sitte") zusammen mit dem Namen der slav. Fruchtbarkeitsgöttin Siza, ein Wort, welches von demselben Stamme zu sein scheint, wie das Wort zito, Getreide, wozu vielleicht auch zu vergleichen ist das deutsche: „Zitze".

246. Der Spitzberg bei Sohland.

Frenzel, hist. nat. II. 703. msc.

Einst kam die Landskrone zum Rothsteine auf die Freit und buhlte mit ihm und ward schwanger. Und es gefiel ihr allzuwohl bei ihrem Liebsten und sie blieb fast über die Zeit. Als sie nun endlich nach Hause gehen will, kommt sie nur bis Pohlsdorf und kann nicht weiter, muß liegen bleiben und daselbst Wochen halten. Da hat sie unter vielen Schmerzen den Spitzberg geboren.

247. Das Kreuz bei Sproitz.

Akten der Naturf. Gesellschaft No. 86. Msc.

In der Nähe des Dorfes Sproitz ist ein Kreuz mit einem Zaune, der von den Bauern immer im Stande gehalten wird, obgleich Niemand die Verpflichtung dazu hat. Alte Leute erzählen, zur Zeit der böhmischen Herrschaft haben die Oberlausitzer in dieser Gegend einmal die Abgaben verweigert, da hat der König ein Heer gegen sie gesendet. Das hat die Rädelsführer gefangen genommen und ihnen bei Sproitz die Köpfe abgeschlagen. Zur Warnung für alle Meuterer wurde dann dieses Kreuz errichtet.

248. Sommerfeld.

Frenzel, nomenclator in script. II, 24. Lex. slav. III. 3265. msc. Mündlich.

Am Sorauer Thore zu Sommerfeld steht ein runder, von Backsteinen aufgeführter Thurm von alterthümlicher Bauart. Die Leute sagen, daß er vor undenklichen Zeiten von den Böhmen zum Schutze der von Görlitz über Sorau nach Guben führenden Handelsstraße erbaut worden sei. Bei den Wenden heißt die Stadt Semrin, was so viel als Todtenfeld bedeutet und auf eine Schlacht hinweisen soll, die hier einst geschlagen wurde, wovon aber weder die Geschichte, noch die Sage etwas weiß.

Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, zwischen den Dörfern Dolzig und Baudach, liegt eine Höhenfläche, die Klinge genannt, sonst nur zur Hutung benutzt, jetzt in Acker verwandelt. Dort stand einst ein Dorf, das diesen Namen führte. Man sagt, daß es im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sei.

249. Sonnenwalde.

Crüger, orig. Lus. p. 84. Wittechind, ann. l. I. fol. 655. Fabricius, orig. Sax. l. II. p. 151.

Der deutsche Kaiser Otto der Erste führte Krieg mit seinem Sohne Ludolph, und es konnte lange kein Friede und keine Versöhnung zu Stande kommen, weil der böse Herzog Heinrich von Sachsen sie immer zu hintertreiben wußte; da jagte einst Otto in einem dichten Walde mit dem Markgrafen Gero. Das hörte Ludolph, der sich nach der kindlichen Wiedervereinigung mit dem Vater sehnte und suchte ihn in der Wildniß, um allein mit ihm zu reden, auf, damit nicht der den Zwist nährende Oheim sich zwischen ihre Herzen stellen möchte. Er kam allein mit zerrissenen Kleidern, traurigem Antlitz, thränenden Augen, nackten Füßen, warf sich vor dem Vater nieder und bat flehentlich um Gnade. Da ward das Herz des Vaters weich und sie versöhnten sich mit einander. Dies geschah im Jahre 954 in unserer Lausitz, und der Ort ward zum ewigen Gedächtniß der Sühne Sunewald genannt, woraus späterhin, als man eine Stadt da erbaut hatte, Sonnenwalde geworden ist.

Anmerk. Der Ort heißt bei Wittekind: Sweldon.

250. Von dem Grafen zu Solms auf Sonnenwalde.

Geogr. Beschreibung der Niederlausitz 1748 S. 14 und 15.

Vom Grafen Philipp zu Solms auf Sonnenwalde bei Luckau geht die Sage, er habe einmal 40 Bären zu gleicher Zeit gefangen, die vielen Schaden angerichtet. — Als er 1548 zu Frankfurt a. M. zum Sterben kam und das heilige Mahl begehrte, da ist er trotz seiner Krankheit vom Bett aufgestanden, hat gesagt: „Ich hab' all' mein Lebtag mich nicht geweigert, zu reiten und zu fahren; nun, so will ich auch rüstig und tapfer aufstehen zu dieser meiner letzten Reise", hat das heilige Sacrament stehend als ein treuer Himmelsritter empfangen und ist bald darauf selig entschlafen.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts residirte zu Sonnenwalde Graf Otto zu Solms, das war ein gelehrter Herr, hatte viele seltsame Thiere und auch ein Mägdlein, das 3 Jahre lang nichts gegessen, sondern nur bisweilen von des Herrn Grafen Mutter mit Balsam und lieblichem Geruche erquickt worden.

251. Sorau.

Albinus p. 76. Magnus p. 1. Mich. Neander, orbis terrae I. 89. Ditmar VI. 157. Frenzel, nomencl. in script. II. 58 Lex. slav. IV. 4489. N. L. Mag. 1835 S. 178.

Die Stadt Sorau, welche Einige auf Lateinisch Sorabia nennen, soll von den Sorben ihren Namen herleiten und demnach Sorbenstadt heißen. Andere meinen, Sora heiße Zor, Zaro, Zara, soviel wie Morgenröthe, und der Name zeige ihre östliche Lage oder auch den Götzendienst an, den man hier vor Zeiten der Sonne erwiesen. Manche behaupten auch die Stadt führe den Namen von der „sauern Aue", darin sie liegt. Frenzel nennt sie Kranichstadt, von dem polnischen Wort Zoraw, der Kranich. Busch findet in ihr eine Zaren- oder Königsstadt, und glaubt, daß dort ein Wendenfürst seinen Sitz gehabt habe.

Die Chroniken erzählen, daß im Jahre 1207 Herr Ulrich von Dewin unter der Regierung Kaiser Otto des vierten die Kirche, das Schloß und die Stadtmauer zu bauen angefangen habe. Dieser erste Herr von Sorau ist ein Böhme gewesen und hat sich geschrieben von dem Schlosse Debin, welches im Jahre 738 von Wlasta, und zwar durch ihrer Mägde Hände erbaut worden. Der Vater von Magnus will die Jahrzahl der Erbauung von Sorau in einem Steine oben an dem Gewölbe der Marienkirche eingehauen gesehen haben. Nach eines Saganischen Augustinermönchs hinterlassener alter Schrift und der Volkssage soll die Stadt viel älter sein und anfänglich dort gestanden haben, wo jetzt das nahe Dorf Grabig liegt. Im Jahre 840 sei sie von Pokosai, einem frommen Christen aus einem polnischen Geschlechte, des Primislai Vetter, zugleich mit Sommerfeld erbauet worden. Gewiß ist, daß schon der über die Sorben gesetzte fränkische Herzog Thakulf

einen Ort Namens Zarowe besaß (856) und daß unter dem Jahre 1006 von Ditmar der „Gau Zara" erwähnt und berichtet wird, daß der Polenherzog Boleslav ihn eingenommen habe.

In des Bürgermeisters Büsser handschriftlicher Chronik von Sorau steht über die Entstehung der Stadt Folgendes: „Wenn, wie und von wem Sorau erbauet und einen andern Namen bekommen hat, habe ich nicht aus Schriften oder sonst gründlicher erfahren können, als wie mich etliche Leute berichtet haben, die es ohne Zweifel von ihren Eltern oder Großeltern gehört haben, so sei deroselben Fleck, darauf es gebauet und noch heutigen Tages stehet, eine lange, sauere, alte Aue gewesen, welche sich bis an das Vorwerk Alt-Sorau genennet, erstrecket, bei welchem Vorwerk und Wiese hieraus erstlich ein Flecken oder Markt erbauet und Sorau, nach Gelegenheit der sauren Auen, genennet wurden, und ist allda verfallen Eisen und gemachter Arbeit viel gefunden worden; hernachmals aber ist die Stadt besser hierein gebauet worden."

Anmerk. 1. Zara ist wahrscheinlich der ursprüngliche Name und Morgenröthe oder Gott der Morgenröthe die ursprüngliche Bedeutung. Dasselbe gilt von Zarow in Schlesien, Zarowe in Altenburg, Zara in Dalmatien und dem Fluß Zarówa in der Uckermark. Zara ist wie Juterbog ein spezieller Namen für Swantewit, den Lichtgott.

2. Als man anno 1564 in Sorau einen Wassergraben anlegte, fand man unter der Erde drei Steinwege, einen immer eine Elle tiefer als den andern, unter dem letzten aber eine eichene Brücke, die man nur mit sehr großer Mühe entzwei hauen konnte (Magnus S. 65).

252. Sorau und die alte Salzstraße.

Magnus S. 6.

Die alte Salzstraße von Sorau hat ihren Namen aus folgender Ursache. Als Anno 1379 Herr Johannes II. von Biberstein auf Sorau für den Kaiser gegen die widerspenstige Stadt Magdeburg zu Felde gezogen war, durch seine friedlichen Bemühungen aber die Fehde gütlich beigelegt hatte, mußte ihm die Stadt Magdeburg zum Danke dreierlei versprechen: 1) eine stattliche Summe Geldes zu geben; 2) ihm zu Ehren und ewigem Gedächtniß auf öffentlichem Markte einen rothen Hirsch aufzurichten; 3) alle Jahre ein Fuder Salz ihm und seinen Nachkommen mit sechs weißen Pferden, so noch jung wären, alljährlich nach Sorau aufs Schloß zu liefern; welches Alles sie auch richtig ihrem Versprechen nach gehalten, und mußte der Fuhrmann, der das Salz brachte, auf dem Schloßplatze die Peitsche bei dem Wagen niederlegen, den Kittel ausziehen und also Wagen und Pferde, Kittel und Peitsche da lassen und wiederum zu Fuße nach Hause laufen. Zum Trinkgelde erhielt er nichts als ein alt Dütchen. Dieses ist von 1379 bis 1512 alle Jahre richtig abgeführt, in dem benannten Jahre aber mit Gelde abgelöst worden, und ist nichts davon übrig, als daß die Straße nach Magdeburg bis auf den heutigen Tag die Salzstraße heißt.

Anmerk. Das Fuder Salz war kein gewöhnlicher Tribut, sondern eine symbolische Bürgschaft des fortwährenden Friedensvertrags. Das vor Verwesung schützende Salz

sollte die Festigkeit, Reinheit und Dauer eines Bündnisses anzeigen. Beim Hochzeitsmahle der Wenden (und zum Theil auch der Deutschen in der Oberlausitz) nehmen Braut und Bräutigam zuerst einen Bissen Brod mit Salz. Dann erst beginnt der Schmaus. Die Begleiterin der Braut, gewöhnlich eine alte Pathe, heißt „Salzmeste." So lange die Hochzeit dauert, müssen Brod und Salz auf dem Tische bleiben und wäre es eine ganze Woche lang. — Daß der Knecht auch nicht das Geringste wieder mit zurücknimmt, ist ein ächt mittelalterliches Symbol vollständiger ungetheilter und wahrhafter Hingabe. — Die weißen Pferde erinnern an die heidnischen Opfer. Der Hirsch ist wohl einfach das Biberstein'sche Wappenzeichen. Vielleicht aber auch ein Symbol der Dauer des Vertrags. Der Hirsch ist ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und des ewigen Lebens (Creuzer II. S. 189 — Norks Wörterbuch I. 118). — Doch ist mir kein Beispiel einer Verwendung des Hirsches als Rechtssymbol bekannt.

253. In Sorau ist der Tod verbrannt.

Magnus S. 68.

Im Jahre 1566 hatte ein Sorauer Bürger die Pest mit in die Stadt gebracht. Er zog in ein einsames Häuslein am Graben und starb daselbst, und Alle, die ihn pflegten, starben einer nach dem andern in demselben Häusel. Als sie Alle todt waren, steckte man Feuer an das Haus und verbrannte Alles zu Asche. Da sagten die Leute in der ganzen Gegend: „O wer wird nun sterben können, ist doch zu Sorau der Tod verbrannt."

Anmerk. 1. Ein neuer Beleg dafür, daß man, auch ohne gerade an die Pestgöttin Mara zu glauben, die Pest wie eine Person betrachtete.

2. Ein anderer, sehr merkwürdiger Aberglaube findet sich in derselben Sorauer Chronik von Magnus, S. 183: Ein Herr von Gablenz tödtete zu Sorau anno 1631 einen Herrn von Dyher, einen bösen Raufbold, der schon 14 Mordthaten auf seinem Gewissen gehabt hatte. Der von Gablenz aber nahm es sich sehr zu Herzen, daß er durch diesen einen Todschlag alle 14 Mordthaten des von Dyher auf sich geladen, ward darüber schwermüthig, ritt nach Sorau vor's Gericht und erschoß sich daselbst auf dem Pferde sitzend mit einem Pistol.

3. Da einmal vom Sorauer Aberglauben die Rede ist, so möge noch folgende Erzählung hier Platz finden, die theils eine Ergänzung zu der Sage vom verliebten Hengst in Sorau (s. I. 237), theils einen kulturgeschichtlich werthvollen Beitrag zur Kenntniß der theologischen Streitigkeiten zu Ende des 16. Jahrhunderts enthält: Eine vornehme Jungfrau zu Sorau war krank und mußte geschröpft werden. Man rief einen Badergesellen. Dieser setzte ihr die Schröpfköpfe. Aber kaum hatte sich der Badergeselle entfernt, so merkte die Jungfrau, daß er es ihr angethan hatte und daß sie nicht mehr von diesem Menschen lassen könne. Sie schnitt sich selbst in den Finger, um Gelegenheit zu haben, ihn wiederzusehen und ward vollständig liebeskrank. Groß war das Herzeleid der Aeltern. In dieser Noth wandten sie sich an den hochwürdigen Magister Streuber, welcher sich auch bereit finden ließ und der Jungfrau einen Trank braute, der wider solche heftige Liebesbrunst wirken sollte. Aber die Arzenei wirkte nur zu gut, denn die Jungfrau ward todtkrank davon und starb in wenig Tagen, so daß sie von aller Liebestollheit erlöst war.

Magnus (S. 73 ff.) berichtet über diesen M. Streuber so seltsame und gewiß zum Theil sagenhafte Dinge, daß ich nicht umhin kann, seine Erzählung hier wiederzugeben: M. Streuber hatte sich mit Dr. Mirander, Superintendenten zu Forsta und zuletzt in

Bischofswerda, über synkretistische Fragen also heftig verunreinigt, daß es zwischen ihnen zu groben Schimpfreden kam. Rivander sagte einmal zu ihm: Lieber Herr Doctor Peter, lasset es doch bleiben, mich werdet ihr nicht verführen, Christus und Belial haben nichts gemein. Da schwur Streuber Rache und trachtete seinem Widersacher nach dem Leben. Er miethete einen Studiosus und gab ihm Mordgeld, daß derselbige 1594 nach Bischofswerda ging, sich bei Rivander als Informator einschlich und denselben sammt seiner Gemahlin und dem jüngsten Söhnlein mit einer Karpfe vergab, daß alle drei sterben mußten. Der Mörder floh nach Prag, gerieth in Schwermuth, schrie einmal nach dem andern über Streuberum, daß er ihn zum Morde erkauft und beredet, ward endlich rasend und nahm ein Ende mit Schrecken.

Den weiteren Nachrichten des Chronisten zufolge ward M. Streuber anno 1573 zu Sorau Superintendent. Er war ein unruhiger Kopf und synkretistischer Theologe, verdrängte seinen Vorgänger M. Gerlach durch List und Lügen, machte sich durch die „Hof-Frauenzimmer" auf dem Schlosse beliebt, verführte seine Magd und verheirathete sie mit dem Glöckner („der merkte aber bald den Handel und jagte die H— zum Teufel"), stellte den Eheweibern und Jungfrauen nach, ward endlich seiner Stelle entsetzt und floh nach Böhmen, allwo er zu Brix katholischer Priester wurde, aber da er auch kein rechter Päpstler war und heimlich wieder evangelisch werden wollte, vergaben ihn die Pfaffen bei einem Bankett mit einem Trunk, davon er rasend wurde, an den Wänden kratzte und auf dem Misthaufen elendiglich umkam.

254. Wie Herr Ulrich von Biberstein auf Sorau die böhmischen Junker beschämt.

Magnus S. 15.

Ulrich V. von Biberstein auf Sorau und Friedland war ein reicher Herr, aber allezeit ohne allen Stolz und ging mehrentheils in einem schlechten grauen Wamms einher. Einstmals saß er auch so mit zu Prag an der Landtafel. Die böhmischen Herren aber waren alle sehr reich gekleidet, und sprach einer dieser Prahlhänse und Kleiderphantasten ganz laut, daß es der Bibersteiner hören sollte: „Es möchte doch keiner zur Tafel gelassen werden, er hätte denn eine marderne oder füchsene Schauben an; einem Herrn in schlechtem grauen Habit gezieme nicht, unter so vielen großen und vornehmen Herren zu sitzen!" Da gab Herr Ulrich zur Antwort: „Es wäre besser, daß Niemand zur Tafel gelassen würde, so nicht zum wenigsten 100 ungarische Dukaten im Beutel hätte, die er jetzt Gott Lob und zu Hause noch viel mehr im Vermögen hätte." Da konnten die vornehmen Hungerleider daran riechen.

255. Der wunderbar erhaltene Schüler.

Mündlich. Sammlung von Schön No. 10. Msc.

Zwei Brodschüler zu Sorau kamen eines Tages in ihren schwarzen, weiten Chorröcken vom Singen zurück und stiegen auf den hohen Thurm der Stadtkirche, um Dohlen auszunehmen, die da oben unter dem Dache häufig nisten. Um dahin zu gelangen, geht der eine auf einem Brette, welches der andere hält, zu einem Schallloche hinaus und findet in einem Neste fünf

junge Dohlen. „Hier sind fünf," ruft er seinem Genossen zu, „drei für mich und zwei für Dich; denn ich muß die meisten haben, weil ich sie ausnehme." „Nein," sagt der andere, „ich muß die meisten haben, weil ich das Brett halte; das ist schwerer wie das Ausnehmen." So streiten sich die Beiden immer fort, während der erstere eine Dohle nach der andern aus dem Neste nimmt und in die Tasche steckt. Als er im Begriffe ist, auch die letzte zu bergen, spricht der andere ganz erbost: „Nun wie ist's? giebst Du mir drei? sonst laß ich das Brett los und Du fällst herunter;" und indem wie der Draußenstehende mit Heftigkeit „Nein" sagt, läßt der da drinnen los und jener stürzt von dem hohen Thurme herab. Jetzt faßt Todesschrecken den unbesonnenen Knaben, er läuft athemlos die Treppe herab und erwartet nichts Geringeres, als seinen Freund zerschmettert auf dem Steinpflaster liegend zu finden. Der aber kommt ihm an der Kirchthüre lachenden Muths entgegen, reicht ihm zwei Dohlen hin und sagt: „Es bleibt dabei, Du kriegst nur zwei Dohlen." Der Wind hatte den weiten, steifen Chorrock aufgeblasen und ihn zu einem Fallschirme gemacht, mit dessen Hülfe er unbeschädigt unten angelangt war. Zum Andenken dieser wunderbaren Begebenheit war in der Kirchmauer ein steinernes Bildniß eingefügt, welches einen Knaben im Chorrocke darstellt.

Anmerk. Die Geschichte wird von mehreren anderen Kirchthürmen erzählt, z. B. von dem zu Gaithein bei Leipzig, an dem ein ähnliches Steinbild zu sehen ist. S. Widar Ziehnert S. Volkssagen II. 223. von der Marienkirche in Berlin (Kuhn M. S p. 118.). Ebenso von Breslau (Gödsche Schles. S. S. 27.) und Lübeck (Asmus Volkss. S. 245.).

2. Hierzu kommen aus dem I. Bande No. 119, 123, 127, 172, 225b, 220, 233, 234, 237, 292, 323, 324, 340, 348, 353, 363, 365.

256a. Starzedel.

Wolf, Geschichte von Sorau und Triebel S. 269.

Zu Starzedel bei Guben war vor Alters eine Kapelle der heiligen Margaretha. Diese Heilige war die Zuflucht aller Ehefrauen, Schwangeren, Gebährenden und Kindbetterinnen. Diese letzteren schickten oder brachten nach den Sechswochen die abgetrockneten Nabel ihrer Kinder dahin und legten sie ihr nebst einem Geschenke auf den Altar, überzeugt, daß ihre Kinder nun gedeihen würden. Darauf entstanden ganze Wallfahrten zur heiligen Margaretha vor Starzedel und in Folge dessen ein Jahrmarkt oder Messe. Noch zur protestantischen Zeit, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, konnte man solcher hinter dem Altare aufgehängten Nabel viele sehen, aber die Wallfahrten hatte schon Hans von Dalwitz auf Starzedel zur Zeit der Reformation abgeschafft.

256 b. Stenker.

Karl Starke, die Görlitzer Haide 1823.

Stenker heißt ursprünglich Steinkirch von seiner steinernen Kirche. In der Nähe heißt ein unbebauter Ort Kirchstadt. Dort war früher ein Dorf mit einer Kirche. Dieser Ort ist in einem Kriege gänzlich eingegangen. Doch baute man zum Andenken an diesen Untergang eine Kapelle mit einem Kruzifix und hölzernen Marien- und Johannisbildern, welche noch vorhanden ist. Der dorthin führende Weg heißt die Kapellenstraße. Dort liegt auch ein Berg, der den Namen Einsiedlerberg führt, weil früher daselbst ein Eremit gehaust hat. In einer benachbarten Dorfchronik steht folgende Nachricht vom Jahre 1521: „Einsiedel in den Görlitzer Haiden. Gott gebe, daß der neue Einsiedel fromm werde."

257. Strahwalde.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 264.

Dieses Dorf ist einmal in einer Pest gänzlich ausgestorben, noch zeigt man den aus jener Zeit herrührenden Pestkirchhof. Im benachbarten Cunnersdorf wüthete die Pest eben so schrecklich, aber ein Mann blieb doch übrig. Der hat hernach sich ein Weib herzugeholt und die Gegend wieder bevölkert. Auch hat an der Ober-Cunnersdorfer Grenze früher ein ganzes Dorf gestanden, und hat Rothdörfel geheißen. Das ist einmal mit Mann und Maus versunken in dem Teiche, der jetzt ausgetrocknet ist. Nur die Mühle ist übrig geblieben und hat noch lange gestanden und den Namen die Dörfelmühle geführt.

Anmerk. Strahwalde ist möglicher Weise korrumpirt aus Ostrawalde; so soll (nach Liebusch) der Strahhof in Kamenz ursprünglich Osterhof geheißen haben, wie es denn in Dresden ein Vorwerk Namens Ostra und in vielen Städten Strohhöfe giebt, bei denen die Ableitung des Namens von Stroh auf Schwierigkeiten stößt.

258. Tauchritz.

Frenzel, nomenclator in script. II. 60.

Das Dorf Tauchritz bei Görlitz (wend. Tuchorz) hieß vordem Tauber. Johann von Gersdorf der es 1097 besaß, änderte seinen Namen. Wider seinen Willen und Geheiß hatte sich nämlich sein junger Sohn Nikolaus in der vorbeifließenden Pulsnitz gebadet, war darin untergetaucht und ertrunken. Zur Erinnerung an dies traurige Ereigniß nannte er es so, wie es noch heißt.

259. Der Wunzen-Teich bei Groß-Teuplitz.

Schneider, Zilmsdorfer Begräbnißplätze, Anhang, Heft 1.

In der Grafschaft Pförten um Groß-Teuplitz herum war sonst nur undurchdringliche Wildniß und mitten in derselben ein tiefer Teich. Der

Wald ist verschwunden, aber der Teich ist noch vorhanden; denn die Menschen können wohl die Bäume fällen, aber das Wasser können sie nicht so leicht ausschöpfen. Dorthin flüchtete sich um das Jahr 524 nach Auflösung des thüringischen Reichs unter Hermannfried ein edler Thüringer, Bodo von Wunzen, mit mehreren Heidenpriestern und treuen Dienern und erbauete am westlichen Ende des Teiches eine feste Burg. Noch schaut man die Wälle derselben, bewachsen mit hundertjährigen Eichen. Dort hauste der alte Ritter in trauriger Oede und Einsamkeit. Adalbert, sein einziger Sohn, war im harten Kampfe von einem mit den feindlichen Franken verbundenen Sachsen überwunden, gefangen genommen und weggeführt, und so aus einem thüringischen Edlen ein sächsischer Dienstmann geworden.

Doch gereichte dieses Dienstverhältniß ihm zu einer andern Freiheit, denn er lernte die heilsame Lehre des Evangeliums kennen, die damals unter dem heidnischen Volke noch ein Geheimniß einzelner Familien war. Die holde Emma von Särichen lehrte sie ihn, und es war zweifelhaft, ob die Liebe der Religion, oder die Religion der Liebe mehr Vorschub leistete. Von einer Ehe zwischen einem Dienstmanne und einem Edelfräulein konnte aber in jenen Zeiten nicht die Rede sein. Daher entflohen die Liebenden und richteten ihren Weg auf Vater Bodo's Burg zu, dessen Aufenthalt sie erforscht hatten. Bodo hatte aber seinerseits den Abfall seines Sohnes von der alten heidnischen Religion erkundet. Und als er Adalbert und Emma auf einem Nachen über den See auf seine Burg zufahren sah, so verfluchte er den Abtrünnigen, und die Priester, die bei ihm waren, eilten an den See und bewirkten durch ihre Zauberbeschwörungen, daß ein schreckliches Unwetter losbrach. Der Himmel verfinsterte sich, der Sturm heulte und die Wellen gingen so hoch, daß der kleine Kahn umschlug und die Liebenden in den Wellen versanken. Beide hielten sich zärtlich umfaßt, als sie der Sturm in das Wasser stürzte. So sieht man sie noch jetzt oft mitten im Teiche erscheinen zur Mittagszeit zwischen Ostern und Pfingsten. Doch bleiben sie nicht lange über dem Wasser, sondern versinken bald wieder in die Tiefe. Dann erscheinen an derselben Stelle zwei weiße Lilien, die bis zum nächsten Mittage blühen. Manche wollen vor dem Aufblühen der Lilien auch nur die Erscheinung eines weißgekleideten Kindes gesehen haben. Jede dieser Erscheinungen ist aber ein Anzeichen, daß Jemand in dem Teiche bald ertrinken wird.

Emma's Mutter, Barbara, soll Särichen bei Spremberg, und Zielmann, der Diener Bodo's, welcher ihm Adalbert's Abfall verrieth, Zilmsdorf bei Muskau erbaut haben. Bodo aber starb zugleich mit seinen Kindern, denn bei dem durch die Priester des Zorngottes Pustrich erregten Unwetter zündete ein Blitz seine Burg an und erschlug ihn. Der Teich aber, an welchem die Burg stand, heißt noch heute von ihm der Wunzenteich.

260. Das schwarze Kind auf dem Wunzenteiche bei Groß-Teuplitz.

Akten der Naturf. Gesellschaft II. No. 4. Msc.

Es kamen einmal zwei Wagen voll Taufgäste, die ein Kind nach Groß-Teuplitz zur Taufe führten, am Teiche vorbei. Da sahen die Leute plötzlich ein Kind von schwarzer Gesichtsfarbe auf dem Teiche sitzen, welches eine Jupe nach Sorauer Tracht, eine dergl. Haube, Strümpfe und Schuhe anhatte. Um den Leib herum hatte es ein Grastuch, und darin vorn ein Säckchen gebunden, wie es in dasiger Gegend die Leute machen, wenn sie verreisen, um sich das Brod so einzubinden. Die Leute sahen sich die Erscheinung lange an. Als sie dieselbe aber anrufen, verschwindet Alles unter dem Wasser. Viele Leute haben menschliche Gestalten auf dem Wasser sitzen gesehen. Wenn einmal ein Mensch im Teiche ertrank, so blieb die Erscheinung lange Zeit aus. Dann zeigte sie sich aber wieder desto öfter, bis der Teich ein neues Opfer erfordert hatte.

261. Das steinerne Kreuz und das Lauerbüschel bei Troitschendorf.

Mündlich.

Ein Bauer in Troitschendorf hatte ein hübsches Weib und ein Bauer in Stangenhain einen verwegenen Sohn. Der sah die Troitschendorfer Bauersfrau und verführte sie zum Ehebruche. In einem nahe gelegenen Busche gaben sie sich ein Stelldichein; aber der eifersüchtige Ehemann hatte Lunte gerochen, ging seiner treulosen Ehehälfte nach und lauerte hinter den Bäumen, als der Stangenhainer lustig des Wegs kam. Da sprang er vor und versetzte ihm einen schweren Schlag, daß der Bursche gleich zur Erde fiel und todt war. An der Stelle dieser Mordthat errichtete man später ein steinernes Kreuz und der Busch heißt seitdem das Lauerbüschel.

262. Tschocha.

Sing. Lus. XIX. 518.

Das Schloß Tschocha oder Tzschocha ist um das Jahr Christi 955 von einem Herrn von Nostiz erbaut, der aus dem Schweizerlande hierher gekommen.

Anmerk. Der Name Tschocha stammt entweder von Czech, Czoch der Böhme, her, denn es liegt an der böhm. Grenze, oder von dem böhm. Worte Zakow, Versteck, was der örtlichen Lage allerdings entspricht. Dieses höchst romantisch am steilen Ufer des Queiß gelegene alte und feste Schloß spielt eine große Rolle in den Fehden der Oberlausitz und widerstand mehrmals den Hussiten.

263. Die Todtenlinde bei Uhyst am Tancher.

Sammlung von Schön No. 50. Msc.

Vor dem Schlosse zu Uhyst stand sonst eine sehr große alte Linde, welche man die Mord- oder Todtenlinde hieß und die noch in dem Andenken

des Volkes weiter lebt. Unter derſelben hatten ſich einſt zwei Bewerber um die Liebe der ſchönen Tochter des Gutsherrn im gegenſeitigen Zweikampfe tödtlich verwundet. Die traurige Geſchichte iſt in einem Volksliede beſungen, welches in den wendiſchen Liedern von Haupt und Schmaler Th. 1. No. 8. S. 37 mitgetheilt iſt:

Dort oberhalb Uhyſt am Taucher dort
Steht eine Linde grün,
Und unter der Linde da ſitzt die Maid,
So lieblich weiß und roth.

Es kamen die Ritter geritten zu ihr,
Reiter und Edelleut',
Sie kamen geritten, geritten zu ihr,
Bis ſich entſpann der Streit.

Gerathen ſind dort in harten Streit
Zwei junge Edlinge,
Gehauen, geſtochen haben ſich dort
Zwei junge Edlinge.

Den einen den hieben ſie über die Wang',
Wohl über die Wange roth;
Den andern den hieben ſie über das Haar,
Wohl über das lockige Haar.

Und alles das iſt um Dich geſcheh'n,
Du liebliches Mägdelein.
Wie konnte das Alles um mich geſcheh'n,
Da ich dabei nicht war?

Und warſt du dabei oder nicht dabei,
Den Rath den gabſt du doch,
Am Tiſch dort ſitzend im Schänkenhaus,
Am hellen Fenſterlein.

Das Mägdlein hatte der Schürzen zwei,
Von Serge beide weiß,
Zu Pflaſtern zerſchnitt ſie die eine dort,
Die andere zu Binden lang.

Den Liebſten, den wollte ſie ſalben gut,
Den allerſchönſten Schatz.
Mein Mägdlein, ſalb' oder ſalb' mich nicht,
Wir werden unſer nicht.

Gedenken, gedenken wirst Du an mich,
Wenn sie mich schmücken bald,
Mich schmücken, ja schmücken mit weißem Kleid
Und mit dem Rauten-Kranz.

Anmerk. Vgl. über Uhyst Th. I. No. 312.

264. Unwürde, Wuher.

Wendische Lieder I. 40.

Die Herren von Unwürde waren ein altes adeliges Geschlecht, aber in der Vorzeit übel berüchtigt. Davon singen noch heutigen Tages die Wenden in der Oberlausitz ein beliebtes Lied.

In dem Land' Unwürde
Ist gar große Fehde,
Konnte dort nicht bleiben
Keine reine Fräule,

Keine reine Fräule,
Keines Bauern Tochter
Konnte dort nicht wohnen,
Keine blühende Jungfrau,

Als die einzige eine,
Als des Schänken Tochter,
Dort in Niedergurig,
Namens Katharinchen.

Als dies hat erfahren
Der Herr von Unwürde,
Ließ er gleich sich fahren
Auf den Markt zu Görlitz;

Hat sich lassen kaufen
Eine Rolle Leinwand,
Hundert Ellen Sammet
Und auch weiße Seide;

Hat sich lassen nähen
Eine Frauenkleidung,
Hat sich lassen kleiden
In die Frauenkleidung;

Hat sich lassen fahren
Als ein ehrbar Fräulein

Hin nach Niedergurig,
Auf den Hof des Schänken.

„Grüß dich Gott, mein Schänke!
„Wolltest du herbergen
„Nur ein einz'ges Nächtchen
„Mich und meine Pferde?"

„„Will dich wohl herbergen,
„„Doch ich hab' kein Bette,
„„Hab' für dich kein Bette,
„„Stall nicht für die Pferde." "

„Laß doch, laß das Bette!
„Laß doch, laß die Pferde!
„Mögen steh'n die Pferde
„Mitten auf dem Hofe."

„Aber ich will liegen
„In der dunkeln Kammer,
„In der dunkeln Kammer,
„Auf dem harten Bänkchen."

„Nur verbirg mich sicher,
„Dem Herrn von Unwürde,
„Dem Herrn von Unwürde,
„Diesem bösen Teufel."

„„Sollt' ich dich herbergen
„„Heute Nacht im Hause,
„„Sollt' ich dich verbergen,
„„Müßt ich dich verschließen.

„„Hinter die neun Schlösser,
„„In das zehnte Stübchen,
„„Dort zu Katharinchen,
„„Meiner schönen Tochter." "

Als dort war gekommen
Mitternachts um zwölfe,
Mitternachts um zwölfe,
Fing sie an zu schreien:

„Sei es Gott geklaget
„Ueber meinen Vater,
„Ueber meinen Vater
„Und den von Unwürde.

„Und den von Unwürde,
„Diesen bösen Teufel,
„Der mir stahl die Unschuld
„Und mein grünes Kränzchen."

„„Warum weinst du, Mädchen?
„„Hast ja hier drei Schlösser,
„„Schlösser wohlgemauert,
„„Und gar große Güter.""

„Laß doch, laß die Schlösser,
„Schlösser wohlgemauert,
„Laß doch, laß die Güter,
„Deine großen Güter.

„Kauf um Gold mir Schlösser,
„Kauf um Silber Güter,
„Aber Unschuld kauf ich
„Nicht um Gold und Silber.

„Kam ich sonst gefahren,
„Riefen alle Leute:
„Seht, hier kommt die Jungfrau,
„Des Schänkwirthes Tochter.

„Komm ich jetzt gefahren,
„Werden alle rufen:
„Seht! hier kommt die Buhle
„Des Herrn von Unwürde."

265. Der Mägdemarkt zu Vetschau.

Sielitz, Wochenblatt für die Lausitz 1811 S. 433.

Zu Vetschau, einem kleinen Städtchen bei Calau, ist in alten Zeiten ein berühmter Jahrmarkt gewesen. Da sind alljährlich zur Zeit der Ernte die jungen Burschen und Mägde zusammengekommen und haben unter dem Vortritt des jedesmaligen Försters einen feierlichen Tanz abgehalten. Einstmals sollen 1500 Mägde zugegen gewesen sein. Absonderlich sind diejenigen dahin gegangen, die sich haben vermiethen wollen und deshalb sind die Bauern aus der ganzen Umgegend hingekommen und haben sich Knechte und Mägde gemiethet.

266. Der letzte Heller zu Volkersdorf.

Sammlung von Schön Mss. Mündlich.

Bei Volkersdorf ist ein Wirthshaus, das heißt „der letzte Heller". Weshalb es so heißt, das wissen die Leute wohl, aber sie sind darüber nicht

ganz einig. Die Einen sagen: Als das Haus fertig und schon die Schänkstube eingerichtet war, spintisirte der Wirth mit einigen Freunden hin und her und sie konnten nicht einig werden, wie sie es nennen wollten. Da trat ein Wanderbursch herein, warf sein Ränzel ermüdet unter den Tisch und sagte: „Herr Wirth, ein Glas Bier! Hier muß ich trinken und sollt' es mich meinen letzten Heller kosten". „Nun, da haben wir's ja", riefen die Namenwähler, „keinen bessern Namen für ein Wirthshaus, als diesen. Es soll der letzte Heller heißen. Und der Wirth schenkte dem durstigen Wanderburschen, der ihnen aus der Noth geholfen, das Glas Bier vor Freuden umsonst und noch eins dazu.

Nicht gerade so lustig ist die andere Sage, aber auch nicht gerade traurig. Der Herr von Volkersdorf, der sich vorgesetzt hatte, dahin ein Wirthshaus zu bauen, hatte Streit mit seinem Gutsnachbar von Schwerta wegen der Schankgerechtigkeit; denn der wollt' es nicht leiden, daß eine Schänkstätte ihm so vor die Nase hingesetzt wurde. „Aber ich muß doch meinen Willen haben", sagte der Volkersdorfer, „und sollt' es mich meinen letzten Heller kosten". So prozessirten sie denn und er gewann glücklich den Prozeß und ließ zu Spott und Hohn des Schwertaer Herrn mit großen Buchstaben über des Hauses Thüre auf ein Schild schreiben: „Zum letzten Heller."

267. Das steinerne Kreuz in Waldau.

Mündlich.

Im Waldauer Schloßgarten steht ein plump gemeißeltes steinernes Kreuz zum Andenken daran, daß auf dieser Stelle einst der Junker von Gersdorf seinen Freund und Nachbar, den Junker von Waldau, mit dem er, wegen der Gersdorf-Waldauer Grenze in Streit gerathen war, im Jähzorn erstochen hat. Der Mörder floh und ist in einer Türkenschlacht geblieben.

268. Schiheer und der Hirsch bei Waldau.

Nach Schön's handschriftlicher Mittheilung.

An der Straße zwischen Görlitz und Waldau sind zwei sehr alte Wirthshäuser. Das erstere, eine halbe Stunde von Schützenhain, heißt „Schiheer", das andere, eine halbe Stunde weiter, heißt „der Hirsch". Schiheer hat früher zu Günthersdorf (einer böhmischen Enclave mitten im sächsischen Gebiete) gehört. Dort residirte ein Graf Schlick, der hatte einen treuen Knecht, der ihm einmal das Leben gerettet hatte, als er auf der Jagd einen Hirsch verfolgte und dabei mit seinem Pferde in einen Sumpf gerieth. Der dankbare Graf schenkte dem Knechte den todten Hirsch und sagte: „Schneide dir Riemen aus der Hirschhaut. So viel Land du damit abmessen kannst, soll dein sein." Das that der Knecht, bauete mitten in das gewonnene Land

ein großes Haus und wurde ein reicher Bauer. Als der Graf einmal wieder in die Gegend kam und seinen vormaligen Diener besuchte, da sprach derselbe dankbar und ehrerbietig: „Sieh Herr, das ist dein Werk. Aus diesem „sieh Herr" soll Schiheer entstanden sein. Später bauete er noch ein Haus und nannte es nach dem Hirsch, der sein Glück gegründet hatte.

Andere erzählen von einem treuen Diener, Namens Hirsch, dem ein Herr von Warnsdorf auf Waldau, um ihn von sich zu entfernen (?), diese äußerste Grenze seines Gutes angewiesen habe, daß er sich dort anbauen könne.

Anmerk. Vgl. auch die Teufelssage von Waldau Th. I. 110.

269. Warnsdorf.

Palme, Chronik von Warnsdorf 1851.

Dieses an der böhmischen Grenze gelegene Dorf hat seinen Namen von einem alten Einsiedler, Namens Werner, der dort herum in den Bergen hauste und nur manchmal hinabstieg und unter die Menschen sich mischte, um sie zu warnen, wenn ein großes Unglück herannahete, das er allemal voraus wußte. Später siedelten sich aber auch andere Leute dort an und nannten das Dorf Warnsdorf.

270. Weissag bei Forste.

Schmidt, Chronik von Calau S. 50. Dest. lit. I. IV. P. IX. S. 1129.

Zur Heidenzeit war in der Gegend von Forste ein heiliger Hain, und, wo jetzt Weissag liegt, ein Götzentempel, in welchem die heidnischen Priester zu weissagen pflegten. Dies geschah mit Hülfe eines weißen Pferdes, welches man über Stangen schreiten ließ und wenn es keine derselben mit den Füßen berührte, so bedeutete dies Glück. Andere sagen, der daselbst befindliche Brunnen habe weissagende Kraft, die man noch heute erproben könne.

Anmerk. Diese Sage hat sich von selbst gemacht zur Erklärung des Namens, der ursprünglich Hussoke, Hohendorf, heißt. Daraus ist Weissok und Weissagk geworden. Mit dem heiligen Haine aber hat es wohl seine Richtigkeit, ob mit dem heiligen Pferde, muß dahin gestellt bleiben. Die Sage stimmt überein mit dem Bericht des Saxo Grammaticus p. 321. über die Rügischen Slaven und des Ditmar von Merseburg (Wagner 151.) über die Luitizer. Jener nennt ein weißes, dieser ein schwarzes, dem Swantewit geweihtes Orakel-Pferd. Tacitus (Germ. 9. 10.) spricht auch von einem weißen Pferde. Aber das Orakel der Deutschen wurde nicht aus den Stäben, sondern nur aus dem Gewieher entnommen.

271. Der große Wind in Weißenberg.

O. u. N. Lauf. Chronik S. 63.

Da hat sich einmal in Weißenberg ein großer Wind erhoben, der ist so heftig gewesen und hat so sehr geblasen, daß die Weißenberger denken,

das ganze Nest wird vom Berge runter geblasen werden in die Lubata. Und da laufen sie alle zum Bürgermeister und der soll Rath schaffen. Was sagte aber der Bürgermeister? Der Bürgermeister sagte, sie sollten sich alle vor die Stadt stellen auf die Seite, wo der Wind herkommt, und blasen. Und bliese der Wind von dorther, so müßten sie von hier dagegen blasen und tapfer blasen, so würde der Wind ihnen nichts thun können; also ziehen sie alle raus, Männer, Weiber und Kinder und blasen gegen den Wind aus Leibeskräften, und wenn der Wind daher bläst, blasen sie von dort her, und je mehr der bläst, desto mehr blasen sie wieder. Der Herr Pastor aber war alt und krank, der wollte nicht mitblasen. Also endlich hörte der Wind auf und die Noth war alle. Es war aber doch sehr hart hergegangen und sie sahen alle kirschbraun im Gesichte aus. Und der Wind hatte Niemandem Schaden gethan, als nur dem Herrn Pastor, dem waren ein paar Schoben vom Dache abgerissen. Da wurden alle Gesichter klüger und Alle wiesen mit Fingern auf die Pfarre und sprachen Alle: Seht ihr's? wer nicht hören will, muß fühlen. Aber die Noth war damit doch noch nicht alle, denn die Ehemänner hatten des guten Beispiels wegen alle so geblasen, und sich angestrengt, daß sie ihren Pflichten nicht Genüge leisten konnten. Und so liefen alle Weiber zum Bürgermeister und klagten es ihm und schalten ihn, und war ein großer Jammer in der ganzen Stadt. Der Bürgermeister aber war ein kluger Mann und sagte, jetzt könne es nichts mehr helfen; aber weil sie doch oben auf dem Berge lägen und so ein Wind leicht wieder kommen könnte, so sollte in jedem Hause ein Blasebalg gehalten werden, daß sich ein andermal die Männer nicht mehr so anstrengen dürften. Und also geschah es und so ist es noch bis auf den heutigen Tag in Weißenberg: wie anderwärts ein Feuereimer, ist dort in jedem Hause ein Blasebalg.

272. Die Weißenberger Butterschnitte.

D. u. N. Lauf. Chronik S. 46.

Es wollte aber der Churfürst nach Polen fahren und die Straße ging unten bei Weißenberg vorbei. Und sie standen alle unten und warteten und der Bürgermeister hatte eine große Bittschrift in der Tasche, die er dem Churfürsten überreichen wollte. Und sie mußten sehr lange warten und setzten sich hin am Wege und zogen große Butterschnitten aus der Tasche und aßen; aber der Bürgermeister aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren und er war schon vorbei; da merkten sie erst, daß es der Churfürst war. Und sie liefen alle hinterdrein und der Bürgermeister war voran. Und er zerrte an seiner Tasche und riß, um die Bittschrift herauszuziehen; aber er erwischte nur die Butterschnitte, die war in Papier eingewickelt, und warf sie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten sie einen großen Brief aus Warschau und mußten schweres Postgeld

dafür bezahlen. Und in dem Briefe war die Butterschnitte; die kriegten sie wieder und eine dicke Nase. Und davon schreibt sich's, daß man sagt: „Er hat eine Butterschnitte bekommen".

Anmerk. Weißenberg ist das Schilda, die Weißenberger sind die Schildbürger der Lausitz. So heißt es, die Weißenberger hätten immer nicht gewußt, wen sie zu ihrem Bürgermeister machen sollten. Da hätte ein kluger Kopf den Vorschlag gemacht, man solle ein großes ungehobeltes Brett auf die Rathshaustreppe legen, auf diesem sollten sie alle herunterrutschen, aber keine Lederhosen dabei anhaben, und wer bei dieser Rutschpartie den größten Schiefer in den Hintern bekäme, der solle Bürgermeister sein. So sei es beschlossen einmal und so werde es noch heute treulich gehalten. (Mündlich aus W.)

2. Sagen von Weißenberg und dem benachbarten Stromberge, siehe Th. I. No. 33, 34, 252, 253, 254, 255.

273. Wittchendorf.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 347.

In Wittchendorf bei Zittau war in alten Zeiten ein Mönchskloster mit einem wunderthätigen Marienbilde. Dahin sind die Leute in großen Schaaren gewallfahrtet. Manche von diesen haben sich hier angesiedelt und das Dorf gegründet. Beim sogenannten Vorwerke fand man vor einigen Jahren die Grundmauern der alten Kapelle.

274. Wittichenau (Kulow).

Frenzel, nomenclator in script. II 62. Lex. slav. II. 1558. msc. Schneider, scrutinium P. IV. Ticinus, hist. Rosenth. c. 7. p. 267.

Die Stadt Wittichenau ist sehr alt; ihr Ursprung reicht bis zu Karl dem Großen hinauf. Denn sie ward erbaut und umwallet durch den Sachsenherzog Wittechind schon vor dem Jahre 785. Uralte Eichen in der Umgegend scheinen dieses hohe Alter zu bestätigen.

Andere geben ihr einen spätern Ursprung und schreiben ihre Erbauung dem Bischof Vitigo von Meißen zu.

Anmerk. 1. Von Wittechind wurden angeblich noch mehrere Städte erbaut; denn er kam im Jahre 806 mit Karl, des großen Karl ältestem Sohne, in die Elbgegenden zur Bekämpfung der Sorbenwenden, überwand ihren Herzog Milobuch und zwang sie zum christlichen Glauben. Zur Bewahrung dieser Eroberungen sind die Schlösser Wettin und Wittenberg gegründet und nach seinem Namen genannt worden.

2. Andere Wittichenauer Sagen s. Th. I. No. 201, 235, 311.

275. Zittau's Ursprung.

Carpzov's Ehrentempel I. 77, 205. Desselben Analecta Fastorum Zittav. I. c. 2. 1716. fol. Laurent. Peccenstein Poligraphia p. 136. Hergang's Zittavia 18 No. 4. Liebusch, Skythika S. 96. Lauf. Mag. 1834, 583; 1835, 37.

Viele halten das heutige Zittau für das alte Susudata des Ptolomäus, dessen Name noch in dem benachbarten Sudetengebirge erhalten ist. Dann wäre Zittau eine der ältesten Städte Ostdeutschlands. Andere meinen,

daß es seinen Namen von den später eingewanderten Slaven erhalten habe, und zwar von dem Worte zito, Getreide, weil die von der Lausitz nach Böhmen führende Straße dem Getreidehandel gedient habe. Drei Herbergen in der Nähe der Burgmühle waren der Anfang der Stadt und bildeten den Sitz dieses Getreidehandels. Noch heute heißt dieser Theil der Stadt „die alte Sitte" (Zitavia, Syttavia, Sittawia). Frühere Schriftsteller berichten endlich, daß Zittau seinen Namen von einer Fürstin habe. Einige nennen Zedena oder Sidonia, die Gemahlin Markgraf Manfred's von Ringelheim, welche im Jahre 1002 dort ein Benediktinerkloster gestiftet habe und in Zittau in der Pfarrkirche begraben sei. Andere berichten von einer zweiten Gemahlin des Herzogs Sobieslaus von Böhmen, Namens Zittavia oder Cittavia. Diese habe im Jahre 1130 die Stadt gegründet, um ein darauf bezügliches Gelübde zu erfüllen, welches sie für den Fall geleistet hatte, daß ihr Gemahl den Herzog Otto von Mähren und Sachsen besiegte. Boleslav gewann den Sieg, und seine Gemahlin erbaute die Stadt und nannte sie nach ihrem Namen. Erst im dreizehnten Jahrhunderte wurde Zittau zur Stadt erhoben. Der König Ottokar II. von Böhmen erkannte die gute Lage des Ortes, und indem er mit seinem ganzen Gefolge zu Pferde um den Markt und die Umgebungen desselben ritt, bestimmte er feierlichst die Grenze. Dann ließ er das abgesteckte Gebiet mit einer Pflugschaar umziehen und verordnete den Bau der ersten Stadtmauern.

Anmerk 1. Die Geschichte von einer Fürstin Zittavia gehört ohne Zweifel in's Bereich der Fabel. Aber wie immer eine wenn auch geringe Spur der Wahrheit, so mag diesem Gerüchte wohl eine Reminiscenz an den Kultus einer weiblichen Gottheit zu Grunde liegen. Auch ist es mindestens interessant, daß Zittau von jeher wegen seiner Frauen und Mädchen berühmt war, weshalb Peschek eine vorzügliche Veranlassung hatte, seine Geschichte des Frauenlebens in Zittau zu schreiben. — Auch unsere Sagen von Zittau sind ein Belag zu dieser Wahrnehmung.

2. Wahrscheinlich ist Zittau von zito, Getreide oder von Zita, Ziza, einer slavischen Göttin der Fruchtbarkeit abzuleiten. Vergl. auch Th. I. No. 2.

276. Von den Steinringen zu Zittau.

Moraweck, Nachrichten über Denksteine. Sachsenzeitung 1831 No. 109. N. Lauf. Mag. 1832 No. 28. Peschek, Gesch. von Zittau I. S. 706.

Die alte Sechsstadt Zittau war ehedem wegen der Schönheit ihrer Jungfrauen hochberühmt, wie schon ein alter Vers besagt, der also lautet:

Kommst Du von Bautzen ungefangen
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Zittau ungefreit
So magst du wohl sagen von guter Zeit.

Allein mehrere dieser Zittauer Schönheiten nahmen ein trauriges Ende.

Zwei Brüder freiten einst um eine Zittauer Jungfrau und kämpften um sie mit dem Schwerte auf offener Straße in der Nähe der Frauenkirche. Da hat ein Bruder den andern erschlagen. Zwei Ringe im Steinpflaster, etwa 150 Schritt vom Frauenkirchhofe entfernt, bezeichnen den Kampfplatz. Das Kreuz, das am Kirchhofthore liegt, ist das Denkmal des Gefallenen, das Frauenbild von Stein aber auswendig an der Kirchhofsmauer stellt die Jungfrau vor, die Veranlassung zu diesem Streite gegeben. Die Einen sagen, sie wäre so dargestellt, wie sie selber dem Kampfe zugesehen. Andere behaupten, sie sei dort lebendig eingemauert worden; aus welcher Ursache, ist ungewiß.

277. Messer, Schwert und Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche in Zittau.

Büsching IV. 167. Segnitz I. 216. Morawek, Nachrichten S. 8. Gräffe, S. 516.

Beim Baue der heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Meister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben also zu gleicher Zeit angefangen und sich tapfer dazu gehalten. Darnach aber ist der Lehrling mit seinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meister fertig geworden, hat also die Wette vor dem letzteren gewonnen, was diesen dermaßen geärgert hat, daß er den Lehrling, ehe dieser es sich versehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür ist dem Maurermeister der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Seit dieser Zeit nun sind an jener Stelle, wo die That geschehen, sowohl Messer und Schwert als ein Todtenkreuz zu sehen bis auf den heutigen Tag. Auch zeigt man noch die beiden „Wettepfeiler".

Anmerk. Die Lausitz ist überaus reich an solchen steinernen Mord- oder Todtenkreuzen. An viele knüpfen sich Sagen. Dr. Böttger (Mittheilungen des kgl. sächs. Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. Heft 10. S. 31 flg.) bemerkt mit Recht, daß die Lausitz sich dadurch vor den Nachbarländern auszeichne, was nicht von größerer Immoralität, sondern von nachhaltigerer Pietät Zeugniß ablege. Die Zahl dieser Kreuze war aber früher viel größer. So sind z. B. vor dem Frauenthore in Görlitz vier solche Denkmale, von denen die Chroniken erzählen, nicht mehr aufzufinden.

278. Der Malzmönch zu Zittau.

Als Novelle behandelt von Willkomm, S. 195 sq. Gräffe, S. 521.

Die alte Stadt Zittau ist von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt gewesen und war deshalb sonst ziemlich reich an Brauereien. Gleichwohl ist das von denselben gelieferte und sonst allenthalben so hoch geschätzte Bier einmal den dortigen Franziskanermönchen nicht gut genug gewesen,

sondern haben dieselben durch ihren Abt es dahin zu bringen gewußt, daß ihnen der Stadtrath ein besonderes Brauhaus einräumte, eigens vereidete Brauer darin anstellte und selbst die Brauknechte mit besonderen Instruktionen und von Anderen sich abzeichnender Kleidung versehen wurden. Der Abt ließ nun das dem Kloster eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden angehörig bezeichnen und setzte als Inspektor desselben einen dicken Mönch Namens Laurentius ein, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen so feinen Geschmack besaß, daß Niemand zu diesem Amte geschickter war als er. Derselbe besuchte nun die Malzböden der Klosterbrauerei jeden Tag dreimal und jedesmal schöpfte er mit einem mäßig großen Becher von schön polirtem Rosenholz, dessen Entstehung Niemand kannte, eine Hand voll Malzkörner von jedem Haufen, die er, langsam über die Gänge wandelnd, bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, so mußte es noch länger liegen oder mit solchem, das er vortrefflich fand, so lange gemischt werden, bis es ihm mundete, und erst wenn alles Malz seinem Geschmacke genügte, durfte es in die Pfanne geschüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Biere selbst; erst wenn es ihm zusagte, gestattete er die Auffüllung desselben. So geschah es, daß das Klosterbier bald das beste in der Stadt war und Jedermann dasselbe haben wollte, die Stadtbrauereien aber bald keine Abnehmer mehr fanden. Zwar suchten die Besitzer desselben durch besseres Malz und stärkeren Hopfen ihr Bier wieder in Aufnahme zu bringen, allein es gelang ihnen nicht, und so meinten sie denn, die Monche müßten durch geheime Künste ihrem Biere den guten Geschmack zu geben verstehen. Nun hatte aber die Tochter des Klosterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Brauerssohne der Stadt, vertraut, daß der Pater Laurentius oft in stiller Mitternacht die Malzböden durchwandele und dann zum Kühlstocke hinabsteige, den Segen über das brodelnde Getränk spreche und dann verschiedene Male von seinem Inhalte koste. Der Brauer brachte sie also dahin, daß sie ihn und einige seiner Kameraden im Klosterbrauhause versteckte, und als der Mönch richtig wieder seine Runde machte, fielen sie über ihn her, banden ihn und schleppten ihn von dannen. Von dieser Gewaltthat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeisters in Kenntniß gesetzt und von demselben verlangt, er möchte dem Bruder Laurentius den Befehl ertheilen, seinen so wirksamen Zaubersegen auch dem Kühlbiere der übrigen Brauer zu ertheilen. Demselben blieb nichts Anderes übrig, als zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen, und der arme Laurentius wurde nun von Brauhaus zu Brauhaus geschleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzstocke seine Zustimmung gegeben und nach und nach alle Kühlstöcke in der Stadt gesegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, daß, als nun die Gebräue aufgeschlagen wurden, und Hunderte von durstigen Kehlen nach diesem

gesegneten Biere verlangten, es sich fand, daß das Bier essigsauer war. Ueber diese ganz entgegengesetzte Wirkung geriethen nun die Stadtbrauherren sehr in Schrecken und hielten sie für eine gerechte Strafe wegen ihres Frevels an der Heiligkeit des Klosters. Ein Theil eilte dorthin, um für seine Sünden Vergebung zu erlangen, ein anderer aber sann auf Rache. Zu letzterem gehörte auch jener Bauerssohn, der Bräutigam der Tochter des Klosterbrauers. Dieselbe hatte ihm nämlich gerathen, er möge sehen, wie er sich den Rosenholzbecher des Paters verschaffen und ihm seine Beschwörungsformel ablauschen könne, und Beide beschlossen, dem herumwandelnden Mönche aufzulauern und ihm sein Geheimniß mit Gewalt zu entreißen. Wie gedacht, so geschehen; der Brauer versteckte sich mit seinem Mädchen in der Nähe des Kühlstockes im Klosterbrauhause, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsstunde angewackelt kam, aus dem Kühlstocke kostete und seinen geheimen Spruch that, da entriß ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher, und ihr Bräutigam, ein starker Bursche, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüssigkeit und vermaß sich hoch und theuer, ihn hineinfallen zu lassen, wenn er ihm nicht den Segen mittheile. Der von Todesangst ergriffene Pater aber vermochte nur unverständliche Töne zu lallen; und als der junge Mann, dem seine Last zu schwer ward, seine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen, den Mönch wieder heraufzuheben, da packte dieser krampfhaft das Mädchen; dieses bekam das Uebergewicht und stürzte kopfüber in den Kühlstock. Vor Schrecken ließ nun der Bräutigam auch den Mönch untersinken, und als er nach einigen Augenblicken gesehen, was er angerichtet, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Weder er noch eines derselben kam wieder in die Höhe, nur das Gebräu wallte etwas auf. Als am nächsten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probiren, wunderten sie sich nicht wenig, daß der Rosenbecher des Mönchs obenauf schwamm; allein sie dachten sich nichts dabei, sondern kosteten das Bier, und es schmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete sich der Ruf von diesem prächtigen Gebräue in der ganzen Stadt, Jedermann wollte davon haben und man konnte nicht genug ausschänken. Allein wie ward ihnen, als sie plötzlich in der Oeffnung die drei Leichname schwimmend erblickten. Freilich schüttete nun Jeder weg, was er noch im Kruge hatte und Alles eilte bestürzt von dannen; allein fast Alle, die von diesem Jungfernbiere getrunken, verfielen in schwere Krankheit, und das nannte man des Malzmönchs Biersegen, und wer daran starb, von dem sagte man, er sei an des Malzmönchs Nachttrunk gestorben. Von diesem Tage an holte kein Mensch mehr Bier aus dem Kloster-Brauhause, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme und das Volk erzählte sich, der Malzmönch in seiner Kutte ziehe, begleitet von einer Schaar Zwerglein und dem ertrunkenen Brautpaare, jeglichen Monat einmal zur Zeit des ersten Mondviertels um Mitternacht über die Malzböden aller

Brauereien, koste von dem Malze mit seinem Becher und begebe sich dann zum Kühlstocke hinab, wo er seinen Segen spreche, und wo er dies thue, da gerathe der Bräu, und wer ihn koste, könne nicht genug davon bekommen, bleibe er aber aus, was er zuweilen aus Bosheit thue, da verderbe das Bier und wer es dennoch trinke, der spüre es viele Tage in seinem Körper.

279. Schön Gretchen hinter dem Berge.

Vogt, Chronik von Hörnitz S. 48. Novelle in der O. u. N. L. Chronik. Sachsenzeitung 1830 No. 338 ff. Gräffe S. 514.

In der südlichen Oberlausitz liegt mit den letzten Landhäusern der östlichen Vorstadt Zittau's zusammenhängend das herrliche Dorf Eckardtsberg, hoch auf einem Berge, der ihm den Namen giebt, an dessen Fuße sich ein kleiner Bach hinschlängelt und der auf seiner steil ansteigenden Spitze eine weite belohnende Aussicht in die noch so wenig gekannte, an Schönheiten so reiche Gegend darbietet.

Hier lebte im letzten Dritttheil des sechszehnten Jahrhunderts die blühende Margarethe, Tochter eines dortigen Gutsbesitzers Namens Otte. Unter der liebenden Obhut treuer Eltern, deren Hoffnung und deren Trost im Alter sie war, hatte sie sechszehn Lenze kommen und gehen sehen. Rein war ihr Herz und lauter ihr Sinn, und noch kein Sturm von Außen hatte vermocht, ihr die friedliche Stille des Herzens zu rauben. Mit jedem Tage entfaltete die werdende Jungfrau neue Reize und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend und machte auf die Herzen der Jünglinge den tiefsten Eindruck. Es sammelten sich um unser schön Gretchen hinter dem Berge, wie sie die Zittauer scherzweise nannten, ein Heer von Anbetern, die Ansehen, Reichthum, Bildung und Jugendfrische in sich vereinigten. Unter diesen befand sich auch ein schöner zwanzigjähriger Jüngling, Georg von Kohlo, der Sohn des einen Bürgermeisters von Zittau, und ihm gelang es, sich durch tausend Schmeicheleien und Versprechungen in ihr bis jetzt unbesiegtes Herz einzuschleichen. Nachdem er der unbefangenen Margarethe zu wiederholten Malen das heiligste Versprechen der Ehe gegeben hatte, wurde die weibliche Eitelkeit in ihr rege und sie sah sich schon im Geiste als die Schwiegertochter des Stadtregenten, der zugleich drei Rittergüter besaß, aufgenommen in die höheren Zirkel der Stadt und an ihren Genüssen Theil nehmend. Immer enger und feuriger wurde das Verhältniß der beiden Liebenden und ein unbewachter Augenblick ward zum verhängnißvollen Wendepunkte ihres Schicksals. Dieses sollte sich schnell erfüllen. Indem sie fühlte, daß sich's zu regen begann unter ihrem Herzen, empfing sie, was sie fast wahnsinnig machte, die schreckliche Nachricht, daß der Ungetreue, den sie für ihren Bräutigam gehalten, sich mit der Tochter des Rathsherrn Lorenz Heuner

verlobt habe. Ein furchtbarer Kampf entstand in ihrem Innern, Natur und Gewissen geboten ihr Liebe zu dem neuen Leben, doch mächtig kämpfte dagegen der Gedanke an den gänzlichen Verlust ihrer Ehre vor der Welt, an den Spott ihrer neidischen Feindinnen, an den Hohn derer, die sie früher stolz zurückgewiesen hatte, an den Gram ihrer Eltern und — siegte; denn als das Kind sich ihrem Schooße entwunden hatte, da legte sie — freilich mit zitternder Hand und weinenden Augen — die Hand an zum grausamen Kindesmorde. Bald wurde diese Frevelthat entdeckt und die schöne Sünderin in die Stadt gebracht. Zu jener Zeit, im Jahre 1543, regierte der Bürgermeister Nikolaus von Dornspach, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem Charakter, bei dem die guten, wie die schlechten Seiten gleich stark hervortraten. Wie er sich in vieler Hinsicht um Zittau ein unsterbliches Verdienst erwarb, so hatte er sich auch bei Vielen verhaßt und verächtlich gemacht durch seinen stolzen, unbegrenzten Herrschersinn, und daß dieser sogar bis zur rücksichtslosen Grausamkeit gesteigert werden konnte, dazu wird unsere Erzählung einen Belag liefern. Denn schnell und eigenmächtig verurtheilte er die unglückliche Margarethe zu einem Tode, der mit den gräßlichsten Schrecken umlagert ist und seit einem halben Jahrhunderte im ganzen übrigen Deutschland selbst über die größten Verbrecher nicht mehr verhängt wurde. Ohne den Trost der Religion auf dem schweren Wege aus des Priesters Munde zu empfangen, wurde sie am 1. August 1573 unweit der Begräbnißkirche zu unserer lieben Frauen lebendig begraben und ihr, um eine Grausamkeit mit einer noch größeren zu überbieten, ein Pfahl durchs Herz geschlagen. Ihre Mutter wurde, weil sie ihr Kind nicht verrathen hatte, ein Vierteljahr später vom Zittau'schen Gebiete verwiesen; jener Ungetreue aber, der all' dies bittere Weh herbeigeführt hatte, lebte noch neunzehn Jahre und zwar in einer kinderlosen Ehe, von Gewissensbissen und Reue gepeinigt. Auch zu dem Tode seines ältesten Bruders Augustin von Kohlo, hatte er mittelbare Veranlassung gegeben. Dieser wohnte nämlich 1579 einem fröhlichen Gelage zu Ostrichen bei Seidenberg bei, wurde hier in einen Streit wegen seines Bruders Verrath an der Geliebten verwickelt, begann einen Zweikampf und fiel in diesem. Für die Stadt Zittau hatte jene grausame Todesstrafe viele nachtheilige Folgen; denn der kaiserliche Hof mißbilligte diese eigenmächtige grausame Verfahrungsweise, der ganze Rath wurde zur Verantwortung gezogen und die Stadt verlor die Obergerichte, die sie erst später durch Bezahlung einer großen Geldsumme wieder erhielt.

280. Das Königsholz bei Zittau.

Hyser, Abendl. Tausend und eine Nacht, Bd. IV. S. 61 sq.

Als die Stadt Zittau noch dem Königreiche Böhmen angehörte, regierte ein milder, weiser König daselbst. Dieser hinterließ ein unmündiges Prinz-

lein, dem ein falscher Oheim die Krone nicht gönnte. Er sprengte aus, der junge Prinz sei auf der Jagd im Walde verunglückt, und setzte sich dreist die Krone auf's Haupt. Heimlich aber hatte er Mörder gedungen, welche dem Prinzen an das Leben gehen sollten; sie aber hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei. Er entfloh und bettelte sich nach Zittau, wo sich ein wohlhabender Schuhmacher des armen Knaben, der zu ihm betteln kam, annahm. Er war zweifelhaft, ob er ihn wirklich für einen Prinzen halten sollte und schwieg deshalb weislich; aber er liebte den Knaben väterlich, lehrte ihn sein Handwerk und ließ ihn auch sonst in mehr Wissenschaften unterrichten, als ein Schuhmacher braucht. So vergingen einige Jahre, die Böhmen wurden von ihrem unrechtmäßigen Könige gedrückt und waren seiner Herrschaft müde. Jetzt fand es der verbannte Prinz an der Zeit, sich dem Volke zu zeigen. Es verbreitete sich die Kunde, Prinz Wenzeslaus, wie der verbannte Prinz von Rechtswegen hieß, lebe noch und sei ein muthiger, tapferer Prinz geworden. Viel Volks strömte herzu, und als sie ihn sahen und an der Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater erkannten, riefen sie ihn zum Könige aus.

Der Platz, wo dies geschah, zwischen Zittau und dem später angebauten Flecken Herrnhut, heißt noch jetzt das Königsholz und das Haus, wo der Schuhmacher damals gewohnt, hat noch jetzt über der Thüre eine in Stein gehauene vergoldete Krone.

Anmerk. Zittauer Sagen des I. Theiles: No. 44, 53, 63, 91, 126, 132, 154, 162b., 165, 230, 322, 367.

281. Der Oybin bei Zittau.

Peschek, der Oybin bei Zittau, 2. Aufl. S 61. Frenzel, nomenclator in script. II. 52. Lex. slav. II. 2395 mac Manlius in script. I. 316. N. L. Mag. 1825 S. 35, 181, 321, 461; 1838 S. 385. Lauf. Monatsschr. 1805 II 224.

Im dreizehnten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung besaß Freiherr von Berka ohnweit Leippa in Böhmen eine große Herrschaft, die sich von jener Stadt bis gen Zittau erstreckte. Das Land war noch viel bergiger und waldiger als jetzt, und es hausten darin wilde Thiere, sonderlich Bären und Wölfe. Daher auch der Ritter gar viel dem edlen Weidwerk oblag. Einer seiner Jägermeister, Namens Owate, verfolgte einst einen Bären bis in die Sandsteinfelsen in der Gegend von Zittau. Entzückt von der Herrlichkeit des Anblicks, den der Berg-, Thal- und Waldgrund gewährte, bat der Jäger seinen Herrn, auf der Spitze des Felsens ein Jagdhaus zu bauen. Dem Ritter behagte der Vorschlag und so wurde anno 1211 an der Stelle, wo der Bär erlegt worden war, ein hölzernes Haus gegründet, der Berg aber nach dem Entdecker Owate genannt, woraus später Oybin geworden ist.

Anmerk. Der Name ist noch nicht genügend erklärt. Die Deutungen sind mannigfaltig 1) wohibin, Einkehr, 2) huibin, Taubenort, 3) ywina, Eibenbusch, 4) Auf'm Oybin verstümmelt aus: auf Moybin. Moybin = Burg der Moyba. Für das letztere hat sich Palacky entschieden.

282. Der Jungfernsprung auf dem Oybin.

N. L. Mag. 1838 S. 384. Eschke, der Oybin und seine Ruine S. 64. Peschek, der Oybin bei Zittau S. 25 sq. Büsching, Volkssagen S. 179 sq., poet. beh. von Ziehnert Bd. II. S. 47 sq. und Segnitz Bd. II. S. 54 sq. Novellen, beh. in Sagen und Abtheuer vom Oybin. Abendl. Eintausend und eine Nacht, Bd. X. S. 115, Bd. XIV. S. 223. Winter in der Lauf. Z. 1854 No. 207.

Dicht neben der herrlichen Klosterruine auf dem Oybin ist auch ein tiefer Felsenspalt, der den merkwürdigen Namen Jungfernsprung führt. Ueber die Entstehung dieses Namens giebt es drei Sagen.

I.

Im Jahre 1601 hatten sich nach einer noch jetzt üblichen Sitte am Johannistage die Bewohner von Zittau und Umgegend in großen Schaaren auf dem Oybin zusammengefunden. Unter ihnen war auch ein junges Mädchen aus Zittau, dieser durch seine schöne Mädchen so berühmten Stadt. Mit ihren Gespielinnen machte sie im Scherz eine Wette, diese Kluft zu überspringen. Die Damen trugen damals Pantoffeln, und so kam es, daß die schöne Zittauerin den Pantoffel verlor, wodurch der Sprung geschwächt wurde und sie hinabstürzte in die Kluft. Laut schreiend und vor Schrecken starr standen die Gefährtinnen am Rande des Abgrundes, aber siehe da, dem waghalsigen Fräulein war gar nichts geschehen, der Reifrock, den sie trug, hatte sie wie ein Fallschirm sanft und sicher heruntergetragen. — Daraus ersieht man, daß diese geschmacklose Mode doch auch ihren Vortheil hat.

II.

Eine andere Sage erzählt von einem verliebten Jäger, welcher mit der Wuth der Leidenschaft ein sittsames Mädchen bis auf den Berg verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Athemlos lief sie weiter, sie gelangte an die Schlucht, wagte den gefährlichen Sprung und rettete so ihre Tugend.

III.

Nach einer dritten Erzählung war es ein Mönch aus dem Cölestiner-Kloster des Oybins, welcher eine Nonne verfolgte, von der die Sage nicht erzählt, wie sie auf den Oybin gekommen sei; genug, sie wagte ebenfalls den gefährlichen Sprung und rettete ihre Ehre.

283. Das Kaiserbett auf dem Oybin.

Mündlich nach Peschek.

Auf der östlichen Seite des Berges ist ein Steinsitz, der heißt das Kaiserbett. Dort saß einst Kaiser Karl IV. Denn die Herren von Leippa, welche die Burg besaßen, waren arge Raubritter und Landesbeschädiger, und der Kaiser ergrimmte zuletzt über die adeligen Räuber, zog mit Kriegsvolk gegen die Burg, eroberte sie und ließ das Felsennest einreißen. Von jenem erhabenen Platze aus soll er zugesehen haben, wie die Sechsstädter, die in

seinem Heere waren, sich ein besonderes Vergnügen daraus machten, an der Burg ihre Rache zu kühlen.

Anmerk. Solches geschah muthmaßlich im Jahre 1357. Zur Sühne für die Greuelthaten, deren Zeuge der schöne Berg gewesen war, baute der Kaiser an Stelle der Burg ein Coelestinerkloster, das 1546 einging und 1577 vom Blitz getroffen abbrannte. Was, von der Kirche namentlich, stehen geblieben ist, gehört zu den schönsten gothischen Ruinen Deutschlands. Von den Klostertrümmern aus soll ein unterirdischer Gang nach Zittau führen.

284. Die Blutflecken im Schlosse zu Zwecka.

Mündlich. Sammlung von Schön No. 17. Msc.

Ein früherer Besitzer des Ritterguts Zwecka bei Seidenberg hatte eine ungerathene Tochter, sein einziges Kind; die führte einen schlechten Lebenswandel, entehrte ihr adeliges Geschlecht und kränkte den rechtschaffenen Vater auf jede Weise. Der alte, kranke und schwache Ritter beschloß endlich, sie zu enterben und schickte seinen Diener zum Gerichtshalter, damit er das Testament aufsetze. Da das die böse Tochter erfuhr, wollte sie es hintertreiben und vergab dem unglücklichen Greis geschwind in einer Tasse Thee. Als nun der Leichnam des Vergifteten auf dem Paradebette ausgestellt wurde, platzte ihm der Leib auf und das Geblüte spritzte aus dem Sarge bis an die Wand des Zimmers. Also ward die Schandthat verrathen und geoffenbart. Diese Blutflecke sind seitdem nicht wegzubringen und noch jetzt zu sehen.

Anhang.

Vierte Abtheilung:

Legenden.

IV.

Legenden.

285. Die Gründung des Klosters Marienstern.

Frenzel, nomenclator in script. II. 49. Lex. slav. II 1009. Großer's Merkw. II. 12, III. 32. Carpzov, Ehrentempel I. 329. Tic. epit. hist. Rosenthal c. I. No. 30. N. L. Mag. 1832, 217. Segnitz, Sagen I. 188. Gräve, Volkssagen, S. 163. Sintenis, Oberlausitz I. 57. Dlugoss. Hist. Polon. I. 193. Köhler, Bilder ꝛc. S. 126. Gräffe S. 566. Preusker's Blicke ꝛc. II 209.

Einst jagte Graf Bernhard von Kamenz in den dichten Wäldern zwischen Ostro und Siebitz. Da traf er auf einen gewaltigen Hirsch. Er setzte ihm nach und verwundete ihn mit seinem Jagdspeere, daß der Hirsch, von Todesangst gehetzt, tief in's Dickicht flüchtete. Von Jagdlust ergriffen jagte der Ritter auf seinem schnellen Rosse ihm nach, allein er ließ sich zu weit von seinem Eifer fortreißen und sah sich plötzlich in einer ihm völlig unbekannten Gegend mit sumpfigem und morastigen Boden. Der Abend brach herein, ein furchtbarer Regenguß stürzte vom Himmel und der Graf versank mit seinem Rosse immer tiefer in dem Moraste.

Er ließ sein Jagdhorn erschallen, aber Niemand hörte ihn in der grausigen Einöde. Immer tiefer sank das zitternde Roß und immer höher stieg die Angst des Ritters, und als nun das erste Morgenroth durch die Gipfel der hohen Bäume schimmerte, da gelobte er der heiligen Jungfrau, wenn sie ihn vom Tode erretten wollte, ihr mitten in dieser Wildniß ein Kloster zu errichten. Da funkelte plötzlich der Morgenstern durch die Wipfel der Bäume und hoch über ihm glänzte im himmlischen Lichte das gnadenreiche Antlitz der Himmelskönigin. Noch einmal spornte er sein ermattetes Roß, und siehe, auf einmal ward der Boden fest wie Stein und sicher trug ihn sein Roß an's Ufer des Sumpfes. Seines Gelübdes eingedenk, ließ der Graf den Morast austrocknen, die Bäume ausroden und baute auf der Stelle, wo der Morgenstern die Hülfe der heiligen Jungfrau ihm verkündet, das Cistercienserkloster Marienstern.

Anm. 1. Nach der von den Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg zu Guben verbrieften Schenkungsurkunde ward das Kloster 1264 gegründet und 1284 vollendet. Bernhard starb als der 27ste Bischof von Meißen am 12. Oktober 1325.

2. Maria überkam ohne Zweifel die Verehrung der Lenz- und Morgen-Göttin Ostara, auf deren Kultus das westlich benachbarte Ostro hinweist. Derselbe Zusammenhang ist

zwischen der Stadt Ostritz und dem Kloster Marienthal, sowie zwischen dem Jungfrauenkloster zu Guben und dem dabei gelegenen Ostra- oder Osterbrunnen.

3. Morgenstern (stella matutina) und Marienstern (stella Mariae) ist in der Kirchensprache des katholischen Mittelalters Ein Begriff. Aehnlich wird die Gründung des schlesischen Klosters Trebnitz erzählt. Auch den Namen des Flusses Elster (wend. Halstrow), dessen eine Quelle, das Klosterwasser, hinter Ostro entspringt, hat man mit dem Namen des Orts Ostro und der Göttin Ostara identificirt. Darüber vergl. indessen I. 181. Anmerk.
4. Das benachbarte Siebitz erinnert an die wendische Siba, welche vielleicht die Ostara ablöste, ebenso wie sie später von der h. Maria abgelöst wurde.

286. Die Gebeine des heiligen Bernhard (von Kamenz).

Tic. ep. hist. Rosenth. c. I.

Bernhard starb und ward in dem Kloster begraben, das er gestiftet hatte, und ein schönes Denkmal ward errichtet über seinen Gebeinen; aber wie der Zahn der Zeit Alles zernagt, so ward auch das Denkmal morsch und alt, und nach etwa 400 Jahren, anno 1628, mußte man des Todten Ruhe stören, um das Denkmal zu erneuern und zu verschönern. Kaum war der Stein gewichen und die Gebeine des heiligen Bernhard blosgelegt, da drang aus dem Grabe hervor ein wonniglicher Geruch und erfüllte drei Tage lang das ganze Kloster, und Alle liefen herzu und staunten das Wunder an und schwelgten in der Süßigkeit des Duftes. Aber die Schwester Maria (Mildnerin) war krank und lag im Bette. Doch als der Geruch bis in ihre einsame Zelle drang, da bat sie die Klosterschwestern, und die hoben die Kranke auf und trugen sie an das offene Grab. Maria kniete nieder an den duftenden Gebeinen, betete inbrünstig und ging geheilt von dannen.

Anmerk. 1. Die Eigenschaft des süßen Geruches scheint an dem Namen zu haften. Der heilige Bernhard von Clairvaux hatte die Eigenschaft einer wohlriechenden Hand, mit diesem Dufte heilte er einmal einen wollüstigen Jüngling von seiner Sünde.

2. Im Kloster Marienstern giebt oder gab es viele wunderthätige Reliquien: z. B. 78 Köpfe von den 11000 Jungfrauen, also mehr als irgend ein anderes Kloster aufzuweisen hat; diese haben sich besonders heilkräftig bewährt bei Abhaltung der Pest (vielleicht im Zusammenhange mit dem Th. I. No. 8 mitgetheilten Aberg'auben); desgl. die Hirnschale Johannis des Täufers, desgl. ein Theil von dessen vergossenem Blute, desgl. ein Stück von seinem Rocke; desgl. eine Ribbe des Apostel Matthäus; desgl. ein Finger des Apostel Andreas, welcher beständig einen so angenehmen Geruch von sich giebt, daß der herrlichste Balsam nicht süßer duften kann (Tic. l. c. cap. 3. p. 48).

287. Die heilige Maria von Rosenthal.

Tic. epit. hist. Rosenth. p. 69. Knauth, K. G., S. 100 u. 167.

Als Kaiser Karl der Große mit seinen Mannen die Lausitz durchstreifte, um den Götzendienst der Wenden zu zerstören und die Heiden zu Jesu Christo zu führen, da kam er auch in die Gegend an den Quellen der Elster. Da, wo jetzt Rosenthal liegt, schlug er ein großes Lager auf und verweilte allda etliche Monden. Die Mauern, mit denen er dasselbe befestigte, sind noch heutigen Tages zu sehen. Er hatte aber sein Heer unter den besonderen

Schutz der heiligen Jungfrau Maria gestellt und die heilige Jungfrau war allezeit bei dem Heere und umwandelte täglich das Lager, angethan mit einem langen, weißen Gewande. Und wenn die Krieger sie erblickten, warfen sie sich zur Erde und beteten sie an. Sie hatten aber auch ein heiliges Bild der Mutter Gottes bei sich, und als sie fortzogen aus dieser Gegend, da ließen sie das Bild daselbst und verbargen es in dem Walde, den die heilige Jungfrau durch ihre Gegenwart geheiligt hatte. Aber seitdem sah man oft eine weiße Jungfrau den alten Lagerplatz umwandeln. Viele Jahre vergingen, da kam ein frommer Ritter Namens Lucianus von Sernan in diese Gegend, der sah einst auf der Jagd die weiße Frau von fern und ihre himmlische Schönheit bezauberte sein Herz. Er spornte sein Roß, um sie zu erreichen; aber sobald er sie erreicht zu haben vermeinte, so war die Erscheinung wieder in weite Ferne gerückt, bis sie endlich an einer Linde urplötzlich verschwand. Aber aus einer Höhlung des Baumes, umrahmt von grünen Blättern und duftenden Blüthen, leuchtete dem Ritter das Bild der Gottesmutter entgegen. Als dieses Wunder ruchbar wurde, wallfahrteten die Leute in großer Menge zu dem Bilde und das Bild that unzählige Wunder und ihm zu Ehren ward dicht neben der heiligen Linde die Kirche zu Rosenthal erbaut, die bis auf den heutigen Tag zum Kloster Marienstern gehört. Das Bild selbst aber hat eine dunkelbraune Gesichtsfarbe und ein Gewand mit eingewebten Lilien.

Anmerk. 1. Weder Karl der Große noch einer seiner Feldherren kam wahrscheinlich je in diese Gegend. Auch stimmt die Geschichte wenig damit, daß Karl bekanntlich in seinem Heere keinen Bilderdienst duldete. Hielt er doch selbst 794 zu Frankfurt am Main eine Synode zur Abschaffung des Bilderdienstes, schrieb er doch sogar Bücher gegen diesen Mißbrauch. Ja, eine andere Nachricht bezeugt, daß erst im nachreformatorischen Zeitalter (1557) das Gnadenbild von Göda aus nach Rosenthal gebracht wurde. Wohl aber knüpft die Sage an die uralte Heiligkeit jener Gegend an. Die noch heute sichtbaren Trümmer rühren von einem heidnischen Opferplatze her.

2. Die bei hellem Tage das Lager umwandelnde weißgekleidete Maria hat frappant die Züge der heidnischen Mara (vgl. I. 8). Gewiß ist es, daß die Aehnlichkeit des Namens die Christianisirung des Maradienstes zum Mariendienste erleichterte. In einem Lande, wo das Heidenthum so weit hineinreicht in die neue Zeit, ließe sich diese Deutung sogar vereinigen mit dem jüngeren Alter des Bildes. Gewiß ist, daß Rosenthal seinen Namen hat von der Maria, der die Rose geweiht war, mag diese Namengebung nun mit einem alten Rosenthaler Bilde zusammenhängen oder auch von dem 1264 gegründeten Kloster Marienstern aus geschehen sein.

Maria aber war auch Beschützerin der Linden. Das Bild wurde in einer Linde gefunden, diese wird noch heute heilig gehalten. Ein oft wiederkehrender Zug.

Bei Ostritz ist eine Lubmühle, bei Ostro ein Wiesenthal, genannt die Lippe. Lipa heißt slavisch die Linde, ist aber jedenfalls etymolog verwandt mit luba, der slavischen Göttin der Liebe, die bei Lübben verehrt worden sein soll. Löbau heißt noch heute im Volk „die Liebe“. Die Gründung dieser Stadt wird auch auf die Auffindung einer von einer Fee beschützten Quelle zurückgeführt. Ob dieses Löbau von der Liebesgöttin oder von der Linde so heißt, ist gleichgültig, beide sind in der Idee eins

Die Linde ist Symbol der Feuchtigkeit, des weiblichen, gebärenden Naturprinzips. Linde heißt provinziell feucht. Aber die Linde ist auch Todtenbaum, der auf Kirchhöfen gepflanzt wird, ein Symbol der Finsterniß (daher auch der Name Lindwurm). Dies führt auf die Vermuthung daß sich in den lausitzischen Marienbienst auch Elemente des Kultus der Todesgöttin Mara, die im Namen ja so verwandt mit Marien ist, eingeschlichen haben, und wenn Mara Pestgöttin ist, so denke man nur daran, daß die Pest in einer Sage in eine Linde verzaubert wurde, um auch hier die Spur einer Verknüpfung zu haben. Dies wird bestätigt dadurch, daß das Mariensterner Marienbild eine Maria fusca, eine braune Maria vorstellt und erklärt zugleich, warum solche braune, ja schwarze Marienbilder besonders von slavischen Nationen verehrt wurden. Diese Doppelnatur der Mara und fast aller weiblichen slavischen Gottheiten, dieses polarische Wesen, bei dem jeder Pol oft plötzlich in sein Gegentheil umschlägt, dieses Wechselvolle, Mondverwandte, hat seine psychologische Erklärung in der weiblichen Natur überhaupt und findet sich auch in andern Mythologien. Aber gerade die slavischen Nationen sind stark darin, entgegengesetzte Naturen unorganisch in einer Person zu vereinigen. Liebe und Zerstörung, Leben und Tod konzentriren sich im Geheimniß der weiblichen Natur, die bei untergeordneten Geschöpfen stirbt, indem sie das Werk der Liebe, die Neugeburt vollbringt. Die Pflanze stirbt, wenn sie die Frucht gefördert hat.

Ja das Werk der Liebe trägt die Zerstörung bis zum Tode über auch auf die männliche Natur. Wer hätte nicht von jenem Schmetterlinge gehört der im Zeugungsakte den Tod findet, wer kennte nicht die schöne Sage von der Nachtigall, die im Entzücken der Liebe sich singend am Dorne den Selbstmord giebt, ja wer fühlte es nicht, daß Leben, Liebe und Tod eine Dreiheit und eine Dreieinigkeit bilden, in der der teuflische Haß keinen Platz hat? Wie kein Leben hervorgebracht wird ohne die Liebe, so auch keines ohne relativen Tod und durch den leiblichen Tod das höchste Leben. Wie die Liebe allein das wahre Leben ausmacht und sein letzter Endzweck ist, so ist aus Liebe zu sterben das höchste Glück und der höchste Liebestod, der Tod auf Golgatha das höchste Glück der Welt. So liegen auch in den mythologischen Beziehungen des finstern Heidenthums oft die Symbole der höchsten christlichen Ideen wie in vorsündfluthlicher Präformation versteckt.

3. In Bezug auf die eben erwähnte mystische und begriffliche Trias bin ich sogar geneigt, eine weitere Konsequenz zu ziehen. Unter allen mythologischen Spuren, die wir bisher gefunden, zeichnen sich durch Deutlichkeit wie durch Anzahl besonders die aus, welche auf eine weibliche Hauptgottheit der Slaven hindeuten, die bald den Namen Siba führt, bald Luba, bald Mara heißt. Wer sich die Mühe geben will, diese Spuren zu vergleichen, wird finden, daß Siba einfach Symbol des Lebens, der Fruchtbarkeit, der gebärenden Natur ist (zywy = lebendig, zyto = Frucht, Getreide), während Mara die Nachtseite oder mindestens die polarische Seite des weiblichen Prinzips, und mithin auch den Tod repräsentirt. Die Luba schließlich hat zwar viele Reliquien in Ortsnamen (wobei zugestanden werden muß, daß hier gerade die Etymologie großen Schwankungen unterworfen ist), aber gerade von ihr finden sich fast keine persönlichen charakteristischen Merkmale. Wenn wir daher die in jener idealen Trias noch offene Stelle der Liebe durch dieses Idol ausfüllen, so steht dem nicht nur nichts entgegen, sondern es liegt auch in der unverkennbaren Namensverwandtschaft eine nicht abzuweisende Aufforderung dazu.

4. Ueber die Namen Mara u. Maria u. ihre mögliche Verwandtschaft ist Nachfolgendes anzuführen:

a) die Ableitung des hebräischen Namens Maria (מִרְיָם) ist schwankend. מָרָה heißt bitter und ungehorsam, daher die katholische Kirche in ihren Predigten, Liedern, Gebeten diese Bedeutung ironice und antiphrastice gewissermaßen als eine prophetia in

contrarium auffaßt und die Jungfrau Maria als die „Gehorsame" und die „Süße" feiert, im Gegensatz zu Eva, wie auf der Hand liegt.

b) In der lateinischen Kirche wurde frühzeitig die Namensähnlichkeit mit dem Worte mare, Meer ausgebeutet. Schon bei Ephraim heißt Maria mare dulcedinis, Meer der Süßigkeit, und mare obedientiae, Meer des Gehorsams, wobei also die hebräische Bedeutung von מרה mit hineinspielt. Diese Zusammensetzung soll übrigens nach manchen Etymologen schon im Namen der Maria (oder Mirjam) liegen, indem die letzte Silbe ים auch Gewässer, Meer bedeutet. Maria und maria, die Meere, wird oft im poetischen Spiele zusammengestellt, z. B. in dem Hymnus:

Congregavit Deus aquas
Sacro spiritu afflatas
Et vocavit Maria.

Besonders häufig findet sich aber die Benennung: stella maris, Stern des Meeres.

Vergl. die von Mohne gesammelten Marienlieder. 1859. z. B. p. 216:

Ave maris stella
Dei mater alma.

oder das bekannte: Stella maris est Maria,
Stellam maris invoca.
O Maria!
Semper dulcis, semper pia.
(Simrock: Lauda Sion p. 260);

oder das deutsche von Sebastian Brandt:

Ave, durchleuchte
Stern des Meeres
Ohn' Feuchte
Empfangen
Ausgegangen
Den Heyden
Zu Fröiden.

(Bei Hoffmann. Deutsches Kirchenlied I. p. 149.)

Diese Uebersetzung des Namens Maria hat aber keinen Grund in der Etymologie, sondern ist einfach von der heidnischen Venus abzuleiten, deren Attribut, der Morgenstern, auf Marien überging und christlich dahin gedeutet wurde, daß Maria Christo vorangegangen, wie der Morgenstern der Sonne *). So erklärt sich, wie das Kloster Marienstern im Volksmunde auch Morgenstern heißt, ohne daß man dabei eine bewußte Beziehung auf die Gründungssage annehmen müßte.

c) Viel näher dürften wir aber der wahren Bedeutung des Namens Maria kommen, wenn wir den Namen ableiten von מר gutta, Tropfen und ים, Meer; dann hieße Maria soviel als Meerestropfen, gutta maris. Diese Silbe mar scheint eine Urstilbe zu sein. Die Reduplikation marar bedeutet im Arabischen „fließen". Von ihr kommt sowohl das lateinische mare als das lateinische mors, und wenn diese Silbe, wie sich aus einer Zusammenstellung vieler Worte der indogermanischen Sprachen ergeben würde, sich zurückführen läßt auf die Bedeutung „herausfließen", „ausgehen", so ist darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Bedeutung die polarischen Gegensätze des oriri und

*) Im Munde der venetianischen Gondoliere aber, die gewöhnlich angeführt werden, wenn von Maria dem Meeressterne die Rede ist, bedeutet Marienstern den Stern Kastor oder die Zwillinge, die Dioskuren, deren Patronat über die Schiffer auf Marien überging.

exire, der Geburt und des Todes in gremio beisammen sind, daß das Meer zwar von Homer das unfruchtbare, von Herodot aber auch das Symbol der Erzeugung genannt wird, daß das Wasser und der wasserverwandte Mond in der Mythologie jene dem weiblichen Geschlecht eigenen polarischen Gegensätze vereinigt, wie wir sie bei der Mara entdeckt haben, daß der Name der Maria = Meerestropfen — zwar an sich dazu keine Beziehung hat, sondern einfach ein orientalisches Schmeichel- und Schönheitswort ist, in der Urstibe aber doch eine Verwandtschaft mit dem Symbol des Wassers als des weiblichen Prinzips enthält.

5. Zu Th. I. No. 8. Anm., No. 68. Anm. 3. und No. 47. Anm. 2. ist daher noch zu ergänzen, daß der Name Mähre als Alp (murava) und Pferd und die Bedeutung des Pferdes als eines das fließende Wasser symbolisirendes Thieres durch die Bedeutung der Silbe mar in näheren Zusammenhang gebracht werden.

Ferner ist zu bemerken, daß die Wenden für die Todtenbahre oder Todtenleiter, die man an der Dorfgrenze verfaulen läßt (vergl. Th. II. No. 92. Anm. 8), das Wort mary haben.

Endlich ist es vielleicht auch mehr als bloßer Zufall, daß das Kloster Marienthal im Wappen ein Kreuz hat, in dessen vier Feldern die Buchstaben m — o — r — s stehen; $\frac{\text{O}\,|\,\text{R}}{\text{M}\,|\,\text{S}}$ mors, der Tod. Ein älteres Wappenzeichen von Marienthal soll indessen das abgestumpfte Kreuz, ein T sein, welches bekanntlich im heidnischen Norden Thors Hammer bedeutete, ein Heils-, Lebens- und Auferstehungszeichen war und das Symbol der Freimaurer geworden ist. Welche besondere Bedeutung dieses Zeichen vielleicht für das Marienthaler Kloster haben könne, ist mir dunkel.

288. Der Marienbrunnen bei Rosenthal.

Ticin. p. 93. Balbinus lib. 3. c. 5.

Die heilige Quelle nahe beim Kloster hat die heilige Jungfrau selbst emporsprudeln lassen, denn es war kein Brunnen da, als Bernhard das Kloster gründete. Da flehte er um eine Quelle, die den Durst der heiligen Frauen und frommen Pilgrime stillen könnte und auf der Stelle sprang ein Strahl des frischesten Quellwassers hervor. Dieser Marienbrunnen hat eine wunderbare heilsame Kraft und manchem Blinden schon das Augenlicht wiedergegeben, verdorrte Hände geheilt und andere Wunder verrichtet.

Anmerk. Die heilige Quelle ist wohl vor dem Kloster dagewesen und gehört zu der Menge von Heilbrunnen aus den Heidenzeiten. Vielleicht war sie der Ostara geheiligt, die einen ausgebreiteten Quellenkultus hatte, vielleicht auch später der Siba (vergl. I. No. 15). Der Hirsch in der Stiftungssage des Klosters hat wohl ursprünglich die Quelle gezeigt, was ein oft wiederkehrender Zug der Sage ist (Müllenhof Schlesw. S. N. 122). Der Hirsch ist Symbol der Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit — Mondsymbol. δρωσις = Hirsch = Thau. προξ = Hirsch, πρωξ = Thau.

289. Das wunderthätige Marienbild zu Rosenthal.

Frenzel, hist. natur. III. 1334, 1364 msc. Ticinus epit. hist. Rosenth. Schneider, Scrutinium hist. Lus. s. v.

Es war ein Mann, der hatte eine unglückliche Tochter, die war auf beide Augen blind geworden. Da unternahm er mit seiner Tochter eine

Wallfahrt nach dem wunderthätigen Marienbilde zu Rosenthal beim Kloster Marienstern und nahm einen Ochsen aus seinem Stalle und andere Geschenke für das Bild und das Kloster mit sich auf den Weg. Kaum hatten sie die Reise angetreten, da ward es heller und heller vor den Augen des Mägdleins und je näher sie zum Bilde kamen, desto besser konnte es sehen, und als sie ganz hinkamen, da war das Mägdlein gesund und konnte Alles sehen und dankte der heiligen Jungfrau. Da dachte der Vater: ist meine Tochter ohne die mitgebrachten Gaben sehend geworden, ei da wird die heilige Mutter Gottes auch nichts dawider haben, wenn ich meinen Mastochsen und die Kerzen und alles Andere wieder mit nach Hause nehme. Und so geschah es. Aber siehe, des andern Tages war seine Tochter wieder blind wie vorher, und wurde nicht eher wieder sehend, bis der Vater den Ochsen zurückgeführt und dem Kloster ausgehändigt hatte.

Viele Andere hat die Mutter Gottes zu Rosenthal sehend gemacht, die vorher blind gewesen waren und ihr Kerzen, wächserne Figuren, lebende Thiere u. s. w. geweiht hatten.

Anmerk. Beide Klöster Marienstern und Marienthal sind kurz hinter einander gestiftet worden, jenes von Meißen 1264, dieses von Böhmen aus 1234, beide für Cisterzienser-Nonnen. Marienstern ist sagenreicher als Marienthal. Aber beide haben mythologische Reminiszenzen. Beide sind in der Nähe heidnischer Opferwälle, jenes beim Dorfe Ostro, dieses beim Städtchen Ostritz gegründet, wahrscheinlich blühte an beiden Orten der Kultus der Ostara, die bei Ostritz als Frau Venus in den Berg ging. Ostara war auch Göttin der Liebe; Maria wurde die Beschützerin der Rosen. Zu beiden Klöstern gehören Dörfer mit dem Namen Rosenthal. Das Marienstener Kloster heißt auch kurzweg das Rosenthaler Kloster.

290. Die frommen Pferde.

Ticini epit. p. 213.

Die Schweden kamen im dreißigjährigen Kriege auch nach Rosenthal. Wie in allen andern Kirchen und Klöstern der Lausitz, so hauseten sie auch hier gleich einer Räuberbande, plünderten die Kirche und das Kloster und luden ihren Raub auf einen großen Wagen, den sie mit 16 Pferden bespannten und von dannen zogen. Aber siehe da, an der Flurgrenze von Rosenthal angekommen, bleiben plötzlich die Pferde stehen und sind weder durch Schläge noch Flüche auch nur einen Schritt weiter zu bringen. Sie hatten aber auch das wunderthätige Marienbild aufgeladen und mit von dannen geführt, und es fand sich, daß der Wagen von der Stelle ging, sobald man das Bild herausnahm. Also verzichteten sie auf diesen Raub und schickten das Bild wieder in's Kloster zurück. Da zogen die Pferde ganz von selber an und fort ging der Wagen.

Anmerk. Vielleicht ist Werth darauf zu legen, daß gerade Pferde solche Pietät verrathen. Vgl. Th. I. No. 21. das weiße Pferd zu Löbau. Fast dieselbe Sage wird erzählt von der braunen Maria von Czenstochau (Theodor Mundt's Völkerschau auf Reisen. I. S. 229.)

291. Maria und Elisabeth zu Rosenthal.

Ein wendisches Volkslied versetzt die Begegnung der Jungfrau Maria mit der heiligen Elisabeth nach Rosenthal.

Unterhalb Rosenthal liegt eine Wies',
Ueber die Wiese ein Fußsteig geht.

Ueber die Wiese ein Fußsteig geht;
Dieser ist ausgetreten schön weiß.

Wer hat ihn ausgetreten doch?
Heil'ge Maria die trat ihn aus,

Wandelnd zur Messe und wieder zurück,
Wandelnd zur Messe und wieder nach Haus.

Dort ihr begegnet Elisabeth,
Ja, ihre Muhme Elisabeth.

Helf dir Gott, helf dir Gott, Muhme mein,
Du, meine Muhme Elisabeth.

Ei, was die Leute doch sagen von uns,
Sagen, daß beide wir schwanger sind.

Leugne nicht, leugne nicht, Muhme mein,
Du, meine Muhme Elisabeth.

Ich werd' ein Söhnlein gebären bald
Ja wohl, ein Söhnlein, Jesum Christ.

Dieses wird mitten im Winter geschehn,
Da, wenn des Meeres Woge gerinnt.

Da, wenn des Meeres Woge gerinnt,
Wenn in den Lüften das Vöglein erfriert.

Du wirst ein Söhnlein gebären bald,
Ja wohl, ein Söhnlein, den heil'gen Johann.

Dieses wird mitten im Sommer geschehn,
Da, wenn sich kräuselt die Woge des Meer's.

Da, wenn sich kräuselt die Woge des Meer's,
Wenn in den Sträuchern das Vöglein sich paart.

292. Von der heiligen Maria zu Göda.

Senff, Kirchenreformation von Stolpen p. 266 c. 6 p. 434. Köhler, Bilder ꝛc. S. 125.

Göda, an der meißnischen Grenze, heißt slawisch Hodzij, das ist Wallfahrtsort. Es hat nämlich daselbst früher auf einem Hügel vor dem Dorfe eine Kapelle gestanden, darin ein wunderthätiges Marienbild ist ange-

betet worden. Als aber die Reformation in's Land kam und der Bilderdienst abgeschafft wurde, da ist sie, die heilige Maria von Göda, ohne Abschied bei Nacht und Nebel davongelaufen und in's Rosenthal'sche Kloster hinübergewandert. Noch heute zeigt man den Weg, den sie über die Wiesen und Felder genommen, und es ist ein allgemeiner Glaube, daß auf diesem Striche Gras und Getreide ganz besonders gedeihen und viel besser wachsen als ringsum. Auch einen Baum zeigt man, unter dem hat Maria gestanden und geweint. Seitdem ist dort der Boden immer naß von ihren Thränen. Die Bauern der Gegend sagen noch heute, wenn man darnach fragt: Swjata Marja je s' Hodzija czekła a szo do Rožana dała, d. i. die heilige Maria ist von Göda entlaufen und hat sich nach Rosenthal gewendet.

Anmerk. Senff berichtet, der letzte Parochus habe das Bild bei seiner Abreise mitgenommen und nach Crostwitz gebracht, und meint, es sei von da nach Rosenthal gekommen, so daß von einem Rosenthalschen Marienbilde vor dem 16. Jahrhundert überhaupt nicht die Rede wäre.

293. Das Marienbild zu Uhyst.

Knauth, Kirchengesch. S. 168.

Auch zu Uhyst am Taucher war in alten Zeiten ein wunderthätiges Marienbild. Der Zulauf dahin war sehr groß. Als aber bei den Wallfahrten viel und mancherlei Unfug und Bosheit getrieben wurde, stellte Solches der Rath in Budissin, dem der Ort gehörig, und das Kapitel daselbst dem Bischof Johann XII. zu Meißen vor und bat, daß diese Kapelle abgebrochen werde. Dies geschah im Jahre 1523. Das Marienbild ward in die Kirche zu Uhyst gebracht zu fernerer Verehrung und Wallfahrt; aber da um diese Zeit das Evangelium eingeführt wurde, hat es ein Ende gehabt mit aller Wallfahrt.

294. Das redende Marienbild.

Dresser 342.

Im Jahre 1340 wallfahrtete das Volk haufenweise nach der Lausitz, denn da war ein Marienbild, das redete mit den Leuten. Das Laufen dahin nahm so überhand, daß die Fürsten und Herren es ihren Unterthanen verboten und da das nichts helfen wollte, zerstörte es Herzog Rudolph von Sachsen.

295. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz.

Annalen der St. Bautzen z. J. 1523. Knauth, Kirchengesch. p. 171. Gräffe S. 463.

Um das Jahr 1496 ist das Dörflein Eilewitz (wend. Jileze) durch eine schreckliche Pest ganz und gar ausgestorben bis auf einen gewissen Paul Krahle und seine Schwester, welche sich in solcher Noth zu einem hölzernen Marienbilde, so nicht weit vom Dorfe gestanden, begeben, und haben täglich

zu demselben gebetet; da ist der Jungfer Krahlin des Nachts die Mutter Gottes erschienen, hat mit ihr gesprochen und ihr zugesagt, daß ihr und ihrem Bruder die Pest nicht schaden solle, sie würden beim Leben bleiben, so sie anders ihre Zuflucht zu gedachtem Bilde nähmen und es verehrten. Nachher hat sich Paul Krahle mit seiner Schwester nach Postewitz begeben, ist daselbst auch Kirchvater geworden und hat mit Unterstützung des Budissiner Rathsherrn, P. Röhrscheidt, es dahin gebracht, daß an der Stelle, wo das Muttergottesbild gestanden, ein Kirchlein, zur heiligen Jungfrau genannt, erbaut ward, wohin nachmals gar häufig gewallfahrtet worden und der Kirche so viel geopfert worden ist, daß der Pfarrer zu Postewitz, zu dessen Sprengel sie gehörte, sich oft rühmte, er hätte eine Tochter, die sei fruchtbarer als ihre Mutter.

Anmerk. 1523 machte die Reformation diesen Wallfahrten ein Ende. Vermuthlich ist das Marienbild nach Postewitz gekommen und ist identisch mit dem auf dem kleinen Altar bei der Kanzel in daſiger Kirche.

296. Von der heiligen Maria zu Haindorf.*)

Frietzsche: Wiegandsthal-Meffersdorfer Kirchfahrt S. 9. Fruchtbarer und schattenreicher Lindenbaum, d. i. Maria der wunderthätigen Mutter Gottes zu Heundorf, Ursprung ꝛc. a. M. V. P. Edmundo Oppiz ord. min. Franc. reform. praedic. Prag, gedruckt im Königshofe 1732. 8. 20 Bg. cum censura et approbatione.

In Wildeneichen lebte ein armer Bauer, der nährte sich vom Siebmachen und war ein frommer und gottesfürchtiger Mann. Dem wurden einmal seine Frau und sein einziges Kind sehr krank. Da kam der Bauer in schwere Sorgen. Einstmals träumte ihm, er solle ein Marienbild kaufen und dieses in eine Linde setzen, die ihm wohl bekannt war und auf einem schönen freien Plane stand. Nächsten Tag ging der Bauer nach Zittau, kaufte ein Marienbild und setzte es in die Linde und von Stund an wurden die Seinen gesund. Dieses Bild hat nachher viele und große Wunder verrichtet, daß es gar nicht auszusagen ist und die Leute sind so häufig zu ihm gekommen, daß man auch eine Kapelle, später aber ein Kloster an derselbigen Stelle gegründet und das ist das jetzige Kloster Haindorf in Böhmen.

Bei Görlitz lebte ein Eisenhammerknecht, das war ein gotteslästerlicher Gesell, zumal wenn er im Rausche war. Einstmals trank er's unter frevelhaften Reden einem Kruzifixe zu, sprach, der Heiland sollte ihm Bescheid thun; da ward ihm ein trefflicher Bescheid, denn von Stund an ward seine Zunge gelähmt, konnte nicht mehr sprechen und war ganz stumm. Da ging er in sich und that Buße. Sie brachten ihn aber zu einem Pfaffen, der „verlobte" ihn nach Kloster Haindorf an die heilige Maria und augenblicklich ward das Band seiner Zunge gelöst, ging hin und lobete Gott und die heilige Maria von Haindorf.

*) Haindorf liegt in Böhmen. Aber da die Sage nach Zittau und Görlitz hinüberspielt, habe ich sie mit aufgenommen.

Von dem Hause in Zittau, wo einst der Bauer das Bild gekauft, geht eine gewisse Sage, daß es bei allen großen Bränden dieser Stadt auf wunderbare Weise sei erhalten worden. Aber es weiß heut zu Tage Niemand mehr, welches Haus es gewesen.

297. Die Stiftung des Klosters Marienthal.

Schneider, scrutinium P. IV. Frenzel, lexic. slav. II. 1914. msc. Schönfelder, Gesch. des Klosters S. 25. N. L. Mag. 1853, 37.

Kaiser Philipp hatte eine holde Tochter Namens Kunigunde. Die hatte der Vater dem Herzog Otto von Wittelsbach zur Gemahlin versprochen. Aber als Otto eine schwere Blutschuld auf sich geladen hatte, weigerte er ihm die Tochter, welche später Wenzel III. heirathete und so Königin von Böhmen wurde. Otto aber war darüber so aufgebracht, daß er eines Tages in die alte Babenburg eindrang, wo der Kaiser Hof hielt, und ihn mit gewaltigem Schwerteshiebe erschlug, als er gerade beim Schachbrett saß. Kunigunde betrauerte lange den geliebten Vater und wendete sich seitdem dem Himmel zu in frommen Werken und Bußübungen. Da kam es ihr zu Ohre, daß am Ufer der Neiße bei Ostritz, wo der Fluß durch ein wild bewachsenes Felsenthal hinrauscht, die heilige Jungfrau Maria zu verschiedenen Malen frommen Landleuten erschienen sei und auch ein wunderthätiges Bild zurückgelassen habe und daß ringsum die Leute Wallfahrten anstellten „zur schönen Maria." Da beschloß sie an dieser Stelle eine Kirche zu bauen und ein Kloster zu stiften, welchen Vorsatz sie auch (im Jahre 1234) zur Ausführung brachte und das Kloster den Cistercienserinnen übergab.

Anmerk. Auch dieses Kloster liegt an einem wahrscheinlich der Ostara gewidmet gewesenen altheiligen Opferorte bei Ostritz. Auch hier gehört zum Kloster ein Dorf Namens Rosenthal — gerade wie beim Kloster Marienstern. (Vgl. I. No. 14, 35, 22 Anm. 2a. II. 289.)

298a. Die gerettete Aebtissin im Kloster Marienthal.

Manuskript des Breslauer Vereins No. 30. Schönfelder, Geschichte von Marienthal S. 96 u. 187.

Am 11. Mai 1427 überfielen die Hussiten das Kloster Marienthal bei Ostritz, plünderten es und brannten es nieder. Die meisten Nonnen waren schon nach Görlitz geflohen, wo sie in der Gasse untergebracht wurden, die noch heute die Nonnengasse heißt; die Aebtissin aber, Anna von Gersdorf, hatte, von Anhänglichkeit an das Kloster und frommem Gottvertrauen beseelt, das Kloster nicht verlassen wollen. Bei dem Ueberfalle flüchtete sie sich daher, um der Schande und dem Tode zu entgehen, über die Neiße in den nahen Wald, bemerkt aber bald, daß sie einem sie verfolgenden Soldaten nicht entkommen kann. Plötzlich wendet sie sich um und kehrt zurück. Ihre hohe wundervolle Gestalt, ihre majestätische Haltung und das lebendige Gottvertrauen, das aus ihren Augen und ihrem ganzen Wesen spricht, hemmt die Schritte ihres Verfolgers. Von der plötzlich sie umstrahlenden über-

irdischen Glorie im Innersten ergriffen, fällt er vor ihr nieder und erblindet. Die Aebtissin aber kam unangefochten nach Görlitz.

Anmerk. Ein schönes Freskogemälde im Bibliothekssaale des Klosters, welches die Aebtissin Theresia II. Senftleben im Jahre 1738 anfertigen ließ, verherrlicht diese wunderbare Begebenheit.

298b. Die vom Blitz erschlagene Nonne.

Mündlich. Moraweck, Denksteine S. 40, 59.

Dem Portal des Klosterhofes Marienthal gegenüber, an der Fahrstraße nach Altstadt zu, befindet sich eine hohe, rundgemeißelte Säule von Sandstein, welche an einem viereckigen Fußgesteine eine vor Alter unleserlich gewordene Inschrift enthält. Im Munde des Volks lebt über die Entstehung dieser Denksäule folgende Sage. Es kam einmal ein großes Gewitter nach Marienthal und stand drei Tage und drei Nächte über dem Kloster ohne sich zu zertheilen. Die Nonnen des Klosters beteten ohne Unterlaß, aber das Gewitter zog nicht fort und wollte sich auch nicht entladen. Da kamen sie zu der Ueberzeugung, es müsse eine unter ihnen sein, welche den Zorn des Himmels auf sich geladen hätte, und fragten sich unter einander, welche es wohl sein möchte. Da trat endlich eine ganz blutjunge Nonne hervor, die erst kürzlich den Schleier genommen hatte, aber nicht aus freiem Willen, sondern mit Widerstreben und gezwungen durch ein Gelübde ihrer Eltern, die bekannte, daß sie kurz vor ihrer Einführung in das Kloster gesagt hätte, ehe sie in das Kloster ginge, sollte sie doch das Donnerwetter erschlagen! Sie wurde sogleich aus dem Kloster geführt und fiel an jener Stelle vor dem Thore reumüthig auf ihre Kniee und betete. In demselben Augenblicke entlud sich das Gewitter und der erste Blitzstrahl traf die knieende Nonne und tödtete sie.

299. Vom Capistrano, dem Bußprediger.

Mühlwolff, Annalen von Budissin Fol. 47 Msc. Funke, Görl. Chronik S. 264 Msc.

Im Jahre 1453 kam der berühmte Dominikanermönch Johannes Capistrano auch durch die Lausitz und blieb in den Städten und predigte dem Volke Buße. Am längsten blieb er in Görlitz. Die Treppe des jetzt abgebrochenen Salzhauses, welches mitten auf dem Obermarkte stand, diente ihm als Kanzel. Er predigte lateinisch, aber Bruder Gregorius dollmetschte es dem Volke. Er hat aber mit solcher Gewalt gepredigt, daß Viele sich von ihrem sündhaften Wandel bekehrt und weltlicher Hoffarth entsagt haben, brachten die Spielkarten, Würfel, Bretspiele und verbrannten sie. Viele schnitten sich die langen Haare ab, Andere hieben die langen, spitzen Schnäbel von ihren neumodischen Schuhen. Capistrano ging auch in die Häuser zu den Leuten und die Kranken brachte man zu ihm und er heilete sie mit einem Wundertuche, welches in das Blut des heil. Bernhard getaucht worden war, so ihm nach dem Tode aus der Nase geflossen. Wenn er an eine Kirche oder

Kapelle gekommen ist, hat er immer gefragt, wem sie geweiht sei, und wenn dann die Leute antworteten: der heil. Barbara oder dem heil. Nikolaus u. s. w., so sprach er: requiescat in pace; war aber die Kirche einem der heiligen Apostel geweiht, so betete er: ora pro nobis.

300. Lot's Weib.

Nach dem Wendischen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Die Priester haben den Städtern geweissaget; aber die Städter haben nicht daran geglaubt und sie gesteinigt, so daß auf den Gassen das rothe Blut herumfloß. Da fiel vom Himmel Schwefel, Pech und Feuer herab und die Menschen wollten fliehen. Die Armen banden ihre Bürden zusammen und die Reichen spannten die Rosse vor den Wagen.

Aber es konnte Niemand zur Stadt hinaus als der einzige fromme Gottesmann Lot. Der enteilte mit seinem Weibe dem Verderben. Doch diese konnte es vor angeerbter Neugier nicht lassen, sich mitten auf dem Wege nach der untergehenden Stadt umzusehen. Dafür erstarrte sie zur Salzsäule und blieb stehen, und wird da stehen bis auf den jüngsten Tag. Und wie bis auf den jüngsten Tag das Salzwasser von ihr herabträuft, so wird auch nimmermehr die Thränenquelle der Weiber versiegen.

301. Der Mann im Monde.

Nach dem Wendischen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Der Fiedler David saß auf einem Steine am Wege und machte ein trauriges Gesicht. Da begegnete ihm der gute Pfarrer und fragte ihn: „o mein David, warum spielst du nicht und machst ein so trauriges Gesicht?" „Ach!" sagte David, „wie sollt' ich nicht traurig sein, da ich gar Niemanden mehr auf dieser Erde habe? Vater und Mutter sind mir gestorben und brennen beide in der Hölle." Da erwiederte der gute Pfarrer: „O du mein lieber, lieber David, nimm doch dein Geiglein zur Hand, nimm dein Geiglein zur Hand und spiele drei Gesetzchen auf." Und David nahm sein Geiglein zur Hand und spielte drei Gesetzchen auf. Das erste Gesetzchen spielt er auf für den dreieinigen Gott, das zweite Gesetzchen für die allerreinste Jungfrau Maria und das dritte Gesetzchen für den werthen heiligen Geist. Und wie er das so schön und wohlklingend gethan hatte, daß ihm selbst und dem guten Pfarrer das Herz im Leibe bewegt ward, da sagte derselbe: „Hör' auf, hör' auf, o du mein lieber, lieber David, du hast schon gewonnen und hast genug gespielt für dein ganzes Erdenleben." Und David's Eltern gingen aus der Hölle in den Himmel und der Fiedler ward in den Mond erhoben. Dort steht er noch heutigen Tages mit seinem Geiglein und spielt den Engeln auf. Und wer das nicht glauben will, der sehe nur den Mond an, da wird er schon den David erblicken, wie er dasteht in seinen Hollunderhandschuhen, seinem Erlenjäckchen, seinen Haarweidenstrümpfen und seinen Birkenhosen.

302. Die Flucht Maria's.

Nach dem Wendischen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Am Weg', am Steg', an der Straße säete Gerste der arme Mann. Da ging die heilige Mutter Maria vorbei mit ihrem lieben Kindlein und grüßte den armen Mann also: „Helf Gott, helf Gott, mein lieber armer Mann, helf Gott dir und deiner Gerste. Wenn du die Gerste wirst gesät haben, so gehe nur immer heim und hole deine Sichel, denn wenn du an dem einen Ende wirst fertig gesät haben, so wird sie zum Schneiden reif sein an dem andern Ende. Und wenn dann die Juden hier vorbeikommen, das sündhafte Heidenvolk, so verschweige mich ihnen nicht, aber verrathe mich ihnen auch nicht." Und als Maria kaum hinter dem Berge eilends verschwunden war, kamen die sündhaften Juden herangejagt und grüßten den armen Mann also: „Helf Gott, helf Gott, mein lieber armer Mann, helf Gott dir und deiner Gerste. Ging nicht hier ein Weib vorbei mit ihrem kleinen Kindlein?" „Ja", antwortete der arme Mann, sie ging unlängst hier vorbei, als ich soeben die Gerste gesät hatte." „O du dummer, alberner Mann," höhnten die Juden, „das muß ja schon wenigstens zwölf Wochen her sein." Und auf der Stelle kehrten sie um, die Juden, das sündhafte Heidenvolk, und stachen die Kinder alle todt, vom ersten bis zweiten Jahre; aber Jesum Christum fanden sie nicht.

303. Die andächtigen Sänger.

Nach dem Wendischen.

Es geschah aber, daß der Herr Christus und der heilige Petrus in der Welt umherwandelten. Und sie kamen in ein Dörflein, wo man in einem Hause so schön sang. Und der Herr Christus blieb stehen, um zuzuhören, der heilige Petrus ging aber immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, sah er sich um und der Herr Christus stand noch dort. Der heilige Petrus ging aber immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, sah er sich wieder um, und der Herr Christus stand noch immer da. Der heilige Petrus ging aber doch noch immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, sah er sich noch einmal um, und siehe der Herr Christus stand noch da und hörte zu. Da kehrte der heilige Petrus auch um und kam wieder zu dem Hause und dort sang man so schöne Volkslieder. Da sie nun eine Zeitlang zugehört hatten, gingen sie Beide weiter und kamen an ein anderes Haus, dort sang man auch. Und der heilige Petrus blieb stehen um zu horchen, der Herr Christus ging aber immer weiter. Da ging der heilige Petrus auch weiter und wunderte sich gewaltig. Da sprach der Herr Christus: „Was wunderst du dich so gewaltig?" Und der heilige Petrus sprach: „Ich wundere mich darüber so gewaltig, daß du dort stehen bliebst, wo sie Volkslieder sangen, und hier vorbei gehst, wo sie

geistliche Lieder singen." Da sprach der Herr Christus: „Mein lieber heiliger Petrus, dort sangen sie Volkslieder, aber mit aller möglichen Andacht; hier singen sie geistliche Lieder, aber ohne die geringste Andacht."

304. Warum die Espe bebt.

Nach dem Wendischen.

Als der Herr Christus durch die weite Welt wandelte, kam er einmal mit seinen Jüngern in ein kleines Häuschen, um dort Herberge zu nehmen. Das kleine Häuschen gehörte einer armen Wittwe und die arme Wittwe wollte den Herrn gern beherbergen, aber weil sie doch so arm war, so konnte sie dem Herrn gar nichts zu essen vorsetzen. Der Herr aber sprach: „Sorge dich nicht, arme Wittwe, ich will für 30 Silberlinge Brod holen lassen." —

Und er fragte die Jünger, wer es holen wollte. Judas war geschwind bei der Hand und sagte: „Meister ich will gehen!" Und der Herr gab ihm die 30 Silberlinge und Judas ging damit fort in die Judengasse, um Brod zu kaufen. Als er in die Judengasse kam, fand er dort unter einem Bottich eine Gesellschaft Juden sitzen, die spielten Karten und Würfel. Sie riefen dem Judas zu, er möchte doch mitspielen. Judas wußte nicht, ob er der Aufforderung folgen sollte oder nicht und sprach bei sich: „Setz' ich oder setz' ich nicht? Ich verliere doch Alles." Aber der Versucher gewann zuletzt den Sieg und er setzte von den 30 Silberlingen, die ihm der Herr anvertraut hatte, um Brod zu kaufen. Das erste Mal gewann Judas. Da setzte er alle 30 Silberlinge und gewann auch das zweite Mal. Zum dritten Male setzte er Alles zusammen, aber da ließ ihn der Teufel im Stich und er verlor die 30 Silberlinge sammt seinem Gewinnste. Er war außer sich und wußte gar nicht, was er machen sollte. Die Juden aber sagten, sie wollten ihm die 30 Silberlinge wiedergeben, wenn er ihnen seinen Meister auslieferte und Judas nahm den Vorschlag an. — Als sie nun beim Abendmahl saßen fragte der Herr seine Jünger: „Welcher von euch hat mich verkauft?" Sankt Johannes fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch Sankt Petrus fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch der falsche Judas fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" Da sagte der Herr: „Judas, Judas, du falscher Judas, das weißt du am besten!" Da stand Judas auf und lief in seiner Angst hinaus, um sich zu hängen. Der Herr Jesus rief ihm nach: „Kehre um, o Judas, deine Sünde ist dir vergeben und deine Strafe ist dir erlassen!" Aber Judas hörte nicht darauf und lief immer fort, bis er in den Wald kam. In dem Walde stand eine Tanne, aber Judas ging weiter und sprach: „Dein Holz ist zu weich und meine Sünde ist zu schwer, du Tanne kannst mich nicht tragen." Und Judas lief immer weiter, bis dahin, wo eine Espe stand. Da blieb er stehen und sprach: „Dein Holz ist hart, o Espe, du mußt mich tragen können," und er hing sich auf an der Espe. Aber von

Stund' an fing die Espe an zu beben und zu zittern, und wird so beben und zittern bis zum jüngsten Tage.

305. Der heilige Johannistrunk.

Provinzialbl. S. 374. Thomas. diss. de poculo Joannis Lips. 1675. Haupt und Schmaler II. S. 218.

Bei den Wenden war es bis vor kurzer Zeit Sitte, daß die Bursche, ehe sie von einem Zechgelage nach Hause gingen, sich vom Wirthe einen unentgeldlich zu reichenden Abschiedstrunk forderten. Dieser hieß der heilige Johannes (swjaty Jan). Denn der heilige Johannes hatte der Legende nach seinen Giftbecher geleert, ohne daß es ihm geschadet. Deshalb wurde zu katholischen Zeiten am Tage St. Johannes auch den Laien ein Trunk geweihten Abendmahlsweines geschenkt, welcher nicht nur vor der Wirkung des Giftes und sonstiger Lebensgefahr bewahrte, sondern auch den Männern Kraft, den Jungfrauen Schönheit, den Weibern Fruchtbarkeit verleihen sollte. Dieselbe Heiligkeit hat man dann auch dem Abschiedstrunke zugeschrieben.

Anmerk. Noch manche Sage des ersten und zweiten Theiles könnte unter die Legenden gerechnet werden. Von der Jungfrau Maria handeln II. 273, 319; von St. Georg handelt I. 80; von St. Michael II. 85; von St. Wolfgang I. 309, II. 212; von St. Jakob II. 30; von St. Hippolyt I. 217; von St. Veit II. 25; von St. Meinhardt II 38; von St. Symphorianus II. 93, Anm. 6; von St. Laurentius II. 103a; von St. Johannes II. 149; von St. Wenzeslaus II. 150; von St. Nikolaus II. 182; von Sta. Hidda II. 216, 217; von Sta. Walpurgis II. 109; von Sta. Margaretha II. 256; von Engelserscheinungen I. 313, 343, 344, 368; von namenlosen Heiligen I. 92, 93, 105, 212, 213. Andere legendenartige Sagen: II. 81, 111, 126, 161, 175, 195, 198, 211, 241. 317, 318.

Fünfte Abtheilung:

Märchen.

V.

Märchen.

A. Deutsche Märchen.

306. Die fleißigen Spinnerinnen.

Nach Büsching I. 355.

Es war einmal ein Mädchen, das ward von seiner Mutter gar strenge behandelt und besonders zum fleißigen Spinnen allezeit angehalten. Aber das Mädchen war faul und wollte nicht spinnen. Da schlug die Mutter das Mädchen und das Mädchen setzte sich vor die Thür und weinte bitterlich. Da kam des Wegs ein fremder Ritter, der fragte das Mädchen, warum es also weinete. Da antwortete das Mädchen: Ach, lieber Herr, das glaubt kein Mensch, wie ich unschuldig leiden muß; meine Mutter hat mich geschlagen, weil ich allzufleißig gesponnen, denn sie meinet, daß ich ihr allzuviel des schönen, theuren Flachses versponnen habe.

Der fremde Ritter tröstete das Mädchen und sprach zu ihm: Ich kann in meinem Hause eine so fleißige Spinnerin wohl gebrauchen, komm mit mir, du sollst es gut haben. Das Mädchen dachte: so schlecht wie zu Hause kann mir's doch nirgends gehen, und ging mit dem fremden Ritter in sein Schloß.

Als sie dort angekommen waren, führte sie der fremde Ritter in die Spinnstube, da lag alles voll Flachs bis an die Decke. Und der Herr sprach: Wenn du dies Alles in einem Jahre aufspinnst, sollst du mein eheliches Gemahl werden. Darauf ging der Herr fort.

Das Mädchen aber sah zu seinem Schrecken, daß es ungeheuer viel Flachs war und daß es ihr ganz unmöglich sein würde, auch nur einen Theil davon abzuspinnen. Sie hatte aber eine Frau Pathe, der klagte sie ihre Noth und diese wußte auch wirklich Rath zu schaffen. Sie holte drei alte häßliche Weiber, die erboten sich den Flachs abzuspinnen in kurzer Zeit, wenn das Mädchen verspräche, sie zu ihrer Hochzeit einzuladen. Das versprach das Mädchen und ließ die drei alten häßlichen Weiber in die Spinnkammer und da spannen sie Tag und Nacht und es dauerte gar nicht lange, da war aller Flachs aufgesponnen. Da erinnerten sie das Mädchen noch einmal an das gegebene Versprechen und gingen von dannen.

Als der Herr die fleißige Arbeit sah, lobte er das Mädchen sehr, erklärte sie zu seiner Braut und richtete ein großes Hochzeitfest zu. Je näher der Tag kam, desto mehr ward dem Mägdlein bange wegen ihres Versprechens, denn die drei Spinnerinnen waren so abschreckend häßlich, daß sie sich ihrer schämen mußte vor all den eingeladenen, schönen und vornehmen Gästen. Die erste hatte Augen, die trieften unabläſſig, wie die Bäume, wenn's geregnet hat. Die andere hatte einen Mund, so groß und weit, daß er von einem Ohre zum andern reichte, die dritte aber war so entſetzlich dick und breit, daß in ihr Mieder mehr denn drei Dickbäuche ſich unbeſchwert hätten einknöpfen können.

Als nun der Hochzeittag immer näher herankam, ſagte das Mädchen zu ihrem Bräutigam: Ich habe drei alte Muhmen, die haben mir Gutes gethan und ich möchte ſie gerne einladen. Der Bräutigam ſagte: Ach ja, warum denn nicht. Da wurden die drei alten Spinnerinnen eingeladen.

Am Hochzeittage wimmelte es im Schloß von den vielen reichen und vornehmen Gäſten, die von allen Himmelsgegenden herbeigekommen waren, und endlich kamen auch drei Wagen mit den drei alten Weibern. Der Bräutigam ging hinaus, um ſie zu begrüßen und eine nach der andern aus dem Wagen zu heben. Als er nun die erſte aus dem Wagen hob, da verwunderte er ſich nicht wenig über ihre triefigen Augen, konnte es auch nicht bergen und fragte ſie: Ei, woher denn das böſe Spiel mit den Augen, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebſter Herr Bräutigam! entſtellt dies einigermaßen meine Schönheit, entgegnete dieſe, was iſt aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, als wodurch alle Unreinigkeiten des Flachſes mir in die Augen gefahren ſind und mir nun ein ſolches böſes Spiel daran zuwege gebracht haben. — Ach liebſter und beſter Herr! bewahret doch ja eure ſchöne Jungfer Braut vor ſolcher Ungeſtaltigkeit und traget Sorge dafür, daß ſie mit dem Spinnen ſich ja nichts zu ſchaffen mache!

Solche Worte nahm der Bräutigam ſich zu Herzen und gedachte bei ſich: Ei bewahre mich doch der Himmel vor ſolch' einem Ehegeſpons, wäre ich doch nicht ſicher, wenn ich ſie wollte herzen, daß ſie mich ſchier erſäufete mit ihren triefenden Augen.

Nicht weniger aber verwunderte ſich der Bräutigam, als er die zweite von jenen Frauensperſonen aus dem Wagen hob, über den ungeſtaltigen großen Mund, konnte auch Solches nicht bergen, ſondern fragte und ſagte flugs: Ei, woher denn der Unfall mit dem etwas großen Munde, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebſter Herr Bräutigam, entſtellt dies einigermaßen meine Schönheit, erwiederte dieſe, was iſt aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, als wobei ich allezeit den Faden, um ihn zu netzen, durch den Mund gezogen und auf ſolche Art ihn mir übermäßig erweitert

habe. — Ach, liebster und bester Herr! bewahret doch ja eure schöne Jungfer Braut vor solcher Ungestaltigkeit und traget Sorge dafür, daß sie mit dem Spinnen sich ja nichts zu schaffen mache!

Diese Worte nahm der Bräutigam sich ebenfalls zu Herzen und gedachte bei sich: Ei bewahre mich doch der Himmel vor solch' einem Ehegespons; wäre ich doch nicht sicher, wenn ich sie wollte herzen, daß sie mich verschlänge mit ihrem großen Rachen.

Noch vielmehr aber staunte der Bräutigam, als die dritte von jenen Frauenspersonen angefahren kam und er selbige aus dem Wagen heben wollte, über solche große Dicke und die absonderliche Mißgestalt ihres Leibes, als dergleichen ihm noch nicht zu Gesicht gekommen war bis auf den heutigen Tag; konnte auch Solches nicht bergen, sondern fragte und sagte flugs: Ei, woher denn die überaus dicke Leibesbeschaffenheit, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebster Herr Bräutigam! entstellt dies einigermaßen meine Schönheit, entgegnete sie, was ist aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, wobei ich allezeit und immerwährend auf einem Flecke still gesessen habe und mein Körper zu solch' einem beträchtlichen Umfange gediehen ist. — Ach liebster und bester Herr! bewahret doch ja eure schöne Jungfer Braut vor solcher Ungestaltigkeit und traget Sorge dafür, daß sie mit Spinnen sich ja nichts zu schaffen machte.

Abermals nahm der Bräutigam solche Worte sich zu Herzen und gedachte bei sich: Ei, bewahre mich doch der Himmel vor solch einem Ehegespons; wäre ich doch nicht sicher, wenn ich sie wollte herzen, daß sie mich schier erdrückte mit ihren ungestaltigen Armen.

Und so geschah es, daß der Ritter sich wohl hütete, von seiner jungen Frau zu verlangen, daß sie künftighin jemals ein Spinnrad anrührte. Das war der Faulen eben recht.

Anmerk. Vgl. Grimm's Kindermärchen I. No. 14. Die drei Unschönheiten sind dort Plattfuß, Hängelippe und dicker Daumen. Grimm vermuthet hinter diesen drei Spinnerinnen die nordischen Parzen, die drei Nornen Urd, Verdandi und Sculd, die Spinnerinnen des Schicksalsfadens (Mythol. S. 233). Der Plattfuß erinnert zugleich an die spinnende reine pédauque der provençalischen Sage, die ganze Zeichnung der drei alten Weiber an unsre zwergenhaften Holzweiblein — kurz, spinnende Frau Hollen, nach ihrer häßlichen und gutmüthigen Seite.

307. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Nach Büsching II. 17.

Eine Frau hatte drei Töchter, die hießen Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; denn die älteste hatte drei Augen, die andere zwei Augen und die jüngste nur ein Auge. Das eine bei der jüngsten und das dritte bei der ältesten stand aber mitten auf der Stirne.

Darum nun, weil das mittelste zwei Augen hatte wie jedes andere vernünftige Menschenkind, wurde sie von der Mutter und den Schwestern gehaßt, mußte immer die abgelegten Kleider der andern anziehen, bekam nichts zu essen als was die andern übrig ließen und obendrein Scheltworte und Schläge.

Die Frau aber hatte eine Ziege, die mußte Zweiäuglein alle Tage am Feldraine hüten.

Als sie eines Tages draußen bei ihrer Ziege saß und vor Hunger und Traurigkeit bitterlich weinte, siehe da trat eine Fee zu ihr und fragte sie liebreich, was sie weine?

Zweiäuglein erzählte der guten Fee ihr trauriges Schicksal und die gute Fee tröstete sie und sprach: Weil du ein so braves Mädchen bist, will ich dir helfen. Sage nur immer zu deiner Ziege: Zicklein meck! Tischlein deck! so wirst du immer genug zu essen und zu trinken haben und wenn du satt bist, brauchst du blos zu sagen: Zicklein meck! Tischlein weg! so wird Alles wieder verschwinden. So sprach die Fee und verschwand. Zweiäuglein aber, ganz überglücklich und von Herzen dankbar, versuchte sogleich das neu gelernte Kunststück. Und siehe, kaum hatte sie zu ihrer Ziege gesagt: Zicklein meck! Tischlein deck! da stand vor ihr ein Tischlein, sauber gedeckt und mit den herrlichsten Speisen und Getränken besetzt. Zweiäuglein langte sogleich tüchtig zu und aß sich zum erstenmal in ihrem Leben ordentlich satt. Dann sprach sie: Zicklein meck! Tischlein weg! und flugs verschwand die ganze Bescheerung vor ihren sichtlichen Augen.

Nun hatte Zweiäuglein alle Tage vollauf zu leben und verschmähte natürlich die magern Bissen, die ihr die böse Mutter reichte. Da wußten die zu Hause gar nicht, was das zu bedeuten habe, und eines Tages wurde ausgemacht, daß Einäuglein mit auf die Weide gehen sollte. Aber Zweiäuglein setzte sich neben die böse Schwester auf den Feldrain und erzählte ihr so lange lauter langweilige Geschichten bis Einäuglein ihr eines Auge zufiel. Und Zweiäuglein fing an zu singen: Einäuglein wachst du? Einäuglein schläfst du? Aber Einäuglein schlief ganz fest und schnarchte nur so.

Da sprach Zweiäuglein ihr Sprüchlein und da erschien ihr Tischlein und da aß sie sich satt und dann sprach sie ihr anderes Sprüchlein und Alles war wieder verschwunden. Als endlich Einäuglein erwachte, da sprach Zweiäuglein: du hast aber recht lange geschlafen, komm, wir müssen nach Hause gehen. Und Einäuglein konnte zu Hause gar nichts berichten und entschuldigte sich mit ihrem einen Auge, mit dem könne sie nicht so viel sehen, als andere mit zweien oder dreien.

Da schickte die Mutter des andern Tages Dreiäuglein mit auf die Weide. Aber Zweiäuglein setzte sich neben ihre böse Schwester auf den Feldrain und erzählte ihr so lange lauter langweilige Geschichten bis Dreiäuglein

ihre drei Augen zuzufallen anfingen. Allein anstatt nun zu singen: Dreiäuglein wachst du? Dreiäuglein schläfst du? sang sie aus Versehen: Dreiäuglein wachst du? Zweiäuglein schläfst du? da blieb das dritte Auge Dreiäugleins offen, ohne daß es Zweiäuglein merkte und mit diesem dritten Auge sah sie dann Alles mit an.

Als sie nun nach Hause kamen, erzählte Dreiäuglein Alles haarklein der Mutter und diese war darüber so zornig, daß sie auf der Stelle Zweiäugleins Ziege schlachtete.

Zweiäuglein war nun so arm wie vorher und saß wieder traurig und in Thränen auf dem gewohnten Feldrain. Da kam aber wieder die gute Fee und tröstete Zweiäuglein und sagte ihr, sie solle sich nur die Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben lassen und an der Hausthürschwelle vergraben.

Zweiäuglein that wie ihr geheißen ward und vergrub bei Sonnenuntergang in aller Stille die Eingeweide der Ziege an der Hausthürschwelle, und siehe da, den nächsten Morgen stand vor der Hausthür ein wunderschöner Baum mit silbernen Blättern und goldenen Aepfeln. Da gingen sie alle hinaus, um den Baum zu erklettern und die goldenen Aepfel zu pflücken, aber der Baum war wie lebendig und sie purzelten herunter, wenn sie hinaufklettern wollten und wenn sie nach den Früchten griffen, bogen sich die Zweige zurück, so daß sie auch nicht einmal ein Blättlein erlangen konnten. Aber wenn Zweiäuglein kam, so schmiegte sich ihr der Baum mit den Zweigen entgegen und die goldnen Aepfel kamen ihr wie von selber in die Hände, so daß sie schnell eine ganze Schürze voll hatte und die andern alle wüthend waren vor Neid.

Es kam aber gerade ein schöner fremder Herr am Hause vorbeigeritten. Als sie den von ferne sahen, ergriffen sie Zweiäuglein und steckten sie unter ein Faß. Der schöne fremde Herr kam heran und begehrte einen Zweig von dem wunderbaren Baume. Und sie versuchten alle nach einander den Baum zu erklettern, aber der Baum war wie lebendig und sie purzelten alle herunter und wenn sie nach den Früchten griffen, bogen sich die Zweige zurück, so daß sie auch nicht einmal ein Blättlein erlangen konnten.

Da war der schöne fremde Herr sehr verwundert und sagte, der wahre Besitzer des Baumes sei wohl nicht zu Hause und ob denn Niemand im Hause sei, der die goldenen Aepfel brechen könnte. Nein, sagten die drei, Niemand.

Aber Zweiäuglein unter dem Fasse hörte Alles mit an und nahm einen ihrer goldenen Aepfel aus der Schürze und ließ ihn leise unter dem Fasse hervorkollern, daß er bis zu den Füßen des schönen fremden Herrn rollte.

Da sprach der schöne fremde Herr: der wahre Besitzer ist unter dem Fasse, ging hin und hob das Faß auf. Da kam Zweiäuglein heraus und erzählte ihm Alles. Der aber sah, daß Zweiäuglein nicht blos die reichste,

sondern auch die schönste von den drei Schwestern sei und begehrte sogleich sie zu heirathen. Zweiäuglein pflückte nun den ganzen Baum ab, daß es ein ganzer Wagen voll Gold und Silber wurde und zog mit dem schönen fremden Herrn auf sein Schloß und wurde eine vornehme Dame. — Die böse Mutter aber und Einäuglein und Dreiäuglein ärgerten sich darüber so ungeheuer, daß sie bald darauf starben.

308. Vom tapfern Schmied.

Haupt's Zeitschrift für deutsche Alterth. II. S. 359.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten mit einander durch die Welt. Einst verirrten sie sich in einem Walde und waren daher sehr froh, als sie in der Ferne ein Gemäuer erblickten, in dem sie Obdach zu finden hofften. Sie gingen also darauf zu und sahen, daß es ein wüstes Schloß war, in welchem man zur Noth noch wohnen konnte. Sie beschlossen also sich hier einzurichten und wurden bald einig, daß eins von ihnen daheim die Wirthschaft bestellen sollte, während die beiden anderen aus wären.

Das Loos, zu Hause zu bleiben, traf zuerst die Nonne; als nun der Bergmann und der Schmied in den Wald gegangen waren, besorgte die Nonne die Küche, und als ihre Gefährten zur Mittagszeit nicht heim kamen, verzehrte sie ihren Theil von der Mahlzeit. Da trat urplötzlich ein graues Männchen zur Thür herein, schüttelte sich und sprach: „O, wie friert mich!" Die Nonne antwortete: „Setze dich zum Ofen und wärme dich." Das Männchen befolgte ihren Rath, aber bald rief es wieder: „O, wie hungert mich!" Die Nonne sagte: „Auf dem Ofen steht Essen, so iß!" Da machte sich das Männchen über die Speise und aß in Geschwindigkeit Alles auf, was da war. Darüber wurde die Nonne zornig und schalt, daß für ihre Gefährten gar nichts übrig gelassen sei. Da gerieth auch das Männchen in Wuth, nahm die Nonne, schlug sie und warf sie von einer Wand zur andern. Darauf ließ es sie liegen und ging seines Weges. Am Abend kamen Bergmann und Schmied nach Hause. Als sie nichts zu essen fanden, machten sie der Nonne große Vorwürfe und wollten ihr nicht glauben, als sie ihnen erzählte, was ihr widerfahren wäre.

Den folgenden Tag erbot sich der Bergmann das Haus zu hüten und versprach schon dafür zu sorgen, daß Niemand hungrig zu Bette gehen dürfte. So gingen die beiden anderen in den Wald und der Bergmann besorgte das Essen, verzehrte seinen Theil und setzte das Uebrige auf den Ofen. Da trat das Männchen herein, aber wie erschrak der Bergmann, als er sah, daß es zwei Köpfe hatte. Es schüttelte sich und sprach: „O, wie friert mich!" Furchtsam verwies es der Bergmann zum Ofen. Bald darauf klagte es: „O, wie hungert mich!" „Auf dem Ofen steht Essen, so iß!" antwortete der Bergmann. Da fiel das Männchen mit seinen beiden Köpfen über das Essen her

und bald war Alles aufgezehrt; als der Bergmann es deswegen ausschalt, erging es ihm wie der Nonne. Das Männchen schlug ihn, warf ihn von einer Wand zur anderen, ließ ihn dann liegen und ging davon. Als nun am Abend der Schmied mit der Nonne heim kam und nichts für seinen Hunger fand, gerieth er mit dem Bergmann in Streit und vermaß sich so hoch und theuer, morgen sei an ihm die Reihe, das Haus zu hüten; da solle es Keinem an Essen fehlen.

Als am andern Tage das Essen fertig war, kam das Männchen wieder, und diesmal hatte es drei Köpfe. Es klagte über Frost und der Schmied hieß es sich an den Ofen zu setzen. Als es darauf über Hunger klagte, theilte der Schmied von dem Essen etwas ab und setzte es ihm hin. Damit war das Männchen geschwind fertig. Es sah sich mit seinen sechs Augen begierig um und verlangte mehr. Und als der Schmied sich weigerte, ihm mehr zu reichen, wollte es ihm mitspielen wie der Nonne und dem Bergmanne. Der Schmied aber nahm seinen großen Schmiedehammer, ging auf das Männchen los und schlug ihm zwei von seinen Köpfen ab, so daß es eilig die Flucht ergriff. Der Schmied lief ihm durch viele Gänge nach, bis es bei einer eisernen Thür plötzlich vor ihm verschwand. Nun mußte der Schmied es aufgeben, das Männchen noch weiter zu verfolgen; nahm sich aber vor, nicht eher zu ruhen, als bis er mit seinen beiden Gefährten Alles glücklich bestanden hätte. Indessen waren der Bergmann und die Nonne nach Hause gekommen. Der Schmied brachte ihnen, wie er versprochen hatte, ihr Essen und erzählte ihnen sein Abenteuer; zeigte ihnen auch die beiden abgehauenen Köpfe; und darauf beschlossen alle drei, sich von dem grauen Männchen, wenn es möglich wäre, ganz zu befreien. Gleich am folgenden Tage gingen sie an's Werk. Sie mußten lange suchen, ehe sie die eiserne Thür fanden, bei der das Männchen gestern verschwunden war. Und es kostete große Mühe, ehe sie sie aufsprengten; da that sich ein weites Gewölbe vor ihnen auf. Darin saß ein schönes Mädchen an einem Tische und arbeitete. Sie sprang auf und fiel ihnen zu Füßen, indem sie ihnen für ihre Befreiung dankte und erzählte, sie sei eine Königstochter und von einem mächtigen Zauberer hierher gebannt worden. Gestern Mittag habe sie plötzlich empfunden, daß der Zauber gelöst sei. Seitdem habe sie jede Stunde auf ihre Befreiung gehofft. Aber außer ihr sei noch eine Königstochter in dieses Schloß gebannt. Darauf gingen sie und suchten auch diese auf und befreiten sie. Freudig dankte sie ihnen und sagte, daß auch sie gestern zu Mittag es gefühlt habe, wie ihre Verzauberung gelöst sei. Nun erzählten die beiden Königstöchter ihren Befreiern, in verborgenen Kellern des Schlosses sei ein großer Schatz, den ein Hund bewache. Sie gingen hin und fanden das Thier, und der Schmied erschlug es mit seinem schweren Hammer, wie sehr es sich auch zur Wehr setzen mochte. Der Schatz aber war Gold

und Silber, ganze Pfannen voll, und dabei saß ein schöner Jüngling, der ging ihnen entgegen und dankte ihnen, daß sie ihn erlöst hätten; er sei der Sohn eines Königs, aber von einem Zauberer in dieses Schloß gebannt und in das dreiköpfige Männchen verwandelt worden. Als er zwei von seinen Köpfen verloren, da sei die Verzauberung der beiden Königstöchter gehoben worden und als der Schmied den gräßlichen Hund erschlagen, da sei auch er erlöst gewesen. Dafür sollten sie nun den ganzen Schatz zum Lohne haben. Darauf ward der Schatz getheilt und ehe sie damit fertig waren, hatten sie lange zu thun. Die beiden Königstöchter aber heiratheten aus Dankbarkeit für ihre Erlösung die eine den Schmied, die andere den Bergmann, und der schöne Königssohn heirathete die Nonne. So lebten sie in Frieden zusammen bis an ihren Tod.

B. Wendische Märchen.

Aus Haupt und Schmaler's wend. Liedern II. Anhang.

309. Jemandes Schaden, Jemandes Spott.

Drei gute Kameraden, Köhlchen, Bläschen und Strohhälmchen, gingen zusammen in die Fremde. Unterwegs auf ihrer Reise kamen sie an einen Pferdetritt voll Wasser und wußten lange nicht, wie sie über das Meer kommen sollten. Zuletzt faßten sie aber doch den Beschluß, daß sich Strohhälmchen querüber legen solle und die andern wollten auf ihm das Meer überschreiten. Das Köhlchen ging voran. Als es aber bis zu Strohhälmchens Hälfte gekommen war, wollte es sich ein Weilchen umsehen, durchbrannte aber hierbei Strohhälmchen und beide ertranken. Bläschen, dem schon sonst alles lächerlich war, fing an hierüber so sehr zu lachen, daß es zerplatzte.

Und Steinchen, welches zusah, sagte: Ja doch, ja: Jemandes Schaden, Jemandes Spott! — Aber bisweilen geräth es den Spöttern doch auch übel.

310. Des Wolfes glücklicher Tag.

Es war aber eines Morgens, daß sich der Wolf auf seinem Lager dehnte und streckte und die Sonne warf ihren Schein auf ihn. Der Fuchs ging aber gerade vorbei. Und er sagte: Du wirst am heutigen Tag lauter Glück haben. Und der Wolf sagte: Wie so? Und der Fuchs sagte: Weil die Sonne ihren Schein auf dich geworfen, da du dich dehntest. Und der Wolf sagte: Ich wollte heute sonst nicht ausgehen, aber wenn dem so ist, so werde ich doch geh'n.

Und er fing an quer durch den Wald zu laufen, und traf dort zwei Diebe, die trugen jeder eine Bürde Speck. Als sie den Wolf erblickten, warfen sie den Speck hin und entflohen. Der Wolf beroch die Speckseiten und sagte:

Der Fuchs hatte doch Recht, daß ich heute lauter Glück haben werde. Siehe, welch' schöner Speck! Aber wer wird denn schon jetzt des Morgens Speck essen? Da hat man ja dann den ganzen Tag großen Durst.

Und er lief weiter und kam auf eine Weide. Dort erblickte er eine Stute mit einem Füllen. Und er gedachte bei sich: Das war besser. Und er sagte zu der Stute: Meine Stute, ich habe am heutigen Tage lauter Glück und daher werde ich jetzt dein Füllen verspeisen. Und sie sprach zu dem Wolfe: Mein Wolf, das ist mir sehr lieb, und ich schätze das sehr hoch, daß ein so hoher Herr mein Füllen verspeisen will. Aber würdest du wohl nicht so gut sein und mir vorher einen Gefallen erzeigen? Ich habe gehört, daß du ein ausgezeichneter Arzt seist; ich habe mir aber in den rechten Hinterfuß einen schauderhaften Splitter eingestochen und bin dahin und dorthin gegangen, aber es kann mir Niemand helfen. Würdest du nicht so gütig sein und als ausgezeichneter Arzt mich von meinen Schmerzen befreien? — Der Wolf gedachte bei sich: Ausgezeichneter Arzt! hm, das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Stute würde doch nicht so reden, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: Zeige doch! und trat näher. Und die Stute erhob ihr Bein und als er es so recht genau besehen wollte, schlug sie ihn doch dergestalt vor den Kopf, daß er in Ohnmacht fiel. Und sie entfloh mit ihrem Füllen.

Als sich der Wolf wieder etwas erholt hatte, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Stute so betrogen hatte. Aber er sprach zu sich: Wer hat dir geheißen, dich für einen ausgezeichneten Arzt auszugeben, so du doch keiner bist? Und er betastete seinen Kopf und sagte: Aber es ist, Gott sei Dank! nichts entzwei und der Fuchs hat gesagt, daß ich am heutigen Tage lauter Glück haben werde, darum wird es schon besser kommen. Und es däuchte ihn, daß er ziemlich hungrig sei. Und er trabte weiter und kam an eine Mühle. Dort erblickte er eine Sau mit ihren Ferkeln. Und er gedachte bei sich: das ist trefflich! Und er sprach zu der Sau: Meine Sau! Ich habe am heutigen Tage lauter Glück, und daher werde ich jetzt dein schönstes Ferkel verspeisen. Und sie sprach zu dem Wolfe: Mein Wolf! das ist mir sehr lieb und ich schätze das sehr hoch, daß ein so großer Herr mein schönstes Ferkel verspeisen will. Aber würdest du wohl nicht so gut sein und ein kleines Weilchen warten? Siehst du, das Ferkel ist sehr schmutzig und kothig; so schickt es sich doch für vornehme Leute nicht. Ich will es dir recht rein abwaschen, wie es sich für einen solchen vornehmen Herrn gehört. Der Wolf gedachte bei sich: Vornehmer Herr! hm! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Sau würde doch nicht so reden, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: Wasche es ab, und setzte sich an's Ufer. Und die Sau stürzte sich mit ihren Ferkeln in den Fluß und schwamm immer näher zur Mühle, und ehe sich's der Wolf versah, war sie mit ihnen durch die Freirinne

verschwunden. Als nun der Wolf dahinter gekommen war, daß sie ihm mit den Ferkeln entflohen war, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Sau so betrogen hatte. Aber er sprach zu sich: Wer hat es dir geheißen, dich für einen vornehmen Herrn auszugeben, da du doch keiner bist. Jetzt hat dich die Sau, ein so dummes Thier, betrogen. Und es däuchte ihn, daß er bereits sehr hungrig sei. Und er sagte: Ein Weilchen werde ich es doch noch aushalten. Der Fuchs hat ja gesagt, daß ich heute lauter Glück haben werde; es wird schon noch besser kommen.

Und er schritt weiter und kam auf ein Feld. Dort erblickte er zwei Ziegenböcke, die einander nur so stießen. Und er gedachte bei sich: Bockfleisch? darauf habe ich keinen rechten Appetit; aber der Hunger ist ein böser Feind. Und er sprach zu den Ziegenböcken: Meine Ziegenböcke! Ich habe am heutigen Tage lauter Glück und daher werde ich jetzt einen von euch verspeisen. Und sie sprachen zu dem Wolfe: Mein Wolf, das ist uns sehr lieb und wir schätzen das sehr hoch, daß ein so großer Herr einen von uns verzehren will. Aber würdest du nicht so gut sein und uns zuvor einen Gefallen thun? Wir haben gehört, daß du ein so angesehener Rechtsgelehrter bist. Nun haben wir gerade einen gewaltigen Prozeß um dieses Feld, und sind dahin und dorthin gegangen, um uns Raths zu erholen, aber bis jetzt konnte uns Niemand auf den rechten Weg bringen. Würdest du nicht so gut sein und als angesehener Rechtsgelehrter entscheiden, welchem das Feld gehören soll? Setz' du dich hier auf die Mitte des Feldes, wir beide wollen aber jeder an ein Ende gehen, und wer am ehesten bei dir ist, der hat gewonnen. So erfahren wir doch noch vor unserm Tode, wem das Feld eigentlich gehört. Der Wolf hätte am liebsten auf der Stelle einen verschlungen, aber er gedachte bei sich: Angesehener Rechtsgelehrter! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Ziegenböcke würden doch nicht so sprechen, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: So laufet! und setzte sich in die Mitte des Feldes. Und die Ziegenböcke nahmen am Ende des Feldes einen Anlauf und trafen bei dem Wolfe mit solcher Gewalt zusammen, daß sie ihm den Athem ausschlugen und sie entflohen.

Als der Wolf nach einer langen Weile wieder zu Kräften gekommen war, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Ziegenböcke so betrogen hatten. Aber er sprach zu sich selbst: Wer hat dir's geheißen, dich für einen angesehenen Rechtsgelehrten auszugeben, da du doch keiner bist? Und es däuchte ihn, daß er ungeheuer hungrig wäre, und er sprach: Weiter werde ich doch noch gehen; hat ja doch der Fuchs gesagt, daß ich am heutigen Tage lauter Glück haben werde, es wird wohl doch noch was Gutes kommen. Und er schlich weiter und kam auf eine große Flur. Dort erblickte er eine ganze Heerde Schafe in ihrer Hürde und keinen Schäfer und keine Hunde dabei. Da gedachte er bei sich: das ist gut. Und er sprach zu den Schafen: Meine

Schafe! ich habe am heutigen Tage lauter Glück, und daher werde ich jetzt eins von euch verspeisen. Und sie sprachen zu dem Wolfe: Mein Wolf! das ist uns sehr lieb und wir schätzen dies sehr hoch, daß ein so großer Herr von uns eins verspeisen will. Aber würdest du nicht so gut sein und uns zuvor einen Gefallen erzeigen? Wir haben gehört, daß du ein sehr gelehrter Vorsänger bist, und wir haben gerade außerordentliche Sorge, wer den Kantorposten versehen soll; denn uns ist der schönste Stähr gestorben, und wir sind dahin und dorthin gegangen, aber Niemand kann uns aus der Noth helfen? Dem Wolfe hing der Rachen wohl sehr nach dem Fraße; aber er gedachte bei sich: Gelehrter Kantor! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Schafe würden doch nicht so reden, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: So gebet Acht! und stieg auf die Hütte des Schäfers hinauf und schwenkte mit großem Ernste den einen Fuß hin und her, damit sie sähen, wie er den Takt angäbe. Und die Schafe begannen aus vollem Halse zu blöken, eins immer mehr als das andere und der Wolf heulte, das das ganze Dorf und alle Hunde zusammen gelaufen kamen. Als er gerade im schönsten Singen war, versetzte ihm Jemand auf einmal einen solchen Schlag, daß er von der Hütte herunterstürzte. Nun fingen ihn die Hunde an zu zausen und die Leute begannen mit allerhand nichtswürdigen Knitteln, Stangen und Gabeln zu hauen, zu stoßen und zu stechen, daß der Wolf mit genauer Noth entfloh und in einem Dickicht auf allen Seiten verwundet und zerprügelt liegen blieb. Und als er dort lag und stöhnte, ärgerte es ihn doch ungeheuer, daß die Schafe ihn so betrogen hatten. Aber er sprach zu sich selbst: Wer hat es dir geheißen, dich für einen gelehrten Kantor auszugeben, da du doch keiner bist. Jetzt haben dich die Schafe, die allerdümmsten Thiere, betrogen. Und es däuchte ihn, daß er fast verschmachten müsse. Und er sagte: Ich habe ja doch den Speck, das ist auch noch ein gutes Abendessen. Und er kam, nachdem er manche Pause hatte machen müssen, dahin, wo er die beiden Diebe vertrieben hatte; aber der Fuchs hatte schon den ganzen Speck weggeschleppt.

311. Der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen.

Es war ein schönes Wetter und der Mond schien so hell und der Fuchs und der Wolf zogen auf Abenteuer aus. Da kamen sie zu einem kleinen Brünnlein, und der Wolf sagte: was ist das? Und der Fuchs sagte: wo denn? Der Wolf sagte: hier in dem Brunnen. Der Mond aber schien so schön in das Brünnlein, und es war Vollmond. Und der Fuchs sagte: das ist ein Süßkäse. Der Wolf sagte: Süßkäse esse ich ungeheuer gern. Der Fuchs sagte: ich habe keinen Appetit darauf, ich habe mich an Kalinkenbeeren gesättigt. Und der Wolf sagte: wenn ich doch den Süßkäse hätte. Da sagte der Fuchs: sauf nur das Wasser aus. Und der Wolf fing an das Wasser

zu saufen, während der Fuchs ihm hurtig einen Propf beibrachte. Und er soff das ganze Wasser bis auf den Boden aus, aber da war kein Süßkäse. Und sie sprachen zu einander: es mag ihn wohl Jemand genommen haben; dann gingen sie in die Spinnstube. Dorthin kamen auch andere Burschen und sie beschlossen, einen Spinnabend zu feiern; und der Fuchs entdeckte, daß es in der Stubenkammer gute Würste gäbe. Und er gedachte bei sich: ich esse Würste ungeheuer gern, ach wenn ich die Würste hätte! Aber vor der Stubenkammer lag ein gewaltiger Kettenhund, sein alter Feind, und rührte sich nicht von der Thüre. Da stieß der Fuchs dem Wolf den Propf ab und der überschwemmte die ganze Stube, und das Wasser stieg immer höher, so hoch, daß man auf die Bänke fliehen mußte; und der Fuchs stürzte unter die Würste. In der Stube aber fingen sie an sich zu zanken und über den Wolf zu schimpfen, bis sie in eine Schlägerei mit ihm geriethen. Und sie zerdrasschen ihn schrecklich und warfen ihn zuletzt hinaus, daß er auf dem Kehricht liegen blieb. Der Fuchs aber hatte unterdessen die ganzen Würste aufgefressen und sich so vollgestopft, daß er kaum kriechen konnte. Und bei den Würsten standen Preißelbeeren, mit diesen beschmierte er sich; da sah er aus, als sei er blutig. Und der Wolf stöhnte auch sehr und klagte dem Fuchse, wie man mit ihm verfahren wäre, und er stand auf und fing an umherzuwandeln. Und der Fuchs sagte: au, iau, iau, mir ist es noch viel schlimmer gegangen, ich weiß nicht, wie ich nach Hause kommen werde, siehst du nicht, wie ich blute? Und er stund auf und fiel immer wieder hin und sagte: mein lieber Wolf, ich bitte dich, daß du mich nach Hause tragst. Und der Wolf nahm ihn auf den Rücken. Als sie nun ein Stückchen weiter gekommen waren, sagte der Fuchs leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Und der Wolf sprach: was flüsterst du? Der Fuchs sagte: ach, ich weiß nicht, was ich vor Schmerzen und Elend rede. Da trug er ihn weiter. Und als sie wieder ein Stückchen weiter kamen, sagte der Fuchs leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Und der Wolf sprach: was flüsterst du? Der Fuchs sagte: ach, ich weiß nicht, was ich vor Schmerzen und Elend rede. Und da trug er ihn wieder weiter. Und als sie noch ein Stückchen weiter kamen, sagte der Fuchs wieder ganz leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Der Wolf aber verstand diesmal seine Worte und ergrimmte sehr, und da er ihn gerade über einen Steg trug, warf er ihn in den Graben hinunter in's Wasser und ging seines Weges. Das ärgerte aber den Fuchs über die Maßen sehr.

312. Des Wolfes unglücklicher Fischfang.

Und hierauf gingen der Wolf und der Fuchs Abends wieder umher, und es war ziemlich kalt. Und der Fuchs sagte: ich habe einen guten Pelz, aber mich friert doch fast. Und der Wolf sagte: ich habe mein Lebtage ge-

hört, daß es bei jungen Mädchen warm ist, drum wollen wir in die Spinnstube gehen. Und der Fuchs sagte: meinetwegen. Und sie kamen hin, und der Wolf fing an, sich um die Mädchen zu bethun, der Fuchs machte sich's aber am Ofen bequem. Und er hatte gerade rechten Appetit auf etwas Leckerhaftes. Und er fing an, hie und da umherzukriechen, aber er konnte nichts ausschnüffeln. Und er ging heraus, um eine Kahnfahrt zu machen. Dort fuhr gerade einer mit Heringen vorbei. Da sprang der Fuchs auf den Wagen und öffnete eine Tonne und warf ziemlich viel Häringe aus derselben heraus. Dann sprang er wieder herunter und aß alle Häringe auf bis auf einen. Und als er nun auch diesen anbeißen wollte, kam der Wolf und sagte: Was issest du? Und der Fuchs sagte: Fische. Willst du kosten? und er gab ihm einen halben Häring, und der schmeckte dem Wolfe sehr. Und er sprach: wo hast du solche Fische gefangen? Und der Fuchs antwortete: hier in dem Teiche. Und der Wolf sagte: solche möchte ich auch fangen. Und der Fuchs sagte: da hänge den Schwanz in's Wasser. Es war aber grade eine Kälte eingetreten, daß es nur so glühte. Und nach einer Weile wollte der Wolf seinen Schwanz herausziehen. Aber der Fuchs sagte: Untersuche die Schwere! Und der Wolf sagte: ich merke nichts. Und der Fuchs sagte: da ist's zu zeitig. Und nach einer ziemlichen Weile wollte er seinen Schwanz wieder herausziehen, aber der Fuchs sagte: untersuche die Schwere! Und der Wolf sagte: mir scheint es, als wenn etwas faßte. Und der Fuchs sagte: das ist immer noch zu zeitig, das sind kleine Fischchen. Und der Schwanz war ziemlich eingefroren. Und nach einer langen Weile wollte der Wolf wiederum seinen Schwanz herausziehen, aber der Fuchs sagte: untersuche die Schwere! Und er sagte: mir scheint es, daß ich einen recht großen Fisch gefangen habe. Und der Schwanz war fest eingefroren. Da sagte der Fuchs: zieh! Aber er konnte ziehen, so sehr als er nur wollte, er zog ihn doch nicht heraus. Und der Fuchs sprach: stemm dich, ja stemme dich, ich habe mich auch stemmen müssen, wenn ich nicht im Graben liegen bleiben wollte. Und er ging seines Weges. Und der Wolf zog und zog, und riß und riß, bis er sich immer mehr den Schwanz abriß. Das ärgerte ihn aber doch verflucht und er war von derselbigen Zeit an der beständige Feind des Fuchses.

313. Der Krieg des Wolfes und des Fuchses.

Und in Brischko hatten Pardonja's eine alte Katze und Nasdalak's einen alten Hund. Und Pardonja sagte zu seiner Frau: Was sollen wir nur mit der Katze länger? Sie fängt ganz und gar keine Mäuse mehr. Weißt du was, ich werde sie ersäufen. Sie sprach aber: Thue das nicht, sie fängt doch wohl noch Mäuse. Aber er sprach: Schwatze nur! auf der können die Mäuse tanzen und sie wird keine zu fassen bekommen. Sobald als ich sie erblicke, muß sie in's Wasser. Das that aber der Frau Pardonja sehr leid. Die

Katze lag aber hinter dem Ofen und bemerkte Alles. Und sie wurde sehr traurig. Und Pardonja ging auf's Feld. Da stand sie auf und miaute so rührend. Und die Frau Pardonja öffnete ihr schnell die Thüre und sprach: Entfliehe, du armes Thier, bevor Unser wieder nach Hause kommt. Und die Katze lief gesenkten Kopfes in die Kieferchen. Und als Pardonja heimkam, sagte die Frau Pardonja: Sie ist entflohen. Und Pardonja sagte: Das ist ihr Glück. Und die Frau Pardonja sagte: Ach, du armes Thier.

Und Nasdalak sagte zu seiner Frau: Was sollen wir nur mit dem Hunde länger? Er ist ganz taub und blind, und bellt, wenn es unnöthig ist, und ist ruhig, wenn er Lärm machen sollte. Weißt du was, ich werde ihn hängen. Die Frau Nasdalak sprach aber: Thue doch das nicht, er ist doch wohl nicht so untauglich. Aber er sprach: Schwatze nur, da kann der ganze Hof voll Diebe sein und er wird doch keinen verrathen. Wenn ich ihn heute erblicke, so ist's aus mit ihm. Das that aber der Frau Nasdalak sehr leid. Der Hund lag aber im Winkel und bemerkte Alles. Und er wurde sehr traurig. Und Nasdalak ging auf's Feld. Da stand er auf und heulte so rührend. Und die Frau Nasdalak öffnete schnell die Thüre und sprach: Entflieh', du armes Thier, bevor Unser wieder nach Hause kommt. Und der Hund lief mit hängendem Schwanze in die Kiefern. Und als Nasdalak heimkam, sagte die Frau Nasdalak: Er ist entfloh'n. Und Nasdalak sagte: Das ist sein Glück. Und die Frau Nasdalak sagte: Ach, du armes Thier.

Es geschah aber, daß sich die Katze und der Hund in den Kiefern trafen. Und sie waren sonst in Brischko keine großen Freunde, aber in den Kiefern war das anders. Und unter einen Wachholderstrauch setzten sie sich und dort klagten sie sich ihre Noth.

Und dort kam der Fuchs zu ihnen. Und er sprach: Was sitzet ihr hier und klagt euch solche Reime vor. Und die Katze sagte: Ich habe manche liebe Maus gefangen, und jetzt, da die alten Tage gekommen sind, will man mich ersäufen. Und der Hund sagte: Ich habe manche liebe Nacht gewacht, und jetzt, da die alten Tage gekommen sind, will man mich hängen. Und der Fuchs sagte: Euch geht's gerade wie herrschaftlichen Dienern. Aber ich will euch wieder zu eurem Dienste verhelfen, ihr müßt mir jedoch auch bei einer Sache behülflich sein. Und sie sagten: ja. Und der Fuchs sprach: Der Wolf hat mir den Krieg erklärt und tritt mit dem Bär und dem wilden Schwein gegen mich auf. Und wir wollen morgen eine große Schlacht liefern. Und sie sprachen: Wir werden mit dir zusammen in den Krieg ziehen, denn es ist doch rühmlicher, vor dem Feinde sein Leben zu lassen, als in den Kiefern umzukommen. Und sie gaben sich die Pfoten darauf. Der Fuchs ließ aber dem Wolfe sagen, er möchte an den bestimmten Ort zum Kampfe kommen. Und sie zogen hin. Und der Wolf, der Bär und das wilde Schwein

waren zuerst da. Und sie warteten eine ziemliche Weile, und der Fuchs, die Katze und der Hund kamen noch nicht. Und der Bär sagte: Ich will einmal hier auf die Eiche steigen, vielleicht erblicke ich sie irgendwo. Und er schaute das erste Mal umher und sagte: ich sehe nirgends was. Und er schaute das zweite Mal umher und sagte: ich sehe noch nirgends was. Und er schaute das dritte Mal umher und sagte: Siehe, dort in der Ferne kommen die Lausknicker angezogen. Ei, was der eine für eine Lanze hat. Das aber war die Katze, welche mit ihrem Schwanze so in der Luft herumwedelte. Und sie hatten ihren Spott. Und es war erschrecklich warm. Und der Bär sagte: das kann noch einen halben Tag dauern, ehe die kommen, ich werde mich hier auf einen Ast strecken. Und der Wolf legte sich unter die Eiche in den Schatten, das wilde Schwein grub sich aber in einen Haufen Streu ein, daß nur eine Ohrspitze zu sehen war. Hierauf kamen aber der Fuchs, die Katze und der Hund. Und die Katze erblickte das Ohr, welchem gerade eine Stechfliege einen Stich gab, und das Schwein machte mit dem Ohr eine Bewegung. Da stürzte sich die Katze auf dasselbe. Und das wilde Schwein erschrak sehr, grunzte einmal und entfloh. Die Katze aber erschrak noch mehr, spuckte einmal und flog auf die Fichte und gerade dem Bär ins Gesicht. Und der Bär erschrak am meisten, knurrte einmal und stürzte sich von der Eiche herab und fiel gerade auf den Wolf. Und er schlug ihn mausetodt und entfloh.

Da zogen sie wieder aus dem Kriege heim,
Und sangen gar fröhliche Liedelein.

Und auf dem Heimwege fing der Fuchs ein halbes Schock Mäuse. Und sie kamen vor Brischko und es war schon dicke Finsterniß. Und der Fuchs legte die Mäuse auf Pardonja's Backofen und sagte zu der Katze: jetzt bringe du eine Maus nach der andern. Und die Katze sagte: ja! und brachte eine Maus nach der andern. Und die Frau Pardonja sagte zu ihrem Manne: Sieh nur, unsere Katze ist wieder da und bringt eine Maus nach der andern. Und Pardonja sagte: Das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß die alte Katze noch so Mäuse fangen sollte. Und die Frau Pardonja sagte: Siehst du! habe ich nicht immer gesagt, daß unsere Katze eine treffliche Katze ist? Aber ihr Männer wollt nur immer Recht haben.

Und der Fuchs und der Hund kamen zu Nasdalak's. Und Nasdalak's hatten an demselben Tage ihr Schwein geschlachtet. Und der Fuchs sagte: Geh du wieder in deinen Hof und wenn es etwas spät wird, so fange an aus aller Macht zu bellen. Und der Hund sagte: ja! und fing an aus aller Macht zu bellen. Und die Frau Nasdalak hörte ihn zuerst und sprach zu ihrem Manne: Siehe, unser Hund ist wieder da und bellt aus aller Macht. Steh doch auf und sieh in die Kammer, es sind uns vielleicht Diebe über die Würste gekommen. Aber Nasdalak antwortete: Der taube Racker bellt wohl eben, und er stand nicht auf. Und des andern Tages früh ging die Frau

Nasdalak nach Wittichenau in die Kirche. Und sie wollte Witschefes Muhme einige Würste mitnehmen. Und als sie in die Kammer trat, sah sie, daß die ganzen Würste weg waren, die Blutwürste und die Grützwürste, und es war ein großes Loch unter der Schwelle. Und sie rief: Bei meiner Seele! hier sind Diebe gewesen. Mann, komm doch nur her! Ach, wenn du doch gestern aufgestanden wärest! Jetzt sind die ganzen Würste weg, die Blutwürste und die Grützwürste. Und Nasdalak kratzte sich am Kopf und sagte: Das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß der alte Hund noch so wachsam sein sollte. Und die Frau Nasdalak sagte: Siehst du! hab' ich's nicht immer gesagt, daß unser Hund ein trefflicher Hund ist? Aber ihr Männer wollt nur immer Recht haben. — Und der Fuchs hatte die ganzen Würste weggeschleppt.

314. Die verschlafene Frau und ihr starker Sohn.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, und die Frau war sehr verschlafen. Sie trieb die Kühe auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie kam nach Hause und ihr Mann war sehr erzürnt, er gab ihr aber wieder andere Kühe. Sie trieb die Kühe wieder auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie kam nach Hause und ihr Mann war wieder sehr erzürnt; er gab ihr aber doch wieder andere Kühe. Und er sagte zu ihr: wenn du wieder schläfst, so wird es dir nicht gut gehen. Sie trieb die Kühe wieder auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie weinte sehr und fürchtete sich nach Hause zu gehen. Da lief sie in die Haide und dort begegnete ihr ein Bär. Vor dem erschrak sie sehr und wollte entfliehn, aber der Bär wurde zu einem Manne. Und er sprach zu ihr, sie solle mit ihm gehen und ihm kochen. Und sie kamen in eine Felshöhle, und sie blieb dort und kochte ihm und gebar einen Sohn. Wenn aber der Bär ausging, so wälzte er jedesmal einen großen Stein vor das Loch. Und die Frau wollte gern heraus. Und sie erzählte dem Knaben, daß er daheim noch einen viel schönern Vater habe als der seine, und der Knabe wollte auch gern heraus. Da fing er an, den Stein aufzuheben, als er ein Jahr alt war, und hob ihn ein jedes Jahr ein Stückchen mehr. Und als er sieben Jahr alt war, wälzte er ihn gänzlich ab. Und sie nahmen viel Geld und seine Mutter sagte, sie wollten jetzt zum Vater gehn, und der Knabe ging mit. Als sie nach Hause kamen, freute sich der Vater sehr, daß er einen so starken Sohn habe und so viel Geld. Am andern Tage, Morgens früh, sagte der Vater, sie wollten in die Haide nach Holz fahren, und er hatte die Säge und Axt und die Rodehacke und Alles mit. Der Knabe fragte ihn: Wozu ist das? Und der Vater sagte: Damit wir Bäume fällen. Da fing der Knabe an, die Bäume mit den Wurzeln auszureißen und warf ihrer

einen großen Haufen zusammen. Dann fuhren sie nach Hause, aber die Pferde konnten es nicht erziehen und blieben stehen. Da ging der Vater nach Hause und brachte zwei andere. Aber die konnten das Holz auch nicht erziehen. und der Knabe wollte sie mit der Peitsche ein wenig antreiben. aber da erschlug er sie. Da faßte er den Wagen mit dem Holze an der Deichsel und kam im Laufe zu Hause angefahren, so daß er noch den Holzschuppen ein ganzes Stück mitnahm. Der Vater sagte zur Mutter: Du, den Jungen kann ich nicht zu Hause behalten, sonst muß Alles zu Grunde gehen. Und die Mutter redete dem Sohne zu, er möchte auf die Wanderschaft gehen. Und er sagte: Ja! aber der Vater muß mir einen drei Mühlsteine schweren Stock machen lassen. Und sie machten ihm den Stock. Und er ging fort. Als er ein Stück weiter gekommen war, erblicke er einen, welcher starke Bäume auf den Knieen zerbrach. Und er sprach: das gefällt mir. Und er fragte ihn, ob er nicht wolle mit auf die Wanderschaft gehen? und er sprach: Ja! Als sie ein Stück weiter kamen, erblickten sie einen, der die Bäume mit den Wipfeln zusammen band und dann viele Bäume auf einmal umriß. Und sie sprachen: der gefällt uns. Und sie fragten ihn, ob er nicht wolle mit auf die Wanderschaft gehn? und er sagte: Ja! Als sie ein Stück weiter kamen, trafen sie auf einen Berg und in den Berg ging eine eiserne Thüre. Und sie stocherten so lange an der Thüre herum, bis sich diese öffnete. Und sie gingen in den Berg hinein, und dort war ein großes Schloß und ein sehr schön gedeckter Tisch, aber nichts zu essen. Und ihnen gefiel es sonst dort. Aber sie sprachen: Was nützt uns ein großes Schloß, wenn der Hunger darin herrscht, und beschlossen, es solle jeden Tag einer zu Hause bleiben und das Essen kochen, die andern beiden sollten aber auf die Arbeit gehen und etwas verdienen. Den ersten Tag blieb der zu Hause, der die Baumwipfel zusammen gebunden hatte. Und zu ihm kam ein kleines Männchen, das war so wunderbar gekleidet und sagte, was er hier wolle und schlug ihn, daß es gar schlimm war und sagte: Er solle sich nicht wieder sehen lassen, sonst würde es ihm noch schlimmer ergehen. Den andern Tag blieb der zu Hause, der die starken Bäume auf den Knieen zerbrochen hatte. Und als die beiden andern auf die Arbeit gingen, sagte der Geschlagene: Mir ist's gestern schlimm gegangen, aber dem wird's erst ergehen! Und zu ihm kam das kleine Männchen und sprach: Hat dich der Geier noch da? und prügelte ihn, daß er kaum kriechen konnte und sagte zu ihm, er solle sich vor ihm nicht mehr sehen lassen, sonst solle es ihm noch schlimmer ergehen. Und den dritten Tag blieb der mit dem drei Mühlsteine schweren Stocke zu Hause. Und als die beiden andern auf die Arbeit gingen, sagten der Geschlagene und Geprügelte: Uns beiden ist es schlimm gegangen, aber dem wird es erst schlimm ergehen. Und zu ihm kam auch das alte Männchen und sagte: Hat dich denn der Teufel noch immer da? und wollte ihn schlagen. Aber er nahm seinen drei

Mühlsteine schweren Stock und das alte Männchen erschrak und gab ihm ein blankes Schwert und sagte, daß unter dem Schlosse noch drei Schlösser wären, wo ein Drache drei Fräulein gefangen hielte. Und der Drache habe sieben Köpfe; er solle aber darnach trachten, daß er ihm den mittelsten zuerst abhiebe, dann habe der Drache keine Macht mehr. In den Berg gingen zwei Wege, einer vom Gipfel herab, der andere aber an der Seite des Berges. Und als die andern beiden wieder nach Hause kamen, band er einen Schöpfeimer an eine lange Kette und sie ließen ihn hinunter. Und er kam in das erste Schloß und dort war ein schönes Fräulein, aber sehr verweint. Und sie winkte ihm, er solle umkehren, sonst würde ihn der Drache umbringen. Aber er fürchtete sich nicht, sondern setzte sie in den Eimer und die andern beiden zogen diesen herauf. Dann ließen sie ihn wieder hinunter. Er aber kam in das zweite Schloß. Und dort war ein noch schöneres Fräulein, aber auch sehr verweint. Und sie winkte ihm, er solle umkehren, sonst werde ihn der Drache umbringen, aber er fürchtete sich nicht, sondern setzte sie in den Eimer und die beiden Andern zogen diesen herauf. Darauf ließen sie ihn wieder hinunter. Und sie sagten, jetzt haben wir jeder eine, wer weiß, ob dort noch eine ist. Er könnte sie uns beide nehmen, wenn er jetzt herauf kommt. Wir wollen daher den Eimer umkehren, wenn wir ihn wieder heraufziehn. Als sie daher den Eimer ein Stück heraufgezogen hatten, warfen sie ihn um und gingen davon. Er hatte aber unten lauter Steine hineingethan. Und er kam in das dritte Schloß, und dort war das schönste Fräulein, die suchte dem Drachen grade Läuse, weinte dabei aber jämmerlich. Und sie winkte ihm, er solle umkehren, sonst werde ihn der Drache umbringen. Aber er fürchtete sich nicht, sondern hieb dem Drachen, der nur so Feuer gegen ihn sprühte, zuerst den mittelsten Kopf ab, daß er keine Macht mehr hatte, und dann die andern sechs. Und er nahm das Fräulein bei der Hand und ging mit ihr auf dem Wege, der zur Seite des Berges herausführte, aus dem Berge hinaus. Als sie ein Stückchen weiter kamen, gelangten sie an einen schönen Baum. Unter diesen setzten sie sich und schliefen ruhig ein und schlafen dort noch heute, wenn sie nicht aufgewacht sind.

Anmerk. Verfasser hat bereits bei früherer Gelegenheit (N. L. Mag. 1861. S. 367) auf den hohen Werth dieses mit den Mythen der fernsten Urzeit verwandten Märchens aufmerksam gemacht. — Es ist ein uralter Lenzmythus. Die verschlafene Frau ist die winterliche Erde; sie schläft ein (im Herbst) und läßt sich die Kühe, d. i. die warmen Monde stehlen. Merkurs Raub der Kühe des Phöbus hat ganz dieselbe Bedeutung. Fliehend vor dem Zorne des Gatten, den wir uns als Sonnengott vorstellen müssen, geräth sie in die Höhle des Bären (=Gestirns), in die Dienstbarkeit des Winters. Dort aber gebiert sie einen Sohn (ihres Sonnengemahls), die Kraft der sich verjüngenden Erde, Prinz Lenz, den jungen Frühling. Dieser gewinnt nach und nach Kraft, und nach 7 Jahren, d. h. nach 7 Monden (eine oft wiederkehrende Verwechselung — 7 Monde aber dauert der nordische Winter), wälzt er den Stein der Knechtschaft ab und befreit sich und die Mutter. — Die übermüthige Jugendkraft des kecken Jünglings

ergeht sich nun in mancherlei mit Humor geschilderten, an andere Märchen erinnernden Kraftproben. Der drei Mühlsteine schwere Stock tritt an die Stelle des Thorshammers. — Der Schluß ist nichts als ein anderer Lenzmythus. Die Erde ist nicht mehr die herbstliche Mutter, sondern eine heimzuführende schöne Braut, tief versteckt im unterirdischen Schlosse — der winterlichen Burg, darin der Hunger herrscht. Der Winter selbst ist das einemal ein Zwerg, ein schon schwächliches Männchen; natürlich, denn es ist die Zeit schon da, wo der Frühling naht. Der Sonnensohn schwingt seine Steinwaffe. Dies bedeutet gleich dem Schwingen von Thors Hammer das erste Gewitter oder Thauwetter. Da muß der Winter klein zugeben. Bald aber kommt der Held in den Besitz eines Schwertes, des Alles bezwingenden Sonnenstrahls, dringt in die drei unterirdischen Schlösser, befreit drei Jungfrauen (die Dreiheit scheint keine besondere Bedeutung zu haben; sie soll wohl nur das Nacheinander, das Allmähliche und Mühselige der Befreiung bezeichnen). Der siebenköpfige Drache, der die dritte bewacht, ist der siebenmonatliche Winter, aber er haut ihm den mittelsten Kopf ab und der Drache verliert seine Macht, d. h. um Mitte des Winters ist die eigentliche Kraft des Winters schon gebrochen. — Die beiden feigen Gefährten zeigen sich zugleich als treulose Riesen, gleich dem verrätherischen Baumeister in der nordischen Sage (vergl. I. 94). Aber trotz ihrer Ränke tritt der Sonnenheld doch mit der eroberten bräutlichen Erde an's Tageslicht auf einem unerwarteten Wege, in überraschender Weise; denn so ist des Frühlings Art.

315. Hänschen und Hannchen.

Es war aber einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten eine sehr große Schaar Kinder. Und der Vater ging in die Stadt und kaufte ein Viertel Erbsen und gab jedem Kinde eine Erbse, aber für Hänschen und Hannchen fehlte es. Sie weinten sehr darüber. Der Vater sagte: Schweigt und weinet mir nicht; ich werde in den Wald Holz hauen gehen und da werdet ihr mitkommen und Beeren suchen. Der Vater nahm ein Mandelholz und eine Mandelkeule mit und hing sie an einen Baum. Zu Hänschen und Hannchen sagte er: Geht ihr immer und pflückt Beeren. So lange als ich Holz hauen werde, könnt ihr Beeren pflücken. Der Wind schlug aber immer das Mandelholz und die Mandelkeule aneinander und sie dachten, der Vater haut Holz und pflückten immerfort Beeren. Sie hatten sich gar unbändig voll gegessen und hatten auch die Krüglein voll und gingen den Vater suchen. Sie kamen dahin, wo die Mandelkeule und das Mandelholz hingen; aber dort war kein Vater. Nun weinten sie sehr und liefen im Walde herum und schrieen, aber sie fanden Niemanden. Auf einmal kamen sie an ein Pfefferkuchenhäuschen, davon fingen sie an abzubröckeln: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera! Da kam die alte Wera herausgelaufen: Wer ist da? und sie versteckten sich schnell, daß sie sie nicht fand. Darauf bröckelten sie wieder von dem Häuschen: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera. Da kam die alte Wera herausgelaufen: Wer ist da? und sie versteckten sich schnell, daß sie sie nicht fand. Darauf bröckelten sie immer wieder von dem Häuschen ab: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera. Da sprang sie recht schnell heraus und erwischte

sie. Sie nahm sie herein und sagte: Jetzt werde ich euch mästen, und sperrte sie in ein Ställchen und gab ihnen dort lauter Semmelmilch zu essen. Hierauf ging sie sehen, ob sie genug gemästet wären: Hänschen, steck dein Fingerlein heraus, ob du genug gemästet bist. Er steckte aber sein Pfeifchen heraus, das er von zu Hause mitgebracht hatte. Sie machte einen Schnitt in dasselbe. Ach, du bist noch nicht fett genug. Hannchen, steck du deinen Finger heraus, ob du genug gemästet bist. Die steckte aber den Finger mit dem Ringe heraus. Sie machte immer einen Schnitt in den Ring: Ach, du bist auch noch nicht fett genug. Dann lärmten sie aber so sehr und Hänschen verlor sein Pfeifchen und Hannchen ihren Fingerring. Da kam die alte Wera wieder sehen, ob sie genug gemästet wären. Hänschen, steck deinen Finger heraus, ob du genug gemästet bist. Er steckte seinen Finger heraus, die alte Wera machte einen Schnitt in denselben und das Blut lief nur so. Hannchen, steck du deinen Finger heraus, die alte Wera machte einen Schnitt in denselben und das Blut lief nur so. Ja, ja, ihr seid genug gemästet, jetzt will ich euch braten. Sie machte ihren Backofen so recht heiß, nahm Hänschen und Hannchen und sagte: Jetzt setzt euch hier auf die Schoße. Sie setzten sich auf die Schoße bald so, bald so. Wera lehrte sie immer, wie sie sich setzen sollten; sie fielen aber jedesmal wieder herunter. Wir wissen nicht, wie wir uns setzen sollen, zeige es uns doch. Da setzte sich die alte Wera auf den Schieber und schub! schoben sie sie in den glühenden Backofen hinein. Darauf verbrannte die alte Wera gänzlich und sie hatten das Pfefferkuchenhäuschen und haben es bis auf den heutigen Tag, wenn sie es nicht verkauft haben.

316. Je größer der Schelm, je größer das Glück.

Es waren aber einmal drei Brüder. Diese gingen zusammen auf die Jagd und brachten einen Hasen mit nach Hause. Daheim hätte gern Jeder den Hasen für sich selber genommen und es entstand hierbei ein großer Streit, so daß sie zum Herrn klagen liefen. Der aber sagte: Wer die größte Lüge weiß, der erhält den Hasen. Kommt deshalb morgen wieder. Sie kamen des andern Tages und der Erste sagte: Wir haben einen solchen Ochsen, daß er, wenn wir ihn auf die Weide lassen, mit den Hörnern bis an den Himmel reicht. Der Andere sagte: Wir haben vor unserm Hofe einen solchen Haufen Dünger, daß unser Hahn, wenn er hinaufsteigt, die Sterne aus dem Himmel pickt. Der Dritte sagte: Wir haben hinter unserer Scheune einen solchen Teich, daß, wenn wir einem Pferde beim Tränken etwas Lab an den Schwanz binden, wir so viel Quark und Käsestoff hervorbringen und so viel Molken fertig machen, daß das ganze Dorf und euer Hof sieben Jahre genug daran hat. Nun, so soll mich doch dieser und jener — sagte der Herr, das ist ja eine Erzlüge; hier hast du den Hasen.

317. Vom armen Manne, der die vielen Kinder hat.

Es war aber einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten eine große Schaar Kinder. Da fuhr der Vater einmal in die Stadt und kaufte ein Viertel Eicheln. Als er nach Hause kam, gab er jedem Kinde eine, und da blieb eine übrig, die warf er hinter den Ofen und daraus erwuchs eine Eiche bis in den Himmel. Darauf sagte der Vater, daß er daran hinaufsteigen wolle. Die Mutter sagte: Meinetwegen steige hinauf. Er kam hinaufgestiegen und klopfte an. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Geh', sieh', wer dort klopft. Er ging und sagte: Wer ist da? Der arme Mann sagte: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus sagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Im Kämmerlein sind zwei Laib Brod, gieb sie ihm. Der arme Mann stieg fröhlich herab und rief: Frau, mach auf, ich habe es gut getroffen, ich bringe zwei Laib Brod. Sie verzehrten das Brod und er sagte: Frau, ich möchte dort wieder hinaufsteigen. Sie sagte: Meinetwegen steige hinauf. Er kam dort wieder hinaufgestiegen und klopfte an. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Geh', sieh', wer dort wieder klopft. Er ging und sagte: Wer ist da? Der arme Mann antwortete: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus sagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Im Kämmerlein steht ein Korb mit Semmeln, gieb sie ihm. Der arme Mann stieg wieder fröhlich herab und rief: Frau, mach auf, ich habe es wieder gut getroffen, ich bringe einen Korb mit Semmeln. Sie verzehrten die Semmeln und er sagte: Frau, ich möchte dort wieder hinaufsteigen. Sie sagte: Meinetwegen steige hinauf. Er kam dort hinaufgestiegen und klopfte an. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Geh', sieh', wer dort schon wieder an die Thüre donnert. Er ging und sagte: Wer ist da? Der arme Mann antwortete: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus sagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr sprach zu St. Petrus: Hinter der Thüre steht ein großer Stock, nimm den und haue ihn doch so durch, daß er von einem Aste auf den andern fliegt. St. Petrus ging hin und hieb ihn durch. Der arme Mann stieg eilig herab und rief: Frau, mach auf, mach auf, mach auf, ich bin dort sehr übel angekommen, ich bringe sehr große Prügel mit.

318. Lipskulijan's Bette.

Es war aber ein armer Mann, der sich fast nicht mehr ernähren konnte, und doch hatte man ihm noch große Abgaben auf sein Haus gelegt. Und er mußte auf's Stöckeroden gehen. Und als er eines Tages auch sehr traurig in die Haide ging, begegnete ihm ein Männchen, das ihn fragte: Weshalb bist du so traurig? Der arme Mann antwortete ihm: Du kannst

mir auch nicht helfen. Wer weiß, sagte das Männchen, sage mir es, so will ich dir helfen. Der arme Mann erzählte ihm, daß er in großer Noth sei und daß es ihm unmöglich wäre, die Steuern zu geben. Darauf sagte das Männchen: Wenn du mir das versprichst, wovon du in deinem Hause nichts weißt, so will ich dir helfen. Der arme Mann gedachte bei sich: Das kannst du, du weißt ja Alles, was du in deinem Hause hast. Hierauf brachte das Männchen ein Stück Papier hervor, und auf dieses hat sich der arme Mann mit seinem Blute unterschreiben müssen. Als dies geschehen war, sagte das Männchen: Nach sechszehn Jahren bringe mir das, was du mir versprochen hast, auf dieselbe Stelle. Und er gab ihm eine große Summe Geld. Und nach einiger Zeit gebar seine Frau einen Sohn, und er erinnerte sich, was sich der Teufel bedungen hatte und war sehr traurig. Der Knabe wuchs aber und lernte sehr fleißig, so daß ihn der Vater studiren ließ, und als er funfzehn Jahre alt war, da hatte er schon ausstudirt. Und weil sich die Zeit näherte, wo er an das Männchen abgeliefert werden sollte, so grämte sich sein Vater je länger je mehr. Er sagte daher: Was seid ihr so traurig, lieber Vater? Ach, antwortete dieser, ich habe dich schon eher, als du geboren wurdest, dem Teufel versprochen, und habe ihm eine Schrift darüber gegeben, und erzählte ihm die ganze Sache. Er aber sagte: Keine Sorge! ich werde mir selbst diese Schrift holen. Und er nahm seinen Degen und etwas Weihwasser und begab sich auf den Weg. Er kam aber in einen so großen Wald, daß ihn die Nacht darin übereilte und er sich zuletzt verirrte. Als er aber lange umhergegangen war, erblickte er Licht und dann ein Häuschen. Und als er hineintrat, war dort Niemand weiter als eine alte Frau. Diese bat er um Herberge, aber sie antwortete ihm hierauf, er solle seines Weges gehen, wenn ihm sein Leben lieb wäre, denn da wohne ein großer Räuber. Er sagte aber, daß er sich nicht fürchte und blieb dort. Nach einer Weile kam auch der Räuber und fragte ihn, wohin er gehe? Und er erzählte ihm Alles und daß er zum Teufel in die Hölle nach der Schrift gehe. Da that ihm der Räuber nichts, sondern gab ihm zu essen und zu trinken und bat ihn des andern Tages am Morgen, er möge doch so gut sein und den Teufel fragen, was Lipskulijan zu erwarten habe.

Und als er in die Hölle gekommen war, war dort grade kein anderer als der oberste Teufel. Der wußte aber von der Schrift nichts und sagte, das ginge ihn nichts an und er solle ihn mit Frieden lassen. Da besprengte er ihn mit dem Weihwasser und der oberste Teufel fing an so zu brüllen, daß die andern in Haufen hereingestürzt kamen. Er befragte sie wegen der Schrift, aber es hatte sie keiner. Da besprengte er den obersten Teufel wieder mit dem Weihwasser und er fing an noch viel mehr zu brüllen, so daß ihrer noch viel mehr hereingestürzt kamen. Er befragte sie wieder wegen der Schrift, aber es hatte sie keiner. Da besprengte er den obersten Teufel

noch einmal und er fing an so schrecklich zu brüllen, daß ihrer von allen Seiten hereingestürzt kamen und zuletzt kam auch ein lahmer angehinkt und der hatte die Schrift. Der wollte sie aber nicht geben. Da sagte der oberste Teufel: Werft ihn auf Lipskulijan's Bette. Da gab sie der lahme Teufel. Und als er die Schrift erhalten hatte, fragte er, was für ein Bett Lipskulijan bekommen würde. Und sie zeigten es ihm, und es war von der Art, daß, als er seinen Degen hineinsteckte und ihn wieder herauszog, die Klinge, so weit sie in das Bett hineingestoßen worden war, zerschmolzen war, denn das Bett bestand aus lauter glühendem Eisen.

Hierauf ging er wieder nach Hause und kam unterwegs zum Lipskulijan. Der fragte ihn, ob er wüßte, was ihn erwarte? Und er erzählte ihm Alles. Da erschrak Lipskulijan und erkundigte sich, ob er doch nicht noch könnte begnadigt werden? Und er antwortete ihm: Gott ist jedem Sünder gnädig, wenn er sich bessert. Entziehe du dich allem Bösen und bete ohne Aufhören zu Gott, so wird er dir auch gnädig sein. Und er führte Lipskulijan ein Stück von der Straße ab, errichtete dort einen kleinen Hügel und pflanzte darauf eine Gerte und sprach: Auf dem Hügel bete du, und wenn die Gerte Aepfel tragen wird, so magst du daraus erkennen, daß dir deine Sünden vergeben werden.

Nach langer Zeit, als er schon ein hoher Geistlicher war, fuhr er durch denselben Wald und es erblickte dort sein Diener schöne Aepfel auf einem Baume. Er wollte einen pflücken, aber wie er ihn berühren wollte, da hörte er eine Stimme, welche sprach: Du hast mich nicht gepflanzt, du wirst mich auch nicht pflücken. Er erzählte dies in aller Schnelligkeit seinem Herrn. Der ging hin, und als er zu dem Apfelbaume kam, fand er unter demselben einen knieenden Menschen und besann sich auf Lipskulijan. Und der wollte ihm beichten. Und als er ihm die Sünden vergeben hatte, zerfiel Lipskulijan in lauter Staub und die Aepfel, welche die Seelen derer waren, welche er ermordet hatte, verschwanden alle. Und eine weiße Taube flog zum Himmel auf und sang:

Aepflein trug das Gertelein:
Meine Seele muß nun selig sein.

Und er hatte so die Gewißheit, daß Lipskulijan selig gestorben sei.

319. Die Pathenschaft der heiligen Maria.

Es geschah aber, daß ein Mann so traurig umherging. Und er begegnete einem fremden Menschen, der zu ihm sagte: Freund, was gehst du so traurig umher? Was soll ich nicht traurig umher gehen, antwortete er, Kindtaufen will ich ausrichten und Niemand will sich mehr bitten lassen, weil ich sie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, sagte der Fremde. Da komm morgen, mein gefundener Freund! Und als er ein Stück weiter kam,

begegnete er einem andern fremden Menschen, der auch zu ihm sagte: Freund, was gehst du so traurig umher? Was soll ich nicht traurig umher gehen, antworte er, Kindtaufen will ich ausrichten, und Niemand will sich mehr bitten lassen, weil ich sie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, sagte der Fremde. Da komm morgen, mein gefundener Freund! Und als er ein Stück weiter kam, begegnete er einer Frau, welche auch zu ihm sagte: Freund, was gehst du so traurig umher? Was soll ich nicht traurig umher gehen, antwortete er, Kindtaufen will ich ausrichten, und Niemand will sich mehr bitten lassen, weil ich sie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, sagte die Fremde. Da komm morgen, meine gefundene Freundin.

Der morgende Tag kam und zu ihm kamen der Teufel, der heilige Peter und die heilige Maria. Als sie zur Taufe gehen wollten, fing Jedes an um das Kind zu streiten, bis es, weil es ein Mädchen war, zuletzt die heilige Maria erhielt. Nach der Kindtauffeier sagte sie beim Weggehen, daß sie sich nach drei Jahren ihr Pathchen holen würde. Drei Jahre verflossen, und als der bestimmte Tag gekommen war, so zog die Mutter alle Kinder auf das Schönste an und setzte sie nach der Reihe auf die Ofenbank, das jüngste setzte sie aber, weil es sehr schön war, in das Backfaß. Die heilige Maria kam in die Stube und erblickte die Schaar auf der Ofenbank sitzen. Sie fing an beim ersten Kinde zu fragen: Bist du mein Pathchen? und so nach der Reihe weiter, aber keins antwortete ihr, bis zuletzt irgendwo hinten eines zu rufen begann: Ich bin's, Pathe! Die heilige Maria suchte nun in der Stube herum und fand ihr Pathchen im Backfaß. Sie nahm das Mädchen mit und ging mit ihm in ein Schloß. Hier, mein Pathchen, sagte sie, ist unsere Wohnung. In dem Schlosse sind zehn Stuben. Neun wirst du kehren und reine halten, aber in die zehnte zu gehen, ist verboten. Du darfst weder durch das Schlüsselloch hineinseh'n, noch sie zu öffnen versuchen.

Lange Zeit verhielt sich das Pathchen nach dem Gebot der heiligen Maria, aber als diese wieder wegging, versuchte es doch, wie es in die verbotene Stube kommen könnte. Als es dies und jenes versucht hatte und ihm nichts gerieth, steckte es einen Finger in das Schlüsselloch, und siehe, wie es ihn wieder herauszog, war er goldig. Als die heilige Maria nach Hause gekommen war, fragte sie sogleich, was es mit dem Finger gemacht habe. Den jungen Gänschen habe ich Kohlstrünke geschnitten, antwortete es, und da habe ich mich geschnitten. Hierauf nahm es die heilige Maria und führte es in einen Wald hinein. Dort setzte sie es in einen Strauch und sagte: Du bist ungehorsam gewesen, daher sei stumm und komme nicht mehr in mein Schloß.

Es fuhr aber nach einer Weile ein Herr vorbei und seine beiden Hunde liefen im Walde umher und fingen auf einmal an ziemlich laut zu bellen.

Der Herr sagte zu seinem Kutscher: Geh doch sehen, was die beiden Hunde so bellen. Der Kutscher ging hin und fand in einem Strauche ein sehr schönes Fräulein. Und sie bemerkten, daß sie stumm sei und nahmen sie mit heim. Und weil sie so sehr schön war, so nahm sie sich der Herr zur Gemahlin. Das wollte aber seine Mutter lange nicht zugeben und war daher sehr erzürnt über die junge Frau.

Und als diese das erste Kind geboren hatte, kam Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen entdeckte man, daß das Kind weg sei, und ihre Schwiegermutter sagte, es könne nicht anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe, und rieth ihrem Sohne, er solle sie deswegen verbrennen lassen. Weil aber dieser seine Gemahlin sehr liebte, so hatte er keine Lust dazu und sagte, sie möchten es doch noch abwarten. Und als sie das zweite Kind geboren hatte, kam auch wieder Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen erblickte man dieses wieder, und ihre Schwiegermutter sagte, es könne dies gewiß nimmermehr anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe, und rieth ihrem Sohne noch weit mehr, er solle sie deswegen verbrennen lassen. Weil aber dieser seine Gemahlin sehr liebte, so hatte er keine Lust dazu und sagte, sie möchten es doch noch abwarten. Und als sie das dritte Kind geboren hatte, kam auch wieder Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen erblickte man dieses auch wieder und ihre Schwiegermutter sagte, es könne dies nun und nimmermehr anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe. Und sie überredete ihren Sohn, daß er den Backofen heizen und seine Gemahlin hineinstecken ließ. Das that ihm aber sehr leid und er ging nach einem Weilchen hin sehen, und siehe! seine Gemahlin saß vor dem Backofen auf einem goldnen Stuhle und hielt das allerjüngste Kind in den Armen und auf jeder Seite stand eins von den beiden andern. Und er wunderte und freute sich über die Maßen sehr, und dies noch um so mehr, als er vernahm, daß sie sprechen konnte. Und sie erzählte ihm Alles und sagte auch, die heilige Maria wäre mit den drei Kindern zu ihr gekommen, hätte sie aus dem Backofen herausgeführt und gesagt: Du hast genug für deinen Ungehorsam gelitten; gehorche aber deinem Herrn und sei redend! Und als man dann die alte Mutter verbrennen wollte, bat sie so lange für sie, bis sie ihr verziehen. Diese liebte sie aber hierauf auch sehr.

Und sie gebar noch mehr Kinder, und die waren alle sehr schön und gehorsam. Und sie ließ ihren Eltern, Schwestern und Brüdern sagen, wo sie sei, und daß sie ihnen bisweilen Etwas schicken würde. Das war aber Allen sehr lieb und sie freuten sich, daß es ihr so gut erging.

Anm. Vergl. das deutsche Kindermährchen „Marienkind“ (Grimm I, No. 3.).

320. Die drei Ziegen.

Drei Ziegen gingen in den Hain Laub knuspern; die erste hatte ein Bäuchlein, die zweite hatte zwei Bäuchlein, die dritte hatte drei Bäuchlein. Die mit dem einen Bäuchlein war bald satt und ging zuerst heim. Da legte sich der Wolf quer über den schmalen Felsenweg und sagte: Lauf, lauf! sonst freß ich dich auf. Sie sagte: Friß mich nicht auf, ich bin sehr mager. Aber es wird noch eine kommen, die hat zwei Bäuchlein, von der wirst du besser satt werden. Und der Wolf ließ sie gehen. Darauf kam die zweite mit den zwei Bäuchlein, die später satt geworden war. Zu der sagte der Wolf auch: Lauf, lauf, sonst freß ich dich auf. Sie sagte: Friß mich nicht auf, ich bin nur so halberwege bei Fleische. Aber es wird noch eine kommen, die hat drei Bäuchlein, von der wirst du ganz und gar satt werden. Und der Wolf ließ sie auch gehen. Nun kam die dritte mit den drei Bäuchlein, die war zuletzt satt geworden. Zu der sagte der Wolf auch: Lauf, lauf, sonst freß ich dich auf. Aber die erwiderte ihm kein Wort, sondern muthig und keck, wie sie war, setzte sie mit den Hörnern an und gab dem Wolfe einen solchen Stoß, daß er vom Felsen in den Abgrund hinabstürzte und sich das rechte Bein brach. Da lag der begehrliche Gauch, der den größten und fettesten Bissen haben wollte, und hatte nun nichts — als Schmerzen.

321. Der schnelle Frosch.

Der Fuchs kam zum Teiche gelaufen und wollte trinken. Da saß ein Frosch, der blies sich dicke auf und quakte ihn nur so an. Das ärgerte den Fuchs und er sagte verächtlich: Geh weg, alberner Frosch, oder ich freß dich. Fuchs, thu doch nicht so hochmüthig, entgegnete der Frosch, ich bin ja doch schneller als du. Darüber lachte der Fuchs hellerlaut. Doch der Frosch hörte nicht auf, ihn anzuquaken und schrie immerfort: Ich bin doch schneller als du. Da machte der Fuchs ein pfiffiges Gesicht und sagte: Höre, Frosch, wir wollen wetten. Du magst mit mir in die Stadt laufen, und wer zuerst am Thore ist, der hat gewonnen. Gut, sagte der Frosch, ich bin's zufrieden, mach fort. Und der Fuchs drehte sich um und fing an auszuziehen, hast du nicht gesehen, ohne sich nur einmal umzuschauen. Aber im Augenblick, als der Fuchs sich umwendete, um fortzulaufen, nahm der Frosch seinen Vortheil wahr und sprang hurtig und unbemerkt in den dicken Schwanz des Fuchses hinein. Als nun der Fuchs fast athemlos am Thore angekommen war, drehte er sich um, um zu sehen, wie weit der Frosch noch hinter ihm wäre. Während dem sprang der Frosch aus dem Schwanze heraus auf die Gasse. Der Fuchs sah sich bald die Augen aus und konnte den Frosch nirgends erblicken, wendete sich daher wieder um, um vollends in die Stadt hineinzugehen und sich einen Trunk Bier zu kaufen, denn er war von dem schnellen Lauf sehr

ermüdet. Da quakte ihn der Frosch gar lustig an und rief überlaut: Nun, bist du endlich auch da? ich habe schon eine gute Weile gewartet und wollte mich eben wieder auf den Heimweg machen. Ich dachte schon, du würdest gar nicht nachkommen.

322. Elsbeth und Kleinholder.

Drei Stunden vor Tage ging die fleißige Elsbeth aus, Gras schneiden. Als sie ein Stündchen geschnitten, da ließ sich das liebliche Morgenroth sehen. Als sie zwei Stündchen geschnitten, da kam die strahlende Sonne herauf. Und als sie drei Stündchen geschnitten, da stand der böse Kleinholder vor ihr. Was thust du hier in meinem Haine, sprach er. Ich schneide Gras für die Kühe und Kälbchen, antwortete sie. Ei, Elsbethchen, da mußt du mir ein Pfand geben, sprach er. Ein Pfand? sprach sie, das hab' ich nicht. Ich habe nur meine Sichel hier; die will ich dir geben. Ach was? sprach er, um dein Sichelchen ist mir's nicht, du mußt mir ein anderes Pfand geben. Ein anderes Pfand? sprach sie, das hab' ich nicht. Ich habe nur meinen silbernen Fingerring hier, den will ich dir geben. Ach was? sprach er, um dein silbernes Fingerringlein ist mirs nicht. Du mußt mir ein anderes Pfand geben. Noch ein anderes Pfand? sprach sie, das hab ich nicht. Ich habe nur noch mein Rautenkränzlein, aber das geb ich dir nicht, sollt ich auch mein Leben darum lassen. Da sah sie der böse Kleinholder mit seinen glühenden Augen an und sagte: Siehe, schon sieben Jahre lang steht mein Sinn nach dir, aber ich konnte dich nicht erlangen. Heute sollst du mir nicht entgehen. Ergieb dich mir oder du mußt sterben. Nun, sagte Elsbeth, so will ich lieber sterben. Da sahe sie Kleinholder mit seinen glühenden Augen an und sagte ergrimmt: So sprich, welches Todes du sterben willst. Soll ich dich zu Tode hauen mit dem Schwert, oder soll dich zu Tode treten mein Pferd? — Ach, sagte Elsbeth, nimm mir doch das Leben wie du willst, aber laß mich nur noch dreimal rufen. Da lachte Kleinholder und sagte: So rufe zu. Und Elsbeth rief zum erstenmale: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein! mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Die Brüder beide aber saßen zusammen in der Schänke, tranken und spielten und waren guter Dinge. Aber der jüngste hörte den Ruf und sagte zum ältesten: Horch, horch, was ruft dort in dem Hain? Ist es nicht unser lieb Schwesterlein? — Und Elsbeth rief zum zweitenmal: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein! mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Da sagte der älteste zu dem jüngsten Bruder: Auf, auf! und sattle das Pferd für mich und sattle das andere auch für dich. Und Elsbeth rief zum drittenmal: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein, mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Und da waren die Brüder auf ihren schnellen Pferden und mit ihren blanken Schwertern schon herangeritten bis an den grünen Hain.

Aber sie hörten nichts mehr. Einmal und zweimal ritten sie rings um den Hain herum, aber sie wurden nichts gewahr. Da ritten sie zum drittenmale mitten hinein und da kam ihnen Kleinholder entgegen mit dem Schwert an der Seite, das troff von rothem Blute. Und sie rannten ihn an und sprachen: Kleinholder, wen hast du geschlagen todt, daß dir an der Seite das Schwert so roth? — Kleinholder sagte gleichmüthig: Ein Flug Tauben kam her geflogen und denen hab ich die Köpfe abgehauen. Und sie sagten: Ei, wo hast du denn die Köpfe gelassen? Er aber sprach: Ich habe sie alle im Haine verstreut. Und sie sagten: Wo hast du denn die Federn gelassen? Er aber sprach: Die ließ ich alle in die Luft fliegen. Und da sagten sie: Ja, aber wo hast du denn unser Elsbethchen gelassen? — Da schwieg Kleinholder still und sagte nichts, und die Brüder ergriffen ihn und stachen ihm ihre Schwerter in das Herz. Und als sie ihn getödtet hatten, suchten sie ihr liebes Schwesterlein. Das lag da unter den Bäumen im grünen Gras Und sie weinten und trauerten und sprachen:

Sie wollten wohl Fürsten und Könige frein;
Nun muß von Kleinholder getödtet sie sein.

323. Das Todtenhemd.

Es war einmal ein alter Herr, der hatte eine schöne junge Frau. Und der alte Herr starb und ward begraben in seine gemauerte Gruft. Die schöne junge Frau nahm sich aber bald wieder einen jungen Herrn zum Ehegemahl und lebte mit ihm in großen Freuden auf dem hohen Schlosse, und sie hatten mit einander viele liebe Kinder. Da ging einmal der junge Herr auf den Kirchhof, und als er in die Nähe der Gruft kam, hörte er aus derselben eine Stimme, die sprach: Wer geht hier an meinem Grabe und zertritt das grüne Gras? Der junge Herr antwortete: Es ist der junge Herr vom Schlosse, der zertritt das grüne Gras.

Da erhob sich die Stimme abermals und sprach: Sage du doch deiner jungen Herrin, daß sie mir mache ein anderes Todtenhemd. Hier in dem kann ich nicht liegen und verwesen, denn sie haben es Donnerstag Nachts angefangen zu nähen und Sonntag Nachts ist es erst fertig geworden. Ach, wie erschrak da der junge Herr. Bitterlich weinend ging er hinweg und kam zu seinem hohen Schlosse. Und da schaute seine schöne Herrin zum Fenster heraus, und wie sie ihn so bitterlich weinen sah, fragte sie ihn: Ei du mein lieber junger Herr, was weinest du so sehr, sag' an, was fehlet dir? — Ach, sagte der junge Herr, mir fehlet nichts, aber ich habe die Stimme des seligen Herrn gehört. Du sollst ihm nähen ein anderes Todtenhemd. Hier in dem kann er nicht liegen und verwesen, denn sie haben es Donnerstag Nachts angefangen zu nähen und Sonntag Nachts ist's erst fertig geworden.

Als die junge Herrin Solches gehört hatte, nahm sie sogleich aus ihrer Lade ein feines weißes Leinen und schnitt ein Hemd zu und nähete ämsiglich vom Abend bis zum Morgen, bis das Hemd fertig war; dann ging sie mit dem Hemde hin auf den Kirchhof. Und als sie in die Nähe der Gruft kam, da hörte sie auch die Stimme, die sprach: Wer geht hier an meinem Grabe und zertritt das grüne Gras? Und sie antwortete und sprach: Es ist die junge Herrin vom Schlosse, die zertritt das grüne Gras; sie bringt dir ein neues Todtenhemde, das zwischen Abend und Morgen fertig geworden. Und die Stimme sprach: Komm, steig zu mir hinunter in die Gruft und laß die Schlüssel oben liegen. Da ward es der jungen Herrin gar sehr wehe um's Herz, und sie fing an bitterlich zu weinen. Und die Stimme des alten Herrn sprach: Sag' an, was weinst du, junge Herrin? Ist dir's um dein hohes Schloß, ist dir's um den jungen Herrn, ist dir's um deine Kinder leid? Ach, nicht um mein hohes Schloß, nicht um meinen jungen Herrn, nicht um meine lieben Kinder, nur um's kleine Michelchen, das so still im Wieglein schlief, nur um's kleine Katharinchen, das so schön ihn hat gewiegt, nur um die zwei jungen Waisen ist mir's in der Seele leid.

Und als sie das gesagt hatte unter vielen Thränen, stieg sie hernieder in die Gruft, der Sarg des alten Herrn öffnete sich und er zog sie mit sich hinein und sie war todt.

324. Die bösen Räuber.

Es hausten in der Görlitzer Haide böse Räuber, die fällten die jungen Tannen, machten Leitern daraus und stiegen ein zur Nachtzeit in die Schlösser und Burgen. Einmal kamen sie auch in ein Schloß, da lag Alles in tiefem Schlafe, außer einem Burschen, der das Schloß bewachen sollte. Den nahmen sie gefangen und sprachen: Sage an, mein Bursche, wo schläft dein Herr mit seiner Herrin? Aber der Bursche sprach: Von dem Herrn sag' ich euch nichts, ich bin sein getreuer Knecht. Da sprachen sie zu ihm: Wenn du es uns nicht sagst, so hau'n wir dir den Kopf ab. Dem Burschen wurde aber sehr angst und er fiel vor ihnen nieder und bat sie und sprach: Haut mir nur nicht den Kopf ab, ich will euch ja Alles sagen. In der ersten Kammer schläft der Herr und die Herrin; in der zweiten Kammer ruh'n die kleinen Kinder; in der dritten Kammer hängen die Schlüssel an der Wand, und in der vierten Kammer liegt das Geld im Schranke. Nun gingen sie hin, schlugen den Herrn todt, nahmen das Geld aus dem Schranke und führten die Herrin mit sich fort. Als sie ein gutes Stück vom Schlosse entfernt waren, sagten sie zu der Herrin: Sieh dich um, sieh dich um, schöne junge Herrin! Sag uns einmal, ist dir's nicht leid um deinen schönen jungen Herrn? Da sagte die Herrin: Komm ich in ein anderes Land, krieg ich einen andern Herrn, einen noch viel jüngern und schönern. Als sie noch ein gutes Stück

weiter vom Schloſſe entfernt waren, ſagten ſie zu der Herrin: Sieh' dich um, ſieh dich um, ſchöne junge Herrin! Sag uns einmal, iſt dir's nicht leid um dein ſchönes neues Schloß? Da ſagte die Herrin, komm ich in ein anderes Land, krieg ich wohl ein anderes Schloß, ein noch viel ſchöneres und neueres. Als ſie noch ein gutes Stück weiter vom Schloſſe entfernt waren, ſagten ſie zu der Herrin: Sieh dich um, ſieh dich um, ſchöne junge Herrin! Sag uns einmal, iſt dir's nicht leid um deine lieben kleinen Kinder? Da ſagte die Herrin: Um meine lieben kleinen Kinder? Ach, um meine ſüße Kathinka. Das war meine kleinſte und meine ſchönſte. Wenn ich ſie badete im Wännlein, wenn ſie ſpielte mit den Aepflein, die iſt mir am meiſten leid. Meine ſüße Kathinka, die iſt mir am meiſten leid. Und ſie fing an bitterlich zu weinen. Da zogen die böſen Räuber das Schwert aus und hieben ihr den Kopf ab und fuhren davon immer weiter und weiter.

Nachtrag.

Noch einige Gubener Sagen.

325. Ein Gubener bei Erschaffung der Welt.

Sauffe, im Gubener Wochenblatt 1862 No. 62., nach Jeremias Barth.

Man sagte ehemals von den Gubenern, sie hätten die üble Angewohnheit, sich in Alles zu mischen und überall mitzureden und sie seien vorlaute, neugierige und großsprecherische Leute. Daher entstand das spöttische Sprüchwort: Gubener sind überall dabei gewesen, auch bei Erschaffung der Welt.

„Nachdem nämlich Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, besichtigte er sie und fand, wie das so jedem Meister zu geschehen pflegt, hier und da noch Manches auszubessern. Eben kürzte er dem Pferde die Ohren, das vorher eben so lange wie der Esel hatte, da wanderte ein Mann singend vorüber. Woher des Weges? frug der Herr. Woher? — Nun, woher denn anders als aus Guben? antwortete der Mann. Rathe mir, Freund Gubener, sprach der Herr, soll ich dem Pferde einen vollen Huf geben oder einen gespaltenen. Einen vollen! antwortete der Mann. Die rasche Antwort gefiel dem Herrn. Warum? frug er weiter. Das Pferd, sagte der Mann, soll fest auftreten, um seinem Reiter in den Kampf zu tragen. Da darf es nicht latschen wie ein Ochse. Die Antwort gefiel dem Herrn. Er gab dem Pferde starke volle Hufe und schwang sich mit seinem Hammer auf dasselbe, das ihn davon trug eilenden Fluges.

Aus dem grünen Grase hob eine Schlange den Kopf und zischelte: Weißt Du auch, wer mit Dir geredet hat? Was geht's Dich an, Du Bauchkriecher? erwiderte der Gubener, Du wirst es nicht besser wissen als ich. Ja doch, sagte die Schlange heimtückisch. Das war der Herr, der Dich erschaffen hat. Er meint es aber nicht gut mit Dir. Folge mir lieber. Dir da? um auf dem Bauche zu kriechen? lachte der Mann laut auf. Das sollte mir einfallen! Ich stehe auf zwei Füßen, schau gen Himmel und lobe singend Gott, meinen Herrn. Die Rede verdroß die Schlange. Sie duckte sich in das grüne Gras, denn in ihrem vollen Glanze schwebte die Himmelskönigin einher und reichte dem Gubener ihre Hand. Meine gnädige Frau! sagte dieser ehrerbietig und fiel vor ihr auf die Kniee. Du bist ein wackrer, frommer Mann, sagte die Himmelskönigin voll Huld. Der Herr hat Dich

gewürdigt mit Dir zu reden, bleibe ihm treu und gehorsam immerdar. Unter Deinen Nachkommen werde ich einst wohnen zu Guben an geweihter Stätte.

Das ist der erste Ursprung des Jungfrauenklosters in Guben."

Anmerk. Ursprünglich eine ernsthaft gemeinte Klosterlegende, von dem schalkhaften Jeremias Barth aber benutzt zur Erklärung obigen Sprüchworts, ist diese Geschichte halb Legende, halb Schwank. Daß sie von der Aebtissin Edelfriede erfunden sei, wie Barth behauptet, ist sehr leicht möglich. Heidnisch aber ist Gott der Herr zu Roß, was an Wodan, und Gott der Herr mit dem Hammer, was an Thor erinnert.

326. Das Riesengeschlecht.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 60.

In uralten Zeiten, noch vor der Sündfluth, bewohnten Riesen die Lausitz. Sie waren hochmüthig und gottlos und waren dem Geschlecht der Menschen feindselig; nur nach ihrem Fleisch waren sie allezeit sehr lüstern und wo sie einen Menschen fangen konnten, fraßen sie ihn auf. Wenn sie dann satt waren, setzten sie sich auf die Berge und spielten mit den großen Steinblöcken, die sie sich gegenseitig zukollerten, wie die Knaben ihre Thonkugeln. Sie waren so groß, daß auch die Sündfluth ihnen nichts anhaben konnte, denn sie ragten mit ihren Häuptern aus dem Wasser hervor. Durch dieses Glück wurden sie immer übermüthiger und gottloser, bis endlich Gott den Erzengel Michael herunterschickte, der sie alle mit seinem Speere erlegte. Nur einer blieb übrig, der konnte wegen eines Zaubers nicht getödtet werden. Den schlug Gott der Herr selber mit Donnerkeilen darnieder, wälzte auf sein Haupt die Landeskrone und auf seinen Leib steiniges Erdreich, zweihundert Ellen hoch von Görlitz bis Guben. Da liegt er noch heute und ist noch immer lebendig, denn sterben kann er nicht. Und wenn er Durst hat, trinkt er die Flüsse und Seen aus, daß sie versiegen, wenn er aber das Wasser wieder von sich giebt, überschwemmt er das Land, daß Menschen und Vieh ertrinken, und wenn er sich windet, bebt die Erde; früher athmete er auch feurige Flammen, die aus der Landeskrone hervorbrachen.

Die Leichen der übrigen, vom Erzengel Michael getödteten Riesen wurden eine Beute der Wölfe. Diese waren damals noch der menschlichen Stimme mächtig. Als sie die Riesen aufgezehrt hatten, fehlte es ihnen an Speise. Da fielen sie die Menschen an und diese verkrochen sich vor ihnen in unterirdische Höhlen und nährten sich kümmerlich von Wurzeln und Kräutern, bis sie endlich die Kunst erlernten Feuer zu machen und Waffen zu bereiten. Nun konnten sie ihre Feinde bekämpfen. Seitdem verlernten die Wölfe die Sprache. Die Menschen aber fingen an, sich vom Blut und Fleisch der Thiere zu nähren, Kleider zu tragen, Häuser zu bauen, das wüste Land zu bestellen und Bier zu brauen, davon sie weidlich tranken und starke Helden wurden.

Anmerk. Dieser 12 Meilen lange Riese, der mit dem Kopf unter der Landeskrone und mit den Füßen bei Guben liegt, gleicht der Midgardschlange des Nordens, die durch Wasserschlucken und Ausspeien Ebbe und Fluth hervorbringt. Zugleich ist er der leibhaftige Typhon der griechischen Sage. Wie dieser kann er nicht sterben, sondern muß durch einen darauf gewälzten Berg unschädlich gemacht werden. Wie dieser giebt er Aeußerungen seines Lebens durch vulkanische Eruptionen.

Die Landeskrone ist eine Basaltkuppe mit einer eingesunkenen kraterförmigen Vertiefung zwischen ihren zwei Gipfeln und viele Gelehrte halten sie für einen ausgebrannten Vulkan. Ob aber die Erinnerung an seine Thätigkeit ein wirklich volksthümlicher Zug sei, ist sehr zu bezweifeln. An dieser Stelle wird die Aechtheit der Sage verdächtig. Indessen bitte ich No. 80. des I. Theiles zu vergleichen, wo von den Drachenfeuern bei Zilmsdorf die Rede ist, welche von dem Lindwurm herrühren, der immer von der Ober-Lausitz nach der Niederlausitz flog, wie hier der Riese von der Oberlausitz bis zur Niederlausitz reicht, Typhon ist ja aber bekanntlich beides, Riese und Schlange.

Ferner ist darauf aufmerksam zu machen, daß wir schon einmal einer eigenthümlichen sagenhaften Verbindung zwischen der Landeskrone und der Nieder-Lausitz begegnet sind. Ich meine die Sage von dem Wendenfürsten, der die Landskronenburg erbaut und dann noch einmal im Spreewalde zum Vorschein kommt (siehe II. 132.) Die sprechenden Wölfe erinnern lebhaft an die Sagen vom Wehrwolf, deren ich jedoch keine in der Lausitz gefunden habe. Schließlich will ich diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, ein ganz merkwürdiges Sagenspiel mitzutheilen. Eine Landskronensage von makelloseſter Echtheit erzählt wunderlicher Weise, daß Ziscibor, der Wendenfürst, seine Schätze in der Tiefe des Berges bewache und dabei „eine weiche Semmel in der Hand halte" (s. I. 258.) Derselbe Ausdruck kommt aber auch in einem wendischen Scherzliede vor, wo es ausdrücklich heißt: „Und den Vater wollen wir hinter den Ofen setzen und ihm eine weiche Semmel in die Hand geben." (So ungefähr. Der genaue Wortlaut ist mir entfallen und ich habe die Stelle nicht wieder finden können).

327. Der wohlthätige Zwerg bei Guben.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 61.

In der Gegend von Guben wohnten früher sehr viele Zwerge. Sie waren so groß wie zweijährige Kinder, konnten sich nicht nur unsichtbar machen, sondern auch in Thiere verwandeln und zeigten sich den Menschen immer nur Abends und Nachts, niemals Morgens und Mittags. Sonst werden sie grade so beschrieben wie die Zwerge anderer Gegenden. In neuerer Zeit sind sie immer seltener geworden. Von ihrer Wohlthätigkeit giebt eine noch im Jahre 1768 begegnete Geschichte Zeugniß.

Ein armer Handwerksbursche wanderte von Krossen nach Guben. Es war ein heißer Tag und seine Füße wurden bald wund und blutig in dem tiefen und scharfen Sande dieser Gegend, und als er in die Gegend der hohlen Berge kam, konnte er nicht weiter und legte sich unter Seufzen und Klagen in das grüne Gras am Abhange der Berge. Plötzlich ertönte eine feine Stimme und vor ihm stand ein kleines Männchen in rothem Rocke, das tröstete ihn mit freundlichen Worten, heilete ihm seine wunden Füße mit einer grünen Salbe und schenkte ihm zum Abschiede eine Handvoll wei-

ßer, glänzender Steine, die waren so groß wie Bohnen, und einen ledernen Beutel voll goldener Körner und verschwand. Der Handwerksbursche kam frohen Muthes nach Guben und miethete den dortigen Schiffer Ludwig, um ihn zu Wasser nach Hamburg zu fahren, wo er später ein reicher und angesehener Handelsherr wurde, der den Armen viele Wohlthaten erwies. Der Schiffer Ludwig hat ihn allemal besucht, wenn er nach Hamburg gekommen ist und durch ihn ist diese ganze Geschichte bekannt geworden.

328. Die Klosternixe zu Guben.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 61.

Auf dem Vorwerke Einbecke bei Guben ist ein Brunnen, der noch vor 300 Jahren den Namen Osterabrunnen führte und wegen seiner Heilkräfte hochgeschätzt wurde.

In diesem Brunnen wohnt eine Wassernixe. In den heiligen Nächten des Jahres, besonders zu Ostern und Johannis, zeigt sie sich noch heutzutage am Rande des Brunnens.

Diese Nixe liebte einst einen jungen, schönen Bürgerssohn aus Guben, Namens Heinrich, und hatte viele heimliche Zusammenkünfte mit ihm, aber schließlich war des Jünglings Frömmigkeit und Gottesfurcht stärker als seine Liebe. Er verlobte sich der Jungfrau Maria und widerstand allen Verlockungen des lieblichen heidnischen Frauenbildes um seiner Seelen Seligkeit willen.

Die Wasserjungfrau, von unsäglichem Schmerz über den Verlust des Geliebten gepeinigt, beschloß die Mächte kennen zu lernen, die ihr den Jüngling entfremdet hatten und in den Dienst der heiligen Jungfrau zu treten, die ihr, wie sie meinte, aus Eifersucht den schönen Heinrich geraubt hatte. Derhalben begab sie sich in das Jungfrauenkloster und verrichtete als Laienschwester schweigsam und unerkannt die niedrigsten und härtesten Mägdedienste. In ihr Inneres aber zog Christus ein und erfüllte sie mit allen Segnungen des Evangeliums und die heilige Liebe zu ihrer Nebenbuhlerin Maria tilgte den heidnischen Groll in ihrem Herzen. Bald wurde man auf ihre Demuth und Frömmigkeit aufmerksam; sie ward nach und nach Nonne, Subpriorin, Priorin und endlich Aebtissin des Klosters unter dem Namen Paula. Ihre wunderbare Kenntniß heilsamer Naturkräfte, ihre unverdrossene thätige Liebe in Heilung der Kranken brachten sie bald in den Ruf der Heiligkeit. Niemand ahnte ihre Herkunft, denn die Nixen gleichen den Menschen vollkommen, nur daß sie am Gewande stets einen feuchten Saum oder Zipfel als Zeichen ihres heimischen Elementes behalten. So sorgfältig nun die Aebtissin den feuchten Saum ihres Schleiers zu verbergen strebte, so entging er doch nicht den lauernden Blicken einer jungen, klugen und neugierigen Nonne und bald war das Geheimniß dem ganzen Kloster bekannt. Von Stund an waren ihr die Herzen der Nonnen entfremdet. Kalte Grüße, lauernde Blicke, heim-

liches Geflüster verwundeten das Herz der liebevollen Aebtissin. Bald erfuhr der Beichtvater des Klosters das Geheimniß. Im Eifer für das Heil der Kirche befragte er die Aebtissin im Beichtstuhle. Aber schon bei den ersten Worten erhob sich die Unglückliche händeringend und wehklagend. Sie bekannte, sie sei die Nixe des Osterabrunnens und fügte unter Jammern hinzu, daß sie nun wieder zurück müsse in ihre feuchte Wohnung. Nur noch ein Jahr, dann wären die sieben Jahre der Prüfung vorüber und ihre Seele gerettet gewesen. So nahe am Ziele, sei sie durch den voreiligen Eifer der Nonnen jetzt weiter als je davon entfernt.

Darauf nahm sie Abschied vom Kloster und allen seinen Heiligthümern und allen seinen Bewohnern, und die Nonnen weinten sehr, denn sie hatten sie alle so lieb, obgleich sie eine Nixe war. Und dann ging sie schweigend zurück in ihre frühere kalte Wohnung. Seitdem hat man sie oft bei Nacht in ihrem Nonnengewande die Kreuzgänge des Klosters durchwandern gesehen. Vorzüglich zeigt sie sich daselbst in der Nacht vor dem 15. August, dem Feste der Himmelfahrt Mariä. Uebles hat sie niemals Jemandem zugefügt.

Anmerk. Der Name des Brunnens ist eine deutliche Erinnerung an die germanische Ostera. — Die Sehnsucht der Nixen nach Erlösung und Seligkeit und ihr Schmerz bei Vereitlung ihrer Hoffnung darauf ist ein besonders wehmüthiger und rührender Zug, der vorzüglich der nordischen Sage eigen ist. Die Aebtissin-Nixe ist an die Seite zu stellen dem I. 47. Anm. 1. erwähnten Seebischof der bäuischen Sage.

329. Die Schaukelmännchen zu Guben.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 61.

In Guben gab es sonst ein unsichtbares Geschlecht zwergenartiger Kobolde, Schaukelmännchen genannt, sie halfen den guten und fleißigen Menschen unsichtbar bei der Arbeit, während sie den bösen und trägen die Arbeit verdarben. Sie füllten heimlich den Kasten des Armen und Fleißigen mit Gold und Silber, das sie den reichen Verschwendern, Säufern und Spielern wegnahmen. Das letzte Schaukelmännchen soll im Hause des Diakonus Cleemann an der Klosterkirche gewohnt haben.

Register.

I. Sachliches und Mythologiſches.

Adler I, 146.
Aley, Alcaios I, 181.
Alp, I, 68.
Alraun I, 66.
Ameiſen I, 93.
Andreasnacht I, 60. 235.
Baarrecht I, 317. 318.
Bär I, 49. II, 13.
Baſilisk I, 86.
Bergentrückung I, 122. 168. 170. 198. 246 b. 247. 249. 257. 263. 265. 268. 269. 291. 292. II, 135.
Berndietrich I, 135. 138.
Bielbog, I, 4. 17. 22. (No. 18.)
Blutwunder I, 315 bis 322.
Böſer Blick I, 73.
St. Bonifacius I, 138.
Brod I, 27. 33. 314. 367. II, 34. 81.
Brunnen I, 304.
Bubbock I, 77.
Büffel (im Wappen) II, 47. 66. 68.
Butt I, 17 61. II, 79. 164.
Buſchmännchen I, 36.
Buſchweiblein I, 39.
Charfreitag I, 249.
Däumling I, 56.
David II, 301.
Djas I, 78.
Dohle I, 55. 182.
Donnerstag I, 56.
Drache I, 5. 10. 79. II, 13. 314.
Drjemotka I, 12.
Druiſtein I, 13.
Druiden I, 13. 14.
Dunder I, 78.
Dutſchmann II, 90.
Dziwica I, 9.
Eber, ſiehe Schwein.
Eberzahn I, 148.
Eiſen I, 50. 191.
Elben I, 67.
Sta. Eliſabeth II, 291.
Elwil I, 117.
Engel I, 313. 343. 368.
Fee I, 14. II, 188.
Feſtmachen I, 218. 240. 241. II, 200.
Flaſchentragen II, 89.
Flins I, 5. II, 131. 218.
Flos und Blankflos II, 129.
Fluch und Segen I, 244. 245. 246.
Froſch I, 213. II, 321.
Fuchs II, 41. 310—313. 321.
Fußtapfe I, 104.
Galgengeſchichten I, 190. 206. II, 94, 97. 200. 332.
Galgenſpringer II, 109.
Gambra, Gambrivius I, II, 93.
Gänge, unterirdiſche, I, 22. (No. 22. 29.) 291. 292. II, 109. 122. 136. 167. 169. 178. 190. 230. 234. 283.
St. Georg I, 80. 291. II, 116.
Glocken I, 31. 35. 42. 43. 350. 351. 352. II, 214. 243.
Götzenbilder u. Tempel I, 2. 3. 5. 22. (No. 2. 6. 21.) II, 131. 138. 154. 165. 168. 192. 205. 210. 237.
Grüne Farbe I, 56.
Guckelsberge I, 169. II, 278.

Haare I, 47. 215.
Hahn I, 45. 150. 277.
Hain, Götze, I, 22. (No. 20.) 42.
Hain, heiliger, I, 1. 13. 22. (No. 3. 6. 8. 13.) 42. II, 1. 2. 74. 102. 106. 114. 138. 165. 168. 192. 205. 207. 270.
Hallunken II, 224.
Hase I, 149. 277.
Haselwurm I, 81.
Hecht I, 183.
Heidut I, 140.
Heinchen I, 42.
Hel I, 8. 68.
Henker als Zauberer I, 149. 150. 179. 242. 243.
Henne I, 62.
Hermann I, 12.
Hertha I, 16. II 92.
Hexe I, 67. 68. 131. 226—233. II, 109.
Sta. Hidda II, 216. 217.
Hintere I, 134.
Hipelpipel, ein Zwerg, I, 36.
St. Hippolyt I, 217.
Hirsch II, 175. 252. 268. 285. 288.
Höhendienst I, 181.
Holzweiblein I, 37. 38. 40. 41.
Honidlo I, 11.
St. Hubertus I, 145.
Hübel und Habel I, 32.
Huf und Hufeisen I, 17. 50. 123. II, 182.
Hund I, 174—179. 203. 248. 251. II, 77. 155. 313.
Hundeführer II, 91.
Hut, Wodan's Jagdhut I, 136.
St. Jakobus II, 30.
Jetten I, 16.
Indra I, 144b.
Inventio pueri II, 93.
St. Johannes II, 138b. 149. 305.
Johannistag I, 13. 45. 250. 256. 258. 275. 296. 297. 298. 303.
Irrwisch I, 56.
Isis I, 2. II, 14.
Judas Ischarioth II, 304.
Jutro I, 16. II, 153. 154. 155. 202.
Kalb I, 88. 89.
Kali II, 92.
Kämmen I, 15. 39.
Karpfen I, 156. 302.
Katze I, 48. 81. 134b. 227.
Kegelschieben I, 29. 91.
Kindbetterinnen I, 27. 51. 52. 173. 215. 294. 304 318.
Kobold I, 17. 55—78. 268. II, 329.
Krähe I, 150.
Krebs I, 87.
Kröte I, 213. 301.
Ku, ein Teufel, I, 134.
Kuchen I, 34. 38.
Kuckuk I, 8.
Kuh I, 144b. II, 13.
Sta. Kunigunde I, 140.
Lätare oder Todtensonntag II, 92.
St. Laurentius II, 103.
Libussa II, 188.
Linde I, 5. 216. II, 125. 131. 233. 263. 287.
Lindwurm I, 80.
Lot II, 300.
Löwe I, 5. II, 34. 59. 61. 62. 98.
Luba II, 188. 192. 287.
Lubben II, 199.
Luc, Luhy, gleich heil. Hain, I, 145. II, 2.
Ludki I, 43.
Lupercalien II, 93.
Mähre I, 68.
Maifest II, 109.
Mara I, 8. 212. II, 287.
Sta. Margarethe II, 256.
Sta. Maria I, 8. II, 243. 273. 287—297. 302. 319.
Melusina I, 47.
St. Menrad II, 38.
St. Michael, II, 85. 326.
Mitgardschlange I, 81. II, 326.
Mittagsfrau I, 74.
Mönche I, 162—165. 222. 229. II, 87. 122.
Morzana I, 6. II, 92.
Mühle und Müller I, 48. 49. 97. 98. 109. 220.
Murava I, 68.
Musik der Zwerge I, 26. 27. 28. 30. 43. Nixen 44.
Nabel II, 256.
Nachtjäger I, 41. 135—145.
Neujahrsnacht I, 149.
St. Nicolaus II, 182.
Nixen I, 44—54. II, 260. 328.
Ochse I, 189. 281. II, 13.
Odin I, 16. 21. 291. s. Wodan.

Oerte, Oertentrunk II, 82.
Ofentopf I, 220.
Oſtara I, 14. 22. (No. 48.) 220. 257. 285. 288. 289. 314. 328.
Papulaga II, 92.
Perſephone I, 212.
St. Petrus II, 303. 317.
Petri Stuhlfeier II, 32.
Peſt I, 8. 68. 215. 216. II, 170. 208. 220. 226. 242. 253. 257.
Pferd I, 21. 47. 68. (No. 3.) 94. 123. 180. 217. 237. II, 139. 252. 270. 290.
Pflug I, 8. II, 49.
Pilnitis I, 5.
Pilweis I, 70.
St. Polykarpius II, 138b.
Porewit II, 131. 229.
Pripolnica, ſ. Mittagsfrau.
Pſchipownitza II, 188.
Pripagela I, 12.
Püſtrich II, 259.
Puhtz I, 61.
Pump, ein Zwergmann, I, 27.
Querxe I, 24—32.
Rabe I, 64. 96. II, 102. 233.
Radegaſt I, 62. II, 167. 232.
Raws I, 78.
Reiſerlegen I, 192. 212. II, 99.
Rieſen I, 90—93. 97. II, 110. 326.
Roland II, 11. 12. 90. 226.
Rothe Farbe I, 65. 124.
Salz I, 308. II, 147. 252.
Schlangen und Schlangenkönig I, 10. 82. 83. 84. 85. 220. 244. II, 325.
Schmetterling I, 68. 226.
Schmidt I, 42. 94. 106. 107. II, 155.
Schneewittchen I, 122.
Schwabus, Suevus, I, 1. II, 1. 93. 114.
Schwein II, 102. 135. 243.
Seeblatt I, 183. II, 37. 63. 65.
Semperlaufen II, 93.
Siba, Siva I, 2. 3. 8. 15. 22. (No. 4. 46.) II, 211. 224. 285. 287.
Sichel I, 6. II, 3.
Smertnitza I, 7.
Sonnendienſt I, 13. II, 16.
Sperlinge I, 246a.
Spinnen I, 41. 46. II, 306.
Spiritus familiaris I, 65.
Stiefel I, 238.
Stier, ſ. Ochſe.
Stroh II, 92.
Swantewit I, 61. 277. 291.
Symphorianus II, 93.
Taube II, 206. 211.
Tarnkappe I, 25.
Teufel I, 67. 94—134. 140. 266. 280. II, 318.
Todaustreiben I, 6. 19. II, 92.
Todter Mann, ſ. Reiſerlegen.
Todtenhemd II, 323.
Trach I, 78.
Tſchernebog I, 4. 17. 295.
Uller I, 18. 137.
Urnen I, 13. 18. 19. 22. 23. II, 95. 167. 168. 174.
Vampyr I, 69. 70.
Venus I, 3. 14. 35. 135.
Vensmännel I, 35.
Vensſtein I, 14.
St. Veit I, 277. II, 25.
Veſtalinnen II, 92.
Volprecht I, 107.
Vorritt, ritterlicher, II, 33.
Wagen (Höllenkutſche) I, 150. 154—156.
Walpurgis I, 226. 295. II, 109. 234.
Waſſer I, 44. 46. 47. 50. 304. 314 II, 287. Anm. 4. u. 5.
Waſſermann, ſ. Nixen.
Wechſelbalg I, 71. 220.
Wehklage I, 62.
Weihnacht I, 35. 168. 177. 235. 256. 267. 270. 273. 276.
Weiße Frau I, 166—172. 203. II, 171.
St. Wenzel II, 150.
Wiedehopf I, 8.
Windes Burſchen I, 78.
Wolf II, 172. 310—313. 320. 326.
St. Wolfgang I, 309. II, 212.
Wuotan, Wodan, I, 45. 136. 137. 140.
Zemberis II, 93.
Zempern, ſ. Semperlaufen.
Zeutiber II, 205.
Zirnitra II, 10.
Ziſa, Ziza, Zyſa I, 2. 22. (No. 38.) II, 245. 275.
Zwerge I, 24.—43. II, 327.

II. Historische Eigennamen.

v. Aarburg I, 27.
Abelgott, Bischof von Magdeburg I, 5.
Agrikola II, 40.
Albrecht der Bär II, 60.
Albrecht von Sachsen II, 118.
v. Alvensleben I, 27.
Aristomenes II, 41.
v. Asseburg I, 27.
August II., König von Polen, I, 284. II, 272.
Beer v. Beerberg I, 241.
Benno, Bischof von Meißen, II, 109.
v. Berka II, 281.
v. Biberstein I, 135. 136. 137. 172. 355. II, 33. 66. 75. 104. 107. 134. 252. 254.
Birnstein, Friedr., I, 322.
Biron, Prinz von Kurland, I, 198.
Bischeber (?) I, 175.
Jacob Böhme I, 256. 341. II, 244.
Boleslav v. Böhmen II, 19. 21. 218.
Boleslav Chrobri II, 66.
Boleslav, Prinz v. Böhmen II, 129.
Boleslav v. Polen II, 144.
Boleslav v. Schweidnitz II, 129.
Sidonia v. Borck 1, 150.
Borutho II, 14.
Borvi II, 27.
Borzivoi II, 14. 116.
Dr. Brescius I, 5.
Brzetislaw II, 24. 134.
Bruno, Bisch. II, 110.
v. Bünau I, 26. II, 34.
v. Callenberg I, 134. II, 35. 206.
Caluconen, Calauer, II, 5.
Camanen II, 6.
Capistrano II, 292.
Careft II, 14.
v. Carlowitz II, 36.
Carpzow I, 133.
Cato, Christoph I, 200.
Chiromar II, 14.
Crescentius II, 131. 132.
Cyrillus II, 14.
Czech II, 67.
Dagobert II, 14.
v. Debschitz I, 183. 349. II, 37.
Dewin II, 251.
Ditmar v. Verden II, 26.
Dittrich I, 351.
Ditrich v. Meißen II, 32.
v. Dornspach II, 279.
Dresserus I, 319.
Dulichius I, 225.
Durutte I, 169.
v. Einsiedel I, 13. II, 38.
Elvil I, 207.
Emelreich II, 26.
Georg v. Emmerich I, 351. II, 118. 119.
v. Ende II, 39.
Feller I, 351.
v. Flemming II, 40.
Francisci I, 134.
v. Frankenberg II, 41.
Frenzel I, 320. 346.
Friedrich I., Barbarossa II, 32. 107. 142.
Friedrich II., v. Hohenstaufen II, 34.
Friedrich V. v. d. Pfalz II, 162.
Friedrich Wilhelm, der große Churf., II, 22.
Gambra (?) II, 1. 93.
Gehler I, 351.
Geißler II, 30.
v. Geiersberg I, 272.
Paul Gerhard II, 195.
Gero I., II, 15. 16. 18. 112. 131. 215. 216.
Gero II., II, 19.
v. Gersdorf I, 153. 199. 283. II. 42. 73. 241. 258. 298.
Gobius I, 155. II, 124.
v. Goldenberg I, 13.
Gottfried v. Hohenstaufen II, 73.
v. Grünau I, 221.
v. Grünwald II, 43.
Günther I, 176. II, 157.
Habermann I, 365.
v. Haugwitz II, 44.
Heinrich I., II, 91. 137. 142. 174.
Heinrich II., II, 20, 23. 196.
Heinrich IV., II, 27.
Heinrich V., I, 140.
Heinrich, Markgraf v. Meißen, II, 211.
Heinrich, Herzog v. Liegnitz, II, 52.
Heinrich, Herzog v. Jauer, II, 179.
Herlib v. Brandenburg II, 26.
Hidda die Heilige II, 15. 216. 217.
Hodo II, 19.

Horwat, Johann, II, 36.
Hovera II, 148. 149.
Hoyer v. Mannsfeld II, 148.
Johann Georg I. I, 357.
Ilinger II, 3.
v. Kalbe I, 27.
v. Kamenz II, 156. 285. 286.
Karl der Große II, 11. 12. 33. 35. 36. 44. 59. 72. 82. 95. 166. 287.
Karl IV., II, 103. 283.
Karl v. Neapel II, 36.
Karl XII. v. Schweden I, 196.
Kathmann I, 133.
Keilpflug I, 133.
v. Kittlitz II, 45.
Klinkebeil II, 43.
Köster I, 351.
v. Kolbitz II, 86.
Kolowrath II, 53.
Kroko II, 188.
Krusche I, 50.
Sta. Kunigunde I, 140.
Küttler I, 198.
Lausitzer I, 145. II, 1. 2.
Lausnitz, Balthasar II, 92.
Leige, Goswin, Graf v. L., II, 26.
Lesawitzky I, 198.
Libussa II, 49. 61. 188.
v. Lichtenhain I, 345.
v. Löben II, 46.
Lothar v. Supplimburg I, 5.
Lothar II, 31.
Lost II, 46.
v. Lottitz I, 345.
Ludmilla II, 14.
Ludolph II, 449.
Ludwig v. Baiern II, 83.
Ludwig v. Ungarn II, 36.
Ludwig VIII., v. Frankreich II, 36.
Luten, II, 2.
Lygier I, 145. II, 2.
v. Maltitz I, 345.
Matthias I, 80. II, 227.
Methodius II, 14.
Meyer, I, 143. 154.
Mieceslaus II, 92.
v. Minckwitz II, 22.
Milobuch II, 274.
v. Miltitz, Milcsener, II, 7.
Misela II, 19.
Moller, Martin, I, 207. II, 125.
v. Mollerstain I, 166.
Napoleon II, 198.
Nicolai I, 337.
v. Nostitz I, 148. 333. II, 33. 47. 262.
v. Oppel II, 48.
v. Ostermann I, 198.
Otto I., II, 15. 249.
Otto III., II, 144.
Otto, Markgraf, II, 114.
Otto v. Bamberg, Bischof, II, 5.
Owate II, 281.
Pascha I, 353.
Pech, Pastor, I, 223.
Peluſa, Königin, II, 46.
v. Pflugk II, 49.
Pletzsch I, 347.
v. Polenz I, 143. II, 85.
Posselt I, 353.
v. Ponikau I, 27. 345.
v. Prischwitz II, 86.
v. Pritwitz II, 50.
v. Promnitz, Graf, I, 80. 172. 225. 229. 231. 233. II, 51.
Przimislaw II, 49.
Pumphut, Martin, I, 48. 220.
Radbod II, 83.
Ras II, 28.
Ramus I, 347.
v. Rechenberg I, 160. 339. II, 52.
v. Reder II, 53.
v. Reibnitz I, 139.
Reußner II, 131.
J. Rist I, 215.
v. Rohr II, 54.
Roland II, 11. 12. 90. 236.
Romanus II, 46.
v. Rottenberg II, 55.
Rudolph v. Habsburg II, 73. 128.
Rudolph, Herzog von Sachsen, II, 294.
Rudolph, Herzog v. Burgund, II, 42.
Rudolph, Peter, Münch, I, 103.
Rupertus, Hieronymus, I, 318. II, 92.
Sahrer, Jacob, I, 224.
Samo II, 14.
Scamber II, 26.
v. Schellendorf I, 308.
v. Schindel II, 56.

v. Schimonsky II, 57.
v. Schlieben II, 7. 58.
v. Schmiedel I, 197.
v. Schönberg I, 143. 339. II, 59.
v. Schulenburg II, 9. 60.
Schwabus, s. Suevus.
v. Schweinichen II, 61.
Schwertfeger, Hans, II, 85.
v. Scopp II, 62. 115.
Scriverus I, 134.
Scultetus, Barthol., I, 297.
Scultetus, Frieder., I, 320.
v. Sebottendorf II, 63.
Semnonen I, 1. 2. II, 1. 3.
v. Seidlitz II, 64.
Serben, s. Wenden.
v. Sernan, Lucianus, II, 287.
Sifrid II, 15. 19.
Silinger II, 3.
Sobieslaus, Herzog v. Böhmen, II, 114.
Spengler I, 215.
Spitignew II, 25. 82.
v. Stahl I, 27.
Stöckerus I, 134. II, 206.
v. Stosch II, 65.
v. Stutterheim, Stoderaner II, 7.
Suevus I, 1. II, 1. 98.
v. Sulgau II, 38.
Swetibor II, 26.
v. Sybilsky I, 24.
Tarquinius Priscus II, 59.
Thakulf II, 215.
v. Theler I, 187.
Theoricus v. Muskau II, 205.
v. Truchseß, Graf, I, 199.
v. Tschammer II, 66.
v. Tschirnhaus II, 67.
v. Tschirsky II, 88.
Tugomir II, 130.
Udalrich, Herzog v. Böhmen, II, 23.
v. Uechtritz II, 69.
Villambrosa (?), Gräfin, I, 80.
v. Vitzthum II, 70.
Waldemar II, 11, 179.
Wanke I, 359.
v. Wehlen I, 231.
Wenden II, 4—22.
Wendenkönige II, 20. 21. 22.
Wenzel v. Böhmen II, 88. 93. 129. 150. 280.
v. Weltwitz I, 231.
v. Werther I, 345.
Wetzlaw v. Böhmen II, 82.
v. Wiedebach I, 128.
Wiprecht v. Groitzsch, Markgraf II, 26. 27. 28. 29. 30. 31.
Witigo v. Meißen, Bischof, II, 274.
Wittekind II, 44. 82. 205. 274.
Wladislaw v. Böhmen I, 183. II, 201.
Wlasta II, 188. 251.
Wratislaw II, 27. 30.
v. Wressowsken II, 149.
v. Zedlitz II, 33. 71.
Ziehpanz II, 178.
Ziszibor I, 258. II, 130. 131. 132.

III. Ortsnamen.

Arnsdorf I, 20. 118. II, 3.
Babylon I, 1.
Baruth I, 60. 199. 283. II, 72. 73.
Baudach II, 74.
Kl.-Bautzen I, 20. 97.
Beerenbruch I, 20. 26. 118.
Beitsch I, 198.
Belwitz I, 22. (18.)
Belgern I, 22. (28.)
Bernstadt I, 22. (7.) 136. 357. II, 75. 76. 104.
Bernsdorf II, 104.
Bertsdorf I, 22. (6.) 25.
Besko I, 300. II, 77.
Bettelsdorf II, 78.
Gr.-Beuche I, 22. (70.)
Biehain II, 19. 79.
Biela I, 96. II, 79. 80.
Bielbog I, 4. 17.
Kl.-Biesnitz I, 101. 207. 344.
Bischdorf II, 101.
Bischheim II, 109.
Bloaschutz I, 23.
Blösa I, 22. (29.) 274.
Bluno II, 81.
Boblitz I, 89.
Bomsen I, 26.

Brana I, 22. (37.)
Bröſa I, 23.
Gr.-Buckau I, 43.
Budiſſin I, 3. 4. 5. 22. (35.) 23. 69. 79. 86. 109. 121. 130. 131. 133. 174. 182. 191. 197. 206. 210. 228. 245. 284. 318. 319. 336. 339. 344. 350. 352. 353. 354. 359. 360. 362. 366. II, 1. 12. 82—97.
Burg I, 22. 57. II, 22. 132.
Coblenz I, 22. (43.)
Collm I, 305. 346.
Connewitz I, 22. (25.)
Coſtebrau II, 98.
Dahren I, 22. (40.)
Daranitz I, 22. (33.)
Dehſa I, 17. 20.
Deſchka II, 99.
Diehſa I, 75. 151. 302.
Dittersbach I, 31. 32. 135. 282. II, 104.
Doberſchau I, 22. (31.) II, 104.
Dobranitz I, 22. (42.) 23.
Dobrolugk I, 145.
Döberkitz I, 23.
Döbſchütz I, 51. 183.
Dolgowitz I, 21. II, 101.
Droben I, 23.
Droßkau I, 28. 192.
Duben I, 22. (72.)
Ebendörfel II, 20.
Ebersbach I, 22. (15.) II, 103a. 103b.
Ebersbach bei Zittau II, 102.
Elſtra I, 15. 22. (51.) 145. 181. 345.
Eybau II, 19. 105.
Finſterwalde II, 12.
Flinsberg I, 18.
Forſta I, 122. II, 106. 107.
Frauendorf I, 49.
Fresdorf I, 22. (59.)
Friedeberg I, 18. 338.
Friedersdorf a. d. Landeskrone I, 22. (10.) 229. 330. 357.
Friedersdorf a. d. Spree I, 106.
Gauſſig I, 26.
Geislitz I, 314.
Gerlachsheim I, 20. 22. (54.) 59. 105. 217. 245. II, 108.
Gersdorf I, 323. 357. II, 109.
Giehren I, 309.
Giersdorf I, 128.
Giesmannsdorf I, 22. (62.)
Gleina I, 97.
Göda I, 23. (39.) II, 110. 111.
Göhren II, 112.
Gölenau I, 214.
Görbitz I, 22. (18.)
Görlitz I, 1. 2. 79. 107. 134. 155. 171. 177. 178. 180. 194. II, 12. 13. 19. 92. Anm. 114—135. 190. 195. 204. 208. 217. 232. 240. 242. 294. 303. 321. 325. 326. 341. 342. 344. 351. 354. 355. 357. 361.
Gohren I, 22. (65.)
Gojatz I, 94.
Goldentraum II, 113.
Golßen I, 23. II, 7.
Gorkau I, 324.
Gotſchdorf I, 307.
Gräfenhain I, 327. II, 136.
Gratitz I, 362.
Gröditz I, 22. (26.) 116. 209.
Grubſchütz I, 22. (32.)
Gruna I, 103. 165.
Guben I, 120. II, 43. 137—143. 325—329
Gutta I, 97.
Hänichen I, 23.
Haidegersdorf I, 112.
Hainewalde I, 1. 24. 141. 236.
Hainitz I, 17.
Halbau II, 104.
Hartmannsdorf I, 59.
Haußdorf I, 315.
Heidersdorf I, 92. 167.
Hennersdorf I, 95. 125. 194. 195. II, 145.
Hermsdorf II, 146.
Herrnhut I, 137.
Herwigsdorf I, 22. (4.)
Hirſchfelde I, 308. II, 147.
Hörnitz I, 22. (4.)
Horka I, 147. 181. 189.
Hoyerswerda I, 22. (81.) 23. II, 148. 149.
Jauernick I, 22. (9.) 23. 329. II, 14. 150.
Johnsdorf I, 298. II, 151.
Jüterbogk I, 16. II, 153. 154. 155.
Kalau I, 23. II, 5. 89.
Kaltwaſſer I, 203.
Kamenz I, 20. 22. (50.) 169. 176. 221a. 222. 243. 275. 278. 342. 357. II, 6. 156—162.
Karlsfriede II, 163.
Kaſel I, 22. (64.)

Kaupe I, 23.
Kemnitz I, 100. II, 164.
Kießlingswalde I, 64.
Kindisch I, 15.
Kittlitz I, 22. (19. 69.) 159.
Kirchhain II, 165.
Kirschau I, 264. 265. II, 177.
Königsbrück I, 308. II, 166. 167.
Königshain I, 19. 20. 23. 36. 37. 84. 90. 115. 193. II, 26. 92. Anm. 168—173.
Königswartha I, 17. 23. 281. II, 20. 174.
Kl. Könitz I, 22.
Kößlitz I, 22. (11.)
Kohlfurth II, 175.
Kohlwese I, 22. (22.)
Kolkwitz I, 23.
Kosel I, 202.
Kosul I, 17.
Kotitz II, 176.
Krauscha I, 203.
Kreckwitz I, 148.
Krischa I, 129. 273.
Krosta I, 23.
Kukau I, 22. (47.)
Kumschütz I, 22. (30.)
Kunewalde I, 337.
Langenau I, 179. 276.
Lauban I, 61. 70. 164. 238. 277. 289. 317. 326. 332. II, 178—185.
Laubnitz I, 192.
Lauske I, 22. (23.)
Lawalde I, 141.
Leipa I, 20. 22. (68.) II, 186.
Leuthen I, 22. (82.)
Leschwitz I, 157.
Lichtenberg I, 22. (13.) 103. 306.
Liebstein I, 22. (16.)
Lieske II, 197.
Lissa II, 187.
Litschene I, 185.
Löbau I, 19. 21. 23. 29. 141. 165. 175. 190. 247. 248. 249. 250. 251. 296. 297. 343. II, 19. 188—191.
Loga I, 22. (44.) 145.
Lohsa I, 46.
Lubas I, 22. (36.)
Lubenz I, 17.
Ludwigsdorf I, 95.
Lübben II, 192. 193. 194. 195. 196.
Lübbenau I, 48. 77. 82. 231. II, 196.
Luckau II, 2. 5. 7. 12.
Luga I, 22. (45.) 145. II, 2.
Maltitz I, 158.
Mankendorf I, 22. (80.)
Marienstern I, 14.
Marienthal I, 14. 19. 22. (3.)
Markersdorf I, 23. II, 198.
Markliffa I, 22. (56.) 39. 59. 168. 241. 244.
Maxdorf I, 20. 21. 118.
Meffersdorf I, 58. 153. 161. 162a. 170a. II, 199. 200.
Melaune I, 22. (17.) 183. II, 201.
Meran I, 83. II, 201.
Meschwitz I, 17.
Milkwitz I, 213.
Milstrich II, 202.
Mocholz I, 170b.
Gr. Möhsa I, 22. (67.)
Moholz I, 47.
Mönnichswalde I, 138.
Mortka II, 203.
Moys I, 59. 188. II, 204.
Mückenhain I, 149.
Mulkwitz I, 22. (77.)
Muskau I, 22. (76.) 62. 66. 235. 285. 299. II, 20. 35. 205—208.
Nebelschitz I, 23. 213.
Nebendorf I, 104. II, 209.
Nechen I, 20.
Neschwitz I, 187. 210. 293. II, 210.
Neudörfel I, 14. 21. 35.
Neukirch I, 23. 26. 66. 214. 223. 307.
Neuhaus I, 85.
N. Neundorf I, 184.
O. Neundorf I, 203.
Neuzelle II, 211.
Nichteberg I, 23.
Nicolwesel I, 335.
Nieda I, 22. (8.) 42. 205. II, 212. 213. 214.
Niemitzsch I, 22. (60.) 42. II, 215. 216. 217.
Niethen I, 22. (22.)
Oberwitz I, 91. 313.
Odernitz II, 79.
Oehlisch I, 22. (20.) 181.
Oehna I, 4. 5. II, 218. 219.
Oehlsa I, 181.
Olbersdorf I, 224. 314.
Oppach I, 56.

Ortenburg I, 3. 121. II, 1. 82. 83. 87.
Deutsch-Ossig I, 157.
Ostritz I, 14. 22. (1. 2.) 35. 135. 270. II, 221. 222.
Ostro I, 14. 22. (48.) II, 220.
Ottenhain I, 16.
Oybin I, 28. 93. 290.
Peitz II, 223.
Penzig I, 22. (14.) 328. II, 224. 225. 226.
Plischkowitz I, 23. 97.
Podrosche I, 23.
Postewitz I, 17. 191. 364. II, 227.
Priebus I, 90. II, 92. Anm. 228. II, 228.
Prietitz I, 22. (49.)
Pritzen I, 104.
Pulsnitz I, 140.
Purschwitz II, 229.
Quitzdorf I, 87. 88. 280. II, 230. 231.
Rachlau I, 17.
Radibor II, 232.
Rammenau I, 138. II, 233.
Raschützwalde I, 138.
Rauscha I, 108.
Rauschwitz I, 15.
Rehnsdorf II, 234a.
Reichenbach I, 287. II, 234b.
Reichwalde II, 12.
Rengersdorf I, 95. 150. 156. 203.
O. Rennersdorf I, 22. (5.)
Riedebeck I, 22. (61.)
Rohnau II, 235a.
Rodewitz I, 118.
Rothenburg I, 54. 152. 216. 356. II, 103a.
Rothwasser I, 113. 179. II, 235b.
Ruben I, 22. (84.)
Ruland II, 1. 12. 236.
Särchen I, 23.
Gr. Särchen I, 219.
Sandow I, 23.
Kl. Saubernitz I, 97.
Sassleben I, 22. (71.)
Schadewalde I, 52. 58. 145. II, 237.
Schenkendorf I, 90.
Schlauroth, II, 238.
Schleiffe I, 22. (79.)
Schmochtitz I, 23.
Schmölln I, 22. (52.) 221.
Schönau I, 24. 30. 65. 136. 316. 320.
Schönberg I, 22. (12.) 124. 271. 310. 333. 334.
Schönbrunn I, 169. 188. 200.
Schöps I, 22. (21.)
Schwepnitz I, 118.
Schwerta I, 144. 168.
Schwosdorf I, 272. II, 240.
Sdier I, 23.
See I, 23. 47. II, 241—243.
Seidenberg I, 341. II, 244.
Seifersdorf I, 95.
Seitschen I, 22. (38.) II, 245.
Senftenberg I, 22. (75.)
Siebitz I, 22. (46.)
Sohland I, 21.
Sohra I, 95. 166.
Sommerfeld I, 8. II, 248.
Sonnenwalde I, 22. (66.) II, 249. 250.
Sorah I, 246a.
Sorau I, 8. 119. 123. 127. 172. 225b. 229. 233. 234. 292. 323. 324. 340. 345. 347. 348. 357. 358. 363. 365. II, 251—255.
Spittwitz I, 22. (41.)
Spitzkunnersdorf I, 38.
Spree I, 152. II, 243.
Spremberg I, 191.
Sproitz II, 247.
Spuhle I, 220.
Stargardt I, 20. 22. (58.) 118. 288.
Starzeddel II, 211. 256a.
Steina I, 18.
Steinigt-Wolmsdorf I, 368.
Stenker I, 117. II, 256b.
Stiebitz I, 22. (54.)
Strahwalde II, 257.
Süllow I, 22. (85.)
Tachau I, 2. II, 14. 114.
Tauchritz II, 258.
Teichnitz I, 211.
Teuplitz II, 259. 260.
Thiemendorf I, 37.
Tollwitz II, 101.
Torga I, 142.
Tormersdorf I, 144. 216.
Torno I, 22. (74.)
Trebus I, 202.
Triebel I, 100. 279.
Troitschendorf II, 261.
Tschocha II, 262.
Uhyst I, 312. II 263.
Unwürde II, 264.

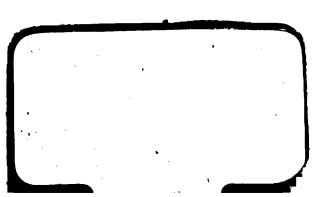
Ukro II, 22.
Ullersdorf I, 18. 22. (53.)
Wetschau II, 265.
Volkersdorf II, 266.
Waldau I, 110. II, 267. 268.
Warnsdorf I, 24. II, 269.
Wartha I, 50.
Wehrau I, 98. 111. 160.
Weicha I, 116.
Weigsdorf I, 13. 21.
Weissag II, 270.
Weißenberg I, 22. (27.) 33. 129. 246b. 258. II, 271. 272.
Welze II, 92. Anm.
Werchau I, 304.
Wiesa I, 150.
Wigandsthal I, 153.
Wilthen I, 138. 173.
Windorf I, 22. (73.)
Wittchendorf II, 273.
Wittichenau I, 62. 201. 235. 311. II, 1. 274.
Wünschendorf I, 20. 22. (55.)
Wuischke I, 17.
Zasow I, 22. (83.)
Zilmsdorf I, 23. 80. 139.
Zinnitz II, 8.
Zittau I, 23. 24. 25. 31. 53. 63. 126. 132. 143. 154. 162b. 165. 230. 291. 314. 322. 344. 357. 367. II, 275—280. 296.
Zoblitz I, 39.
Zschorna I, 22. (23.) 96.
Zwecka II, 284.

IV. Berg-, Gewässer-, Wald- und Flur-Namen.

Ameisenberg bei Oybin I, 93.
Andreasstein b. Rauscha I, 108.
Auersberg b. Heidersdorf I, 167.
Bierpfütze b. Ostritz II, 221.
Bielbog b. Budissin I, 4. 17.
Bielplatz b. Görbitz I, 22. (18.)
Brautbrunnen bei Lichtenberg I, 306.
Breiteberg b. Zittau I, 24. 25. 31.
Butter-Berge, -Teiche, -Brunnen, -Bäume I, 8. 22. II, 79. 164.
Dittersberg b. Schönau I, 24. 30. 31. 32. 135. 282.
Drechslerberg b. Meffersdorf II, 200.
Druifsteine b. Weigsdorf I, 13.
Eckartsberg b. Zittau I, 135.
Eierberg b. Pulsnitz I, 140.
Eigen, der, II, 104.
Einsiedlerberg II, 256.
Elsterfluß I, 181. II, 1.
Engelsbrunnen I, 314.
Falkenberg b. Neukirch I, 66. 223.
Flins b. Budissin I, 5.
Forst b. Spitzkunnersdorf I, 38.
Frauenberg b. Lübben II, 194.
Frayeberg b. Budissin I, 4. 17.
Geiersberg b. Rengersdorf I, 186.
Gickelsberge I, 19. 22. 27. 278. II, 169.
Hain, Hain-Busch, -Wald, -Berg, -Steg, -Brunnen, -Teich, -Mauer I, 1. 2. 13. 22. (3. 8. 13. 20.) 42. II, 1. 2. 14. 74. 93. 102. 106. 114. 136. 138. 165. 168. 205. 214. 224. 270.
Hampig b. Hoyerswerda 22. (81.)
Hankebrunnen b. Collm I, 305.
Heidelberg b. Königshain I, 37.
Hellerberg b. Meffersdorf I, 58.
Hellenstein b. N.-Biela II, 80.
Hertha b. Ullersdorf I, 22.
Hochwald I, 224.
Hölle b. Gruna I, 103.
Hollenberge I, 22.
Hünengräber I, 42. 90.
Hungerbrunnen I, 312. 314.
Hutberge I, 22. 136. 137. 176.
Jachandelberg b. Lauban II, 179.
Jildbenhaus u. Jüttenhöhle b. Ottenhain I, 16.
Jugendbrunnen (Queck- und Heilbrunnen) I, 304—314.
Jungfernberge b. Moholz I, 170b.
Jungfernstein b. Leipa I, 20. II, 186.
Kämpenberge u. Kriegshügel II, 19. 79. 98. 164. 173.
Keulenberg b. Gräfenhain II, 136. 167.
Keulenberg b. Reichenberg I, 287.
Kesselsberg b. Ebersbach I, 22. (15.)
Kesselschloß b. Meffersdorf II, 199.
Kesselstein b. Marienthal I, 20.
Klapperberg b. Nieda II, 214.

Knappberg b. Schadewalde I, 58. 59.
Königsgräber und -Berge I, 20. II, 228.
Königshain bei Marienthal I, 22. (3.)
Königsholz b. Zittau II, 280.
Kottmarberg I, 8. 212.
Kronberg II, 20.
Landskrone I, 101. 102. 113. 256—258. II, 130—135.
Lausche I, 146.
Läusebrunnen b. Moys II, 204.
Läusehübel b. Ostritz II, 221.
Limasberg b. Königshain I, 5. 22. (16.) II, 131.
Löbauer Berg I, 21. 29. 141 b. 175. 190. 247—251. 296. 297. 341.
Lubin b. Mehltheuer I, 18.
Luckenberge I, 43. II, 192.
Luchsenburg I, 145.
Marienbrunnen b. Lübben II, 194.
Marienfichte b. Spree II, 243.
Mordgrund b. Lissa II, 187.
Mordhöhle b. Meffersdorf II, 200.
Natternbusch b. Königshain I, 84.
Neiße I, 45. II, 1.
Oelberg b. Königshain I, 181.
Otternstein b. Neuhaus I, 85.
Oybin b. Zittau I, 28. 290. II, 281. 282. 283.
Pandietrich I, 138.
Pfaffenberg b. Schönbrunn I, 169.
Protschen b. Budissin I, 22. (35.) 259. 260. 261. 262. 263. II, 82. 92. 95.
Queißersberg b. Wünschendorf I, 20.
Quergelberg b. Löbau I, 24.
Querborn I, 24. 30.
Rabenbrunnen zu Ebersbach II, 102.
Ramusteich bei Lohsa I, 46.
Reinhardsberg b. Kamenz I, 22. (15.) 275.
Rothstein b. Sohland I, 21.
Salzquellen b. Königsbrück I, 308.
Salzstraße b. Sorau II, 252.
Salzteich b. Hirschfelde II, 147.
Scala am Löbauer Wasser I, 116.
Schafberg bei Baruth I, 283.
Schalkstein b. Johnsdorf I, 298.
Scheibe I, 22. (4.) II, 211. 224.
Schmorz b. Budissin I, 22.
Schönberger Berg I, 124. 271. 333. 334.
Schöpsfluß I, 87. 88. II, 230.
Schornstein b. Königshain I, 19.
Schüllerberg b. Hörnitz I, 22. (4.)
Schwielochsen II, 239.
Semperstein b. Johnsdorf II, 93. 151.
Sibyllenstein bei Elstra I, 15.
Sonnenberg b. Ottenhain I, 16.
Spitzberg b. Heidersdorf I, 92.
Spitzberg b. Sohland II, 246.
Spreefluß I, 45. 48. 49. 82. II, 1.
Steinberg b. Lauban I, 238.
Stromberg b. Weißenberg I, 21. 33. 34. 246. 252—255.
Tanzplatz I, 15. 26. II, 155.
Teufelshöhle b. Budissin II, 95.
Teufelskeller am Löbauer Wasser I, 116.
Teufelsruhe zu Arnsdorf I, 20. 118.
Teufelsschmiede b. Friedersdorf I, 106.
Teufelssteine I, 18. 19. 20. 22. (53.) 95. 96. 97. 100. 101. 115. 117. 118.
Teufelsstube zu Wehrau I, 111.
Teufelsstuhl d. b. Landeskrone I, 101.
Teufelsstuhl zu Maxdorf I, 20. 118.
Teufelswehr zu Wehrau I, 98.
Tetzelseiche b. Nieda II, 214.
Todtensteine I, 18. 19. 109. 193.
Todtenstübchen b. Hermsdorf I, 18.
Tromberg II, 20.
Tschernebog I, 4. 17. 268. 269. 295.
Urberg b. Gerlachsheim I, 20. 22. (54.)
Venusberg b. Ostritz I, 14. 22. 35. 135. 270.
Vensstein b. Neudörfel I, 14. 35.
Weißer Stein b. Gerlachsheim I, 105.
Weißer Stein b. Markliffa I, 22. (56.)
Wettstein b. Markliffa I, 99.
Wolfsberg b. Nieda II, 212.
Worbisberg b. Oppach I, 56.
Zangenberg b. Markliffa I, 168. 266. 267.
Zeisigberge, Ziesberge I, 2.
Zittichstein II, 3.

Berichtigungen.

Seite	9.	Zeile	10.	von	oben	ſtatt: Cianj lies: Ciani.
"	60.	"	5.	"	unten	" Gambririus lies: Gambrivius.
"	105.	"	1.	"	"	" 39. lies: 93.
"	112.	"	1.	"	"	" 199. lies: 208.
"	115.	"	9.	"	"	" 205. lies: 265.
"	146.	"	4.	"	"	" 244 b. lies: 243 b.

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.